Berlin 1688-1840[i.e. Sechzehnhu... bis achtzehnhun...

Ludwig Geiger

Digitized by Google

E69485

Digitized by Google

gr.0.1841

Digitized by Google

j. W. 1581.

Berlin

1688—1840.

Geschichte des geistigen Lebens

der

preußischen Hauptstadt.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Berlin

1688—1840.

Geſchichte des geiſtigen Lebens

der

preußiſchen Hauptſtadt.

Von

Ludwig Geiger.

Zweiter Band

1786—1840.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1895.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Dieſem zweiten und letzten Bande habe ich nur wenige Bemerkungen voranzuſchicken. Er erſcheint ein Jahr ſpäter, als bei der Veröffentlichung des erſten in Ausſicht geſtellt wurde. Wäre es angegangen, ſo hätte ich ihn noch länger zurückgehalten, um noch mehr zerſtreutes Material herbeizuſchaffen und um dem Ganzen eine größere Abrundung und Vertiefung zu geben. Das Drängen anderer Arbeiten und der Wunſch des Verlegers beſchleunigte den Abſchluß.

Auch dieſer Band iſt wie der erſte in drei Bücher getheilt. Während aber die Zeitabſchnitte in den Büchern des vorigen Bandes von ziemlich gleicher Länge waren, iſt hier die Zeitdauer eine ziemlich verſchiedene. Die Gründe dieſer Abgrenzung müſſen ſich aus der Darſtellung ſelbſt erklären. Es liegt im Weſen jener Periode, daß im zweiten Buch die Politik eine größere Rolle ſpielt; gleichwohl durfte auch hier nicht der Verſuch gemacht werden, die politiſch-geſchichtlichen Vorgänge zu erzählen. Ebenſo war es wohlerwogene Abſicht, daß eine Charakteriſtik Friedrich Wilhelm's II. und ſeiner Umgebung gegeben wurde, eine ſolche Friedrich Wilhelm's III. aber nicht. Weſen und Charakter dieſes Königs tritt in vielen einzelnen Bemerkungen derartig hervor, daß für den Leſer ein vollſtändiges Bild daraus entſtehen ſoll.

Digitized by Google

Andererseits weist dieser Band wesentliche Verschiedenheiten gegen seine Vorgänger auf. Die hauptsächlichsten sind der Fortfall der Kapitel, welche Musik, bildende Kunst, sittliche und ökonomische Verhältnisse behandelten. Der Grund davon liegt nicht etwa darin, daß die letzteren an Wichtigkeit verlieren und die ersteren keine rechte Entfaltung haben. Vielmehr ist, wie Jeder weiß, das Gegentheil der Fall. Aber die Fülle des anderweitig zu behandelnden Stoffes war so groß, daß ich absichtlich eine besondere Betrachtung dieser Dinge nicht gab; sie wurden vielmehr nur gelegentlich gestreift. Auch in vielem Anderen that Beschränkung noth. Wenn in den die Wissenschaft behandelnden Kapiteln die Naturwissenschaften zu kurz kommen, so liegt das nur daran, daß ich mir keine Kompetenz zur Besprechung dieser meinen Studienkreisen entfernt liegenden Gegenstände zutraute.

Die Quellen, die ich benutzen durfte, sind ziemlich dieselben, wie die des vorigen Bandes. Im Berliner Geh. Staats-Archiv (G. St. A.) sind mir zwei Reihen von Aktenstücken besonders nützlich gewesen: R 77 = R 77 D XVI Acten des Ministers von Dohna, Polizeirapports aus Berlin, vol. 1—8; R 76 I = R 76 I 505—508 Oberschulcoll. der Churmark. Der Berliner Königlichen Bibliothek (K. B.), besonders der Göritz-Lübeck-Stiftung (G. L. St) verdanke ich das sehr reiche gedruckte, der letzteren auch einiges handschriftliche Material. Die reichen Schätze dieser Bibliothek, die unermüdliche Gefälligkeit und die umfassenden Kenntnisse ihres Leiters bereiteten mir wesentliche Förderung. Neu benutzt ist außer einzelnen gelegentlichen handschriftlichen Mittheilungen (vgl. z. B. die Anmerkungen auf Seite 26, 35, 144, 238, 327, 396, 480, 492, 500, 569) vor Allem die reiche Sammlung der Böttiger-Briefe aus der Kgl. öff. Bibliothek in Dresden. Sie sind meist als „Brief von und an Böttiger" ohne weitere Quellenangabe citirt. Eine Benutzung des Archivs der Akademie der Wissenschaften war mit Rücksicht auf die Local- und Personalverhältnisse unmöglich.

Digitized by Google

Herr Dr. Reicke in Königsberg, Herr Prof. Stoll in Kaſſel ertheilten mir auf Anfragen freundliche Auskunft. Allen Inſtituten und Privaten, die mich bei meinem Werke unterſtützten, ſage ich zum Schluß dieſer Arbeit, die mich viele Jahre beſchäftigt hat, herzlichen Dank.

Berlin, 26. October 1894.

Ludwig Geiger.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Buch.

Seite

Niedergang und Entartung 1786—1808 1

Erstes Kapitel.

Neue Zustände . . . . . 3—57

Friedrich Wilhelm II. 3

Seine Gemahlin Friederike Louise 5

Mirabeau 6

J. Ch. Wöllner 6

Religionsedict und Gegenschriften 7

Geistliche Examinationscommission 11

Censuredict und seine Folgen 12

Vorgehen gegen die Schule 14

Spott gegen Wöllner und Genossen 16

Bischoffswerder 19

Gräfin Lichtenau (Wilhelmine Encke) 21

Wirkung auf die Sittlichkeit 24

Verbrecherlitteratur 26

Geister und Gespenster 28

Plan zum Denkmal Friedrich's des Großen 30

Ehrung deutscher Schriftsteller 30

Germanisirung der Akademie 31

Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise 32

Litterarische Huldigungen für das neue Königspaar 34

Gentz' Sendschreiben 36

Feier des neuen Jahrhunderts 38

Säkularfeier des preußischen Königthums 38

Französische Revolution. Erster Eindruck 40

Allmähliche Veränderung der Stimmung 44

Schriften und Gedichte 50

Maßregeln der Regierung 53

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Seite

Dichter und Schriftsteller . . . . . 58—97
Alte und neue Zeitungen 58
„Friedenspräliminarien“ 60
Reichardt's „Deutschland“ 61
„Minerva“ 62
Gentz' „Deutsche Monatsschrift“ und „Histor. Journal“ . . . 63
Woltmann's „Geschichte und Politik“ 64
H. W. Seyfried's „Chronik von Berlin“ 65
„Der Zuschauer“ 66
„Berliner Allgemeine Anzeigen“ 67
Französische Zeitschrift 68
„Archiv der Zeit und ihres Geschmacks“ 69
„Velocifer“ 70
Volkslyrik 71
Berliner Musenalmanache 1790—97 72
Büchler's Taschenbuch der Toilette 85
Franz Alexander von Kleist 86
Romane. Engel's „Lorenz Stark“ 89
Moritz' „Anton Reiser“ 91
Orientalische, Sitten-, Räuber-Romane 94
Humoristischer Roman. Langbein 96
Romansammlungen 97

Drittes Kapitel.

Unterricht und Wissenschaft . . . . . 98—130
Tabellarische Aufnahmen 98
Religionsuntersuchung 99
J. J. Bellermann 101
Böttiger's Berufung 101
Pädagogische Zeitschriften 102
Friedrichswerdersches Gymnasium 103
Beamtenstellung der Lehrer 104
Mädchen-, Privat-, Handelsschulen 105
Eschke's Taubstummeninstitut 106
Pestalozzi. Plamann'sche Anstalt 108
Gewerbsschulen 109
Veterinär-(Thierarznei-)schule 110
Medicinisch-chirurgische Pepinière 110
Krankenwärterschule 111
Die Charité. Litt. Kampf und Reform 112
Wissenschaftliches Leben. Vorlesungen 115
Arbeiten über deutsche Litteraturgeschichte 116

Digitized by Google

Seite

Horn. v. d. Hagen 118
Geschichte. Joh. v. Müller 119
K. F. Becker 119
Woltmann 120
Ancillon 121
Arbeiten über Berlin 121
Philosophische Studien. Kant 123
Kant's Freunde und Gegner. Kiesewetter. Nicolai 124
Studium Kant's. Die Juden 126
Lazarus Bendavid 128

Viertes Kapitel.

Die Romantiker und ihre Gegner . . . . . 131—154
Ludwig Tieck 131
A. F. Bernhardi 134
W. H. Wackenroder 135
Aug. und Friedr. Schlegel 136
„Lucinde". „Florentin" 136
Shakespeare-Uebersetzung 138
Das Athenäum 139
A. W. Schlegel's Vorlesungen 141
Varnhagen's und Chamisso's Musenalmanach 142
Elog. Meier 144
Gegner der Romantik. Jenisch 145
Gerlieb Merkel 146
Kotzebue 147
Schlegel und Kotzebue. „Ehrenpforte" und „Expectorationen" 148
„Der Freimüthige" 151

Fünftes Kapitel.

Theater . . . . . 155—185
Reorganisation. Engel und Ramler 155
Repertoire unter der neuen Theaterleitung 158
Iffland's Theaterdirection 160
Eindruck auf das Publicum 161
Iffland als Director 162
Neue Stücke: Schiller. Goethe 163
Neue Stücke: Kotzebue. Werner 164
Iffland und seine Schauspieler 165
Kotzebue als Theaterdichter 167
Iffland als Theaterdichter 171
Andere Teaterdichter: Engel 173
F. L. W. Meyer. Seyfried 175

Digitized by Google

Seite
Herklots 176
Rambach 177
„Berlinische Dramaturgie“ 178
Dramaturgische Zeitschriften und Sammelwerke 182

Sechstes Kapitel.

Gesellschaften und Clubs . . . . . 186—206
Feste 186
Berühmte Fremde: Schiller 187
Jean Paul 188
Gall 189
Frau von Staël 190
Die Salons 191
Buchhändlergesellschaften 192
Henriette Herz 193
Rahel Levin 195
Montagsclub 199
Mittwochsgesellschaft 200
Donnerstagskränzchen 201
Philomatische Gesellschaft 203
Luftfahrten 204

Siebentes Kapitel.

Die Franzosenzeit 1806—1808 . . . . . 207—248
Stimmung vor dem Ausbruch des Krieges 207
Eindruck und Folgen der Schlacht bei Jena 210
Benehmen der Bevölkerung beim Einzug Napoleon's 212
Fahnenflucht Einzelner. Joh. v. Müller 214
K. J. Lange's „Nordischer Merkur“ und „Deutscher Herold“ . 216
Lange's „Telegraph“ 218
Vossische Zeitung 219
„Beobachter an der Spree“ 220
Heinsius' „Der preußische Hausfreund“ 221
„Der Freimüthige“ 223
„Das Vaterland“ (Gubitz) 223
Broschürenschreiber. H. v. Held. F. Buchholz 224
Die „Feuerbrände“ und der „Löscheimer“ 226
Die „Lichtstrahlen“ 227
„Berliner“ und „Preußische Charaktere“ 228
Langbein's „Zeitschwingen“ 229
„Sirius oder die Hundspost“ 230
Achim v. Arnim's Lieder 231
Benehmen der Franzosen 233

Seite

Noth der Zeit. Krankheiten. Beschäftigungsanstalten . . . 234
Galantes Leben 236
Vergnügungen 237
Theater 238
Litterarische Stimmung 239
Kühne Aeußerungen Einzelner 240
Fichte's „Reden an die deutsche Nation" 241
Rückkehr der preußischen Truppen 243
Einzugsfestlichkeiten 244
Verhöhnung Lange's 245
Die Versuche und Hindernisse Karl's 246

Zweites Buch.

Wiedergeburt und Befreiung 1808—1815 249

Achtes Kapitel.

Neue Epoche wissenschaftlichen Lebens . . . . . 251—271
J. G. Fichte 251
F. A. Wolf 256
F. D. E. Schleiermacher 261
Wilhelm v. Humboldt 267

Neuntes Kapitel.

Patriotische Stimmung 1809 . . . . . 272—290
Städteordnung 272
Noth der Zeit 273
Tugendbund 274
Justus Gruner, Polizeipräsident 275
Gruner's Stimmungsberichte 276
Theater 280
Censur 281
Kotzebue's „Biene" 282
Achim v. Arnim 286
Fr. Schlegel 286
Buchhändler Reimer 287
Einzug des Königspaares 288

Zehntes Kapitel.

Gründung der Universität . . . . . 291—301
Erster Gedanke zur Errichtung der Universität 291
Weitere Bemühungen 293
Beyme 294
W. v. Humboldt 295

Seite

Berufungen 296
Eröffnung der Universität 296
Niebuhr 297
Brentano's Gedicht 298
Schmalz' Rectoratsrede 299
Gedeihliche Entwickelung der Universität 300

Elftes Kapitel.

Vor dem Sturme 1810—1812 . . . . . 302—330
Tod und Denkmal der Königin Luise 302
Gedichte auf die Königin. Kleist. Werner. Brentano . . . 304
Staatliche Reformen 305
Neuordnung der Akademie 306
Wissenschaftliche Bestrebungen 307
Mesmerismus 308
Zeitungen. Censur 310
Mangel an Patriotismus 311
Wehrhaftmachung der Nation 312
F. L. Jahn 313
Das Turnen 314
Der „Deutsche Bund" 315
Jahrbuch „Hertha" 316
„Die Musen" 316
Fouqué 317
Graf Löben (Isid. Orientalis) 317
Adam Müller's Vorlesungen 318
Sittliche Zustände 319
Lustbarkeiten verschiedener Art 320
Theater 321
Körner's Stücke 322
Goethe 323
Heinrich v. Kleist 324
Durchzug der Franzosen 328

Zwölftes Kapitel.

Die Befreiungskriege 1813—1815 . . . . . 331—355
York's That 331
Einzug der Russen und Preußen 332
Aufruf „An mein Volk" 334
Freiwillige Spenden 335
Poetische Aufrufe 336
A. v. Blomberg 337
Betheiligung der Berliner am Landsturm 339

Digitized by Google

Seite
Mai- und Augusttage 1813 340
Feier der ersten Siege 343
Pariser Friede. Einzug der Truppen 345
Neue Schlachten. Endgültiger Friede 347
Dichtungen von Brentano und Arnim 348
„Der preußische Correspondent“ 349
Berliner Dichtungen 350
Fouqué. Varnhagen. Hundt 351
Censur 352
Uebereifriges Deutschthum 353
Religiöse Stimmung 354
Ernste Auffassung der Zeitumstände 354

Drittes Buch.

Fünfundzwanzig Friedensjahre 1815—1840 357

Dreizehntes Kapitel.

Goethe . . . . . 359—388
Aufnahme der Jugendschriften 359
Berliner Nachdrucke 360
Ehrungen Goethe's 362
Xenien und Antixenien 364
Die Romantiker und ihre Gegner 368
Officielle Verbindung Das Theater 370
Enthusiasten 372
Zelter 373
Dorothea Veit 373
Henriette Herz 374
Rahel Levin 375
Amalie v. Helvig. Bettina v. Arnim 376
Die Hofkreise 377
Die Künstler. Schadow. Rauch 378
Die Musiker. Felix Mendelssohn 380
Vertreter der Wissenschaft. Schultz. Henning. Hegel . . . 382
Jahrbücher für wissensch. Kritik 384
Theater 385
Die Dichter bes. die Mittwochsgesellschaft 387

Vierzehntes Kapitel.

Die Reaction . . . . . 389—413
Deutschthümelei in der Sprache 389
„Deutsch“ und „Teutsch“ 391
Die Gesellschaft für deutsche Sprache 392

Digitized by Google

Seite
Deutsche Geschichte 393
Auftreten gegen die Juden 394
Die Burschenschaft 395
Das Wartburgfest 396
Kotzebue's Ermordung 397
Demagogenriecherei. Sand. Jahn 400
Der Tertianer Wackernagel 402
Censuredict 403
Seltsamkeiten der Berliner Censur 404
Censur gegen das Theater 405
Leihbibliotheken 406
Allgemeine preußische Staatszeitung 407
Stimmung der Bevölkerung 408
Schleiermacher 409
Union 410
Liturgie. Widerstand des Magistrats 411
Gesangbuch. Kirchenverfassung 412

Fünfzehntes Kapitel.

Die jüngere Romantik . . . . . 414—436
Die „Bundesblüthen" und die „Sängerfahrt" 414
Chamisso 415
Fouqué 421
E. T. A. Hoffmann 423
Michael Beer 427
Die Juden 430
Ludwig Robert 431
F. v. Uechtritz 434
Romantik in der Malerei 435

Sechzehntes Kapitel.

Litterarisches Stillleben . . . . . 437—475
Der „Gesellschafter" 437
Andere Zeitschriften 438
Kalender 439
Musenalmanach von J. Curtius 440
Almanache 1830, 31 und Parodie 441
Moritz Veit 442
Karl Werder 443
Franz Kugler 444
Wilh. Wackernagel 445
Andere Berliner Dichtungen 446
Mittwochsgesellschaft 447

Digitized by Google

Seite

Sonntagsgesellschaft. Tunnel 449
L. Lesser (Liber) 450
Langbein 453
D. Lessmann 454
Rellstab und Häring 456
Häring's (W. Alexis') „Cabanis" 457
Rellstab's „1812" 459
Neue Zustände 461
Der ästhetische Thee 462
Zunahme der Bevölkerung 463
Litterarische Schilderungen der Stadt 464
Droschken 465
Straßenzustände und Beleuchtung 467
Mäßigkeitsverein 468
Höhere Geselligkeit 469
Das Stägemann'sche und Mendelssohn'sche Haus 470
Musik und bildende Kunst 471

Siebzehntes Kapitel.

Das Theater . . . . . 476—515
Das neue Gebäude 476
Die neuen Leiter: Brühl und Redern 477
Das Repertoire 479
Raupach 480
P. A. Wolff 486
Clauren 487
Karl Blum 488
Der König und das Theater 490
Theologischer Ansturm 491
Berühmte Gäste 492
Heimische Schauspieler 492
Schauspielerinnen und Sängerinnen 494
Die Oper. Spontini 494
Weber's Freischütz 497
Privattheater Urania 499
Das Königstädtische Theater 499
Cerf, Besitzer der Concession 500
Wesen und Repertoire 501
Henriette Sonntag 502
Goethe's Todtenfeier 504
Theater und Politik 505
Theaterdichter: L. Angely 506
Julius v. Voß 507

Digitized by Google

Seite

Karl v. Holtei 509
Dramaturgische Zeitschriften 511
Saphir's Zeitschriften bes. der „Courier“ 513
J. Curtius' „Estafette“ 514

Achtzehntes Kapitel.

Berliner Witz . . . . . 516—540
Saphir als Begründer 516
Saphir und seine Gegner bes. Wackernagel 517
Saphir und Fr. Förster 520
Saphir als Humorist 521
Frau du Titre 524
L. Drucker, der vergnügte Weinhändler 525
Humor bei Denkmälern 526
Humor bei Gelehrten 527
Berliner Witze 527
Adolf Glaßbrenner 528
Beckmann's „Eckensteher Nante“ 531
Glaßbrenner Novellen und Politik 534
Politisirende Eckensteher und politische Witze 536

Neunzehntes Kapitel.

Erwachen des politischen Sinns . . . . . 541—570
Theilnahme der Bürgerschaft am politischen Leben 541
Umgestaltung der Stadt. Cholera 542
Fabriken. Eisenbahn 543
Post 543
Tägliches Erscheinen der Zeitungen 544
Auswärtige Zeitungen 544
Theilnahme für die Griechen 545
Interesse für die Polen 548
Enthusiasmus für die Julirevolution 548
Börne's Briefe aus Paris 550
Fr. v. Raumer's Briefe 551
Gans' Vorlesungen 552
Politische Broschüren 552
Jarcke's „Politisches Wochenblatt“ 553
Ranke's „Historisch-politische Zeitschrift“ 555
Aufstände in Berlin 556
Demagogenverfolgungen 557
Universität und Politik 558
Die Göttinger Sieben 559
Censurmaßregeln 559

Digitized by Google

Seite

Das junge Deutschland 360
Rahel Levin 362
Bettina v. Arnim 363
Charlotte Stieglitz 365
Theodor Mundt 367

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wissenschaftliches Leben . . . . . 371—619
Geistiges Berlin 371
Evangelische Theologie: Neander 372
Schleiermacher's Ende 373
Hengstenberg 375
Ludwig Jonas: Bekenntniß 376
Reform der Gymnasien 377
Klumpfuß, Unterrichtsminister 378
Joh. Schulze, Geh. Rath 378
Gymnasien 379
Realschule 381
Städtische Schulen 382
A. G. Spilleke 382
A. Meinecke 383
„Griechheit" und „Gesetzlose" 384
Ph. Buttmann und Jungk 385
Geschichte der Universität 386
Universität und Regierung 389
Theologen: Neander 390
Hengstenberg 391
Juristen: Gans 393
Savigny 394
Historiker Wilken 396
Raumer 397
Ranke 398
Geograph: K. Ritter 601
Philologen: Boeckh 601
Lachmann 604
Philosophen: Hegel 606
„Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" 611
Privatvorlesungen 613
Naturforscher-Versammlung 613
Naturwissenschaft 614
Alexander v. Humboldt 615
Tod des Königs. Schluß 617

Digitized by Google

Erſtes Buch.

Niedergang und Entartung.

(1786—1808.)

Seite

Das junge Deutſchland 560
Rahel Levin 562
Bettina v. Arnim 563
Charlotte Stieglitz 565
Theodor Mundt 567

Zwanzigſtes Kapitel.

Wiſſenſchaftliches Leben . . . . . 571—619
Gelehrtes Berlin 571
Privatgelehrte: Meuſebach 572
Varnhagen v. Enſe 573
Clauſewitz 575
Hohe Staatsbeamte: Süvern 576
Reform der Gymnaſien 577
Altenſtein, Unterrichtsminiſter 578
Joh. Schulze, Geh. Rath 578
Gymnaſien 579
Realſchule 581
Städtiſche Schulen 582
A. G. Spilleke 582
A. Meinecke 583
„Griechheit“ und „Geſetzloſe“ 584
Ph. Buttmann und Zumpt 585
Geſchichte der Univerſität 586
Univerſität und Regierung 589
Theologen: Neander 590
Hengſtenberg 591
Juriſten: Gans 593
Savigny 594
Hiſtoriker: Wilken 596
Raumer 597
Ranke 598
Geograph: K. Ritter 601
Philologen: Boeckh 601
Lachmann 604
Philoſophen: Hegel 606
„Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik“ 611
Privatvorleſungen 613
Naturforſcher-Verſammlung 613
Naturwiſſenſchaft 614
Alexander v. Humboldt 615
Tod des Königs. Schluß 617

Erſtes Buch.

Niedergang und Entartung.

(1786—1808.)

Erſtes Kapitel.

Neue Zuſtände.

Der Gegenſatz Friedrich Wilhelm's II. zu ſeinem großen Vorgänger trat in vielen Dingen hervor. Friedrich Wilhelm I. war gefürchtet, Friedrich II. von ferne angeſtaunt, dabei aber bekrittelt worden, Friedrich Wilhelm II. wurde geliebt. War der Vater des großen Friedrich in ſehr unſanfte Berührung mit ſeinen Unterthanen getreten, hatte dieſer ſelbſt ſich in unnahbarer Ferne gehalten, ſo trat der neue König in nahe Beziehungen zu dem Volke. Man ſehnte ſich nach einem Fürſten, den man lieben konnte und gab dem den Namen des „Vielgeliebten", der ſeinen Vorgängern gegenüber gewiß der am wenigſten Würdige und Thätige war. Der Berliner war und iſt im Grunde ſeines Herzens loyal; dieſe Loyalität bekundete ſich gerade Friedrich Wilhelm II. und den Seinigen gegenüber. Des Königs Geburtstag wurde regelmäßig durch Reden mannigfachſter Art, durch Gedichte und verſchiedene Huldigungen gefeiert.*) Als des Königs Schweſter, die Prinzeſſin von Oranien, am 2. Juli 1789 nach Berlin kam**), wurde ſie ſchon in Schöneberg vom Polizeipräſidenten eingeholt, in feierlichem Zuge von Kaufleuten und Gewerken nach der Stadt geleitet, wobei die Kaufmannſchaft „in ſcharlachfarbenen Ober- und weißen Unterkleidern mit orangefarbenen Cokarden und Hüten" erſchienen war. Händler der

*) Für das Jahr 1789 vgl. Hinweiſungen und Auszüge in Geiger, Vorträge und Verſuche, Dresden 1890, S. 168 fg.

**) Das Folgende nach der Voſſ. Zeitg. Jahrg. 1789.

verſchiedenſten Art kündigten Waaren mit irgend einer Huldigung für die Prinzeſſin an, z. B. einer „Orange Schnupftabak", von dem er rühmte, „dieſer Tabak iſt orange couleur, von orange Geruch und orange Papier". Für die Prinzeſſin wurden Feſtpredigten von Sack gehalten; ſie wurde Ehrenmitglied der Akademie der Künſte; ſie erſchien in einer ihr zu Ehren veranſtalteten Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften, in welcher Achard verſchiedene Verſuche über Verwandlung der phlogiſtiſirten in dephlogiſtiſirte Luft anſtellte; durch den Glanz des brennenden Phosphors wurde folgende verborgen angebrachte Inſchrift mit einem brennenden Glanze unvermuthet dargeſtellt: L'éclat le plus vif cède à celui dont brille l'auguste Wilhelmine. Der Empfang der Prinzeſſin in Charlottenburg war von großer Pracht; eine zur Feier ihres Geburtstages (7. Auguſt) abgehaltene Redoute im Opernhauſe von nie geſehenem Glanz; ein Land- und Waſſerfeuerwerk brachte der Prinzeſſin große Huldigungen; Blumen und Gedichte wurden ihr überreicht, in denen ſie als Blumengöttin und Herzenskönigin gefeiert wurde.

Alle dieſe Huldigungen galten doch in erſter Linie dem Könige ſelbſt. Ihm, deſſen „unbegränzte Güte", deſſen „wahre Tugend" allgemein anerkannt ſei, wollte die Muſe, wie ſie in einem Gedichte zur Feier der Redoute 1788*) erklärte, ihre Kräfte mit größerem Eifer weihen als ſeinem Vorgänger. Mochte dieſer Schrecken einer Welt geweſen ſein, „doch Friedrich Wilhelm iſt die Liebe". Friedrich Wilhelm II. (geb. 25. September 1744, geſt. 16. November 1797) war eine imponirende Erſcheinung, ein ſchöner, kräftiger Mann, der noch in ſeinem Alter ſeines Eindrucks auf Frauenherzen ſicher war. Er war kein Krieger, obwohl er gelegentlich Kriegsluſt zeigte, und kein Diplomat, obgleich er ſich die Meiſterſchaft auf dieſem Gebiete zutraute. Er war ein Fürſt des Friedens, nicht ohne Kenntniſſe und nicht ohne Sinn für Bildung. Er beſchützte die Künſte, liebte vor

*) Vgl. Berliner Neudrucke II, 3, S. 6.

Allem die Musik, in deren Ausübung er freilich kein Meister war wie sein Vorgänger. Dem französischen Wesen Jenes setzte er, keineswegs bloß aus Widerspruchsgeist, ein deutsch-nationales entgegen: er pflegte die deutsche Litteratur, begünstigte das deutsche Theater und wirkte darauf hin, daß in der Berliner Akademie die deutsche Sprache statt der französischen eingeführt wurde. Auch in manchem Anderen zeigte er den Gegensatz gegen seinen großen Oheim. War dieser ein Weiberfeind gewesen, der, wie er sich selbst der Frauen enthielt, so Weiber an seinem Hofe nicht duldete, so war jener, vermöge eines stark ausgebildeten sinnlichen Hanges, zeitlebens den Weibern unterthan. Hatte dieser kraft seines klaren durchdringenden Verstandes alles Uebernatürliche von sich gewiesen, so hatte jener, wie es bei schwachen anlehnungsbedürftigen Naturen leicht vorkommt, eine Neigung zum Mystischen, Uebersinnlichen, er liebte alchymistische Spielereien und glaubte an die Einwirkung von Geistern. Wenn dieser endlich auf sich selbst stand, sein erster Minister war, Alles still in seinem Innern erwog und Freunde und Vertraute, mochten sie nahe oder fern leben, mehr von dem Geschehenen unterhielt, als das Zugeschehende mit ihnen erwog, so brauchte jener unselbständig, wie er war, Rathgeber und Mitwisser, irrte sich aber nicht selten bei der Wahl derselben und schenkte sein Vertrauen oft Unwürdigen.

An diesem Hofe spielte die Königin noch weniger eine Rolle, als unter der früheren Regierung. Sie war fromm und liebte die Einsamkeit. „Dein Scepter ist die Gütigkeit und Sanftmuth deine Krone" sang man von ihr.*) Wie bei Kriegsliedern an den König, so wandte man sich mit Friedensphantasieen an die Königin. Aber „die Göttinnen des Trostes und der Hoffnung"**) erschienen verwundeten Herzen doch wohl mächtiger und wirkungsvoller, als in der schwächlichen Phantasie eines ungenannten

*) Berl. Gedichte (Neudr. II, 3, S. 90).

**) Eine Phantasie, erzählt Ihrer Maj. Friederike Louise Königin von Preußen, Berlin im Rosenmonde 1793. 4 Bll. (Samml. d. V. f. d. G. B.)

Schriftstellers. „Diese große und gute Fürstin," so heißt es in einer bald nach dem Regierungsantritt des Königs erschienenen Schrift*), „wird ihren Unterthanen durch die vielen Tugenden und vortrefflichen Eigenschaften, die sie an ihr entdecken, von Tage zu Tage theurer; ihr Vergnügen ist wohlzuthun, ihrem Gemahl die aufrichtigste Ergebenheit zu bezeigen und im Zirkel ihrer Kinder einer stillen Freude zu genießen."

In Mirabeaus Briefen**), den merkwürdigen Beobachtungen eines scharfsinnigen, wenn auch nicht tendenzlosen Ausländers, kommt einmal die eine traurige Antwort vorausahnende Frage vor: „Was wird das Schicksal eines Landes sein, in das die Priester, die Visionäre und die Buhlerinnen sich theilen werden?" Die Zeit der Wöllner, Bischoffswerder, Lichtenau ist in diesen Worten vorherverkündigt.

J. Chr. Wöllner***) ist der „intriguante Pfaffe", wie ihn Friedrich der Große in dem Bescheide auf sein Gesuch um Erhebung in den Adelsstand so unvergleichlich richtig charakterisirt hat. Er war Pfarrer, dann Landwirth, Beamter des Prinzen

*) „Geheime Briefe über die preußische Staatsverfassung seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's des Zweyten." Utrecht 1787. S. 64.

**) Ueber Mirabeau in Berlin vgl. Alfred Stern, Das Leben Mirabeau's, Berlin 1889, I, S. 192ff. — Brief an Friedrich Wilhelm, Uebersetzung mit Gegenschrift, S. 205, A. 1. — Die Histoire secrète de la cour de Berlin ou correspondance d'un voyageur français, depuis le 5. juillet 1786 jusqu'au 19. janvier 1787 ouvrage posthume erschien in 2 Bänden 1789 o. O. Auch deutsch: Geheime Geschichte des Berliner Hofes. 2 Theile. Cölln 1789. Dagegen E. L. Posselt: Ueber Mirabeau's Histoire secrète de la cour de Berlin. Aus authentischen Quellen, Carlsruhe 1789; und Baron de Trenck: Examen politique et critique d'un ouvrage intitulé: Hist. secrète; Berlin o. J., auch ins Deutsche übersetzt: Trenck contra Mirabeau u. s. w. Leipzig 1789. — Zur Kritik der „Geheimen Geschichte" Stern, S. 210fg.

***) Ueber Wöllner: A. Teller, Gedächtnißrede. Erinnerungen an das Ministerium W. Leipzig 1846; Sack, Zur Geschichte des geistl. Ministeriums W., Zeitschr. f. hist. Theol. 1862; J. D. E. Preuß, Zur Beurtheilung W., Zeitschr. f. preuß. Landeskunde 1865. — Allgemein, apologetisch: P. Cassel, Friedrich Wilhelm II., eine hundertjährige politische und kirchliche Erinnerung. Gotha 1886. — Speciell für Preßverhältnisse

Heinrich. Er ſchloß ſich dem Orden der Roſenkreuzer an, einer geheimen, von unbekannten Obern geleiteten Verbindung, die im Beſitze uralter Theologie, alchymiſtiſcher Geheimniſſe, wirkſamſter Univerſalmittel zu ſein behauptete. Er kam mit dem ſpäteren König in Verbindung und veranlaßte deſſen Aufnahme in den Orden (1781), wurde ſein Vertrauter und hielt ihm in Friedrichs letzten Jahren Vorträge über verſchiedene Gegenſtände der Verwaltung. Schon in dieſen eiferte er wider die Aufklärung und deren Folgen. Sobald Friedrich Wilhelm zur Regierung gelangt war, überſchüttete er nicht nur ſeine Ordensgenoſſen mit Ehren und Auszeichnungen, ſondern ließ ſich auch durch ſie zu feindlichen Schritten gegen die Aufklärer beſtimmen. Als ihr Opfer fiel der Miniſter Zedlitz; an ſeine Stelle wurde Wöllner (3. Juli 1788) zum Chef des geiſtlichen Departements und zum Juſtizminiſter berufen. Zwei Verordnungen kennzeichneten die Geſinnung des neuen Staatsmannes und beſtimmten das geiſtige Leben Berlins: das Religions- und das Cenſuredict.*)

Schon am 9. Juli wurde das erſtere erlaſſen. Seine wichtigſte Beſtimmung iſt § 7. Der König habe zu ſeinem Leidweſen bemerkt, „daß manche Geiſtliche der proteſtantiſchen Kirche ſich ganz zügelloſe Freiheiten in Abſicht des Lehrbegriffs ihrer Confeſſion erlauben, verſchiedene weſentliche Stücke und Grundwahrheiten der proteſtantiſchen Kirche und der chriſtlichen Religion überhaupt wegleugnen und in ihrer Lehrart einen Modeton annehmen, der dem Geiſte des wahren Chriſtenthums völlig zuwider und die Grundſäulen des Glaubens der Chriſten am Ende wankend machen würde. Man entblödet ſich nicht, die elenden, längſt widerlegten Irrthümer der Socinianer,

---

Kapp's Veröffentlichungen: Actenſtücke zur Geſchichte der preußiſchen Cenſur- und Preßverhältniſſe unter dem Miniſter W., Archiv für Geſch. des Buchhandels, Bd. IV, V. — Für Wöllner und die geſammte Zeit: M. Philippſon, Geſchichte des preußiſchen Staatsweſens vom Tode Friedrich des Großen bis zu den Freiheitskriegen. 2 Bde. Leipzig 1880.

*) Vgl. außer den S. 6 A. *** erwähnten Schriften Geiger, Vorträge, S. 177 ff., 191 fg.; G. Frank, Geſch. der proteſt. Theol., III, 174 ff.

Deiſten, Naturaliſten und anderer Sekten mehr wiederum aufzuwärmen und ſolche mit vieler Dreiſtigkeit und Unverſchämtheit durch den äußerſt gemißbrauchten Namen Aufklärung unter das Volk auszubreiten, das Anſehen der Bibel als des geoffenbarten Wortes Gottes immer mehr herabzuwürdigen und dieſe göttliche Urkunde der Wohlfahrt des Menſchengeſchlechts zu verfälſchen, zu verdrehen oder gar wegzuwerfen; den Glauben an die Geheimniſſe der geoffenbarten Religion überhaupt und vornehmlich das Geheimniß des Verſöhnungswerks und der Genugthuung des Welterlöſers den Leuten verdächtig oder überflüſſig, mithin ſie damit irre zu machen und auf dieſe Weiſe dem Chriſtenthum auf dem ganzen Erdboden gleichſam Hohn zu bieten. Dieſem Unweſen wollen wir nun in unſeren Landen ſchlechterdings um ſo mehr geſteuert wiſſen, da wir es für eine der erſten Pflichten eines chriſtlichen Regenten halten, in ſeinen Staaten die chriſtliche Religion, deren Vorzug und Vortrefflichkeit längſt erwieſen und außer allem Zweifel geſetzt iſt, bei ihrer ganzen hohen Würde und ihrer urſprünglichen Reinigkeit ſo wie ſie in der Bibel gelehrt wird und nach der Ueberzeugung einer jeden Confeſſion der chriſtlichen Kirche in ihren jedesmaligen ſymboliſchen Büchern einmal feſtgeſetzt iſt, gegen alle Verfälſchungen zu ſchützen und aufrecht zu erhalten, damit die arme Volksmenge nicht den Vorſpiegelungen der Modelehrer preisgegeben und dadurch Millionen unſerer guten Unterthanen die Ruhe ihres Lebens und ihr Troſt auf dem Sterbebett nicht geraubt und ſie alſo unglücklich gemacht werden." In einem ferneren Paragraphen war beſtimmt, daß kein Geiſtlicher, Prediger und Schullehrer ſich dieſer Irrlehre mehr ſchuldig machen dürfe. Halte der Geiſtliche die Ueberzeugung der Aufklärer für wahr, ſo möge er ſie im Herzen haben, aber „er müßte ein Amt niederlegen, wozu er ſich ſelbſt aus obiger Urſache unbrauchbar und untüchtig fühlt".

Solche Drohworte richteten ſich in erſter Linie gegen Berliner Prediger und Schriftſteller. Dieſe äußerten ſich daher zuerſt

über das Edict. Teller, Spalding, Sack, Büsching, Diterich*) reichten, nachdem der Erstgenannte schon vorher um Dispens von seinem Predigeramt gebeten hatte, eine Schrift dem König ein, ihre Bedenken gegen das Edict enthaltend. Sie wurden nicht angehört, sondern laut einer an den Großkanzler v. Carmer gerichteten Ordre von diesem, Dörnberg, Wöllner, zurechtgewiesen, daß ihre (der Oberconsistorialräthe) Milde und Nachgiebigkeit Schuld an dem Umsichgreifen irreligiösen Unfugs trage. Auch einzelne charaktervolle Schriftsteller traten gegen das Edict auf. Außer dem Zopfschulz (I, 357 ff.), dem aufklärerischen Theologen, sind unter den Verfassern der etwa 100 damals erschienenen Schriften besonders gelehrte Laien und populäre Satiriker bemerkenswerth. Als Vertreter der ersteren mag Heinrich Würzer gelten, als der der letzteren K. F. Bahrdt.

Würzer's Schrift**) war dem Könige selbst gewidmet. Der Autor protestirte gegen einzelne Worte des Gesetzes, z. B. „Dreistigkeit" und „Unwürdigkeit", die sich mit dessen Würde nicht vertrügen, wendete sich aber besonders gegen seine allgemeine Tendenz. Als solche betrachtete er erstens die neue Bestätigung der alten Glaubenssätze, zweitens die Errichtung der protestantischen Inquisition und drittens Belohnungen und Strafen, welche den Gehorsamen und den Zuwiderhandelnden bestimmt waren. Aber er gab mehr als eine bloße Bekämpfung eines erlassenen Gesetzes. Er leugnete z. B., daß die Bibel das geoffenbarte Wort Gottes sei; er stellte in Abrede, daß eine Religion bürgerlicher Verordnungen und Anstalten bedürfe, um bei ihrer Würde geschützt zu werden, und er wollte nicht gelten lassen, daß der König das Recht habe, ein bestimmtes Religionsedict zu erlassen. „Es läßt sich schlechterdings kein Grund ersinnen, weswegen ein Regent in Hinsicht auf die Religion seines Landes andere Rechte haben sollte, als erstlich diejenigen, die ihm als

*) Ueber alle diese s. Bd. I passim, bes. 335 ff.

**) Bemerkungen über das preuß. Rel.-Edikt nebst einem Anhang über Preßfreiheit. Berlin 1788.

dem Oberhaupt des Staates zukommen, um die öffentliche Ruhe zu erhalten und alle von dem Fanatismus oder von den Zänkereien der Geiſtlichen zu beſorgenden Unruhen zu verhindern, und dann die Collegiatrechte der Kirche, inſofern dieſe dieſelben ohne Verletzung irgend eines Menſchenrechtes behaupten und dem Landesherrn übertragen könne."

K. F. Bahrdt's Luſtſpiel*) ſchildert zunächſt einen betrunkenen, in einem nahe bei Berlin belegenen Dorfe lebenden Pfarrer Blumenthal als Autor des Edicts. Er ſchlägt zwar ſeine Hausgenoſſen zu Boden, kann aber deren gegen das Geſetz gerichtete Angriffe, die in einer Befürwortung der Sectirer, Trennung der Moral von der Religion, der Kirche vom Staat gipfeln, nicht abwehren. Dieſen Pfarrer nun führt der Dichter nach Berlin und läßt den Gierſchlund, der ſich dem Wirth gegenüber als Nüchternheitsapoſtel darſtellt, im Wirthshaus mit den Aufklärern und deren Gegnern zuſammenkommen. Dieſe Wirthshausſcene, die voll von Anſpielungen auf kleine litterariſche Vorgänge jener Zeit iſt, endet mit einer großen Prügelei der Betheiligten. Blumenthal begibt ſich, nachdem der Wirth die Gäſte entfernt hat, im dritten Act zu Wöllner und wird von ihm eingeweiht in die mancherlei Intriguen, welche er und ſeine Creaturen am Hofe des Königs mit Irreleitung des gutgeſinnten aber ſchwachen Monarchen ausführen. In einer Staatsrathsſitzung, die in demſelben Act folgt, wird das Religionsedict von den Miniſtern unterſchrieben, zwei Secretäre und der Großkanzler Carmer ſehen traurig einer neuen ſchlimmen Zeit entgegen. Der letzte Act — der vierte fällt aus dem Rahmen heraus und enthält Angriffe gegen die Univerſität Halle — ſpielt im Berliner Thiergarten und iſt angefüllt mit Geſprächen verſchiedener Spaziergänger über das Religionsedict. Der Handwerker, der Neugeadelte, der Prediger, alle ſind unzufrieden mit den neuen Beſtimmungen. Der uns bekannte Zopfſchulze wird

*) Das Religions-Edict. Ein Luſtſpiel in 5 Aufzügen. Eine Skizze. Thenakel 1789. Gedruckt durch J. M. Bengel.

verherrlicht, und das Ganze endet mit einer Glorifikation des Kronprinzen. Denn er, der hinter einer Hecke die Gespräche mitangehört hat, ruft aus: „Geist meines Onkels! umschwebe mich, leite mich, bis ich zum Ziele gelange, wo ich ganz in dir leben und wirken werde! — Dann sollen alle die Großinquisitors und Geisterseher und Rosenkreuzer ihren Lohn bekommen, für alle die Schande, die sie dem preußischen Staate und Throne zugefügt haben."

Alle drei Schriftsteller wurden für ihre Kühnheit bestraft. Bahrdt schmachtete lange im Gefängniß, Würzer bekam einen scharfen Verweis, Schulz ward nach langem Processe, in dem er vom Kammergericht und Consistorium zwar nicht als „protestantisch-lutherischer", wohl aber als „christlicher" Prediger erklärt wurde, seines Amtes entsetzt.

Diesem Religionsedict folgten andere Bestimmungen. Dazu gehörte, nachdem die Einführung einer Neubearbeitung von J. S. Diterich's 1754 zuerst erschienenem Lehrbuch an dem einmüthigen Widerstand der Theologen gescheitert war, die Anbefehlung (1792) des Catechismus „Die christliche Glaubenslehre", nach Henke's Urtheil „eines der armseligsten Bücher in seiner Art". Dazu gehörte ferner die Bestimmung einer Examinationsordnung und die Einsetzung einer Examinationscommission — letztere gegen den starken, aber unbeachteten Widerspruch des Oberconsistoriums. Ihre Mitglieder waren außer Silberschlag und Woltersdorff besonders H. D. Hermes (1734—1800) und G. K. Hillmer (geb. 1758)*), beide unbedeutende Schriftsteller, die, um eine Rolle zu spielen, sich an Wöllner drängten — der erstere ein bornirter orthodoxer Theologe, der wenigstens der einmal ausgesprochenen Ansicht treu blieb, der letztere gar nicht theologisch vorbereitet, unfähiger Dichter und Uebersetzer, der, sobald er seine klägliche Rolle ausgespielt hatte, im Dunkel verschwand. Ihr Werk war eine Ueberwachung geistlichen Lebens

*) Vgl. A. D. B. XII, 197, (Hillmer fehlt) und Meusel s. v.

und theologiſcher Lehre, Unterjochung der Prediger, Förderung öden Buchſtabenglaubens und Vernichtung jeder ſelbſtändigen geiſtigen Regung. Gegen dieſe Thätigkeit herrſchte nicht bloß bei den Rittern der Aufklärung ſtiller Ingrimm, ſondern lebhafte Indignation von allen Seiten. Die Berliner Prediger, die trotz mancher Denunciationen im Ganzen unbehelligt blieben, unterwarfen ſich weder wie Kant noch empörten ſie ſich offen wie die Hallenſer Profeſſoren, ſondern verharrten ruhig bei ihren Anſchauungen, verloren jedoch die begeiſterte Freudigkeit an Lehre und Leben. Auch die wahrhaft Frommen konnten an ſolchem Regiment keine Freude finden. Frömmler und Heuchler waren die Einzigen, die jubelnd den Beginn ihres Regiments begrüßten.

Mit dem Religions- ſteht das Cenſuredict in nahem Zuſammenhang. Es wurde am 19. December 1788 erlaſſen. Seine Beſtimmungen ſelbſt waren nicht ſtreng. Die Schriftſteller wurden nur unter die Beſtimmungen des gemeinen Rechts geſtellt, Drucker und Verleger nur mit Geldſtrafen belegt, höchſtens bei gewohnheitsmäßiger Umgehung der Cenſurbehörde mit Entziehung ihres Privilegs beſtraft. Gegen das Edict richtete ſich daher nur eine Schrift.*) Sie rügte die durch die Cenſur dem Drucker entſtehenden Koſten und Zeitverſäumniſſe und bemängelte namentlich den Paragraphen, der einzelne dem Cenſor entgangene Stellen für nachträglich ſtraffällig erklärte und Privatperſonen berechtigte, wegen Beleidigungen Verleger und Drucker zur Rechenſchaft zu ziehen.

Weit ſchlimmer als das eigentliche Geſetz waren die Beſtimmungen, die ſich daran ſchloſſen.

*) J. F. Unger, Einige Gedanken über das Cenſuredict. Berlin 1789. Unger an Bertuch (ungedr.) 29. März 1789: „Ich habe es gut gemeint, das iſt aber auch alles; ſie beweiſt wenigſtens, daß wir noch nicht ſo unterdrückt und im Joch des Zwanges liegen, da wir uns noch erfrechen konnten, Erinnerungen gegen eine königliche Verordnung zu machen. Sie wird aber nichts helfen. Das iſt noch der beſte Troſt Derer, die dieſes Edict veranlaßten."

Der Hauptschlag erfolgte im Oktober 1791. Damals wurden, da Schlüter, Zöllner u. A. sich als sehr milde Censoren bewiesen hatten, Hermes' und Hillmer's strenger Censur alle theologischen und moralischen Bücher, sowie alle Brochüren, Zeit- und Gelegenheitsschriften unterstellt. Die „Allgemeine deutsche Bibliothek" wanderte, um den Censurplackereien enthoben zu sein, nach Kiel, die „Berlinische Monatsschrift", nachdem einem Artikel Kants das Imprimatur verweigert worden war, nach Dessau. Für die Nicolaische Zeitschrift blieb es dabei nicht. Ihr, als der Hauptstütze neologischer Bestrebungen wurde der Debit in Preußen entzogen und erst nach vielen beweglichen Vorstellungen Nicolais und anderer Berliner Buchhändler wiedergestattet. Die Wiedereinführung dieses Hauptorgans der Aufklärung (7. April 1795) konnten die Censoren nicht verwinden. Sie suchten Nicolai für den Inhalt verantwortlich zu machen, was dieser mit dem Hinweis darauf ablehnte, daß er gar nicht mehr Verleger sei und versuchten ganz am Ende ihres Regiments (23. Dezember 1796) noch einmal einen wiewohl erfolglosen Ansturm wider ihn und sein Blatt. Selbst die politischen Berliner Zeitungen wollte Hillmer unter seine Censur bekommen, weil einmal in die Spenersche sich ein angeblich antireligiöser Artikel verirrt hatte; doch wurde den Zeitungen nur verboten (Juli 1793), in Zukunft überhaupt theologische Aufsätze oder Recensionen zu bringen. Eine neue Verschärfung der Censurbestimmungen beantragten Hermes und Hillmer im März 1794. Sie baten, den Berliner Buchhändlern anzubefehlen, das halbjährliche Verzeichniß ihrer Verlagsartikel Hillmer vorzulegen, ferner ihm jede verdächtig erscheinende Schrift zur Durchsicht zu übergeben. Trotz des entschiedensten Protestes der Berliner Buchhändler, trotz des Widerspruchs der churmärkischen Kammer wurde der Antrag der Obercensoren genehmigt. Die Wirthschaft dieser Censoren kann durch einige Beispiele illustrirt werden. In Rosegartens Predigten strichen sie Stellen und setzten dafür andere ein; Zeitschriftaufsätzen fügten sie große Anmerkungen

hinzu, die als ſolche der unglücklichen Autoren gelten mußten. Eine Abhandlung von Heynatz durfte nicht gedruckt werden, weil es darin hieß, eine Stelle im Buche Johannes werde von vielen Philologen für unecht gehalten; der Druck von Ewalds „Urania“ wurde wegen eines Aufſatzes von Lavater verboten, mit der Begründung: „der Verfaſſer habe nicht die rechte Meinung von Gott.“ Eine noch weitere Verſchärfung wurde ſeitens der Cenſoren beantragt und von Wöllner unterſtützt (Februar, März 1796). Sie wollten die Strafen für Buchdrucker und Verleger merklich erhöhen, namentlich aber den beim Kammergericht und anderen Collegien angeſetzten Cenſoren zur Pflicht machen, auch Romane und andere Schriften, die ganz von theologiſchen Dingen handelten oder einzelne theologiſche Stellen enthielten, der Commiſſion vorzulegen. Doch ſcheint es nicht, daß dieſe neue Forderung, die ſchließlich alle litterariſchen Erſcheinungen der Commiſſion überliefert hätte, genehmigt wurde.

Nach Religion und Preſſe kam die Schule an die Reihe. Zedlitz hatte ein Oberſchulcollegium eingerichtet — Meierotto und Gedike gehörten neben Wöllner zu ſeinen Mitgliedern —, das ein Unterrichtsgeſetz vorbereiten ſollte. Aber weder zu einem ſolchen Geſetze noch zu einer Schulreform kam die neue Behörde, die durch Zedlitz' Sturz (April 1788) ihr geiſtiges Haupt verlor. Nur über den Religionszuſtand der Schulen wollte man wachen. Darüber reichte die Immediatcommiſſion einen Bericht*) ein (31. 12. 93), in dem es hieß, „daß wir in Hinſicht der niederen und Parochialſchulen die göttliche Güte preiſen, welche faſt die meiſten dieſer Schullehrer bei dem Sinn erhalten hat, die reine unverfälſchte Wahrheit auf echt bibliſche Art der Jugend beizubringen“. 15 Lehrer wurden als vortrefflich oder gut, 3 als ganz unmoraliſch bezeichnet, 5 andere als Männer charakteriſirt, „welche theils die Hauptwahrheiten des Chriſten-

*) G. St. A. R. 76, I, 521.

thums nur kalt berührten, theils in der Perſon Jeſu Chriſti nur einen Lehrer, in ſeiner Erlöſung nur Befreiung vom Aberglauben und jüdiſchen Vorurtheilen, in der Bekehrung nur eigene Beſſerung und Ablegung der Fehler und Schwächen finden wollten und überhaupt den Mangel eigener Erkenntniß durch Abweichung von dem bibliſchen Vortrag und durch neuern neologiſchen Modeton deutlich zeigten." Unterricht und Kenntniß in den Gymnaſien ſtehe höchſtens auf derſelben Stufe, wie in den niederen Schulen; manchmal ſei es ſchlimmer, „beſonders können wir von dem Friedrichswerderſchen Gymnaſium nach Pflicht und Gewiſſen nichts Anderes ſagen, als daß der den jungen Leuten gegebene Religionsunterricht nicht nur nicht wahrhaft chriſtlich, ſondern ſowohl in der Wahl der vorgetragenen Materien als auch in der Behandlungsart derſelben nach dem jetzt herrſchenden Ton von der Erkenntniß der eigentlichen Heilslehre abführend und durchaus ſchriftwidrig befunden worden." Es wurde daher beſchloſſen, daß in jeder Claſſe jedes Gymnaſiums zwei Stunden in der Woche Religionsunterricht zu ertheilen ſei und zwar in der Unterſtufe nach dem Handbuch des Mores, in der obern nach der „chriſtlichen Lehre im Zuſammenhang." Die unmoraliſchen Lehrer wurden abgeſetzt, die lauen gewarnt, allen, auch den Inſpectoren eingeſchärft, „daß die wahre chriſtliche Religion nach den Confeſſionsbüchern unſerer evangeliſch-lutheriſchen Kirche treu und redlich gelehrt werden ſoll und daß die Lehrer bei befundener Renitenz unfehlbare Remotion zu gewarten haben." Lehrer und Inſpectoren erklärten darauf, daß das Geforderte geſchehen ſei oder geſchehen würde.

In dumpfem Groll duldeten die Berliner die Herrſchaft Wöllners und ſeiner Spießgeſellen.

Nichts zeigt den Gegenſatz der Berliner Volksſtimmung bei ſeinem Kommen und Gehen beſſer als der Hinweis auf einige ihm gewidmete litterariſchen Betrachtungen. Als er zum Miniſter ernannt wurde, ſang die regierungsfreundliche und fromme

Tochter der Karschin*), die von der Mutter Sangeslust und Sangesunfähigkeit geerbt hatte:

Über alles, was im ganzen Lande
Wahrheit predigt, Sitte lehrt,
Hat nun Aufsicht, im Ministerstande
Wöllner, den der König ehrt.

Auf die reinste Lehre wird Er halten;
Keines Schriftverdrehers Hand
Darf hinfort am Glaubenspfeiler spalten,
Der Jahrhunderte bestand.

Als er aber am 11. März 1798 ging, nachdem er noch das königliche Schreiben vom 27. Dezember 1797, durch welches die Prüfung der Geistlichen in würdiger Weise wiederhergestellt wurde, in seiner inquisitorischen Weise zu deuten versucht hatte, wurde er vom Berliner Volkswitz sehr stark verspottet**). Er wurde als der Esel gehöhnt, der sich von seinem Dorfe aus, wo er ganz unbemerkt gelebt hatte, entfernt und zum obersten Haupt erhoben hatte, der im Verein mit Blindschleich und Maulwurf (Hillmer und Hermes), regiert hatte, von Schafen und Gänsen hofirt, nun aber vom Löwen, zu dem die Klagen der übrigen Thiere gedrungen, verjagt worden war.

Auch sonst fehlte es nicht an litterarischen Neckereien des mächtigen aber gehaßten und verachteten Mannes, Neckereien, welche theils zur Zeit der Macht, theils zu der der Ungnade erschienen und bald offen, bald in manchen Umhüllungen die Ansichten ihrer Verfasser ausdrückten. Kleine Hiebe gegen Wöllner wurden gelegentlich ausgetheilt in dem Epos eines ungenannten Verfassers***), das den Gesangbuchstreit (s. oben Bd. I,

*) Gedichte der Frau v. Klencke, 1788, S. 274.

**) Die Thiersitzung Eine bisher noch ungedruckte Fabel. Vom gekrönten Dichter Philibunkus in Philadelphia. Berlin 1798. Zu haben bei C. F. Weiße. 4 SS. in 4°. Mit den Bildern der angegebenen Thiere, ferner des Fuchses und des Zöllners in Holzschnitt. (Sammelband der G. L. Stiftung.)

***) Die Duncias des Jahrhunderts oder der Kampf des Lichts und

S. 330 ff.) behandelnd, den erfolglosen Zug einer aufgewiegelten Dorfgemeinde nach Berlin beschreibt, durch seine apologetischen Worte über den Gielsdorfer Schulz und andere Aufklärer die Zugehörigkeit seines Verfassers zur Lichtpartei verräth und in dem damals tonangebenden Manne einen Vertreter der Finsterniß sah. Auch ein vielbändiger Roman*), der in absichtlich dunkler Sprache zahllose Abenteuer zusammenhäufte, gedachte des „Meinungssystems", wie hier das Religionsedict bezeichnet wird. Wöllner wurde hier als „Levenzow", als verderblicher Rathgeber des „Herzogs", als ein dem Kronprinzen Verhaßter dargestellt; von dem Edikt selbst gesagt, „es verdunkele der Sonne Licht gleich einem Heuschreckenheer." Der stärkste Schlag gegen Wöllner wurde aber nach seinem Rücktritt in einem satirischen Gedicht**) geführt, dessen Verfasser boshaft genug war, den Namen des Gehaßten als Autor des Pasquills und dessen Mitarbeiter als Verleger anzugeben. Die theologischen Verhältnisse Preußens und Berlins bilden den einzigen Gegenstand des etwas zu langen Gedichtes. Sein wesentlichster Zweck sollte wohl sein, die Unzuträglichkeit der Lösung religiöser Fragen seitens der Staatsbehörde darzuthun. Nicht sowohl auf die Beantwortung der fünf dem von dem Fürsten berufenen Theologenconvent vorgelegten Fragen z. B.; Wer schuf die Welt? Schreibt sich das Uebel in der Welt von einem Gott her? Wie ist der Zustand nach dem Tode? kam es dem Dichter an, sondern auf eine Lobpreisung der Aufklärung und auf eine Verdammung

---

der Finsterniß. Ein heroisch-komisches Gedicht in zwölf Gesängen. Berlin 1793.

*) Dreyerley Wirkungen. Eine Geschichte aus der Planetenwelt tradirt und so erzählt. 6 Bände. Germanien 1789 und 90.

**) Fürstbürger Phosphorus oder die Allerweltpfaffenharlekinade von Wöllner. Eine komische Geschichte aus der Sphäre des Mondes. Neueste Auflage. Alethiopel, bei Hermes, Hillmer u Compagnie, o. J. Das Gedicht hat 500 siebenzeilige Strophen und 130 gelehrt klingende Anmerkungen.

der Lichtfeinde. Wie eine wehmüthige Erinnerung an vergangene Zeiten klang die Strophe:

O Freiheit, Freiheit, Silberton
Dem Ohr, ſo wie dem Herzen,
Geſpielin der Religion
Und Linderin der Schmerzen;
Dein Lob erſcholl dort überall,
Auf hohen Bergen, tief im Thal,
In Tempeln und in Hallen.

In tapferer Art wurde die Aufklärung geprieſen und das lichtſcheue Weſen mancher Kämpen denuncirt:

Zwar Einge mögen Lucifern,
Den Lichtfreund, Teufel nennen,
Weil ſie den klaren Morgenſtern,
Aufklärung ſonſt, verkennen,
Und wahrlich mag gewiſſen Herrn
Verhaßter ſein der Klarheitsſtern
Als Belial und Teufel.

War in dieſen Worten des Fürſten wohl ſchon auf Wöllner hingedeutet, ſo wurde er in den Schlußſtrophen deutlich genug gezeichnet. Auf eine lange Rede des Fürſten hin haben ſich die Theologen entſchloſſen, im Lande des Verſtandes zu bleiben.

Der weiſe Fürſt erlaubte gern
Den Pfaffen ihre Bitte.
Sie dankten dieſem guten Herrn
Und lernten ſeine Sitte.
Nur ein Rabbiner unterwand
Sichs, auszuſchlagen den Verſtand
Und pfropfte ſeine Flaſche.

Er nahm beſchenkt mit reichem Gut,
Wozu er noch geſtohlen
(Denn das ſtak längſt in ſeinem Blut),
Und ſchrie: Ihr Herrn, empfohlen!
Sie aber riefen: bleib ein Thor!
Und reit' als Eſel nach wie vor
Zurück auf Deinem — Eſel!

Wie gegen Wöllner, ſo richtete ſich der Berliner Witz auch gegen ſeine Genoſſen, Hermes und Hillmer. Man verglich ſie

mit den Invaliden, die ehemals durchs ganze Land reisen und umherschnüffeln mußten, ob sie selbstgebrannten Kaffee fänden, der als Contrebande betrachtet wurde. Wie diese, so gingen sie, die an Fuß und Hand gesund, aber an Kopf und Verstand lahm seien, überall umher, suchend, „Wer etwas Selbstgedachtes lehre, denn selbstgedacht ist jetzo Contreband.“*) Beide wurden in Folge eines Berichtes des Ministers Schulenburg (3. März 1798) entlassen (sie erhielten je 500 Thaler Pension statt ihres Gehaltes von über 2000 Thalern) mit dem Hinweis darauf, „daß sie bei dem neuen Oberschulcollegium entbehrlich seien, da sie in ihren bisherigen Verhältnissen nichts geleistet hätten und auch fernerhin keinen Nutzen bringen würden“.**) Hermes erbat in einem späteren Schreiben (19. Januar 1805), nachdem er einen Ruf nach Kiel angenommen, den Fortgenuß seiner Pension bis zu Ende des Etatsjahres, da er „wegen seiner notorischen Dürftigkeit“ sonst nicht leben könne.

In Mirabeau's Andeutung war Wöllner der Pfaffe, Bischoffswerder (1740—1803) der Visionär. Er, der sich seit 1776 in Friedrich Wilhelm's unmittelbarer Nähe befand, beherrschte den Fürsten durch die Geheimbünde, in die er ihn einführte, durch die Wunder, die er ihn schauen und ahnen ließ, durch das Lebenselixir, in dessen Besitz zu sein er vorgab. Im Ganzen war dieses Treiben gewiß verhängnißvoll für den Staat, aber da es im Wesentlichen auf die Hofkreise beschränkt blieb, ohne große Bedeutung für das geistige Leben der Hauptstadt. Zudem ist es schwer, da die Veranstalter dieser Versammlungen keine Bekenntnisse hinterlassen haben, die späteren Berichterstatter mit Lust Unverbürgtes zusammenrafften, die wirklichen Vorgänge zu erkennen. Vielleicht kommt ein Anonymus***) der Wahrheit am nächsten, der am Anfange der Regierungszeit schrieb und

*) Mitgetheilt im Neudruck des Gentz'schen Sendschreibens an Friedrich Wilhelm III., Brüssel und Leipzig 1820, S. XI A.

**) G. St. A. Cab. Acten, Rep. 89. 30f.

***) Geheime Briefe über die preuß. Staatsverfassung 1787, S. 70fg.

durch Nennung eines Namens ſpecielle Kenntniſſe verräth. Er ſchreibt: „Das Zimmer, worin die geheimen Künſte getrieben werden, ſtellt ein Viereck vor, und an den Seiten iſt in einem mäßigen Zwiſchenraum eine große Anzahl kleiner und niedriger Ofen angebracht, wodurch der magiſche Dunſt und das die Augen einnehmende Räucherwerk nach Gefallen unterhalten werden. In der Mitte dieſes Tempels, in einiger Erhöhung, zeigt ſich die Geſtalt eines Geiſtes, im weißlichen Gewande, von leichtem, ſeidenem Zeuge, das wegen ſeiner beſonderen elaſtiſchen Beſchaffenheit und anderer erforderlichen Eigenſchaften aus Frankreich verſchrieben werden muß. Aber die Geſtalt dieſes Geiſtes iſt nur die Hülle, womit in der großen Geiſterſtunde der Körper eines Mannes, der zum geheimen Orden gehört und der heimlich in der Geſtalt des Geiſtes Platz nimmt, bedeckt wird. Derjenige, der zu dieſem frommen Geſchäfte auserleſen worden, iſt ein Sachſe, Namens Steinert, ein Mann, der das beſondere Talent beſitzt, die Bauchſprache zu ſprechen, das iſt, einen hohlen Ton aus dem Innern ſeiner Bruſt hervorzuholen, der die dumpfe Sprache eines aus der anderen Welt vorgeladenen Geiſtes nachahmen ſoll. Man verſteht ſich überdem auf die beſondere und geheime Kunſt, dem Geiſte, vermöge des an einem nicht ſichtbaren Orte angebrachten magiſchen Spiegels und erforderlicher Bilder oder Abdrücke, die Geſichtsähnlichkeit des zu ſeinen Vätern verſammelten Todten zu geben, den man aus dem Reiche der Schatten hervorruft.“

Was aber auch in den Zuſammenkünften geſagt und gethan worden ſein mag, zweierlei ſteht feſt: erſtens, daß die Veranſtalter und Mitwirker dieſer Geſpenſterſcenen einen gewaltigen unheilvollen Einfluß auf den König gewannen, dadurch, daß ſie den Furchtſamen durch Einflüſterungen ihrer angeblichen Geiſter zu Allem brachten; zweitens, daß das lichtſcheue Weſen, ſo ſehr auch klare und energiſche Männer dagegen proteſtirten, von den Hofkreiſen aus Eingang in andere Cirkel gewann und die Errungenſchaften früherer Zeiten ſtark bedrohte.

Die dritte der von Mirabeau gekennzeichneten Trias war Frau von Lichtenau. Sie zwingt zu einem Eingehen auf ähnliche Frauen, auf die sittlichen Verhältnisse des Hofes überhaupt.

In den Gedichten auf die Redoute des Jahres 1788, welche dem oben angeführten unmittelbar folgen, wird unter den Frauen nur eine einzige nicht fürstlichen Geblüts gefeiert, die Gräfin von Ingenheim. Redlichkeit, so heißt es, umkränzt von blumenreicher Munterkeit, strahle aus ihren Augen; sie errege überall Erstaunen und Entzücken. Dies Entzücken hatte sie besonders beim Könige hervorgerufen, als sie noch Julie v. Voß und Hoffräulein bei der Wittwe Friedrich's des Großen war. Der leicht entzündliche König entflammte für sie, die Höflinge begünstigten die Neigung. Das schöne Mädchen hielt, trotzdem es den König liebte, auf seine Ehre; der Widerstand entzündete die Leidenschaften noch mehr, die vielen, selbst durch die Prinzessinnen gebotenen Gelegenheiten, mit der Geliebten zusammenzutreffen, versetzten den König in einen Zustand jugendlichster Leidenschaftlichkeit. Um sich von solchem Zustande zu befreien, that der König Unerhörtes. Er ließ sich bei Lebzeiten seiner Gattin, unter Zustimmung eines gefügigen Consistoriums, mit seiner Schönen, später mit deren Nachfolgerin, der Gräfin Dönhoff, trauen, lebte mit den Genannten in ehelicher Gemeinschaft auf irgend einem seiner Schlösser, hob die von diesen Frauen geborenen Kinder selbst aus der Taufe, nannte die eine der Genannten öffentlich „meine liebe Frau" und zwang seine eigne Gattin, ferner die Wittwe seines Vorgängers sowie die Prinzessinnen, diese Nebenfrauen als Ihresgleichen zu behandeln, einzuladen und bei den von jenen gegebenen Festen zu erscheinen.*) Derartiges, von Seiten echter Moral viel verwerflicher als das gewöhnliche Zusammenleben

*) Alle diese Einzelheiten aus den authentischen Aufzeichnungen: 69 Jahre am Preußischen Hofe. Von Sophie Gräfin von Voß. Leipzig 1876. Die Memoirenschreiberin ist die Tante der Julie und verehrt den König aufs Höchste trotz seiner Schwächen

mit Concubinen, war am preußischen Königshofe noch nicht vorgekommen.

Trotz dieser unsittlichen Handlungsweise büßte der König wenig von seiner Popularität ein, die hochgeborenen Gräfinnen wurden eher bemitleidet als verachtet; aller Haß wendete sich gegen eine Dritte, gegen die langjährige Geliebte des Königs, die Gräfin Lichtenau. Und doch war diese vielleicht die am wenigsten Schuldige.

Wilhelmine Encke*), die Tochter eines königlichen Musikers, geboren 29. December 1762, erregte schon in früher Jugend Aufsehen durch ihre wunderbare Schönheit. Sie wurde dem Prinzen wohl schon bekannt, als er noch mit seiner ersten Gattin, Elisabeth Christine von Braunschweig zusammenlebte (die Ehe wurde getrennt am 21. April 1769), und trat ihm näher, kurz nachdem er sehr bald nach der erwähnten Scheidung die Verbindung mit Friederike Louise von Hessen-Darmstadt eingegangen war. Der Prinz unterrichtete sie, gab ihr und empfing von

*) Ueber die Lichtenau vgl. Bailleu in der A. D. Biogr. XVIII, 534 ff. Authentisches Material enthält nur die von Schummel bearbeitete „Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller. Von ihr selbst entworfen. Nebst einer Auswahl von Briefen an sie." 2 Abtheilungen. Leipzig und Gera 1808. (Auch französisch übersetzt von J. F. G. P. Paris 1809.) Dort sind viele Schriften genannt, welche Angriffe auf die Lichtenau enthalten, besonders v. Cölln's, der kurz vor seinem Angriff der Gräfin einen Heirathsantrag gemacht und einen Korb erhalten hatte, „Vertraute Briefe", auf die in anderem Zusammenhange zurückzukommen ist. Die meisten Schmähschriften erschienen 1798, also unmittelbar nach dem Sturz der Gräfin oder einige Jahre später, z. B. 1800: A. W. Baranius, Versuch einer Biographie der Frau Gräfin v. L. -- Sie haben meist schon ziemlich verlockende Titel, manche nicht minder anreizende Titelbilder, z. B. „Saul der Zweyte, genannt der Dicke, König von Kanonenland". Berlin und Potsdam; „Empfindsame Reise der Prinzessin Ananas nach Großglogau" (dem Verbannungsorte der Gräfin). Riez bei Beeskow; und die von A. Riem herrührende Schrift „Infernale", Eine Geschichte aus Neu-Sodom, meist dramatisirt. Mainz. (Mit dem Doppeltitel): Der Substitut des Behemoth, oder: Leben, Thaten und Meinungen des kleinen Ritters Tobias Rosemond. Eine Geschichte aus uralten Zeiten. Bagdad gedruckt vor der Sündfluth. — Eine Aeußerung Hirt's im Briefe an Goethe, G. J. XV, 68 fg.

ihr, mit dem eignen Blut geſchrieben, ein Gelöbniß der Treue (27. Januar 1770) und erhielt von ihr bis zum Jahre 1780 fünf Kinder, die, ſoweit ſie am Leben blieben, ſtandesgemäß ausgeſtattet wurden. Die Geliebte des Königs ſelbſt lebte in anſtändigem, nicht prunkvollem Haushalt auf einem Landgut und in einem Stadthauſe, führte ſeit 1780 den Namen des Kämmerers Rietz, mit dem ſie, um ihr der Welt gegenüber eine Stellung zu geben, verheirathet worden war und ſeit 1796 — das Patent trägt freilich die Jahreszahl 1794 — den einer Gräfin Lichtenau. Sie war und blieb faſt drei Jahrzehnte die treue Gefährtin des Königs. Sie war, nachdem ihre körperlichen Reize auf den Fürſten keinen Einfluß mehr übten, ſeine Freundin und ſeine Vertraute. Sie war weder Kupplerin und Gelegenheitsmacherin, noch Spionin und Diebin. Sie war keine Dirne, ſondern ein Weib, das, in früher Jugend auf ſchiefe Bahn geleitet, die Folgen des erſten Fehlers muthig trug. Sie war kein Tugendſpiegel, aber auch keine Heuchlerin. Sie war wohlthätig und guten Regungen nachgebend, „Menſchenfreundin“ wird ſie, lange nach den Tagen ihres Glanzes, von Freunden genannt. Sie liebte das Vergnügen und die Behaglichkeit, war wohl nicht frei von Selbſtſucht und von Begehrlichkeit für die Nächſtſtehenden, aber Schwelgerei und wollüſtiges Treiben blieben ihr fern. Die Geſellſchaft, die ſie in ihrem Hauſe verſammelte, war anſtändig; die Vergnügungen, mit denen ſie dieſelbe unterhielt, brauchten das Licht der Oeffentlichkeit nicht zu ſcheuen. Sie zählte ihre Freunde und Freundinnen in den höchſten Kreiſen, nicht etwa bloß unter den Spießgeſellen und Creaturen des Machthabers, ſondern unter Deutſchen und Ausländern, die durch Geiſt und Stellung hervorragten. Eine Frau, der Philipp Hackert ſich ehrfurchtsvoll nahte und die Aloys Hirt begeiſtert pries, konnte keine Verworfene ſein. Schönheit und Klugheit mochten ihr ſpäter noch manche Triumphe verſchaffen, die ſie nicht immer mit keuſcher, grauſamer Strenge zurückwies, aber ihre Haupteigenſchaft war Treue. Dieſe beſtimmte den König,

bei ihr auszuharren, wenn Herz und Sinne auch anderweitig beſchäftigt waren. Und Treue war es, welche ſie an den König feſſelte, als die Anderen flohen, Treue, welche ſie antrieb, ihn zu pflegen, bis ſie ſelbſt niederſank. Sie hätte in dieſen letzten Wochen hoffnungsloſer Krankheit des Königs fliehen können, denn ſie wußte wohl, was ſie ſeitens des Kronprinzen und ſeiner Rathgeber zu erwarten hatte, aber ſie zog es vor zu bleiben, um ihr Treugelübde zu löſen. Sie wurde in einen Proceß verwickelt, aber nicht beſtraft, wie ihre Feinde gehofft hatten. Nach einer kurzen Zeit der Ungnade erhielt ſie von Friedrich Wilhelm III., der ihr erbittertſter Gegner geweſen war, ihre Güter zurück und manche Privilegien obendrein. Solche Vergünſtigungen wären nicht eingetreten, wenn der gerechte Fürſt ſich nicht von dem Ungrund der Beſchuldigungen überzeugt hätte, an die er ehedem ſelbſt geglaubt. Die Libelliſten, welche ſich nach dem Sturze der Gräfin auf das daliegende Opfer geſtürzt hatten, um ein gnädiges Zuwinken des Siegers zu erhaſchen, verſtummten allmählich; die 1808 erſchienene Apologie der Gräfin blieb, obgleich damals kein Mangel an Pamphletiſten war, unwiderlegt. Man hatte ein Opfer verlangt, für die Zeit einer koſtſpieligen und entſittlichenden Mätreſſen-Wirthſchaft; nun hielt man ſich an die, welche am meiſten genannt worden, am längſten einen Nebenhof gebildet hatte und den jähen Wandel des Geſchicks an ſich ſelbſt erfahren mußte.

Die Wirkung ſolch offenkundiger Verderbniſſe am Hofe auf das ſittliche Leben Berlins war fürchterlich und langandauernd. Jetzt erſt wurde die Corruption allgemein und immer weiter ſchritt die Entnervung und Erſchlaffung vor, die auch als ein Moment für den jähen Sturz von 1806 genannt werden muß. Die Periode Friedrich Wilhelms II. iſt die Blüthezeit der Madame Schuwitz, der Königin der galanten Damen, die eine ſchier unerſchöpfliche Litteratur*) hervorrief und für die außerhalb Berlin

*) Außer den Bd. I, S. 630 angeführten Schriften vgl. ferner: Apologie der Mad. Sch. Berlin 1793; Sch., Eliſe, oder Abenteuer und

lebenden als Inbegriff des modernen Babel galt.*) Es ist wohl nicht übertrieben, wenn ein damaliger Berichterstatter (1793)**) die Zahl der Freudenmädchen, die er in 4 Classen eintheilt, auf 3000 angibt. Außer dieser geduldeten, privilegirten Prostitution zog nun aber auch in die höheren Kreise die Zuchtlosigkeit ein, die sich mit dem Mäntelchen der freien Liebe deckte oder sich als wahre Leidenschaft ausgab, für die es keine Gesetze und keine bindenden Verpflichtungen gab. Entführungen kamen häufig vor; noch häufiger das freche Eindringen des „Hausfreundes" in die Rechte des Mannes oder widerwärtiger Weiberwechsel.

Ein recht trauriges Zeugniß für die sittlichen Zustände bildet z. B. die Thatsache, daß eine Nichte von Henriette Herz mit Vorwissen der Tante in so wenig jungfräulichem Zustande heirathete, daß sie nach kaum 3 Monaten ein Kind zur Welt brachte. Die Tante beklagte solche Geschehnisse mit dem wohlfeilen Trostwort: „Wie die Menschen durch ihre Unmäßigkeit sich die schönsten Zeiten verderben — das Erhöhen durch Entbehren

---

Erfahrungen einer deutschen Buhlerin. Berlin (Altona) 1796; Poponius, Epitaph der unsterblichen Verdienste der Mad. Sch. Fft. u. Lpz. 1798. Ueber die „Standrede auf Mad. Schuwitz" bemerkte Sander an Böttiger, 3. Februar 1798, welcher sie zuerst Tieck zuschrieb: „S. 27 die 2 ersten Verse sind aus meiner Uebersetzung der Iphigenia, sowie die 2 ersten S. 43 aus Herthegen's Trauercantate auf Fr. Wilh. II. . . . Die beiden Buchhändler und die Buchhändlerfrau sind Himburg, Oehmigke und Mad. Schöne." Wie weite Kreise sich für derartige Litteratur interessirten, zeigt ein Brief des ernsten Archäologen A. Hirt an denselben Böttiger, 10. Februar 1978: „ à propos! Sie kennen doch schon die Standrede am Grabe der Mad. Schuwitz? Sie hätten wohl nicht geglaubt, auch ein Plätzchen darin zu verdienen: aber so geht es den Leuten, die Iffland loben. Sollten Sie dieses Produkt, das hier rasend gelesen und gekauft wird, so daß ich seit vierzehn Tagen kein Exemplar um keinen Preis habe haben können, noch nicht gelesen haben, so werde ich es Ihnen doch zu senden suchen."

*) Bürger an Göckingk 1792 vgl. Vjschr. f. Littgesch. III, 464.

**) Kosmop. Wanderungen durch einen Theil Deutschlands. Leipzig 1793. S. 184 fg. Als Pensionshalterin wird hier auch eine Madame Etsch genannt. Als Besonderes wird angeführt, daß die privilegirten Liebhaber von den Mädchen bezahlt werden.

verſtehen die Gemeinen nicht. Die Verſchämtheit iſt aus der Welt gewichen und zwar nicht aus dem ſchönen Grunde, weil die Welt unſchuldig iſt.“*)

Wollüſtlinge aller Art haben das Gruſeln gern und erfreuen ſich, trotz der offen erklärten Abneigung vor dem Verbrecher und ſeinen Thaten, an den Nachrichten über beide. Stoff genug zu ſolcher Freude bot jene Zeit, wie wenigſtens an einem Beiſpiel gezeigt werden ſoll. Im Auguſt 1789 hatte der Schlächtergeſelle Chriſt. Lenz in der Nähe von Berlin die Poſt beraubt und drei Perſonen dabei getödtet. Er floh, wurde gefangen und hingerichtet und zwar, wie eine zur Warnung erlaſſene Anzeige des Generalpoſtamts lautete „auf einem mit einer Kuhhaut bedeckten Schinderkarren nach dem Richtplatz geſchafft und mit dem Rade von unten auf vom Leben zum Tode gebracht und der Körper aufs Rad geflochten.“ Der Verbrecher wurde zum Heros einer ganzen Litteratur.**) Gleich nach ſeiner Ergreifung erſchien: „Wahrhafte und ganz umſtändliche Beſchreibung der wunderbaren Gefangennehmung des L. mit deſſen accuratem Bildniß in Lebensgröße.“ Das Bild wurde auch beſonders auf ſchönem Schreibpapier verkauft, „um es in Rähmen zu faſſen.“ Dann erſchien eine Schrift über die „Jugendjahre des Inquiſiten“, der in einem beſonderen Blättchen eine „Beurtheilung“ folgte. Dieſe wurde abgelöſt durch die „authentiſche und ausführliche Lebensbeſchreibung des berüchtigten Poſträubers und grauſamen Mörders Ch. L., wie auch vollkommene Nachricht, wie es bei dem Morde zugegangen nebſt einem paſſenden allegoriſchen Kupferſtich mit deſſen deutlicher Erklärung.“ Wenige Wochen ſpäter wurde ausgeboten: „Des Mörders Lenz ſchaudernes Selbſtbekenntniß.“ Die Hinrichtung (19. Januar 1790) machte dieſer Schundlitteratur nicht nur kein Ende, ſondern

*) Henr. Herz an Börne (ungedruckt), 24. März 1806: Die Hochzeit am 24. Nov. 1805, die Geburt am 1. März 1806.

**) Vgl. Voſſ. Ztg. 1789, 1790. Berliniſche Merkwürdigkeiten derſelben Jahre.

brachte sie erst recht zur Blüthe. Schon am 23. hieß es: „Weil soviele Leute in Gesellschaft geäußert, da sie doch so Vieles von dem Deliquenten L. gelesen, auch die ganzen wahrhaften Umstände seines Sterbetages, wie der Zug mit ihm geschehen, auf welche Art er executirt und was sonst dabei Merkwürdiges vorgefallen, wissen möchten, so kündigt man alles ganz wahrhaft niedergeschrieben dem Publikum für 6 Pf. an. Nebst accuratem Abriß seiner Hinrichtung." Vielleicht ist dies dieselbe Schrift, die u. d. T. „L.' Leichenzug und schreckliches Ende" feilgeboten wurde. Fast gleichzeitig erschien, in Nachahmung einer vor einem Jahrhundert sehr beliebt gewesenen Manier: „Gespräch im Reiche der Todten, zwischen dem in Berlin hingerichteten L. und Joh. Weiß, welcher in Spandau kurz zuvor gerädert worden." Gleichfalls, wie in früheren Zeiten, ergriff auch ein Geistlicher das Wort in dem Schriftchen: „Das Betragen des Mörders und Posträubers L. in seinem Gefängniß vor dem Inspector Ambrosi." Den Beschluß machte: „Ausführlicher, jedoch kurz und erzählungsweise gefaßter Auszug aus den gerichtlich verhandelten Inquisitionsakten wider den berüchtigten wegen des begangenen dreifachen Mordes, Post- und Straßenraubes unter gefängliche Haft gebrachten Schlächterknecht J. Ch. L." *)

Man sollte, wenn man diesen Wust überblickt, kaum glauben, daß ein halbes Jahrhundert der Aufklärung vorübergegangen und noch weniger, daß die Menschheit damals mit wichtigeren Angelegenheiten beschäftigt war. Doch das war eben die traurige Wirkung vornehmer Beispiele, daß man sich mit Dirnen erlustigte, Räuber gruselnd verehrte und an allerlei Erscheinungen glaubte. Nicht mehr wie früher (Bd. I, S. 365 ff.) trieben einzelne Wundermänner ihr Wesen, sondern allerlei Spuk, bei dem dreiste

*) Mit Recht tadelte schon die Berl. Corr. 1790 St. 3 die vielfache Beschäftigung der Zeitungs- und Brochurenschreiber mit Lenz. „Entweder sollten sich die Herren Autoren zu dergleichen Henkersgeschichten gar nicht drängen oder wenigstens nicht bloß mit fader Enumeration begnügen, sondern philosophische und psychologische Reflexionen mit einweben."

Betrüger, geſchickte Taſchenſpieler, gelegentlich auch unterrichtete Naturkundige die Hand im Spiele hatten, wurde in geheimen Geſellſchaften zum Ergötzen Aller oder zur ſchreckhaften Warnung für Wenige vorgenommen. Wie gereizt die Einbildungskraft war, welch' thörichte Märchen geglaubt wurden, wie ſelbſt die an Amt und Geiſt Hochſtehenden ſich herabließen, derartige Spukgeſchichten ernſt zu nehmen und zu unterſuchen, zeigt folgender Vorfall, der durch die Erwähnung in der „Walpurgisnacht" Unſterblichkeit erlangt hat.

Dort conſtatirte der arme Proktophantasmiſt (Nicolai), da das Teufelspack trotz ſeines Scheuchens nicht verſchwinden will, daß dies nach keiner Regel frage: „Wir ſind ſo klug und dennoch ſpukts in Tegel."*) In dieſem nahe bei Berlin belegenen Dorfe, in dem noch 1830 W. v. Humboldt Geſpenſter ſah, wurde Wochen lang und zwar im Hauſe des Oberförſters Schulz ein nächtliches Gepolter gehört. War es Wirkung des von einem Straßenjungen verübten Unfugs oder Geräuſch eines langen und dicken Pflocks, der an einer Schnur an der Gartenmauer befeſtigt war — worüber die Wachſamkeit eines beherzten Poliziſten den beſten Aufſchluß hätte geben können — die Dörfler glaubten, und die Reſidenzbewohner ſtimmten lebhaft ein, daß allnächtlich ein Poltergeiſt dort erſcheine, ein Geſpenſt umgehe. Wenn man nun auch darauf hinwies, daß das Geräuſch nur gehört wurde, ſobald Niemand im Corridor auf und abging — blieb es unbeachtet, ſo wollte das Geſpenſt ſeine Kräfte nicht verſchwenden — und wenn auch ein Ungläubiger boshaft bemerkte, der Geiſt poltere lauter, ſeitdem man in Berlin ſoviel von ihm rede, die Sage vom Poltergeiſt blieb beſtehen; einzelne Feinhörige wollten ſogar wiſſen, es ſei das Geſpenſt einer Dame, die noch kein Grabdenkmal erhalten habe. Von dieſer die Ge-

*) Loeper, Goethe's Fauſt I, 180, Varnhagen, Bl. V, 273fg., Berl. Bl. 1797, II, 161—179. Denkw. u. Tagesgeſch. der Mark Brandenb. 1797, IV, 1048—1054, 1799: 1110ff, 1218, 1265ff. Neue Berl. Monatsſchr., Bd. I., S. 321ff., 1800, III, S. 436ff., IV, S. 297ff.

müther bewegenden Angelegenheit meldete Oberforstmeister v. Burgsdorf, der an den Spuk glaubte, der naturforschenden Gesellschaft in Berlin, daß sich besonders zu Mondscheinszeiten an einem mit Eisenblech beschlagenen Kasten, der auf einem mit Mauersteinen gepflasterten Corridor stände, ein seltsames Geräusch hören lasse. Auf eine solche Anzeige hin wurden wirklich von der Gesellschaft zwei Commissionen entsendet, deren einer Bode und Meierotto, deren anderer Karsten, Klaproth, Zöllner angehörten. Die Mitglieder der Commission hörten das Dröhnen, Rascheln, Klopfen, sie sahen nichts, constatirten das Schwinden des Geräuschs, sobald sie in die Nähe des Kastens kamen und waren ehrlich genug ihrer Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß hier kein Spuk, sondern der Unfug eines im Hause sehr bekannten Störenfrieds vorliege. Daß jedoch ernste Männer Derartiges einer Untersuchung werth achteten, ja, wie es scheint, eine ganze Nacht opferten, um sich von einem Spaßvogel oder Nichtsnützigen äffen zu lassen, zeigt, wie weit man von wirklicher Aufklärung sich entfernt hatte. Ja, Nicolai selbst, der Häuptling und reine Verstandesmensch, der noch ein Jahrzehnt vorher jeden Geisterseher vor seinen Richterstuhl geladen und verdammt hätte, veröffentlichte anknüpfend an die Tegeler Sage, „Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen", worin er erzählte, daß er, freilich in einer Zeit schweren Kummers und heftiger Erregung Geister und Gestalten verschiedenster Art gesehen habe.

Kein Wunder, daß, wenn in Bürgerhäusern Gespenster spukten, auch im Schlosse der Geist der weißen Frau wieder umzugehen anfing. Im Zeitalter der Aufklärung hatte man diese Sage bekämpft oder rationalistisch gedeutet;*) jetzt berichtete man wieder davon als von etwas Selbstverständlichem.**) Ein

*) Vgl. oben I, 370, für die Sage überhaupt das. S. 201.

**) Erscheinung der weißen Frau im Schlosse und ihre merkwürdige Prophezeiung u. s. w. 1799. (K. B.) — Dagegen richtete sich die in Berlin 1799 erschienene Schrift: „Die weiße Frau auf dem Schlosse zu Berlin. Ein Gespenst, welches über zwey Jahrhunderte sein Ansehen behauptet hat" von Biester. (S. A. aus den „Berlinischen Blättern".)

Soldat, der in der Nacht vom 31. März auf den 1. April 1799 die Wache im Schloſſe hatte, ſah ſie nicht nur, ſondern hörte ſie auch und zwar eine Prophezeiung über die reichliche Ernte des kommenden Sommers und einen nach 200 Jahren bevorſtehenden nicht vollſtändigen Weltuntergang.

Soweit war man, wenige Jahre nach Friedrich's Tode, von Friedrich's Geiſt entfernt. Trotzdem war man ihn zu ehren befliſſen. Private Ehrungen erfolgten durch Ausgaben ſeiner Schriften, Anekdotenſammlungen, hiſtoriſche Arbeiten, die ſeine geſammte Regierungszeit oder einzelne Kriege betrafen; durch Gedichte, in denen man ſich um ſo lauter als Friedrich's Söhne bekannte, je weiter man von ſolcher Sohnſchaft entfernt war; öffentliche Ehrenbezeugungen erfolgten durch die damals begonnenen Verſuche, dem großen Könige ein Denkmal in Berlin zu errichten. Concurrenzen wurden von der Akademie ausgeſchrieben, Gutachten eingeholt, Entwürfe, darunter auch von dem alten Chodowiecki eingereicht und ausgeſtellt.*) Es dauerte aber noch viele Jahrzehnte, bevor der Plan definitive Geſtalt gewann und wirklich ausgeführt wurde.

Mit ſeinem Plane, dem großen Vorgänger ein Denkmal zu errichten, befriedigte der König damals die Berliner nicht. Vielmehr waren ſie boshaft genug**), bei der Kunde des Denkmalplans das heftige Epigramm zu belächeln:

Ein Denkmal Ihm, den nie ein Brennen-Sohn vergißt?
Sein Denkmal iſt in unſerm Herzen;
Doch Du erinnerſt uns mit Schmerzen,
Daß Er geſtorben iſt.

Nur in einer Beziehung war eine erfreuliche Aenderung eingetreten. Die Nichtachtung deutſcher Schriftſtellerei und die Bevorzugung franzöſiſchen Weſens hatte einer methodiſchen Begünſtigung deutſcher Geiſtesarbeit Platz gemacht. Sie bekundete

*) Näheres jetzt bei K. Merckle, Das Denkmal König Friedrich's des Großen. Berlin 1894.

**) Mitgetheilt im Neudruck des Gentz'ſchen Sendſchreibens an Friedrich Wilhelm III. Brüſſel und Leipzig 1820. S. XI A.

sich in der Reorganisation des Theaters, in der Schaffung eines vom König privilegirten deutschen Schauspiels, ferner in der Gewährung von Pensionen an alte und in huldvollem Lächeln an junge Schriftsteller, endlich in einer Germanisirung der Akademie.

Die Akademie der Wissenschaften, der ehemals der König vorgestanden, erhielt nun unter Herzberg einen neuen Charakter. Viele neue Mitglieder wurden aufgenommen. Doch fehlte es auch nicht an Verlusten. Einer der empfindlichsten war, daß einer der größten Mathematiker aller Zeiten J. L. Lagrange (1736—1813), der durch Friedrich den Großen berufen, an Euler's Stelle das Direktorat bekleidet, von der Berliner Gesellschaft sich aber so völlig entfernt hatte, daß man seinen Namen kaum begegnet, 1787 fortging. Er schied mit einem Witzwort. Da er, aus der letzten Sitzung kommend, lange auf seinen Wagen warten mußte, rief er aus: „Es ist leichter, in die Akademie hinein, als aus ihr heraus zu gelangen."

Ihre specielle Germanisirung erfolgte durch den genannten Herzberg, von dem eine „Deputation zur Bearbeitung und Vervollkommnung der deutschen Sprache" aus Mitgliedern der Akademie gegründet wurde. Sie stellte Preisaufgaben und veröffentlichte Sammlungen von Beiträgen ihrer eigenen Mitglieder.*) Der Minister betheiligte sich selbst an den Arbeiten. Als Beispiel und Richtschnur wurden Leibniz' unvorgreifliche Gedanken, freilich mit einer französischen Uebersetzung veröffentlicht; als Ziel erschien ein vollständiges Wörterbuch. Unter den freudigen Mitarbeitern an dem großen Werke, das sich als eine Fortführung längst vergessener Leibniz'scher Ideen gab, darf K. Ph. Moritz nicht vergessen werden.

Zu den Versuchen der Sprachverbesserung gehört auch eine kleine Schrift Hillmers**), die ihres Verfassers, nicht ihrer Be-

*) 2 Bände. Berlin 1793. Vgl. ferner Jahrb. d. preuß. Mon. I, 269. A. Hildebrand in Grimm's D. Wb. V, S. VII fg.

**) Bemerkungen und Vorschläge zur Berichtigung der deutschen Sprache und des deutschen Styls von G. F. Hillmer. Berlin 1793.

deutung wegen hier genannt werden mag. Sie machte keine weitgehenden Reformvorſchläge, ſondern ſtellte mancherlei Nachläſſigkeiten im Gebrauche der Präpoſitionen, müßiger Buchſtaben, Wörter, Gallicismen feſt, Nachläſſigkeiten, von denen einige noch heute in der Unterhaltungs- und Schriftſprache vorkommen.

Die Nennung Hillmer's mag aber noch aus einem anderen Grunde geſchehen. Selbſt in die Akademie nämlich drängten ſich die Obſcuranten ein. Wenigſtens ſprach man davon, daß Hermes an Moritz' Stelle treten ſolle. Bieſter und Nicolai*) bewarben ſich damals vergeblich; das Geſuch von Marcus Herz wurde trotz Herzberg's Unterſtützung abgelehnt; eine Abweiſung, die an diejenige Mendelsſohn's erinnert.

Wie Friedrich Wilhelm I. gegen Friedrich I., ſo bildet Friedrich Wilhelm III. einen bewußten Gegenſatz gegen Friedrich Wilhelm II. Die beiden Söhne ſetzen der Prunkliebe und der Schwelgerei ihrer Väter ſoldatiſche Einfachheit und Nüchternheit gegenüber.

Beim Tode Friedrich's I. hatte wenig Schmerz, noch weniger Freude geherrſcht. Die Theilnahme der Bürgerſchaft an öffentlichen Dingen war noch nicht entwickelt genug, um ſich in demonſtrativer Weiſe zu äußern. Ganz anders 84 Jahre ſpäter bei der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm's III. Man hatte unter der früheren Regierung, der man ja zu ihrer Zeit mit großen Erwartungen entgegengeſehen hatte, geſeufzt; nun hoffte man eine neue große Periode zu erleben, in welcher jeder Makel der frühern verwiſcht, alles Schlimme durch Glänzendes und Gutes erſetzt werden ſollte. Aus dieſem Grunde war die litterariſche und künſtleriſche Huldigung, die man dem neuen Königspaare, dem braven Könige und der ſchönen Königin zu Theil werden ließ, außerordentlich und um ſo bemerkenswerther, als ſie völlig ſpontan war.

*) Göckingk S. 18 ſagt, „an ihrer Stelle trat ein Hofmeiſter bei Mad. Rietz ein."

„Die Königin", schrieb damals Graf Einsiedel, „ist ein Ideal von Schönheit und Anmuth, sie erobert alle Herzen, nicht aber um sie für sich zu behalten, sondern um die Beute dem Könige darzubringen."

Schon bei ihrem Einzuge als Kronprinzessin nach ihrer Vermählung war sie sehr gefeiert worden.*) Ehrenpforten und Triumphbogen waren für sie errichtet. Handwerker und Kaufmannschaft wetteiferten mit Huldigungen, auch die Judenschaft hatte sich mit einer poetischen Begrüßung eingestellt. Unter diesen Gedichten fanden sich freilich Seltsamkeiten genug, z. B. die, daß die jüngere Prinzessin mit den Versen angeredet wurde: „In dem Blumenparadiese Friedrich Wilhelms strahlst auch Du, Dich verpflanzet heut Luise In ihr Herzens-Monbijou". Aber redliche Gesinnung und Ausdruck echter Empfindung boten die Strophen:

Dich sehen, — ach noch mehr! Dich nunmehr unser nennen!
Prinzessin! welch ein himmlisch Glück!
Dein neues Vaterland wird gern mit uns bekennen
Du kömmst vom göttlichen Geschick!

Ja Dich empfangen unsre frohen Lobgesänge,
Und freudig beugt sich unser Knie;
Laut jubelt überall die ungezählte Menge:
„O Preußens neuer Glanz ist Sie."

Die Stimmung der Berliner beim Regierungsantritt des neuen Paares wird durch folgenden Brief (12. Febr. 1798)**) am besten charakterisirt:

„Wir sind wirklich unbeschreiblich glücklich in allem Betracht. Daß ein junger König mit der kalten, ruhigen Ueberlegung, mit Mißtrauen gegen sich selbst und ohne Kleinmuth die Sachen so führt, als wäre er 40 Jahre alt, davon weiß ich aus

*) Louisens und Friederikens, Kronprinzessin, und Gemahlin des Prinzen Ludwig von Preußen, geb. Prinz. v. Meckl.-Strelitz, Ankunft und Vermählung in Berlin, Dez. 1793. — Vgl. Z. f. Gesch. der Juden in Dtschl. Bd. IV.

**) Nicolai an Halem, H.'s Selbstbiogr. Anh. S. 195 fg.

der Geſchichte kein Beiſpiel. Wir bekommen Alle neues Leben. Der König hat aufgeklärte und rechtſchaffene Leute um ſich, und er zeigt, bei ſehr vieler Feſtigkeit, wo es nöthig iſt, überaus viel Gütigkeit und Milde. Unter den jetzigen Regenten iſt kein einziger, der ihm auch nur von weitem gleicht. Gott erhalte uns ihn noch funfzig Jahre! Er iſt dabei ein Muſter an Simplicität in ſeiner ganzen Lebensart, ohne alle Affectation, und giebt ein Beiſpiel von häuslicher Glückſeligkeit, dergleichen man im bürgerlichen Leben ſelten ſiehet, und an einem Königlichen Paare auch wohl noch nie geſehen hat."

Laute Feſte fanden nicht ſtatt. Ein Berichterſtatter*) meldet darüber: „Der Tag der Huldigung war mehr rührend als glänzend. Der König hatte die lauten Freudenbezeugungen durchaus verboten, und es war ſogar den fremden Geſandten, welche ihre Wohnungen erleuchten wollten zu erkennen gegeben worden, daß ſie den König verbinden würden, wenn ſie die Illumination unterließen. Auf dieſem Wege dürfte es ihm in Berlin ſchwer fallen die Einfachheit, die er der Menge zum Muſter aufſtellen will, beliebt zu machen. Denn das Volk ſieht dergleichen Veranlaſſungen, wo es ſich, wenn auch auf eigene Koſten, luſtig machen und laut jubeln kann, aus einem ganz entgegengeſetzten Geſichtspunkt an, denn das Feſt und die Freude ſollte nicht ſowohl dem Könige gelten, ſondern ihm dem Volke ſelbſt."

Mehr werth als dieſe Volkszurufe, die nicht immer Grademeſſer der wirklichen Beliebtheit ſind — Friedrich Wilhelm III. wurde der Menge erſt nach den Unglücksfällen und der folgenden Befreiung recht ſympathiſch — waren die Begrüßungen ernſter Männer.

Auch der alte Gleim konnte ſich nicht enthalten, noch einmal in die Harfe zu greifen. 1799 dichtete er: Der König und die Königin.

---

*) Graf Detlev v. Einſiedel an C. G. Körner, Berlin 14. Juli 1798, in Rudolf Brockhaus, Th. Körner, Leipzig 1891, S. 73 fg.

Wer Ihm und Ihr ins Auge sieht,
Dem bleibt nicht mehr sein Auge trübe,
Der singt im Herzen gleich ein Lied,
Dem Frieden und der Liebe.*)

Unter diesen Begrüßungen steht das Erscheinen einer speciell der neuen Regierung gewidmeten Zeitschrift obenan.

Unmittelbar nach dem Beginn der neuen Herrschaft, aber ohne die Absicht die alte zu schmähen, wurden die Jahrbücher**) veröffentlicht. Ihr Programm „ein Repertorium aller Gesetze, ein Gesammtbild aller Verwandlungen des Staats und geistigen Lebens" zu bieten, erfüllten sie zwar nicht, aber sie gaben mancherlei davon mit Offenheit ohne Rücksichtslosigkeit. Berliner Verhältnisse werden vielfach besprochen: Theater, Lebensmittelpreise, Mortalitätstabellen. Gedichte an hohe Personen, Reisebeschreibungen über Berlin und andere Städte der Monarchie waren ebenso zahlreich vertreten wie populäre Aufsätze der mannigfachsten Art; Technisch-Merkantilisches fand mit Patriotischem ziemlich gleiche Berücksichtigung; Pädagogisches und Religiöses, beides im Sinne der Aufklärung. Der kurzen Abfertigung der Theaternovitäten standen eingehende sehr lobende Berichte über Schillers Wallenstein gegenüber.

Unter den litterarischen Huldigungen für das neue Königspaar war die in dem genannten Journale selbst abgedruckte, von Novalis herrührende „Glauben und Liebe oder der König und die Königin" kürzer als „Blumen"***) bezeichnet, die bedeutendste. Dem, für den sie bestimmt war, gefiel sie freilich nicht. „Herrn Unger ist", so meldete ein Zeitgenosse, der es genau wußte, „auf Befehl des Königs durch das Polizeidirektorium angedeutet worden, er solle nicht mehr solchen Unsinn in den Jahrbüchern drucken lassen."†)

*) Gleim an Schadow 23. Juli 1799, Empfehlungsbrief für Voß. Schadow-Nachl. K. Nat. Gall., Berlin.

**) Jahrbücher der preußischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelm's des Dritten. Berlin, Unger 1798—1801, je 3 Bände.

***) Jahrb. für die preuß. Mon. Juli 1798. In Novalis' Werken. Von der neueren Litt. sei hier nur erwähnt: Just Bing, Novalis, Hamb. u. Lpz. 1893.

†) Sander an Böttiger 27. Juli 1798.

Ein ſolches Urtheil darf nicht Wunder nehmen. Denn der Hof war unlitterariſch. Lieblingsſchriftſteller des Königs wie der Königin war Lafontaine. Mit Kotzebue unterhielt man perſönliche Beziehungen, eine Folge des Ergötzens, die man an ſeinen Dramen fand. „Vor Jahr und Tag“*) lautet ein Bericht 1803, „las man beim Thee Wagners Geſpenſter. Erſt Delbrück (der Erzieher des Kronprinzen) hat unſeren Königlichen Hoheiten dargethan, daß Engel's Philoſoph für die Welt exiſtire.“ Später wurde wohl Jean Paul wenigſtens bei der Königin zu Gnaden aufgenommen; der König beharrte auch ihm gegenüber in einer Ablehnung, die von Verachtung nicht weit entfernt war.

Novalis' tiefſinnige Dichtung mochte freilich auch anderen Leſern der „Jahrbücher“ dunkel erſcheinen. Im Weſentlichen war es eine Verherrlichung der Liebe, die als die treibende, belebende, Alles beherrſchende, ſelbſt höher als das Königthum ſtehende Kraft geprieſen wurde; König und Königin erſchienen, eben weil ſie liebten, als Gipfel und Krone der Schöpfung. Die mit ihnen beginnende Zeit wurde als „das Ende des Haders“ durch folgende Verſe charakteriſirt:

Lange währte der Zwiſt, es konnte keiner ihn ſchlichten;
Mancher ſchöne Kryſtall brach in dem feindlichen Stoß,
Nur die Liebe beſitzt den Talisman ewigen Friedens,
Da nur, wo ſie erſcheint, fließen die Maſſen in Eins.

Die eigenartigſte Begrüßung aber erhielt der König durch einen ſeiner Unterbeamten, den preußiſchen Kriegsrath Friedrich von Gentz, wohl den vornehmſten politiſchen Schriftſteller jener Tage.**) In ſeinem offenen Sendſchreiben wies Gentz auf zahlreiche Mißſtände hin, die ſich in das Regierungsſyſtem eingeſchlichen hatten, und mahnte den König um Abſtellung. Er lobte Vieles, die Rechtspflege, die Verwaltung, um ungeſcheuter

*) Sander an Böttiger 12. Februar 1803.

**) Sendſchreiben an Seine königliche Majeſtät Friedrich Wilhelm III. bei der Thronbeſteigung allerunterthänigſt überreicht 16. Nov. 1797. Berlin 1797. Vgl. oben S. 30 A. **.

tadeln zu können, verherrlichte die Armee, deren beständiges Gerüstetsein zum Krieg er wünschte, um doch als Ziel des Strebens für den neuen König die Abwendung jedes Krieges zu erklären. Kritiker Gentz' wollten als seine Hauptmahnung errathen, daß Preußen Oesterreichs Feind und Frankreichs Freund sein müsse.*) Hauptsächlich jedoch war es ihm um die berühmt gewordene Mahnung für Gedanken- und Preßfreiheit zu thun. Er wies auf die Verderblichkeit jeder Bedrückung hin und auf die Unmöglichkeit, eine solche durchzuführen, wenn man nicht ein Inquisitions-Tribunal zur Hand hätte, ferner auf die Erbitterung, die Bedrückungen hervorrufen. Dann fuhr er fort: „Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande, der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern sogar am Ende rühmlich wird. Tausend bösartige Insekten, die ein Sonnenstrahl der Wahrheit und des Genies verscheucht hätte, schleichen sich jetzt, begünstigt von der Finsterniß, die man ihnen geflissentlich schuf, in die unbewahrten Gemüther des Volks und setzen ihr Gift — als wäre es eine verbotene Kostbarkeit — bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift — die Produkte der besseren Schriftsteller — verliert seine Kraft, weil der Ununterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, welcher die ungerechten gut heißt. Nicht also, weil der Staat oder die Menschheit dabei interessirt wäre, ob in diesem von Büchern umflutheten Zeitalter tausend Schriften mehr oder weniger das Licht erblickten, sondern weil Ew. Majestät zu groß sind, um einen fruchtlosen und eben deshalb schädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen: darum sei Preßfreiheit das unwandelbare Prinzip Ihrer Regierung."

Gentz erhielt auf seinen Brief wohl keine directe Antwort. Der König soll**) dem Kabinetsrath Menken gesagt haben:

*) Tadel des Sendschreibens des Berliners an seinen König. Am Rhein 1798.

**) Das Folgende nach Sanders Briefen an Böttiger, 2., 19., 23. December 1797.

„Danken Sie dem Verf.“, worauf dieſer erwiderte: „Ew. Majeſtät ſollten die Schrift wohl erſt leſen, ſie verdient Ihre Aufmerkſamkeit“, und der König ſagte: „Nun ſo muß es damit noch bleiben, ich will ſie leſen, ſobald ich Zeit habe.“ Die Schrift fand in Berlin nicht unbedingten Beifall. Herz erklärte, es ſei nicht eine einzige neue Idee darin, nur das ganz Gewöhnliche; und Friedr. Delbrück, ſonſt Gentzens Verehrer, meinte, das Schreiben habe Künſtelei und ſtehe doch weit unter der edlen Einfachheit der Alten. Schlimmer verfuhr mit Gentz ein Pasquill, das damals in Berlin circulirte. Sein Sinn war „Dich ſollte die Nation zu ihrem Repräſentanten gewählt haben? Dich, der Du mit Deinen eigenen Finanzen ſo ſchlecht ſtehſt, gewählt haben, um dem Könige Rath über Finanzen zu geben? Dich, der Du den fanatiſchen Burke überſetzt, der Du den Mallet du Pan, den Prediger des Kriegs, commentirt haſt? Dich, der Du ein redliches Mädchen verführen und hinterher auslachen konnteſt?“

Ernſte Mahnungen, wie die in Gentz' Schrift ausgeſprochenen, erklangen vergeblich. Trotz des beſten Willens des Regenten und ſeiner Rathgeber wurden die Schäden, an denen man krankte, nicht gebeſſert. Auch große Gedenktage, der Wechſel des Jahrhunderts und der Säcularlag des preußiſchen Königsthums, brachten keinen Umſchwung.

„Wir haben das neue Jahrhundert“*), ſo meldet ein Zeitgenoſſe, „ohne alle öffentliche Feierlichkeit angefangen, eine theatraliſche [von Rhode] und eine oder mehrere geiſtliche in den Kirchen ausgenommen. Zöllner hat ſich ſehr ausgezeichnet: ſein Vortrag iſt durch beſonders dazu verfertigte und von Reichardt componirte Chöre der Greiſe, Männer, Jünglinge, Kinder unterbrochen worden und hat große Wirkung gethan. An Privatfeſten hat es nicht gefehlt.“

Das erwähnte Feſtſpiel Rhodes wurde am 1. Januar 1801 auf dem Theater aufgeführt**). Das alte Jahrhundert wurde

*) Sander an Böttiger 3. Januar 1801.

**) Die Feier des Jahrhunderts, ein Vorſpiel mit Geſang und

durch die Zwietracht verdrängt, dieſe durch den Genius Preußens verjagt; letzterer, das neue von Charis mit einem Kranz geſchmückte Jahrhundert begrüßend, ſchwang ſich mit ihm in die Höhe. Die redenden Perſonen des Spiels prieſen einzeln und zuſammen Vaterland und König, huldigten der Vergangenheit, beſonders Friedrich dem Einzigen, als deſſen Hauptthat die „Entzündung der Fackel der Aufklärung“ gefeiert wurde.

In den Berliner Kirchen fand am 1. Januar 1801 eine Feier ſtatt. Zu einer ſolchen Feier, nicht bloß in Berlin, ſondern im ganzen preußiſchen Staate hatte ein königliches Edict vom 10. Dezember 1800 die Anregung und die Beſtimmung für manches Einzelne gegeben. Dadurch wurden die Prediger aufgefordert, einen ſchicklichen Text zu wählen, um das Gefühl der Gemeinde für das gemeine Beſte und den Landesherrn zu beleben, den Gottesdienſt mit einem feierlichen Gebet zu beginnen und zu ſchließen, Mittheilungen über die intereſſanten Schickſale des Orts und der Bevölkerung anzufügen. Charakteriſtiſch genug fehlte auch in dieſem Edict und daher wohl in den auf Grund des Edicts gehaltenen Predigten jeder Hinweis auf den Ernſt der Zeit und jeder Ausblick in die Zukunft, auch hier wog die verderbliche Meinung vor, daß die ſtolze Vergangenheit eine ſichere Gewähr für eine gedeihliche Zukunft biete.

Faſt noch ſtiller ging die Säcularfeier des preußiſchen Königthums vorüber (1801). Unter den Gelegenheitsſchriften, die dazu erſchienen, ſei Woltmanns „Das brandenburgiſche Haus“ genannt, in dem Preußens Streben für Deutſchlands Einheit gefeiert wurde, ein damals nicht eben zeitgemäßer Gedanke.

Es bedurfte nicht eigentlich ſolcher Gedenktage, um an die Vergänglichkeit der Zeit und der Inſtitutionen erinnert zu werden. Die gewaltige Umwälzung in Frankreich predigte ſolches Vergehen laut genug. Durch die Revolutionsſtürme ward zwar Preußen und Berlin nicht in unmittelbare Mitleidenſchaft ge-

Tänzen von J. G. Rhode. Muſik von Weber, Tänze von Lauchery. Gedruckt bei J. W. Schmidt. 23 SS.

zogen; aber die neuen Ideen reſpectirten keine Landesgrenze; die Revolutionskriege, an deren erſten preußiſche Truppen theilgenommen hatten, lehrten die Bedeutung des Feindes ahnen und die Eroberungszüge, denen halb Europa ſchon zum Opfer gefallen war, redeten eine nur zu verſtändliche Sprache.

Daher iſt es nöthig, einen kurzen Blick auf die Art zu werfen, in der die franzöſiſche Revolution in Berlin betrachtet und aufgenommen wurde.

Lieſt man die Berliner Zeitungen des Jahres 1788, ſo kann man nicht ahnen, daß man am Vorabend welterſchütternder Ereigniſſe ſteht, und daß die Blicke der ganzen gebildeten Welt auf Frankreich gerichtet ſind. Schon die Stellung des Pariſer Artikels iſt merkwürdig genug. Er hat keinen hervorragenden, äußerlich markirten Platz, ſondern er ſteht hinter den Berichten aus Kopenhagen, Gothenburg, Petersburg. Dieſe fehlen faſt in keiner Nummer und nehmen einen breiten Raum ein; jener fehlt nicht ſelten und iſt meiſt kurz. Die Berichte ſind trocken genug. Zwar läßt ſich die Voſſiſche Zeitung am 12. Juli aus Paris vom 30. Juni melden: „Man hofft, es werde dem Könige gelingen, die Ruhe wiederherzuſtellen, und man hält eine Veränderung des Miniſteriums für ein kräftiges Mittel, allem ferneren Unheil vorzubeugen, welches deſto größer werden würde, wenn die in Gährung befindlichen Provinzen ſich vereinigten, und das Militär ſich weigerte, der Vollzieher ſtrenger Befehle zu ſein.“ Man merkte alſo, daß Gefahr im Verzuge war. Der Widerſtand der einzelnen Parlamente gegen den König und gegen die Verfügungen des Miniſteriums wurde berichtet, die Verbannung derſelben wird regiſtrirt, beſondere Aufmerkſamkeit den Bewegungen in der Bretagne gezollt, welche ſich, wie es am 9. Auguſt heißt: „zu einem feurigen Widerſtand rüſtet, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.“ Aber wenn es auch ſonſt an trüben Andeutungen nicht fehlte, die z. B. bei dem Bericht über Stürme und Hagelwetter in die Worte gefaßt wurden: „ſogar

die Elemente ſcheinen ſich vereinigt zu haben, unſer ſchönes Land mit Schrecken zu erfüllen", — im Ganzen herrſchte das Bewußtſein der Stärke und Sicherheit vor; nicht ſelten heißt es, daß der König eine friedliche Löſung erhoffe, oder es wurde das naive Wort gebraucht: „die Miniſter verdoppeln ihre Standhaftigkeit" (26. Juli).

Daneben fehlte es nicht an offiziöſen Abwiegelungen und Dementirungen allarmirender Nachrichten; gelegentlich wurden auch Notizen über Feſte und Geſandtſchaften gegeben, als wenn man im tiefſten Frieden lebte. Irgendwelche nähere Theilnahme an den Ereigniſſen fehlt durchaus, eine Anſicht der Berliner Zeitungsſchreiber über die franzöſiſchen Ereigniſſe ſucht man vergebens. Vielleicht tritt ihr Standpunkt in einer Anekdote hervor, die ſich in einer Pariſer Korreſpondenz vom 4. September findet. Es iſt in derſelben von einer neuen und furchtbaren Aufregung bei Gelegenheit einer Anleihe des Staatsraths die Rede. Der Berichterſtatter verſäumt nicht von der ſtarken Baiſſe an der Pariſer Börſe zu ſprechen, welche auf die Nachricht von jener Anleihe eingetreten ſei, und erzählt zuletzt: Eine der Schweizer Garden, welche das Palais de justice jetzt bewachen, ſagte kürzlich einem Bürger, der ihn fragte, was er am Tempel der Gerechtigkeit mache: „Wir bewachen das Grab bis zur Auferſtehung." Aus der Antwort, mag ſie nun wirklich ſo ertheilt worden ſein oder nicht, geht deutlich der ſiniſtre Humor der Betheiligten hervor, die das Grauſige der Verhältniſſe ſehr wohl kannten oder ahnten.

Später war freilich Ton und Antheilnahme der Berliner Zeitungen einigermaßen verändert. Sie werden in einer ſehr merkwürdigen Aeußerung Stolbergs folgendermaßen charakteriſirt: „Deutſche Zeitungen, dieſer Abſchaum des Gemeinorts-Kleinmuths und knechtiſcher Kannengießerei, ſagen nun Wahrheiten, welche der große Montesquieu umhüllen müßte. Der Monarchiſten Ausdrücke werden gemäßigter, und keiner wagt es, die edlen Belgen Rebellen zu nennen, ſelbſt hier nicht, in dieſem Berlin, welches Friedrich, ſobald er todt war, einzig und Menſchenfreund nannte.

Jede Zeitung wetzet jetzt an dem Griffel, welcher in dauernde Tafeln die Schmach der ſklaviſchen Panegyriſten und der Götzen eingräbt, welche man groß nannte, weil Millionen ihnen den Schutt zuhäuften, auf welchem ſie hoch ſtanden." Die ſo bezeichnete Stimmung iſt ein Nachklang derjenigen, die man am beſten aus folgender Aeußerung von Friedrich Gentz, December 1790 (an Garve) erkennt: „Das Scheitern dieſer Revolution würde ich für einen der härteſten Unfälle halten, die je das menſchliche Geſchlecht betroffen haben. Sie iſt der erſte praktiſche Triumph der Philoſophie, das erſte Beiſpiel einer Regierungsform, die auf Prinzipien und auf ein zuſammenhängendes conſequentes Syſtem gegründet wird. Sie iſt die Hoffnung und der Troſt für ſo viele alte Uebel, unter denen die Menſchheit ſeufzt. Sollte dieſe Revolution zurückgehen, ſo würden alle dieſe Uebel zehnmal unheilbarer. Ich ſtelle mir ſo recht lebendig vor, wie allenthalben das Stillſchweigen der Verzweiflung, der Vernunft zum Trotz, eingeſtehen würde, daß die Menſchen nur als Sclaven glücklich ſein können, und wie alle große und kleine Tyrannen dieſes furchtbare Geſtändniß nutzen würden, um ſich für das Schrecken zu rächen, was ihnen das Erwachen der franzöſiſchen Nation eingejagt hatte."

Wie Gentz dachten auch die übrigen Kreiſe der höher Gebildeten. In der hervorragendſten Zeitſchrift Berlins der Berliniſchen „Monatsſchrift" (vgl. oben Bd. I, 426 ff.), deren Leiter, wie Gentz gelegentlich meinte, „in Berlin den Ton angab", hatte einige Jahre vorher ein Gedicht „die Freiheit Amerikas" geſtanden, das mit den folgenden Verſen ſchloß*): „Die eiſerne Feſſel klirrt Und mahnt mich Armen, Daß ich ein Deutſcher bin. Euch ſeh ich holde Scenen ſchwinden, Sinke zurück in den Schacht

*) Die hier und im Folgenden angeführten Verſe Berl. Neudr. II, 3. — Dort S. XVI iſt eine ganze Reihe Sammlungen genannt, die damals in Berlin erſchienen. J Gf. R. Agricola: Gedichte an das franz. Volk, Corday; Frage und Antwort, Berlin 1794, iſt, wie ſo Vieles aus jener Zeit, jetzt nicht mehr aufzutreiben.

und weine." Nun veröffentlichte dieſelbe Zeitſchrift ein Gedicht, das mit folgenden Verſen begann: „Es iſt kein Trug der Phantaſei, O Freund; was mir ein Traum geſchienen, Iſt hohe Wahrheit; wir ſind frei. Das alte Joch der Sclaverei, Das mancher Sclav mit Brutusmienen Uns vorwarf, brach Ein Tag entzwei; Und meine Gallier verdienen, Was ein deſpotiſches Geſchlecht Verroſten ließ, den ſchönſten Namen, Den Adams Enkel je bekamen, Den Namen Franken nun mit Recht." Im Verlaufe dieſes Gedichts wurde Paris als Stadt der Freiheit geprieſen, und die Segnungen aufgezählt, die bereits in der kurzen Zeit des Beſtehens der Umwälzung den Völkern geſchenkt ſeien, und die ihrer im Verlaufe der Bewegung noch warteten.

Wie groß die Wißbegier und Antheilnahme der Berliner an den franzöſiſchen Ereigniſſen war, mag aus folgenden Angaben erſehen werden.*) Seit Juli 1789 ſtand der Artikel „Paris" häufig an der Spitze der Berliner Zeitungen unmittelbar nach den offiziellen Nachrichten. Die Berathungen der Kammer werden mit großer Ausführlichkeit mitgetheilt. Zunächſt kündigte der Buchhändler Vieweg an, er werde John Howards Bemerkungen über die Baſtille herausgeben mit einem Grundriß „dieſer fürchterlichen Feſtung, die jetzt zur Ehre der Menſchheit ihrer Vernichtung ſo nahe iſt". Zugleich meldete er das Erſcheinen einer „Geſchichte des Aufruhrs in Paris," die nicht aus Zeitungen zuſammengeſtellt ſei, ſondern „von einem daran theilhabenden Manne herrühre", ſie ſollte wöchentlich, jeden Donnerſtag ausgegeben werden. Faſt unmittelbar darauf erſchien bei Unger „Beſchreibung und Geſchichte der Baſtille während der Regierung Ludwig XIV., XV., XVI." und „Linguets Denkwürdigkeiten der Baſtille" und bei Wewer „die unerhörte Baſtille oder Sammlung echter Beiträge zur Geſchichte derſelben." Auch einzelne Perſönlichkeiten erregten ſolches Intereſſe, daß ihnen be-

*) Die nachfolgenden Notizen ſind der Voſſ. Ztg. 1789/90 entnommen; bei den Ankündigungen der Buchhändler über Berliner Novitäten läßt ſich heute oft gar nicht mehr conſtatiren, ob dieſe erſchienen ſind.

ſondere Schriften gewidmet wurden, z. B. „Raynal, der Redner der Nationalverſammlung im Jahre 1789.“ Nicht weniger als drei politiſche Zeitſchriften wurden damals angekündigt. Die erſte hieß „Annalen der Menſchheit“ (Aug. 1789), deren Ankündigung mit den Worten ſchloß: „O ihr Edlen, die mit uns harmoniſch fühlen, ohne daß wir ſie kennen, wo ihr auch immer ſeid, deren Blut ſtärker wallt bei den Namen: Menſchenwohl und Menſchenrechte — laßt uns einander die Hände reichen, uns brüderlich umarmen und unſere Kräfte vereinigen zu dem großen Zwecke, unſere Brüder glücklicher und beſſer zu machen.“ Die zweite war das „Neue Staatenjournal“, von dem jedenfalls einige Hefte bei Petit und Schöne, dem damaligen eigentlichen Berliner Colportagebuchhändler, erſchienen — Herausgeber war wohl der berüchtigte „Edle von Groſſing“. Als dritte wurde im September 1790 angekündigt „Journal für Menſchenrechte, Volksrechte und Volksglück, den Fürſten Deutſchlands geweiht.“ Unter den ſelbſtändigen auf die Revolution im Allgemeinen ſich beziehenden Schriften ſeien drei genannt, die allerdings meiſt von Nichtberlinern herrührten: „Friedrich Schulz, Geſchichte der großen Revolution in Frankreich“ 1790, zu deren Empfehlung geſagt wurde, daß der „berühmte Verf. vor und während der Revolution in Frankreich“ geweſen ſei; „C. Girtanner, Hiſtoriſche Nachrichten und politiſche Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution“ 1791; endlich „J. H. Tieftrunk, Ueber Staatskunſt und Geſetzgebung. Zur Beantwortung der Frage: Wie kann man gewaltſamen Revolutionen am beſten vorbeugen oder ſie, wenn ſie da ſind, am ſicherſten heilen?“ 1791.

Aber die Stimmung der Revolution gegenüber änderte ſich wie in Deutſchland ſo auch in Berlin. Hier wie dort wurden die Begeiſterten bald kleinlaut und verkehrten ihren anfänglichen Jubel in heftige Verdammung. Dazu trugen einerſeits die radikalen Theorieen der Freiheitsmänner und deren Umſetzung in blutige Thaten bei, andererſeits die im Einverſtändniſſe mit andern Mächten auf Grund der in Frankreich erfolgten Be-

drohung des monarchiſchen Prinzips geſchehene Kriegserklärung Preußens. Jene jagten den Bedenklichen Angſt ein, dieſe erweckte in den Patrioten kriegsmuthige und ſiegesgewiſſe Stimmung. Der Kriegsmuth äußerte ſich in ſtarken Stellen, z. B. in der folgenden:

„Wohlan, Ihr Preußen! zum Gefecht Mit Galliens Rebelln! Tod und Verderben dem Geſchlecht Der Henkerzunft Geſelln!“ Das Siegesbewußtſein diktirte die Verſe: „Doch eitle Furcht! Man kennt ja ſchon Franzmänniſche Kriegeszucht: Ein Kernſchuß bringt die Legion Der Feinde gleich in Flucht.“ Mit ſtarkem Aufwande von Gelehrſamkeit und Witz wurden die Libertiner zurechtgewieſen und die ſich vornehm dünkenden franzöſiſchen Barone, „die Kopfwegputzer, die Ratten Deutſchlands und Schmarutzer“ zu einem von plumpen Deutſchenhänden bereiteten aber doch ſchmackhaften Diner eingeladen. Damals erſchien auch und zwar in der Spenerſchen Zeitung (17. Dez. 1793 Nr. 151) ein Lied unter dem Titel: „Berliner Volksgeſang“ God save the king*), das bald in Preußen populär, aber erſt durch die Bemühungen Louis Schneiders im Jahre 1833 die eigentlich preußiſche Nationalhymne wurde. Es iſt das Lied „Heil Dir im Siegerkranz“. Doch wird die Armſeligkeit der damaligen litterariſchen Verhältniſſe beſonders klar dadurch, daß dieſes ſog. preußiſche Lied, das in einer Broſchüre 1801 als

*) Goedeke V, 437. Vgl. auch P. Bartels, Zur Geſch. der preuß. Königshymne, Ztg. für Litt., K. u. Wiſſ. des Hamb. Corr. 1894 Nr. 7. Eine der ſchlimmſten Stellen iſt in Str. 2, „Liebe des Vaterlands, Liebe des freien Manns“, die außer dem entſetzlichen Reim noch einen ſinnloſen Gegenſatz bietet; im Original hatte es ſtatt des geſperrten Wortes geheißen: „Unterthans“. Die 5. Strophe, wie ſie jetzt üblich iſt, entſpricht dem Schuhmacher-Harries'ſchen Original gar nicht mehr. Dort hatte ſie gelautet:

Sey Friedrich Wilhelm hier
lange der Preußen Zier,
des Landes Stolz:
Jede geweihte Kunſt
reife durch Deine Gunſt!
Bürger-Verdienſt erwärm'
an Deiner Bruſt.

Verpflanzung aus dem Englischen gerühmt wurde, nichts anderes war als ein Plagiat, das sich der Lübecker Domherr B. G. Schumacher mit dem bereits 1790 erschienenen „Lied für den dänischen Unterthan" des Flensburger Heinr. Harries erlaubt hatte. Zudem hatte der Plagiator schlechte Reime eingefügt, unpassende Umstellungen vorgenommen, den friedlichen Ton der dänischen Hymne in einen kriegerischen verwandelt, drei Strophen seiner Vorlage aber, die sich speziell auf Dänemark bezogen, die einzigen, in denen ein wahrhaft poetischer Schwung zu spüren war, einfach weggelassen.

Die Wißbegier der Berliner nach Nachrichten vom Kriegsschauplatze und nach Meldungen über die Ereignisse der französischen Hauptstadt hielt sich mindestens auf der gleichen Höhe wie einige Jahre vorher. Am 2. Februar 1793 stürzte Jedermann*) nach dem Posthause, um die neuangekommenen Zeitungen zu sehen, denn man wußte ja längst von der Verurtheilung des Königs und seiner bevorstehenden Hinrichtung. Aber erst am nächsten Posttage, am 4. Februar erfuhr man die am 21. Januar geschehene grausige That. Damals lasen „Soldaten auf den Straßen den Hintritt Ludwig's vor und deklamirten Gelegenheitsgedichte darüber, so wie sie sonst im bevorstehenden Ausmarsche über einen zum Tode verurtheilten Delinquenten zu verkünden und zu verkaufen pflegten." Wenige Tage später ereignete sich ein höchst seltsamer Aufzug: „Auf einem der Hauptplätze der Königsstadt erschien mit einmal, wie die geharnischten Männer des Jasons aus der Erde, eine Schaar junger, lebhafter, munterer Leute, die die Augen aller Vorübergehenden auf sich zogen — denken Sie sich diese unvermuthete Erscheinung mitten in dem Schoße der Einigkeit — Was aber das sonderbarste von allem war, die Rüstung dieses streitbaren Haufens — Schwerter von — Holz, Mützen à la Jacobin von — Papier, und das Feld-

*) Wochenschrift „Der Zuschauer" (s. unten S. 66 fg.) S. 141, 153, 165; die starke Gegnerschaft der genannten Zeitschrift gegen die Revolution geht aus Stellen wie Seite 32, 35, 49, 344 hervor.

geſchrey? — Freyheit und Gleichheit der Gaſſenjungen.“ Die Polizei ſteckte die „Jakobiner-Novizen“ in den Ochſenkopf. Der Auflauf hatte auch keine weiteren Folgen, doch für die damals herrſchende Stimmung iſt er höchſt charakteriſtiſch.

Eine mindeſtens offiziöſe Aeußerung über die Stellung des Berliner Hofes zur franzöſiſchen Revolution findet man in einer Rede, welche Hertzberg am 6. Oktober 1791 in der Akademie hielt.*) Schon 1789 hatte er es hier nöthig gefunden, in einer akademiſchen Rede zu beweiſen, daß die preußiſche Regierung nicht deſpotiſch ſei. Jetzt wendete er ſich, nachdem er die äußeren Umwälzungen, d. h. die Weltumgeſtaltungen durch Alexander den Großen, die Römer und die Völkerwanderung behandelt, die religiöſen kurz berührt und von den inneren die engliſche, holländiſche, amerikaniſche erwähnt hatte, direct zu der franzöſiſchen, der „außerordentlichſten, die die Geſchichte kennt“. Ohne im Einzelnen ein Urtheil fällen zu wollen, erkennt er, der freilich in mancher Beziehung größere Mäßigung gewünſcht hätte, an, „daß ſie dazu beitragen kann, die Mißbräuche der vorigen vielleicht mehr ariſtokratiſchen als deſpotiſchen Monarchie zu verbeſſern, die Laſt der Nation durch eine genauere Staatswirthſchaft und durch die Tilgung der zu großen Schulden zu vermindern.“ Freilich war Hertzberg kein großer Prophet, indem er meinte, Frankreich werde beſſere Beziehungen zu ſeinen Nachbarſtaaten anbahnen und Gleichgewicht und allgemeine Ruhe Europas ſichern.

Aber damit war begreiflicher Weiſe von einer Billigung der Revolutionsideen nicht die Rede; vielmehr folgte gegen ſie bald ein Hauptſchlag.

Am 31. Auguſt 1791**) wurde der bisherige Cenſor hiſtoriſcher Schriften Schlüter angewieſen, eine ihm vorliegende Schrift über die franzöſiſche Revolution zu geſtatten, da es doch nicht

*) Ueber äußere, innere und religiöſe Staatsrevolutionen. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

**) Für das Folgende Kapp, Archiv a. a. O. IV.

mehr möglich ſei, die Kenntniß dieſer Begebenheit und der ihr entſprechenden Grundſätze zu unterdrücken, jedoch „alle gegen die Regierungen, gegen die Treue, den Gehorſam, die Unterwürfigkeit der Unterthanen, gegen höhere Stände, gegen Obrigkeiten anſtößige Sätze und Ausdrücke zu ſtreichen und zu mildern und keinen gefährlichen Grundſatz ſtehen zu laſſen, der auf Verbreitung des demokratiſchen Giftes abzielet". Wenige Monate ſpäter (1. Februar 1792) wurde dem Kammergericht ein Reichsſchluß zur Nachachtung mitgetheilt, der die Unterdrückung aller aufrühreriſchen Schriften befahl. Da aber dem Könige dieſe allgemeine Beſtimmung nicht genügte, ſo wurde nach längeren Berathungen des Staatsminiſteriums den Buchhandlungen und Buchdruckereien — von beiden zuſammen gab es damals in Berlin 46 — die genaueſte Befolgung des Cenſuredicts und die Unterdrückung ſchädlicher Schriften zur Pflicht gemacht. Urſprünglich ſollte der Handel mit allen auswärtigen Büchern und Zeitſchriften, z. B. auch der Jenaer Litteraturzeitung, verboten werden, doch wurde dies Verbot mit Rückſicht auf den daraus entſtehenden Ruin des Berliner Buchhandels nicht erlaſſen. Wiederholt wurde in den Erklärungen der Miniſter ausgeführt, daß in Preußen, beſonders auch in Berlin, eine Billigung oder Einwirkung des Aufruhrgedankens nicht vorhanden ſei. Trotzdem kam einzelnes bedenkliche vor. Jeniſch veröffentlichte eine Ode „auf die gegenwärtige Lage Frankreichs", in der die Fürſten über das Wanken ihrer Throne mit ſtarken Worten belehrt und bedroht wurden, von Recht und Freiheit, ihren Feinden, ihren Lohn zu empfangen; er wurde wegen des alſo kundgegebenen „Aufruhr- und Aufwiegelungsgeiſtes" ernſtlich verwarnt (November 1792). Auswärtige Zeitungen, die in revolutionärem Sinne ſchrieben, wie die Trenck'ſche Monatsſchrift und der Niederſächſiſche Merkur, wurden verboten.

Um von den damals in Berlin erſchienenen Schriften eine Vorſtellung zu geben, mögen drei etwas näher betrachtet werden. Die eine, in ſeichter Aufklärungsmanier geſchrieben, von

J. L. Ewald, einem nicht talentlosen Vielschreiber, der übrigens nur selten das Wort über Politik ergriff: „Ueber Revolution, ihre Quellen und die Mittel dagegen" *) wollte „dem menschlichsten Fürsten", dem die Schrift gewidmet war, zwei alte Wahrheiten lehren, die eigentlich nur als eine einzige gelten können, daß nämlich Menschen immer Menschen bleiben, wenn man sie menschlich behandele, und daß Menschlichkeit der Grund aller Ruhe in Gesellschaftszirkeln und im Staate sei. Ganz anders trat Würzer (vergl. oben S. 12) in seinem „Revolutions-Catechismus" auf. Er wollte die Mordscenen vom 2. September 1792 nicht gerade in Schutz nehmen, warnte nur vor übertriebenen Nachrichten und begrüßte die Erklärung der Menschenrechte als eine neue Epoche der Menschheitsgeschichte. Im Allgemeinen wollte er zwar, daß Staatsumwälzungen nicht durch Bürgerblut erkauft würden, hielt sie aber für nothwendig, weil alles Menschliche der Veränderung bedürfe, und erklärte sie nur dann als vom Uebel, „wenn Freiheitsschwindel und unvernünftige Liebe zu Neuerungen ihre Quelle sind". Die politische Freiheit definirte er so: „Sie besteht in dem Rechte des Volkes, d. h. aller Staatsbürger, sich von einer freiwillig dazu bestellten oder doch gebilligten öffentlichen Macht nach gewissen genau bestimmten Grundsätzen regieren zu lassen" und erklärte es für nothwendig, daß das Volk das Recht habe, die das Wohl des Staates betreffenden Einrichtungen und Verordnungen zu machen. Im Besondern stellte er zwei Forderungen auf: 1. die Preßfreiheit mit der Begründung: „sie hilft durch ihren wohlthätigen Einfluß mit jedem Tage die Schritte der Regierung zur Vollkommenheit zu beschleunigen", 2. das Aufhören aller Standesunterschiede, denn „alle Staatsbürger, alle Klassen derselben ohne Ausnahme müssen an der Freiheit gleichen Antheil haben, weil

*) Beide Schriften Berlin 1793, Ewald's Schrift in 2. Aufl. Von dems. erschien 1801 in Berlin eine ähnl. Schrift: „Gemeingeist" und 1797 das. die (übrigens unpolitischen) Fantasien auf der Reise und bei der Flucht vor den Franken.

alle ohne Ausnahme zum Staate gehören und mit Recht auf die Vortheile der bürgerlichen Geſellſchaft den gleichen Anſpruch machen."

In einer dritten Schrift von A. F. Cranz*) „Wort der Beherzigung an die Fürſten und Herren Deutſchlands" redete der Verfaſſer in prophetiſcher Weiſe als Warner und Mahner, der es noch ungewiß ließ, ob die Revolution die Alles überfluthende Morgenröthe ſei, die das Licht der Welt ſchickt, oder die Macht, die Alles in ihrem Dunkel begräbt. Schon er wies darauf hin, daß Bücherverbote nichts nützten, ſondern nur die Angſt der Betroffenen bewieſen.

Weit wichtiger indeß als alle dieſe einzelnen Schriften waren die Auseinanderſetzungen zweier wirklicher Politiker, damals gewiß der erſten der Nation, Friedrich von Gentz und Georg Forſter. Gentz 1764—1832 (vergl. oben S. 36 fg.) lebte von 1786—1802 in Berlin; Forſter, der nur ganz vorübergehend in Berlin lebte, darf hier genannt werden, weil ſeine Schriften nicht nur in Berlin erſchienen, ſondern wegen ſeiner perſönlichen Beziehungen und der großen für ihn herrſchenden Sympathie dort außerordentlich viel geleſen wurden. Forſter, der von Haus aus kein Politiker war, ſondern 1792 äußerte, er müſſe jetzt ins politiſche Fach pfuſchen, weil der Buchhändler es verlange, war mit ſeinem Herzen bei der Sache, die er nicht aus freien Stücken aufgeſucht hatte. Gentz, der die Politik als ſeine Lebensaufgabe betrachtete, arbeitete nur mit dem Verſtande. Von Georg Forſter erſchienen damals zwei größere Werke in Berlin.**) Sie ſind beide, wie ſchon ihr Titel ſagt, nicht in

*) Vgl. über ihn Band I, Seite 432. Seine Schrift iſt behandelt bei Wenck „Deutſchland vor 100 Jahren", Band II, Leipzig 1890, der in ſeiner ſonſt trefflichen Darſtellung von Berlin wenig ſpricht.

**) Anſichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai, Juni 1790, in 3 Bänden, 1791—94, übrigens ein glänzendes Zeugniß für die damalige Berliner Typographie. — Kleine Schriften, ein Beitrag zur Völker- und Länder-

erſter Linie politiſch, enthalten vielmehr Betrachtungen des Naturforſchers, Kunſtliebhabers, Geographen, Hiſtorikers, Beobachtungen des Volkslebens, der Sitten, Schilderung wiſſenſchaftlicher Zuſtände und Perſönlichkeiten. Aber mitten in ganz unſchuldigen Betrachtungen kommen Kraftſätze vor wie der folgende: „Niemand ſoll mir wieder mit dem elenden Gemeinplatz kommen, den jetzt mancher Apoſtel des Deſpotismus herumträgt, und den ich ſchon zum Ekel wiederholen hörte, daß die Aufklärung Schuld der politiſchen Revolution ſei.“ Bei der Schilderung Lüttichs ſetzte er die Entſtehung der Gewalt, die Bildung des Rechts auseinander und kam zu vielen Sätzen, die eine unmittelbare Anwendung auf die Zeitverhältniſſe zuließen. „Das Geheimniß aller anmaßenden Regenten, auf deſſen Untrüglichkeit ſie getroſt fortſündigen, liegt in den Erfahrungsſätzen, daß der Menſch, der einmal ein unveräußerliches Recht aus den Händen gegeben hat, ſich unglaublich viel bieten läßt, was er als Freier nimmermehr geduldet hätte.“ Ganz beſonders war es das ideale Entzücken des Schwärmers über die neuerwachte Freiheit, das in den „Erinnerungen aus dem Jahre 1790“ und den „Pariſiſchen Umriſſen“ zum Ausdruck kam. In ähnlicher Weiſe, wie Campe, Johannes von Müller und andere Philantropen, Philoſophen und Hiſtoriker aus Paris in einer Art Taumel, wahrhaft berauſcht von dem elementaren Ausbruch des Freiheitsgefühls, zurückkehrten, ſchrieb auch Forſter unmittelbar nach Anfang der Revolutionsbewegung: „Ein Sturm der Begeiſterung hob die ganze Nation zur Höhe des Selbſtgefühls; Menſch zu ſein, war der ſchöne Stolz von 25 Millionen, das erſte und letzte Ziel ihrer Befreiung.“ An einer anderen Stelle erklärte Forſter, allerdings nach dem Vorgange eines franzöſiſchen Schriftſtellers, die

---

kunde, Naturgeſchichte und Philoſophie des Lebens, 5 Bände, 1794—97. Ein früherer, als I bezeichnet, war 1789 in Leipzig erſchienen. Hauptſächlich kommt für unſeren Zweck Band VI (5) in Betracht. Die betreffenden Aufſätze waren früher in der Berliner Zeitſchrift „Friedenspräliminarien“ erſchienen. Beide Werke in der Voſſiſchen Buchhandlung.

große franzöſiſche Bewegung als „die wichtigſte und erſtaunenswürdigſte Revolution der Sittlichkeit, Bildung und Entwickelung des ganzen menſchlichen Geſchlechts.“ Als ihre Wirkungen zeigte er auf: die Entſtehung einer öffentlichen Meinung, die Herbeiführung des anſpruchsloſen Chriſtenthums des Herzens und des Geiſtes, die Vernichtung der Selbſtſucht, die Ertödtung der Habſucht, des Geizes, mit einem Worte der feilen Knechtſchaft, zu welcher der Menſch herabſinken konnte, der Abhängigkeit von lebloſen Dingen. Dieſer Idealismus leitete ihn in Betrachtungen der Revolutionsbewegung faſt bis zu ſeinem Ende. Erſt, als er zu erkennen glaubte, daß keine Tugend in der Revolution ſei, ekelte ſie ihn an.

Im Gegenſatz zu dieſem Verherrlicher der Freiheitsgedanken vertrat Gentz nach kurzem Freiheitstraum, von dem oben eine merkwürdige Probe mitgetheilt iſt, den anti-revolutionären Gedanken, ohne freilich in der erſten Zeit den Anſpruch des Volkes auf Theilnahme an der Regierung zu leugnen. Gerade er verkündete die von Forſter bekämpfte Anſicht, daß das Uebermaß der Aufklärung die Anarchie begründet habe. Er erklärte die Menſchenrechte, „wovon die großſprecheriſchen Geſetzgeber Frankreichs prahlten, welche die leidende Menſchheit mit einem Traum von Geſundheit äfften, um ſie gleich darauf verdoppeltem Elend zu überantworten,“ für „hochtönende und nichtsſagende Declamationen“. Im Gegenſatz dazu wollte er die Kant'ſchen Menſchenrechte als elementare Vorſtudien gelten laſſen, und vertheidigte, je länger ſeine politiſche Schriftſtellerei dauerte, die Lehre der alten Staatskunſt, daß nicht das Volk, ſondern die Regierungen den Hauptfactor des Staatslebens bildeten. Aus dieſem Grunde überſetzte er Schriften von Franzoſen und Engländern über d. h. gegen die Revolution und gab in Vorreden, mit denen er dieſe Ueberſetzungen begleitete oder in ſelbſtändigen Aufſätzen, die er in ſchon beſtehenden Berliner Monatsſchriften ſchrieb, oder als wichtigſte Beiträge der von ihm ſelbſt herausgegebenen Zeitſchriften veröffentlichte, ſeinem Unwillen über die Volksherrſchaft

oder über „die neueste politische Büberei" in starker Weise Ausdruck.

Gentz' Meinung war jedoch nicht die allgemeine. Trotz der schauderhaften Ereignisse in Frankreich herrschten nach wie vor Sympathien für das Land; nur gab die Polizei mehr Acht, daß diese sich nicht hervorwagten.

„Jetzt (1793) wird von Seiten der Polizei," sagt ein verständiger Beobachter,*) „auf jeden Schreier sehr Acht gegeben, und die Folge ist, daß weniger geschrieen, weniger in den Tag hinein getadelt, aber desto mehr im Stillen gemurrt wird . . . Wenn indessen der Courrier du Bas-Rhin von öffentlichen Unruhen redet, die hier vorgefallen sein sollen, so ahmt er hierinne unsern deutschen Zeitungsschreibern nach, die sich durch elende Lügen und Verleumdungen alle Tage verächtlicher machen." Derselbe Berichterstatter meldet geradezu von Polizeispionen, die, in öffentliche Versammlungen geschickt, über die Reinheit der politischen Ueberzeugungen wachen sollen.

Denn daß damals in Berlin eine gewaltige Aufregung vorhanden war ist zweifellos. Zwar ist die in einem Briefe Knigge's**) (15. November 1792) stehende Aeußerung: „In Berlin soll der P. H. (Prinz Heinrich) aufgefordert sein, an die Spitze der Unzufriedenen zu treten, indessen erbittern die wüthenden aristokratischen Schriftsteller durch ihre elenden Schmähungen Manchen, der sich sonst ruhig halten würde", in ihrem ersten Theil gewiß nur ein bloßes Gerücht, aber als Ausdruck der auswärts über Berlin verbreiteten Meinung ist auch ein solcher Bericht bemerkenswerth. Wenn es daher auch, wie der oben angeführte zeitgenössische Berichterstatter bemerkt, es keine öffentlichen Unruhen in Berlin gab, so kamen doch Widersetzlichkeiten der Bürgerschaft gegen die städtischen Behörden vor, die von der Regierung als schlimme Vorboten einer etwaigen

*) Kosmopolitische Wanderungen durch einen Theil Deutschlands. Leipzig, W. Heinsius, 1793. S. 130 fg., 207.

**) Halem's Selbstbiographie, Anhang S. 149.

allgemeinen Erhebung betrachtet wurden. Daher wies der Miniſter von Voß in einem Schreiben an das Polizeidirectorium*) (7. Mai 1794) bei einer Streitigkeit zwiſchen den Bandfabrikanten und den Poſamentirern darauf hin, „es ſei ſehr bedenklich, bei ſolchen Vorgängen ſtatt Ernſt und Nachdruck zu gebrauchen, ſich durch Furcht verleiten zu laſſen, den Aufrührern, was ſie verlangen, zuzugeſtehen. Es leidet keinen Zweifel, daß dies das ſicherſte Mittel iſt, ſie für den Augenblick zu beruhigen; es iſt aber ebenſo gewiß, daß ein ſolches Verhalten unruhige Köpfe in ihrem Begehren, immer weiter zu gehen und bei jeder Gelegenheit den obrigkeitlichen Verfügungen Trotz entgegenzuſetzen, verleitet."

Vielleicht wurde das Polizeidirektorium gerade durch eine ſolche Aufforderung veranlaßt, gegen friedliche Bürger ungerecht, übermäßig ſtreng zu verfahren, denn es wurde in einer ſpäteren Aufforderung angehalten, gegen Ruhige glimpflich zu Werke zu gehen, und in einem Schreiben (31. Juli 1794) wurde der ganze Magiſtrat wegen ſeines Benehmens gegen die Bürger getadelt. Es hieß darin: „Nicht durch Heftigkeit und Ungeſtüm, ſondern durch Willfährigkeit in dem Hören der Supplikanten und durch ein gelaſſenes, verſtändiges, ernſthaftes, ſchonendes Bedauern derſelben wird das Anſehen der vorgeſetzten Behörde aufrecht erhalten, und ich muß die Beobachtung eines ſolchen Benehmens den Mitgliedern des hieſigen Magiſtrats um ſo mehr empfehlen, da ich theils ſelbſt mehrmals Gelegenheit erhalten habe, von hieſigen Einwohnern, welche über eine ſehr harte Behandlung von Seiten des Magiſtrats laute Klage führten, eine äußerſt vernünftige und beſcheidene Vorſtellung ihrer Anliegen zu hören, theils aber, wenn die Mitglieder des Magiſtrats ſich ein anſtößiges Betragen gegen die hieſigen Einwohner erlaubten, es abzuſehen iſt, daß die Subaltern-Officianten des Magiſtrats-Collegiums hierin bald nachahmen werden." Aus dem folgenden

*) G. St. A. CXV Sect. w. 15.

Jahre lassen sich nur zwei bestimmte Ereignisse anführen, welche die Stellungnahme der Regierung gegen die revolutionäre Anschauung in Berlin kennzeichnen, die Entlassung Reichardt's und die Confiscation einer Broschüre Riem's. Jener — Kapellmeister und Musikdirektor in Berlin, Herausgeber des in Berlin erscheinenden Journals „Deutschland" und des zu Altona veröffentlichten „Frankreich" — wurde vermuthlich auf das Angeben des Kanzlers von Hoffmann, der ihn als wüthenden Demokraten bezeichnete, entlassen, und weder die Intervention seiner Gönnerin, der Fürstin von Dessau*), noch seine durchaus heftige, rein persönlich gehaltene, auf seine politischen Gesinnungen durchaus nicht eingehende Schrift**) vermochten die Rücknahme der Entlassung zu bewirken. Wenn aber Riem wegen seiner Broschüre***) wirklich aus Berlin verwiesen wurde, so würde diese Verweisung eine ungewohnte und ziemlich unerklärliche Härte beweisen, denn die genannte Schrift erörtert fast ausschließlich finanzielle Verhältnisse und könnte in diesem Theile höchstens einer gewissen Indiscretion geziehen werden; der politische Theil ist außerordentlich kurz. Er untersucht und verneint die Frage, ob Oesterreich, England und Rußland gegen Preußen in ein Bündniß getreten seien und bezeichnet es als das Interesse Europas, England nicht zu stark werden zu lassen, Frankreich und Holland als Gegengewicht gegen England zu erhalten. Höchstens mochte folgender Schlußpassus Anstoß geben: „Preußen „fehlte", da es bei seinem Frieden ohne Mitwirkung des Kaisers einen großen Theil Deutschlands ausschloß;" eine Kritik, die aber doch die Strenge der erwähnten Bestrafung nicht rechtfertigen würde. Jedenfalls

*) Auch die Lichtenau gehörte zu seinen Gönnern. Dafür wird folgende kennzeichnende Anekdote erzählt. Als der König ein Urlaubsgesuch des Kapellmeisters nicht bewilligen wollte, ging die L. zu ihm und drohte: „Majestätchen, du mußt." (Briefe Sander's an Böttiger.)

**) Ueber die Schändlichkeit der Angeberei. Berlin 1795. Vgl. bes. S. 45.

***) Europa in seinen politischen und finanziellen Verhältnissen. Erstes Heft 1795.

wurde, vielleicht in Folge jener Vorgänge, damals die Verfügung erlassen, „daß alle herauskommenden Zeitschriften dem Polizeipräsidio unmittelbar vorgelegt und da entweder ihr Veto oder ihr Imprimatur erwarten sollen." Die Zeitschrift, die dies mittheilt*), freilich mehr eine jener rasch vergehenden Skandalchroniken als ein ernstes Blatt, meint, diese Verfügung sei „kein Kind einer schwarzen Despotie gegen Gedanken- und Preßfreiheit, sondern ein wohlthätiger Sprößling väterlicher Fürsorge, unter dessen schützendem Schatten die vaterstädtische Litteratur immer besser gedeihen wird.

Nur ganz gelegentlich übte der König politische Kritik oder Censur. Als er 1796 in einem Kalender die französische Zeitrechnung (nach der Revolution)**) erwähnt, in einem andern ein Bild Kosciusko's fand, ließ er beide confisciren.

Trotz der Härte dauerten die Sympathien für die Revolution fort.

Ein Zeugniß dafür findet sich in der Meldung eines auswärtigen Beobachters, der, obgleich er nur kurze Zeit in Berlin war, scharf zusah.***) „Die große Menge", so schrieb er, „ist überhaupt in Berlin besonders reizbar und mehrere Aeußerungen haben deutlich zu verstehen gegeben, daß es an Aufwieglern nicht fehlt; ein Glück ist es nur, daß dergleichen Ausbrüche der öffentlichen Unzufriedenheit durch die weisen Vorkehrungen einer aufmerksamen Polizei und eines furchtbaren Militärs mit Leichtigkeit unterdrückt werden können."

Im Allgemeinen dürfte man sagen, daß der gegen früher bemerkbare Unterschied darin bestand, daß, während es sich bisher um allgemeine Freiheitsverherrlichung gehandelt hatte, nun die specielle Vorliebe für Frankreich, besonders für Napoleon als

*) Camera obscura 1795, S. 357 ff. Sie nennt von damaligen Berliner Zeitschriften noch zwei: „Die Berliner Peitsche" und „Der Bienenkorb".

**) Sander an Böttiger 24. December 1796.

***) Einsiedel an C. G. Körner 1798, in A. Brockhaus, Th. Körner, Leipzig 1891, S. 74.

den Retter aus der Noth, ſich hervorwagte. So wurden 1799 auf den Straßen und in den Tabagien zwei Blätter bedenklichen Inhalts für einen Dreier verkauft.*) In dem einen theilte ein Musketier ſchlimme Prophezeiungen für den König und ſein Haus mit, die er in der Nacht vom 31. März auf den 1. April von der weißen Frau gehört haben wollte. In dem andern „Der neu entſtandene ägyptiſche Prophet Bonaparte" wurde gelehrt, daß ein gewaltiges, das Land verwüſtendes Ungeheuer durch Bonaparte, „einen von Gott hoch erleuchteten, geiſtvollen Mann, von deſſen Seite alles Gute herkomme", getödtet würde. Dieſer Lehre aber wurde die gewiß nicht bloß für Aegypten berechnete Erklärung hinzugefügt: „Das immerwährende Flattern der Flügel (des Ungeheuers) bedeute, daß ihr Volk nach der edlen Freiheit ſeufze und mit niedergeſchlagener bekümmerter Seele nach einem von Gott geſandten Mann die äußerſte Sehnſucht trage, um bald von ihm erlöſet zu werden, welches nun durch die Ankunft Bonaparte's in eine vollkommene Erfüllung gebracht worden zu ſein ſcheint."

Die Zeugniſſe, die im Obigen aus Briefen, Broſchüren und Aktenſtücken über die Stimmung der Berliner zur franzöſiſchen Revolution mitgetheilt ſind, und die wegen ihrer Zerſtreutheit kein vollſtändiges Bild zu geben vermögen, beweiſen zwar nicht einen allgemein herrſchenden, durchaus gereiften politiſchen Sinn, aber jedenfalls eine lebhafte, den im eigenen Lande herrſchenden Ideen nicht immer wohlwollende Antheilnahme. Auch die damals erſcheinenden Zeitſchriften und Dichtungen fanden Gelegenheit, ſich mit dem Weltereigniß abzufinden.

*) Denkwürdigkeiten und Tagesgeſch. der Mark Brandenb. 1799. Bd. VII, S. 772 ff.

Zweites Kapitel.

Dichter und Schriftsteller.

An Zeitungen und Zeitschriften war kein Mangel. Von einigen Erzeugnissen beider Kategorien war schon die Rede (oben S. 40ff.).

Das Monopol der beiden Haupt-Berliner Zeitungen dauerte fort, trotz aller Versuche es zu durchbrechen. Selbst von diesen ging die eine, die Spenersche schlecht und auch die Vossische wurde in ihrer Entwickelung dadurch gehindert, daß sie eine Privatanzeige nicht eher aufnehmen durfte, bis sie im Intelligenzblatt gestanden hatte (Göckingk S. 27.) Die „Neue Berlinische Zeitung", die auf Grund des Realschulprivilegs 1796 erschien (vergl. Bd. I, S. 407 ffg.), führte ein kurzes freudloses Dasein.

Eine wesentliche Vermehrung erfuhren die beiden privilegirten Zeitungen durch vielfache amtliche und private Bekanntmachungen, unter denen auch Familienanzeigen immer häufiger wurden. Litterarische Artikel kamen gleichfalls öfter vor; ständig blieb eine Zeit lang die Theaterrubrik. Ein sehr erwünschter Zuwachs, eine Fremdenliste, die seit 1803 von der Spenerschen Zeitung gebracht wurde, unterblieb seit dem 3. Oktober 1805 und zwar mit folgender seltsamen, für die Zustände jener Zeit höchst charakteristischen Begründung. „Bei der gegenwärtigen Anhäufung von politischen Artikeln unterbleibt einstweilen die Anzeige der hier angekommenen Fremden und zwar um so eher als sie ihren Zweck, eine vollständige Uebersicht aller einpassirten Fremden zu liefern, nie hat erfüllen können, weil viele Fremde

nicht öffentlich gemeldet sein wollen, andere unter fälschlich sich beigelegtem Namen einpassiren, sehr viele zu der Zeit, wenn ihre Namen in der Zeitung zu lesen, bereits wieder abgereiset waren, auch manchen Ausländern, z. B. solchen Personen, die von der benachbarten Grenze ohne besondern Urlaub, oft nur auf 24 Stunden hierherkamen, durch die ihnen selbst unbewußte öffentliche Nennung ihres Namens in ihren Wohnorten Unannehmlichkeiten zubereitet worden sind."

Die gewaltigen politischen Ereignisse am Anfange des 19. Jahrhunderts mußten das Verlangen nach einer anders gearteten Zeitung erregen. Solches gedachte Joh. v. Müller*) zu befriedigen durch die Zeitschrift: „Die Zeiten. An Teutschland. Eine periodische Schrift" (Oktober 1804); später (Ende 1805) tauchte der Gedanke auf, ein offiziöses Journal unter Müller's Leitung herauszugeben; aber aus allen diesen Plänen wurde nichts. Ein großes offiziöses Blatt oder „offiziell raisonnirendes", wie es auch hieß, „der Zuschauer", unter Mitwirkung von Joh. von Müller und Buchholz sollte bei Sander durch G. Merkel**) herausgegeben werden. Dieser behauptete, den Beifall des Königs, die Zusage von Materiallieferung durch die Minister, von Relationen zweier Gesandten zu haben; er wollte mit dem Moniteur „einen Kampf auf Leben und Tod führen", doch kam auch dieses Unternehmen nicht zu Stande. Von K. J. Langes journalistischen Unternehmungen ist besser in anderem Zusammenhang zu handeln.

Diejenigen Berliner Leser, die den Mangel einer wirklichen politischen Zeitung schwer empfanden, wurden durch die mannigfachen politischen Zeitschriften einigermaßen entschädigt. Wenige unter ihnen haben wirkliche Bedeutung. Eine vielbändige***)

*) Vgl. J. v. Müller's Briefe an Bertuch „Im neuen Reich", 1881, II, S. 621 ff.

**) Dies aus den ungedruckten Briefen G. Merkel's an Böttiger, 9. Nov. 1805 ff.

***) Denkwürdigkeiten und Tagesgeschichte der Mark Brandenburg, hgg. von J. W. A. Cosmann und Th. Heinsius, 6 Bände (3. u. 4. Bd.

kommt höchstens als patriotische Chronik in Betracht, eine andere*), die sich auch politische nannte, hörte auf, „weil sich die politischen Angelegenheiten zu ändern scheinen" und sollte beim Ausbrechen des Krieges u. d. T. „das verwirrte Europa oder Kriegs- und Revolutionsnachrichten" wieder aufleben. Diesen Kriegs- und Revolutionsnachrichten, mit besonderer Betonung der Friedensaussichten und -Hoffnungen dienten die „Friedenspräliminarien" von Huber (Berlin bei Voß 1794—96, 10 Bände). Aber auch sie hatten keinen Erfolg. „Sie mußten aufhören", schrieb Sander an Böttiger 9. Dec. 1796, „weil am Ende die Kosten nicht mehr herauskamen. Es war mit ihnen von Anfang an versehen. Das erste Stück kam zu Johanni heraus und war nicht auf die größere Klasse von Lesern berechnet, so wenig wie die nächstfolgenden. Dann wurde nicht monatlich ein Stück geliefert. Kurz, die Zeitschrift konnte garnicht in wirkliche Aufnahme kommen. Als sie durch Oelsners und Lafontaines Beiträge interessanter wurde, war die Anzahl der Stücke schon zu hoch herangewachsen, als daß nun noch viele Käufer eintreten konnten. Oft ließ es Huber auch an Mscr. fehlen, und dann mußten blinde Passagiere mit auf den Postwagen. Zuweilen schickte er auch etwas, das er für ganz neu hielt und das, wenn es den weiten Weg von Neufchâtel bis Berlin gemacht hatte, schon seit einigen Wochen in der Minerva oder in einem anderen Journale gedruckt zu lesen war. Zu dem allen kam nun noch, daß Huber einen so eingeschachtelten, mystischen, hieroglyphenartigen Stil schreibt."

Als eigentliches Berliner Revolutionsjournal wird Reichardt's

---

wird Fischbach als Mitherausgeber genannt), Berlin 1796; Belitz und Braun, D. u. T. d. M. Br. und der Herzogthümer Magdeburg u. Pommern, Bd. 7—10, Berlin 1798—99; D. u. T. der Preußischen Staaten, hgg. von Cosmann, 6 Bände, neu numerirt, Berlin 1801—1803.

*) Berlinische Correspondenz historisch-politischen und litterarischen Inhalts. Eine periodische Schrift von einem Cranzianer und Nicht-Cranzianer. Berlin 1790. 12 Stücke. — Gelegentlich werden darin zwei Zeitschriften „Der Lauf der Welt" von Bremer und „Volksspiegel" von Müchler stark getadelt.

„Deutschland" *) angesehen. Aber wie es litterarisch unbedeutend war, sich von Auszügen nährte oder verjährten Kleinkram wiederaufwärmte, so ist es auch in erster Linie nicht als politisches Journal zu betrachten. „Eine kurze Uebersicht des politischen Zustandes Deutschlands" war einer der 12 Theile, den der Herausgeber versprach. Doch blieb es bei allgemeinen Freiheitsdeclamationen bei einer vornehmen Beurtheilung der Schwäche und Hilflosigkeit der Männer der Partei. Nirgends fand sich eine directe Billigung und noch weniger etwa ein Aufruf zur Revolution, selbst da nicht, wo es nahe lag, sich mit den Revolutionsideen eins zu fühlen, wie in dem Gedicht „Auf Georg Forsters Kenotaph", wo es hieß:

Und mit dürstendem Geist umfaßtest Du, was Dir als Freiheit
Lange ersehnt, was als Trost menschlicher Brüder erschien.
Auch den Nebel voll flüchtiger Farbe ersahst Du, in welchen
Man sie hüllte, doch zeigt Nebel dem Schiffenden Land!
Redliche streben, sie zu enthüllen. Verlarvte Gestalten
Täuschen Viele. Du sankst, eh' Dir der Schleier entfiel.

Daß mehrfach die Fügsamkeit unter die französische Herrschaft entschuldigt, wenn auch nicht gerade vertheidigt wurde, war mehr ein Zeichen des damals in Deutschland fehlenden Mannesmuths als eine Verherrlichung Frankreichs. Eine solche könnte man höchstens in einem Gedicht „Gallia und Germania" sehen, wo beide als Schwestern geschildert werden, von denen die eine aus dem Schlafe erwacht, nach schweren Krisen ihr Glück gefunden hat, während die andere noch schläft. Aber der Schluß des Gedichts:

Bald erwachet die Hehre und führet zum menschlichen Glücke,
Das sie so schwer sich erstrebt, ihre Geliebten hinzu.
Sieh, schon scheuchet der Morgen die finstern Gestalten der Hölle,
Und die Menschheit schießt feurige Strahlen empor

soll doch eigentlich nur bedeuten, daß auch Deutschland der Neu-

*) Berlin, Unger 1796, 4 Bände. Das von demselben hgg. Journal „Frankreich" erschien in Altona. Ueber „Deutschland" s. Xenien Nr. 46 ff. E. Schmidt's und Suphan's Bemerkungen (Weimar 1893) S. 116 fg.

ordnung der Dinge, die nun einmal durch die Revolution in die Welt gekommen war, theilhaftig werden sollte.

Von größerer Bedeutung waren drei Journale, nicht von Litteraten herausgegeben, die heute über Politik und morgen mit ebenso geringer Sachkenntniß über Anderes schrieben, sondern von wirklichen Politikern: Archenholz, Gentz, Woltmann.

Die Minerva*) erschien nur ein halbes Jahr in Berlin. Ihr Herausgeber, der Historiker Archenholz, der vom September 1790 bis Juni 1792 in Frankreich weilte, unternahm es, von dieses Landes Schicksalen seine Volksgenossen zu unterhalten. Er stellte die Nothwendigkeit der Revolution nicht in Abrede, sondern schilderte die Zustände des alten Regimes grell genug, bemängelte aber die Entwicklung seit 1791 und hatte zu den „unerfahrenen schwachmüthigen Gesetzgebern" geringes Vertrauen, das immer geringer wurde, je mehr die Ereignisse fortschritten. Er haßte die Jacobiner und erklärte ihre Wirksamkeit für verderblich. Doch billigte er die Ausschließung der französischen Prinzen und Emigrirten überhaupt, trat nachdrücklich für Preßfreiheit ein. Vornemlich betonte er jedoch, „daß die Höfe, allein durch ihre Gesandten unterrichtet, eine gänzlich falsche Vorstellung von der gewaltigen Kraft Frankreichs hätten und daß die „vereinigte Macht Europens zu schwach sein dürfte, die alte Ordnung der Dinge in Frankreich wieder einzuführen." Vielmehr erklärte er es schon 1792 nicht für unmöglich, daß die französischen Freiheitsarmeen deutsche Provinzen in Besitz nehmen und lange behaupten könnten.

Die 1795—1799 von Gentz (s. S. 52) herausgegebene „Neue deutsche Monatsschrift" hatte keinen rechten Erfolg; theils deswegen, theils wegen der Verschärfung der Censur sollte sie schon nach dem ersten Jahrgang aufgegeben werden; sein „historisches Journal" erschien mit Unterstützung der Regierung.**) Gentz, einer

*) Minerva. Ein Journal historischen und politischen Inhalts, herausgegeben von J. W. von Archenholz. Januar bis Mai 1792. Berlin, J. Fr. Unger, seitdem in Hamburg.

**) Göckingk S. 53, 74. Ueber beide Journale Mendelssohn-Bartholdy,

der eifrigsten Zeitungsleser, der für ein von ihm zu gründendes Repertorium der Revolutionsgeschichte 4 deutsche, 5 französische und 3 englische Zeitungen posttäglich durchlas, veröffentlichte auch in seiner Zeitschrift geistvolle Essays, die den Durchschnitt damaliger politischer Artikelschreiberei weit überragten. Er vertheidigte mit Lebhaftigkeit den Satz, daß gesetzgebende Macht und Regierung in einem Verhältniß politischer Wechselwirkung zu einander stehen müßten, verherrlichte englische Verfassungseinrichtungen und protestirte gegen Grundsätze und Ereignisse der französischen Revolution.

Eine noch feindlichere Haltung gegen die Revolution nahm Gentz' historisches Journal*) ein. Der ehemalige Revolutionsschwärmer und Freiheitsverkünder predigte hier in politischen Abhandlungen und geschichtlichen Auseinandersetzungen seine Abneigung gegen die französische Erhebung. Das war sein gutes Recht, um so mehr, als er schon wie erwähnt seit Jahren in Einleitungen zu Uebersetzungen französischer und englischer Schriften seinen Irrthum bekannt und gesucht hatte, seine ehemalige Lobpreisung vergessen zu machen. Auch bewies er politischen Scharfsinn dadurch, daß er immer entschiedener auf Englands hohe Bedeutung hinwies. Bedenkt man indessen, daß diese Lobpreisung der Staatstüchtigkeit der Engländer keine uninteressirte war, sondern in der Hoffnung auf englische Pensionen und als Dank für wirklich empfangenes Geld ausgesprochen wurde, daß auch Oesterreich manche liebedienerischen Blicke und Zurufe empfing, die alsbald ihren klingenden Lohn erhielten, so wird man in diesem s. g. politischen Propheten doch bald den unzuverlässigen Mantelträger sehen. Weit schlimmer aber war es, daß Gentz**), der auf Antrieb des Ministers Schulenburg zum Zweck der Herausgabe des Journals von einem großen Theil seiner Amtsobliegenheiten befreit und mit einer bedeutenden Zulage beschenkt

---

Gentz. Vers. A. D. B. VIII, 578 fg. Gentz an Garve S. 104, Tagebücher (1873) I, 1, S. 19.

*) Berlin 1799—1800.

**) Sander an Böttiger, undatirt, jedenfalls 1799.

wurde, die Interessen seiner Auftraggeber nicht genügend wahrnahm und sich fremden, wenn auch nicht geradezu feindlichen Mächten verkaufte. Das Beispiel dieses hochbegabten aber charakterlosen Mannes, der auch in seinem sittlichen Verhalten das schlimmste Vorbild war, wirkte unheilvoll auf die vielen feilen Streber, die nicht einmal ihres Herrn und Meisters Talent besaßen.

Ganz anders verfuhr K. L. von Woltmann, Historiker und Diplomat, 1770—1817, der als Geschäftsträger deutscher Fürsten und Städte in enger Verbindung mit den tonangebenden Männern der Residenz in Berlin mit Unterbrechung von 1799—1812 lebte. Er gab in Berlin bei Unger die Zeitschrift „Geschichte und Politik" heraus.*) In dieser Zeitschrift, die nur zuerst Beifall fand, später langsam hinsiechte, auch mancherlei Schwierigkeiten der Censur zu bestehen hatte, suchte er seine historische und politische Ansicht darzulegen. Jene war, daß die Menschen unaufhaltsam dem Ziele einer vollendeten Entwickelung aller ihrer Kräfte entgegenschreiten, diese war Bewunderung für die Revolutionsideen und für deren gemäßigte Vertreter, die Girondisten, Abneigung gegen die wüthenden Schlächter wie Robespierre und Hoffnung auf Napoleon als Retter Frankreichs und Europas. Da ihm Geist und Gemüth dieses Gewaltigen gleich bewundernswerth erschienen, so machte er sich zum freiwilligen Herold seines Wesens und seiner oft bedenklichen Thaten. Später zweifelte er an der Fähigkeit Deutschlands, sich selbst zu erheben, wurde aber, als diese Befreiung doch geschehen war, einer der eifrigsten Rufer im Streit.

Die damaligen Berliner hatten jedoch im Großen und Ganzen weniger Interesse an den weltbewegenden Ereignissen der großen, als an den nichtigen Vorfällen der kleinen Welt. Auf jeden Leser hochpolitischer Darlegungen kamen gewiß hundert Liebhaber des Klatsches. Aber auch für diese wurde reichlich

*) 6 Bände, jeder zu 12 Stücken, 1800—1805. Vgl. Woltmann's Selbstbiographie, sämmtliche Werke, 1827, I. — Ueber Woltmann als Historiker s. Kap. 4.

geſorgt. Ein klaſſiſches Beiſpiel für dieſe Winkelblätterlitteratur, die bisher ſelten vorkam (vgl. Bd. I, S. 431 ff.), ſeitdem aber Mode wurde, iſt die „Chronik von Berlin“.*) Ihr Herausgeber H. W. Seyfried (1755—1800), ein Frankfurter, der nur wenige Jahre ſeines bewegten Lebens in Berlin zubrachte, mit Theaterdichtern, ſelbſt Schiller und Goethe bekannt, Schauſpieler und dramaturgiſcher Schriftſteller war, bewies ſeine Vorliebe für das Theater auch in dieſer Zeitſchrift. Denn die eingehenden, mit Liebe und Kenntniß geſchriebenen Theaterberichte ſind gewiß das Beſte an ihr, wenn nicht das einzig Gute. Sonſt zeigte ſich der Herausgeber als ein Volksſchriftſteller, wie er nicht ſein ſoll, mit dem falſchen Biedermannston, der im Namen des Volkes redete, ohne das geringſte Recht, für das Volk zu ſprechen, und ohne Kenntniß ſeiner Bedürfniſſe. Er polemiſirte gegen die Aufklärung, als wäre dieſe an dem materiellen Uebel und ſittlichen Verderben der Maſſen ſchuld und ließ ſich natürlich die Juden als Zornobjekt nicht entgehen. Er gefiel ſich in wohlfeilem Patriotismus und erſtarb, nicht ohne Berechnung, voll Devotion vor jedem Beamten. Für jeden Gaukler und den Unternehmer irgendwelcher Luſtbarkeit hatte er ſo laute Reklameſtöße, daß

*) Ueber Seyfried A. D. B. XXXIV, 111 fg., wo die Berliner Thätigkeit nur kurz geſtreift, unſere Zeitſchrift gar nicht berührt wird. Sie führt den Titel: Chronik von Berlin oder Berliniſche Merkwürdigkeiten. Eine periodiſche Volksſchrift. Herausgegeben von Tlantlaquatlapatli. Mit einem Titelkupfer. Berlin 1789—92. Petit u. Schöne, im Ganzen 12 Bändchen. Das Titelkupfer iſt ein rohes ſog. Porträt des T. In der linken Hand trägt er eine Fahne mit der Inſchrift: „Freund gegen Freund, Schurck gegen Schurck“. Vorn angeheftet iſt das Bild einer üppigen Frauensperſon mit der Unterſchrift: „Frau T. geb. von Ipſiliſchnipſiliſchnipſi“ und den Verſen: „Mein Tlantlaquatlapatli bleibt Fürwahr der beſte Mann, Er iſt's, der mir die Zeit vertreibt Und mich ernähren kann.“ Das unter dem Namen dieſer Frau, an der nichts komiſch iſt als der Name, herausgegebene „Blumengärtchen“, Berlin 1789—90, iſt nur theilweiſe von ihm. — Gegen Tl. richtete ſich z. B. folgendes Pamphlet: „Nöthige Ehrenrettung des Berliner Schlächtergewerks gegen ihre Mitbürger anderer Stände Trepanirung des Ehrenſchänders Tl. wegen ſeiner pasquillantiſchen Ausfälle“, 1789.

man ihnen die erfolgte oder erwartete Bezahlung anmerkt. Das Schlimmste an der Zeitschrift aber war, daß ihr Schreiber — denn Schreiber und Herausgeber waren wohl eins — sich schamlos in Familiengeheimnisse eindrängte und unangenehme Geschehnisse boshaft enthüllte, daß er sich in Zweideutigkeiten, pikanten Anspielungen gefiel und beim Auftischen widriger Geschichten, mochten sie nun dem Leben entnommen oder frei erfunden sein, den Moralisten machte, der sich tugendhaft gebärdete, nachdem er möglichst frivol geredet hatte.

An Nachahmungen solcher Volksschriften, die von den Massen begierig gelesen wurden, vielleicht eben weil sie jedes litterarischen Gehalts bar waren, war kein Mangel. Nur eine einzige mag erwähnt werden: „Der Zuschauer", oder „Der Zuschauer und Moqueur", wie später der Titel lautete, der zum Mindesten in 4 Bänden von Ende 1793 bis Ende 1794 erschien und dann aufgegeben wurde, weil er „zu wenig einbrachte". Er sollte im Gegensatz zur „Berliner Chronik", die eine Schrift „für den Pöbel" gewesen, eine Volksschrift werden, wurde aber, je länger er fortschritt, seinem Vorgänger trotz der beabsichtigten Unähnlichkeit zum Verwechseln ähnlich. Er verbreitete sich über die Vorgänge in der guten, mehr aber über die Erlebnisse in der schlechten Gesellschaft, suchte zwar anfänglich einen strengen Sittenrichter zu spielen, malte aber später das sittenlose Treiben weitschweifig aus. Berliner Typen, z. B. die herumziehenden Savoyardenknaben, wurden geschildert, Berliner Moden, z. B. die, daß Mädchen die Haare ihrer Geliebten trugen, wurden gegeißelt, Berliner Gewohnheiten, z. B. die Allgewalt des Stammtisches, an welchem freilich statt der Weißen Kottbuser oder Fredersdorfer Bier die Hauptrolle zu spielen hatte, dargestellt. Mit großer Ausführlichkeit wurden die Theatervorstellungen recensirt, gelegentlich erfolgte eine Polemik gegen Zeitungs- oder Broschürenschreiber seitens des ungenannten Herausgebers. Einmal verbot die Censur eine Parodie auf das in einer anderen Berliner Zeitung zu Ehren von Frau Unzelmann abgedruckte

Gedicht. Faſt kein Beitrag iſt unterzeichnet, eine Ausnahme machen nur ein Gedicht des Taubſtummenlehrers Eſchke und Poeſieen eines früh verſtorbenen Fr. Kutſche. Nur ganz gelegentlich finden ſich unterzeichnete Beiträge allgemeineren Inhalts, wie ein von hervorragenden Männern ausgehender Plan zur Erziehung armer Kinder zwiſchen 6 und 14 Jahren, wie denn überhaupt Aufſätze über Erziehung in der Zeitſchrift einen ſehr großen Raum einnehmen. Außer den Zuſtänden der Stadt wurden politiſche Angelegenheiten ausführlich behandelt; der Autor war ein heftiger Gegner der Revolution und gedachte der Hinrichtung des Königs von Frankreich und des traurigen Schickſals ſeiner Hinterbliebenen mit innigſter Theilnahme.

Während derartige Zeitſchriften dem geiſtigen Leben Berlins wenig dienten, ſo daß ein näheres Eingehen auf ſie überflüſſig erſcheint, betonten andere Journale das litterariſche Moment.

Im Jahre 1788 begannen verſchiedene neue Blätter zu erſcheinen, die alle ſehr kurzlebig waren. Von Cranz ein „Journal von Berlin", das der früher Band I, Seite 433 charakteriſirten Zeitſchrift ähnelte, die „Berliniſchen Jahrbücher", endlich die „Berliner Allgemeinen Anzeigen litterariſchen Inhalts". Die letzteren, die zweimal wöchentlich erſchienen und es mindeſtens auf 84 Nummern brachten*), deren Herausgeber nicht genannt iſt (Riem verwahrt ſich ausdrücklich gegen die Autorſchaft; die Mitarbeiter bezeichnen ſich höchſtens mit Chiffern), wollten kein Concurrenzunternehmen gegen die allgemeine deutſche Bibliothek ſein, ſondern häufiger als jene erſcheinend die Bevölkerung der Hauptſtadt ſchnell von dem allgemein Litterariſchen und die auswärtigen Leſer mehr von dem eigentlich Berliniſchen unterrichten. Sie polemiſirten ſtark gegen die genannten Jahrbücher, gegen Seyfried, gegen Gedike, deſſen Jeſuitenriecherei getadelt wurde, beſonders gegen die Berliniſche Monatsſchrift, deren Kampf gegen Schwärmerei und Cryptokatholicismus verſpottet wurde.

*) Unvollſtändiges Exemplar in der Königl. Bibliothek.

Sie ſelbſt ſtanden auf durchaus freiſinnigem Standpunkte, waren mäßig aufgeklärt und verherrlichten durchaus die Grundſätze der Kantiſchen Philoſophie. Daneben waren ſie beſonders bemüht, Friedrich den Großen zu feiern und die ihm gewidmeten Schriften anzuzeigen. Gegenüber dem Hiſtoriſchen und dem Geographiſchen, welches Letztere in eigenthümlicher Weiſe bevorzugt wurde, ſtand Philologiſches und Litterariſches im Hintergrunde.*)

Auch franzöſiſche Zeitſchriften lebten wieder auf. Eine dieſer Neugründungen**) iſt freilich unbedeutend genug. Bemerkenswerth iſt an ihr höchſtens, daß ſie in näherer Verbindung mit der Akademie ſtand, über deren Sitzungen berichtete und ihre Arbeiten verzeichnete. Sonſt waren die wiſſenſchaftlichen, belletriſtiſche Vorgänge der Zeit behandelnden Beiträge recht unbedeutend: eine Komödie des citoyen Desforges machte höchſtens Aufſehen durch die Art, wie man den Autor benannte und Ab-

*) In einer Anmerkung mag wenigſtens, ohne jeden Anſpruch auf Vollſtändigkeit, nach den Anzeigen der Berliner Zeitungen, eine Reihe von Zeitſchriften aufgezählt werden, von denen die meiſten in den Jahren 1789—1791 thatſächlich zu Berlin erſchienen, jetzt aber völlig verſchollen ſind. „Wöchentliche Unterhaltungen über die Charakteriſtik der Menſchheit", „Würzer: Etwas wider die Langeweile und Feiertage", „Neumodiſcher Jahrmarkt von allerhand Waaren für Jedermann", „Publikum und Theater", „Seyfried, Preußiſche Annalen merkwürdiger Gegenſtände, Anekdoten und Schriften", „Monatsſchrift für den geſitteten Bürgerſtand". 1795 werden angeführt: „Der Berliniſche Bienenkorb, eine Wochenſchrift" und „Berliner Peitſche, Bürgerblatt von Hans von Strippeknall". Die letztere und einzelne andere nennt und behandelt L. H. Fiſcher a. a. O. S. 75 ff. Aber auch Zeitſchriften, die mehr als ein Jahrzehnt ſpäter herausgegeben wurden, hatten kein beſſeres Schickſal. So z. B. die 1805 ſicher im Auguſt und September veröffentlichte „Der kleine Berliner Merkur, eine Tagesſchrift zum Nutzen und Vergnügen des Publikums". Sie war unpolitiſch. Das Chronikartige trat mehr hervor als das Unterhaltende und Gemeinnützige. — Andere, vielfach angekündigte Journale erſchienen wohl gar nicht, z. B. „Merkwürdige und unterhaltende Briefſtaſche. Ein neues wöchentliches Volksblatt oder leſenswerthe Aufſätze eines biederen Deutſchen." 1804.

**) Journal littéraire de Berlin 1794. — Die Kgl. Bibliothek beſitzt zwei Hefte davon.

handlungen, wie die „über die Ungerechtigkeit, welche von der deutschen Delikatesse an einem sehr soliden Theile des menschlichen Körpers begangen wird", vermochten nur durch ihre Seltsamkeit zu wirken.

Das von Rambach, in Gemeinschaft mit L. W. Meyer, dann mit Feßler herausgegebene „Archiv der Zeit und ihres Geschmacks" (1796—1800, im Ganzen 10 Bände) war kein einheitliches Organ: ihm zu Folge wechselte die Zeit gar oft ihren Geschmack. Zuerst war das Blatt gegen Goethe aufgetreten, dann nahm es die Angriffe zurück; auf eine antischlegel'sche Periode folgte eine solche, in der die Brüder besser behandelt wurden; eine Befehdung Kotzebue's wurde auf dessen energische Antwort hin als Uebereilung bezeichnet. Dies Berliner Blatt brachte vielerlei über Berliner Kunst und Litteratur, bitterböse Kritiken Bernhardi's über das Theater, die schließlich den Bruch zwischen Rambach und Feßler herbeiführten und Daniel Jenisch's (Gottschalk Necker's) satirische Bilder, die mehr die Schatten- als die Lichtseiten der Residenz hervorhoben. Es berücksichtigte Philosophisches, z. B. Fichte's Angelegenheit, und Politisches, ohne dabei revolutionsfreundlich zu werden, ja sprach auch, um den Damen angenehm zu sein, von Moden. Es hatte tüchtige Männer unter seinen Mitarbeitern, in Berlin und außerhalb der Stadt, nahm aber, weil es nicht besonders streitbar war, keine hervorragende Stellung ein.

Die Fortsetzung des Archivs, „Kronos", die Rambach ediren wollte, erschien nicht. Die Zeitschrift „Eunomia", die Feßler und Rhode herausgaben, — im zweiten Halbjahr Feßler allein — entsprach ihrem stolzen Programm, eine Zeitschrift des 19. Jahrhunderts zu sein, sehr wenig, denn kaum etwas darin gemahnte an eine neue Zeit; abgestandene wissenschaftliche Aufsätze wechselten mit unbedeutenden politischen Berichten, Theater-Kritiken, in denen nicht grade Enthusiasmus für Schiller herrschte, und Gedichten. Bedeutendes Aufsehen machte eigentlich nur Schadow's litterarische Anzapfung von Goethe's Kunsturtheilen und als

Kurioſum mag Mückler's Gedicht: „Der Kritikaſter und der Trinker" gelten, in dem die drei Strophen des Liedes „Im kühlen Keller ſitz ich hier" drei parodirenden des Recenſenten vorangeſtellt wurden.

Wie ſeltſame Blüthen die Zeitſchriften-Litteratur trieb, ſieht man aus der folgenden: „Velociſer. Eine auf Lebensweisheit und Lebensgenuß wie auch Vaterlandswohl abzweckende Wochenſchrift von einigen Geſchäftsmännern herausgegeben zur Unterſtützung eines vaterloſen Knabens" (1805), von der jedenfalls 13 Stücke erſchienen. Ihr Unternehmer war ein Penſionär Zaumſegel, der eigentliche Herausgeber der Juſtizrath Krünitz, der ſonſt nur durch einige ökonomiſche Veröffentlichungen bekannt iſt. Die Beitragenden ſind faſt niemals genannt, ſondern nur mit Chiffern oder Anfangsbuchſtaben bezeichnet. Der Inhalt der Zeitſchrift gemahnt an die ſchlechten Wochenſchriften des 18. Jahrhunderts, Belehrendes wechſelt mit Unterhaltendem ab; außer Novellen finden ſich Räthſel und Anekdoten. Manche der letzteren ſind übrigens derart, daß ſie dem jungen Mann, zu deſſen Unterſtützung die Zeitſchrift erſcheinen ſollte, nicht gerade zur erbaulichen Unterhaltung gedient hätten. Ein ganz beſonderes Zeugniß des geringen litterariſchen Bedürfniſſes, das die Herausgeber beſaßen und befriedigen wollten, iſt der von ihnen gebrachte Auszug „Aus dem Tagebuche eines jungen Mannes auf einer Reiſe nach Rom", nämlich des Bedienten, der die Familie Wilhelms von Humboldt nach Italien begleitete und 1803 in Rom ſtarb.

Schon in den genannten Zeitſchriften waren vier Arten der ſog. ſchönen Litteratur: Lyrik, Epos, Roman und Drama vertreten, doch verdienen alle vier noch eine beſondere kurze Würdigung.

Der patriotiſchen, überhaupt der politiſchen Lyrik iſt (oben S. 43 ff.) bereits gedacht; von der Volkslyrik ſind verhältnißmäßig wenige Proben*), und auch dieſe theilweiſe aus ſpäterer Zeit bekannt, die in munterm Tone, manchmal mit friſcher Empfindung,

*) Berlin in der Volksdichtung von Joh. Volte. Berlin 1890.

häufig in sehr nüchterner Auffassung Naturschilderungen enthalten oder gesellschaftliche Zustände darlegen.

Noch weniger als diese Gedichte und das früher (S. 45) erwähnte Huldigungslied, das, wenn auch von dem Volke gesungen, kein Volkslied ist, können die von F. G. Bothe herausgegebenen Volkslieder*) als deutsche Volkslieder bezeichnet werden. Es sind vielmehr zum allergrößten Theil Uebersetzungen aus dem Englischen, im Wesentlichen aus Percy's Sammlung, einige aus Thomas Moore und anderen englischen Dichtern z. B. Shenstone. Diese Uebersetzungen sind entweder vom Herausgeber oder von Freunden, manchmal werden sogar die Bürger'schen Nachbildungen mit wenigen Veränderungen gegeben. Unter diesen Volksliedern findet sich ein einziges, das größte des ganzen Bandes „Die Prinzessin von Sinadon", das allerdings nach Volkslieder-Motiven von dem Herausgeber selbst gedichtet ist. Außer den englischen sind manche französische, auch lateinische, nur sehr wenige deutsche, von denen eins aus Jung Stilling, eins selbst aus Opitz entnommen ist. Der Herausgeber giebt seinen Liedern Anmerkungen und Einleitungen, gelegentlich auch den ursprünglichen Text mit. Die Volksdichtung charakterisirt er als „die erhabenste aller Dichtungen. Große und wichtige Wahrheiten und Begebenheiten sind ihr Hauptgegenstand. Sich selbst vertrauend, fliehet sie Putz und eiteln Flitterstaat, sie wandelt unter allen Ständen, allen Altern umher und ist überall anziehend, überall lehrreich." Wie wenig er aber den eigentlichen Begriff der Volkslieder erkennt, geht daraus hervor, daß er seine Sammlung in erster Linie dafür bestimmt: den moralischen Sinn des Volkes zu schärfen und zu veredeln, daß er die „Aftervolkslieder", d. h. wohl die eigentliche wirkliche Volksdichtung, „zu verdrängen und die verehrten Modedichter" durch seine Sammlung auszustechen wünschte.

*) Volkslieder nebst untermischten anderen Stücken. Berlin 1795, bei Himburg. „Vater Gleim, dem deutschen Volksdichter gewidmet". Eine seltene Sammlung, in meinem Besitze.

In diesen Zusammenhang gehören wohl auch die Gelegenheitsgedichte, die gerade am Ende des Jahrhunderts besonders zahlreich waren. Poetische Neujahrswünsche, auf seidenen Bändern gedruckt, zierlich, oft prächtig ausgestattet, waren damals Mode; 1799 ließ der unternehmende, selbst poetisch veranlagte Drucker und Buchhändler W. Dieterici „Ein Dutzend Neujahrskarten für jede Familie passend. Auch zu Geburtstagen sehr zweckmäßig" erscheinen*). Der allgemeinen Dichterwuth konnten sich auch die Nachtwächter nicht entziehen. Ihre in unerhört holprigen Versen abgestatteten Glückwünsche enthielten, außer den üblichen Bitten und Segenserflehungen, namentlich lüsterne Schilderungen des Geschlechtslebens und bramarbasirende Hinweisungen auf die bekannte Tapferkeit des preußischen Heeres**).

Neben dieser Volkslyrik bestand nun auch eine Kunstlyrik, deren Vertreter ihre Gedichte in Zeitschriften und Einzelsammlungen erscheinen ließen, besonders gern aber, einem Zuge der Zeit folgend, in Musenalmanachen mit den Erzeugnissen der Genossen vereinigten. Diese Berliner Musenalmanache erschienen 1791—1797***). Ihr Aussehen ist höchst unscheinbar. Sie erschienen im kleinsten Sedez-Format, auf gewöhnlichem Druckpapier, in schlichter Ausstattung, nur der letzte Band hat etwas größeres Format, sieht aber nicht glänzender aus. Eine Musikbeilage, manchmal mehrere, ist jedem Bande beigegeben. Vorn steht ein Titelkupfer. In den ersten Bänden, in denen die Pietät vor dem alten noch größer war, als später, das Bild je eines

*) Toeche, 100 Jahre des Geschäftshauses E. S. Mittler, Berlin 1889, S. 15. — In der Spenerschen Zeitung 1791 werden Neujahrswünsche in Gold für 16 Thlr. angekündigt. Bei diesen Neujahrswünschen begegnen viele Geschmacklosigkeiten. Bei einer Strohhütte findet sich die Inschrift: „Gott gebe sie Dir voll Freude"; bei einem Hahn: „Wenn dieser Hahn wird krähen, wird meine Liebe aufhören".

**) Herzlicher Glückwunsch des Nachtwächters zum neuen Jahr nebst dessen treu gemeinten Ermahnungen. Ohne Jahr, sicher 1800. 8 SS Samml. d. V. f. d. Gesch. Berlins.

***) Ein letzter von Walter 1802. Näh. bei Goedeke IV, 369.

„Alten", Ramlers und der Karschin, später allegorische Bilder von schlechtem Geschmack. Wenn man in dem Almanach von 1793 eine recht vollkommene, stark entblößte Dame auf einem Altar, um welchen Amoretten Blumengewinde befestigen, ein Kränzlein niederlegen sieht, so möchte man kaum ahnen, daß jene Dame die Poesie ist, wenn man nicht durch ihre wehenden Locken und die Leier in ihrer Hand an die Richtigkeit dieser Deutung gemahnt würde. Auch Apollo ist gelegentlich dargestellt. Aber nach wirklich künstlerischen Motiven, bedeutsamen Schilderungsversuchen darf man dabei nicht fragen.

Der Almanach fristete ein kümmerliches Dasein. In den sieben Jahren seines Bestehens hatte er nicht weniger als 4 Verleger: Matzdorff, Franke, Hartmann, W. Oehmigke d. J. Vielleicht wäre noch ein Fünfter herangezogen worden, wenn nicht der letzte Herausgeber Berlin verlassen und damit die Herausgabe eines Berliner Almanachs aufgegeben hätte. Denn nicht derselbe Herausgeber stand während der ganzen Zeit an der Spitze des Unternehmens. Vielmehr sind die ersten zwei Bände von K. H. Jördens, die fünf letzten von J. Ch. Bindemann und F. W. A. Schmidt herausgegeben. Diese Verschiedenheit der Herausgeber bildet nicht den einzigen Unterschied der beiden Gruppen. Neben dem äußern Unterschied ist auch der innere bemerkbar, daß in den zwei ersten Jahrgängen in großer Zahl höhere Beamte, selbst ein geheimer Kriegsrath, den Dichtergaul besteigen, während in den letzten den Jüngeren die Bahn geöffnet, zuletzt ausschließlich eingeräumt wird.

Von den drei Herausgebern ist der erste, Karl Heinrich Jördens (1757—1835), der bekannteste, aber zugleich dichterisch der unbedeutendste. Sein (allerdings der spätern Zeit 1806 bis 1811 angehöriges) sechsbändiges Werk „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten"*) ist noch heute ein brauchbares Nachschlagewerk,

*) Ueber Jördens und Bindemann, sowie die anderen kurz genannten Dichter s. Goedeke sowie A. D. B. Für Schmidt von Werneuchen. Bibliographie und Auswahl seiner Gedichte in Berl. Neudr. I, 4, hgg.

wenn es auch weder durch Vollständigkeit noch durch sicheres Urtheil ausgezeichnet ist. Er war kein Glücklicher. In Berlin freilich (von 1776 bis 1791) konnte er mit seiner Stellung, zuerst am Schindlerschen Waisenhause, dann am Köllnischen Gymnasium zufrieden sein. Denn sowohl seine Lehrthätigkeit als namentlich seine vielen Schulbücher, Lehrschriften und Uebersetzungen brachten ihm Anerkennung ein. Später jedoch ging es abwärts mit ihm, obwohl es scheinbar vorwärts ging. Er wurde nämlich außerhalb Berlins zum Leiter verschiedener Schulanstalten berufen, hatte aber in diesen Stellungen kein Glück. Auch in seiner Familie blühte ihm kein Heil. Litterarische Versuche, von denen er Ruhm erwartete, zerstörte er selbst. Seine Beiträge zum Almanach sind sehr geringfügig, sie bestehen nur in einer prosaischen Abhandlung über Ramler und einer poetischen „Epistel an einen Freund" bei Uebersendung Ramlerscher Oden, in welcher dieser Dichter als Mutherwecker und Anreger zu wackrer Thätigkeit gefeiert wird.

Der zweite, Ernst Christoph Bindemann*) 1766—1845, ebenso langlebig als sein Vorgänger, war glücklicher als jener. Auch ihm mußte es seltsam vorkommen in höheren Lebensjahren so völlig veränderte litterarische Zustände zu sehen; aber der Rückblick auf Früheres, auf seine eigene Stellung gab ihm größere Freude. Er war ein glücklicher Mensch, als Schulhalter, Pfarrer, Gatte und Vater. Das ganze idyllische Glück eines deutschen ländlichen Pfarrhauses kostete er aus; denn der Stadt Berlin, wo er seine ersten Kenntnisse erlangt und seine Lebensgefährtin gefunden hatte, gehörte er nur bis 1793 an. Auch

---

von L. Geiger, Berlin 1889. Anerkennung von Schmidt's Poesieen durch J. Trojan, „Neues und Altes von Tegel" (Nat. Zeitg. Sonntagsbeil. 39, 25. Sept. 1887) und Th. Fontane, Wanderungen d. d. Mark. — Auch Arnim (Steig Arnim I, 135fg.) lobt die Gedichte, von denen er einzelne citirt als „reich, originell, individuell".

*) Ueber ihn Petrich, Stargarder Programm 1878, mit dessen Beurtheilung ich nicht übereinstimme.

seine litterarischen Arbeiten brachten ihm Lob. Seine Theokrit-übersetzung wurde von Voß und Jakobs anerkannt, neuerdings von Eduard Mörike ihres „natürlichen Ausdrucks" wegen gerühmt und der eignen Uebertragung vielfach zu Grunde gelegt. Bindemann lebte nicht bloß den Büchern und dem Amte, sondern auch der Zeit. Es ehrt ihn, daß er in der Zeit allgemeiner Fahnenflucht für Schill eintrat und muthig ein Verhör bestand, das wegen dieser kühnen That über ihn verhängt wurde.

Als Uebersetzer verkündete Bindemann Lob des Studiums der alten Sprachen, besonders des Griechischen; nur dies sei im Stande eine Litteratur zur Blüthe zu bringen. Die Alten, vornehmlich Theokrit, betrachtete und ehrte er als seine Vorbilder. Wenn er auch nicht eigene Lieder zu ihrem Ruhme anstimmte, so bekundete er den Einfluß, den sie auf ihn geübt, besonders in seiner eifrigen Pflege der Form. Dadurch gewann er vor seinen Mitarbeitern den Vorzug leichter Versifikation, glücklicher Handhabung antiker Metra, guter Reime, Sangbarkeit seiner Lieder, den selbst die mißgünstigen Beurtheiler an ihm hervorzuheben wußten.

Freilich muß man sich hüten ihn zu überschätzen. Denn man braucht nur seine Gedichte „An den Mond" oder „Beim Wasserfahren" mit den ähnlich überschriebenen Goethischen zu vergleichen oder gar seine Ballade „Edwiga" in einem Athem mit einer Schillerschen zu nennen, um den großen Abstand zu überblicken, der ihn von den Heroen trennte. Auch Humor besaß er nicht. Seine Epigramme, eigene und angeeignete, sind überaus schwach. Er war ein ernster Mann, der im würdigen Ausdruck ernster Gedanken am glücklichsten war. Nur den weisen Genuß des Lebens erklärte er als „Gesetz" in seinem „Lustrevier." Er verehrte Gott und lehrte, daß die Tugend in dankbarem Aufblicke zu Gott bestehe. Grübeln war seine Sache nicht. An der Schöpfung sich zu freuen, am ganzen Gewebe, an den blühenden Rosen, das war sein Gottesdienst; —

Grübelnd löset der Thor Fäden und Rosen sich auf.

In der Natur erblickte er die weiseste Lehrmeisterin der Tugend und daher der Gottesidee. Ihre Freuden im Winter und Sommer zu besingen, wurde er nicht müde; stets war er bereit, Freundschaft und Liebe in der Natur doppelt zu genießen. Wie er in der Freundschaft und Liebe nicht das Aufregende und Leidenschaftliche, sondern das stille, heimliche Glück „das Stübchen so reinlich und nett" suchte und pries, so suchte er in der Natur das Liebliche und Kleine auf. Er besang nicht die Gaben des Bacchus, sondern „des Knasters süße Gewalt"; statt Bergesriesen und gewaltiger Ströme verherrlichte er die märkische Landschaft und sein Dörfchen. Er war unermüdlich im Lobe des Landlebens und in feierlicher Absage städtischer Etikette.

Während Jördens und Bindemann jetzt als Dichter völlig vergessen sind, wird der Dritte, F. W. A. Schmidt, wohl genannt, aber verspottet. Da seine Verurtheilung in spöttischer Weise von keinem Geringeren als von Goethe ausgesprochen wurde, so ist sie allgemein bekannt und als unumstößlich angenommen. Aber sie bedarf der Berichtigung. Eine solche ist in neuerer Zeit von Kritikern, wie Jakob Grimm und Goedeke, von Dichtern, diesen berufensten Urtheilern in poetischen Dingen, wie Trojan und Fontane, ausgesprochen worden.

Schmidt (1764—1834) lebte in der ersten Hälfte der neunziger Jahre als Prediger am Invalidenhause in Berlin, seitdem als Pfarrer in dem nahegelegenen Dorfe Werneuchen. Er blieb dauernd mit Berlin verbunden und huldigte gern seinen dortigen Freunden. Fern von dem Mittelpunkt der Ereignisse entfremdete er sich nicht den Vorgängen seiner Zeit, sondern widmete dem Neuen lebhaftes Interesse, ebenso wie er die Großthaten der früheren Zeit bewunderte. Seine Vorliebe jedoch war nicht der Stadt, sondern dem Dorfe, nicht den äußeren Vorgängen, sondern dem Innenleben zugewendet: die ihn umgebende Natur, das Leben seines Dörfchens, die stillen Freuden seines Hauses und die lebhaften Empfindungen seines Herzens fanden in ihm ihren Sänger.

Als Nachfolger der idylliſchen Poeten des 18. Jahrhunderts pries Schmidt die ſtille ländliche Ruhe. Nur zwei Momente arbeitete er mehr aus. Das eine iſt der Gegenſatz wider ſtädtiſchen Luxus, Lärm und heftiges Gelüſte; das andere die bis in das Einzelne und Kleinſte gehende Beſchreibung der ländlichen Natur. Das erſtere führte leicht zu Ungerechtigkeit und Uebertreibung, das letztere zu Kleinlichkeit, die lächerlich werden könnte. Von beiden hielt unſer Dichter ſich nicht frei. Doch mit geſundem Sinne und löblichem Ausdruck ſtellte er ländliche Einfachheit der ſtädtiſchen Prunkliebe und Etikette, Freiheit in der Bewegung dem Zwange, unverdroſſen den Körper ſtählende und den Geiſt befreiende Arbeit der entnervenden und nicht einmal Freude gewährenden Vergnügungsſucht gegenüber. Mit immer neuer Empfänglichkeit beobachtete er das Erwachen der Natur, das Walten der verſchiedenen Jahreszeiten, weidete ſein Auge am Wachsthum jeder Pflanze und erquickte ſein Ohr am Summen jedes Gethiers; die Beſchäftigung des Landmanns dünkte ihm der poetiſchen Verklärung werth, und die ganze Mark, welche bisher kaum einen Dichter gereizt hatte, der Thiergarten und die Jungfernhaide, die Pichelsberge und Tegel, Fahrland und Werneuchen fanden an ihm ihren Sänger. Genügſamkeit und Beſcheidenheit, die für ſeine Dorfverherrlichungen und ſeine Landſchaftsſchilderungen charakteriſtiſch ſind, kennzeichnen auch ſeine Liebespoeſie. In ihr findet ſich kein leidenſchaftliches Stammeln, kein eiferſüchtiges Wüthen, kein durch kleinliche Bangigkeit erzeugtes Verzweifeln, ſondern eine ruhige, freundliche, in den Zeiten des Brautſtandes nicht ſichtbar erhöhte, während der langen Jahre der Ehe nicht in Kühle verwandelte Neigung. Er war froh im Beſitze ſeiner Gattin, die ſeine Anſchauungen und ſeine ſtillen Freuden theilte, und ſang ſeinen Kindern gern Tändelliedchen vor. Als ſein Liebchen todt war, das mit ihm „ſich ein einſam Oertchen geſucht, wo's heimlich ſich kann freuen, von Lärm und Lauſchern fern", da war auch für ihn des Lebens Freude zu Ende, und er dichtete:

Was zurück ich laſſe: mit Bedacht,
Wird mir's nach zu höherm Glücke ſtreben.
Was ich konnte, hab' ich feſt vollbracht,
Und ſo nehme Gott dies arme Leben.

Bindemann und Schmidt waren die tonangebenden Dichter ihres Kreiſes, aber nicht die einzigen. Hochberühmte Namen wird man in der Mitarbeiterliſte nicht finden, aber manche tüchtige Männer, die in ihrem Gebiete ſich bewährten. Zu ihrer Zahl gehört der Vielſchreiber Jeniſch, der Etymologe, Alterthumsforſcher und Pſycholog K. Ph. Moritz, der däniſche Dichter und Philoſoph v. Brinckmann, Stägemann, der ſich ſpäter als Staatsmann einen Namen erwarb, von ſpäter ziemlich bekannten Dichtern K. Müchler und L. Th. Koſegarten, auch einige auswärtige, wie A. G. Meißner u. A.

Die Themen, welche die Genannten und Ungenannte behandeln, unterſcheiden ſich kaum von denen, die von den Chorführern angeſchlagen wurden. Natur und Liebe ſind die Hauptgegenſtände, welche von jenen wie von dieſen beſungen werden.

Der eifrigſte Liebesdichter war wohl F. A. v. Stägemann. Man kennt ihn mehr als patriotiſchen Verherrlicher der ſpäteren Zeit; aber auch ſeine Liebesgedichte ſind einer Betrachtung nicht unwerth.*) Sie ſind faſt ausnahmslos an Amanda gerichtet, unter welchem Namen er wohl ſeine ſpätere Gattin, die gleichfalls dichteriſch beanlagte Eliſabeth, bezeichnete. Sie ſind gut ausgedrückte, leider oft in Sonette gepreßte Klagen über Härte, Freudenausbrüche über Liebeszeichen, ſpielende und ernſte Betrachtungen eines mit dem Alterthum vertrauten Geiſtes, Darſtellungen gewöhnlicher Vorgänge aus dem Leben der Geliebten, die ſich von Trivialität möglichſt frei halten.

Religion wird in den Gedichten wenig berührt, höchſtens um kurz in ganz conventioneller Art ein Zeugniß der eignen Gläubigkeit abzulegen. Polemik gegen Andersgläubige findet ſich

*) M. A. 1792, S. 155; M. A. 1794, S. 3, 56, 97, 108, 149, 159; M. A. 1797, S. 123.

gar nicht. Nur einmal werden die Franzosen wegen ihrer Einführung der Vernunftreligion gehöhnt. Der Dichter Agrikola meint ironisch, daß diese Einführung den Franken nicht zur Schande gereiche, „weil die Vernunft in ihrem Lande, sonst keine freie Wohnung hat.“ *)

Schon diese Stelle zeigt, daß die im Revolutionszeitalter lebenden Dichter die große Umwälzung jenseits des Rheins nicht gleichgültig mitansahen. Bei dieser Betrachtung macht sich eine zwiefache Auffassung geltend. Es gab Aufruhrfreunde auch in Deutschland oder, wie ein gesinnungstüchtiger Poet sich ausdrückte: „Schon vergiftet der Hauch des Aufruhrs Teutoniens Fluren.“ Diese Freunde, freilich recht gemäßigte, kamen zum Wort. Meist wiesen sie auf die bestehende Ungleichheit, die Bedrückung des Volkes, die Bevorzugung des Adels hin. In einem Nachruf auf den berühmten Hippel heißt es: „Bürgertugenden nur adeln den Bürger der Welt.“ Als besonders eigenthümlich muß hervorgehoben werden, daß gerade Adlige, Männer und Frauen, das Wort in menschen- und bürgerfreundlicher Gesinnung ergriffen. In einer „Bittschrift eines pommerschen Rekruten an seinen Officier“ ließ Fritz Freiherr von Walther und Cronegk den Soldaten klagen:

Warum verfährst du hart mit mir
Und schlägst so auf mich ein?

und ihn, zur Begründung einer besseren Behandlung, die Worte brauchen:

Ich bin des Vaterlandes Sohn,
Ja auch so gut wie du ....
Vergiß es nicht, denk immer dran,
Daß Menschen Brüder sind.

Auch andere Zustände mißfielen den Dichtern. Sie beklagten außer dem Mangel an gleichmäßiger Behandlung auch den Mangel an Gerechtigkeit überhaupt. Denn nicht bloß des Witzes

*) M. A. 1795, S. 56. Die sonstigen angeführten Stellen 1791, S. 4; 1797, S. 156; 1792, S. 54fg., 82, 120, 145, 163.

wegen wurde von einem Dichter folgender ſcharfe Vers gebraucht:

Vor Zeiten trug die Göttin eine Binde,
Jetzt aber iſt ihr Antlitz frei,
Damit ſie die Dukaten finde
Und noch die Braten nebenbei.

Schlimme öffentliche Zuſtände wurden aber damals in Deutſchland wie in Frankreich der Regierung und den Fürſten ſchuldgegeben. Schlechte Rathgeber, Schmeichler wurden für manche traurige Folgen verantwortlich gemacht. Wiederum eine Adlige, Suſanne von Bandemer, geb. von Franklin, war es, welche in einem Gedichte: „Fehler der fürſtlichen Erziehung“ darſtellte, daß ein junger Fürſt Alles gelernt habe und mit den Verſen ſchloß:

Zwei Reiſende befragten einen alten Mann
An ſeinem Hofe: Sagt uns, aber ungeheuchelt,
Was euer Prinz am beſten kann?
Gut reiten, ſprach er; denn kein Pferd hat ihm geſchmeichelt.

Wenn man auch nicht ſagen kann, daß die Forderung der Gleichheit und Brüderlichkeit mit ähnlicher Entſchiedenheit wie die nach Freiheit laut wurde, ſo wurden doch Anklänge daran vernehmbar. Als der „eine Mann“ d. h. der einzig ſchätzenswerthe wird einmal der bezeichnet, welcher

Mit Mannes Sinn und Mannes Kraft
Den Unterdrückten Recht verſchafft

und die Geſinnung gab ſich kund, die wohl als ein gutes Erbe der Aufklärungszeit bezeichnet werden kann, daß *eine* Sonne Allen ſcheine, *ein* Gott für Alle lebe, dem es gleich gelte, welche Schrift von den Menſchen für göttlich gehalten werde,

wenn jeder die nur hat,
Die er uns ſelbſt ins Herz geſchrieben,
Die Menſchen alle brüderlich zu lieben.

Im Gegenſatze zu dieſer, wenn auch nicht revolutionären, ſo doch neuerungsfreundlichen Strömung iſt eine andere, antirevolutionäre, royaliſtiſche bemerkbar. Zur Erregung dieſer Stimmung wirkten drei Momente mit: der anererbte Haß gegen

Frankreich, die Furcht, durch die Revolutionsheere angegriffen, ja vernichtet zu werden, die eingewurzelte Liebe zum Königshause. Jener Haß bekundete sich schon durch Ablehnung der französischen Dichtung. Ein Dichter,*) der sich in einer schwerfälligen Ode des antiken Versmaßes bedient, konnte sich nicht entbrechen zu sagen, daß er, während er dem hohen Ziele des Ruhmes zustrebte, „verachtend blickt' auf Galliens Tändeleien". Die Furcht, daß Frankreich seinen Siegeszug immer weiter ausdehnen werde, war in jenen Jahren nicht unbegründet. Es ist anerkennenswerth und bildet einen rühmlichen Gegensatz zur bramarbasirenden Sprache späterer Jahre, daß die Dichter den Feind, der ihnen droht, nicht unterschätzen. So wendet sich einer „an Teutonia" mit folgenden Versen:

Verachte nicht den oft besiegten Krieger!
Er führt ein blank gewetztes Schwert
Für Phantasie und neuen Heerd;
Und würd' er deiner tapfern Heere Sieger,
Zerfleischt' er grausam dich, so wie der Tiger
Die Beute, die sich sträubend wehrt.

Darum betrachtete er es als eine um so ruhmvollere Aufgabe, einen solchen Feind zu besiegen. Zu diesem Zwecke müßten die Deutschen „den Modeprunk pariſischer Sirenen", in welchen sie sich vergafft hätten, aufgeben, sie müßten sich innerlich und äußerlich auf den gewaltigen Kampf vorbereiten. Das Vaterland, so schließt er, „wenn es der Zwietracht Höllenfeuer dämpft, ist des Barden Leier, äonenlang des Nachruhms werth". Von der Unvermeidlichkeit eines gewaltigen Ringens auf Leben und Tod haben die Dichter jedoch keine Ahnung. Daher jubeln sie dem Frieden von 1795 mit Begeisterung zu, wähnend, daß mit diesem Frieden ein Ende aller Zwietracht gekommen sei.

Die Abneigung gegen Frankreich im Allgemeinen und gegen

*) Mehring, M. A. 1795, S. 107 ff. „An Teutonia" von Agricola 1795, S. 111 ff. Die Friedensgedichte von C. F. Köhler, K. Müchler, R. Agricola 1796. Gedichte auf den König, den Kronprinzen, die Prinzessinnen passim. „An den 24. Jan." M. A. 1797, S. 66.

die französische Revolution im Besondern stärkte das monarchische Gefühl und vermehrte die Neigung der Dichter, ihre Treue zum Herrscherhause zu verkünden. Festliche Ereignisse in der Königsfamilie wurden besungen. Man ersieht aus solchen Gedichten, wenn sie auch nicht hervorragende Poesieen sind, daß die Gesinnung, welche diesen Versen zu Grunde liegt, eine freiwillige, wahrhaftige ist. Sie hervorzurufen bedurfte es keines Anstoßes von außen her. Daß aber die Bethätigung dieser Königstreue, mochte sie auch ungeboten dem Herzen des Volkes entstammen, mit einem gewissen Warnungssignal gegen Frankreich versehen wurde, ergibt sich aus folgenden Versen, die einem Gedicht auf den Geburtstag Friedrichs des Großen entnommen sind:

Laßt in weltbürgerlicher Zunft,
Uns jährlich Friedrichs Fest erneuern!
Wir wollen seinen Jahrstag feiern
Als den Geburtstag der Vernunft.

Und es geschah gewiß nicht ohne Absicht, daß man aus dem Nachlasse der Karschin Siegeslieder, die dem siebenjährigen Kriege angehörten, mittheilte, daß man den alten Ramler von Zeit zu Zeit zu einem patriotischen Verse veranlaßte, — die Gedichte sollten vielmehr als Zeugen einer großen Periode dienen, in welcher Preußen der ganzen Welt Trotz geboten und französische Heere niedergeworfen hatte.

So gern die Almanachsdichter sich als Angehörige des preußischen Staats bekundeten, so wenig ließen sie erkennen, daß sie Berliner waren. Wie die meisten Naturschilderungen der Dichter jener Zeit, so hatten auch die Dichtungen im Almanach wenig Gegenständliches. Die paar Gedichte, welche sich mit Berlin beschäftigen, kann man auf diese Stadt nur beziehen, weil der Titel darauf hinweist. Die „Abendempfindungen im Thiergarten bei Berlin“*) könnten auch anderswo empfunden sein; nur der in folgenden Versen stark auftretende Lokalpatriotismus verräth den Berliner:

*) Schrader, Almanach 1794, S. 96 fg.

Mag die Schweiz mit ihrer Schöne prangen!
Könnt' ich froher ſein am Genferſee?
Könnt' ich inniger am Jura hangen,
Als am Ufer unſrer ſtillen Spree?

Auch Berliner Perſönlichkeiten wurden verhältnißmäßig ſelten angeſungen. Während die Karſchin noch eine Virtuoſität darin beſaß, zahlungsfähige Gönner anzudichten, ſcheuten ſich die Jüngeren vor ſolchen Buſchklepper-Ueberfällen auf die Börſen ihrer Beſchützer. Daher finden ſich in den ſpäteren Jahrgängen meiſt nur Verſe auf Gleichſtehende. v. Voß gab ſeinem Entzücken Ausdruck, da er Burmann Klavier ſpielen hörte oder Th. Heinſius verherrlichte in einem Gedicht an ſeinen Collegen Köpke die Freundſchaft und mahnte ihn zur Tugend.*) Auch wenn J. A. v. Beyer den Miniſter Manſchwitz feiert, ſo galt ſein Lob nicht dem hochſtehenden Beamten, ſondern „meiner Seele vertrauteſtem Freund." Nur einmal werden in ausführlicher Weiſe Berliner Litteraten und Beamte, der genannte Miniſter, die Häupter der Berliner Aufklärung, Gelehrſamkeit und Kunſt gefeiert. Dies geſchah in einem Gedichte von S. G. Küſter, „der Freundſchaftsbund", das die Schilderung des der Geſelligkeit gewidmeten Donnerſtagkränzchens und zugleich den Glückwunſch zu deſſen fünfundzwanzigjährigem Beſtehen enthielt.

In allen dieſen Almanachgedichten wog der Ernſt vor. Berliner Witz begegnet man ſelten. Ein Humoriſt unter den Dichtern war der alte Burmann, der ja wirklich unter Thränen lächelte (vgl. Bd. I, S. 481 ff.). Der Satiriker der dichtfrohen Geſellſchaft war Herklots. Er, der viele Jahre hindurch Prologe, Epiloge und Feſtgedichte für das Königliche Theater dichtete, trat in den Almanachen als Verfaſſer kleiner, nicht unwitziger Epigramme auf. In dieſen ſpottete er der Frauen und machte ſich über manche geſellſchaftlichen Unſitten luſtig. Er nahm

*) M. A. 1797, S. 77, 156; 1792, S. 1 ff. — Küſter M. A. 1791, S. 110—129. Das Gedicht iſt auch ſeparat gedruckt. Vgl. Voſſ. Zeitg. 30. Juli 1890, 1. Beil. S. auch unten S. 176, 200 fg. Burmann M. A. 1794, S. 161 ff. Herklots 1797, S. 44, 85.

manchmal einen Anlauf grob zu werden, gab aber bald den Versuch auf. Seine Satire begab sich niemals auf die bedenklichen Gebiete der Politik und Religion, sondern blieb ruhig auf ebener Erde, wie etwa in dem Gedichtchen „Der Wunderthäter“:

Der Küfer Steffen, ohne Spaß,
Thut nie erhörte Wunder:
Er zapfet aus demselben Faß
Oft Landwein und Burgunder.

Die Almanache, heute so gänzlich verschollen, fanden auch damals weder lauten noch allgemeinen Beifall. Daß einer derselben sogar Censurbedenken erregte, ersieht man aus einem Gedicht „Auf einen Professor in ***, wo dieser Almanach verboten war“.*) Aber selbst diese Reklame nützte nichts. Die Kritik wollte von dem Almanach nicht mit Lob reden. Goethe's oben bereits angedeuteter Spott gegen die „Musen und Grazien in der Mark“ ist bekannt. Minder bekannt, aber nicht minder heftig, waren Kritiken von Schlegel, Tieck, Göckingk und einigen Ungenannten. Auf solche Recensionen zu schweigen war nicht Sache der Angegriffenen. Sie waren wie die meisten nicht durch Lob verwöhnten Dichter übel auf die Kritiker zu sprechen. Den Recensenten überhaupt liebten sie als einen Mann darzustellen, der weder durch Frauenlächeln noch durch Kunstgebilde, weder durch Schönheit der Natur noch durch auserlesene Genüsse irgend welcher Art zu reizen sei, der vielmehr nur befriedigt werden könne, wenn man ihm einen „Meßcatalogus“ bringe. Die Recensenten des Almanachs insbesondere striegelten sie durch ein „Fabelchen: Die Biene und der Esel.“ Darin schilderten sie, wie die Honig sammelnde Biene von dem Esel ausgescholten werde; er könne die Blumen nicht leiden, betrachte nur die Disteln als Konfekt und schreie Jeden schimpfend mit Ja an, der ihm nicht Disteln

*) 1796. S. 70. Der Professor hieß, wie aus den Versen hervorgeht, Hofmann. — Die weiter angeführten Gedichte 1796, S. 145, unterzeichnet X.; Bindemann's Verse 1797. Die vernichtende Recension der Almanache durch Tieck in dessen kritischen Schriften; Schlegel im Athenäum Bd. 3.

reiche. Der Dichter aber beendet seine Fabel mit folgender Moral:

Da thust du recht dran, armer Wicht,
Denn Blumen sind für Esel nicht.

Solche Abfertigung indessen, die von Selbstüberhebung nicht frei ist, kennzeichnet das Wesen dieser Berliner Dichter nicht vollständig. Sie waren nicht unempfänglich gegen das wahrhaft Bedeutende, das zu ihrer Zeit erschien. Schmidt, der durch Goethe Gezüchtigte, soll des Strafenden Gedichte gern gelesen und den Seinen empfohlen haben. Bindemann veröffentlichte „bei Ankündigung der bekannten Zeitschrift" folgende Distichen, durch die er das gemeinsame Werk der Dioskuren sympathisch begrüßte:

An die Horen.

O willkommen bei uns, ihr langsam wandelnden Horen,
Bringet die griechische Zeit gütig uns wieder zurück!
Führt uns den blumigen Pfad! wir stiegen auf Klippen der Staatskunst,
Irrten in des Systems finsterer Krümmung umher.
Windet der Menschheit Kranz! — Noch blühen am Hügel die Rosen,
Und es reichen sie euch eure Geweiheten zu.

Durch solche Ahnung eines Höhern, durch solche neidlose Anerkennung einer neuen Zeit, die sich vorbereitete, erwarben unsere Dichter das Anrecht, Beachtung zu fordern und aus der Zahl ehrwürdiger Antiquitäten erhoben zu werden.

Ein Taschenbuch ganz besonderer Art ist das von Karl Büchler herausgegebene „Berlinische Taschenbuch der Toilette, geschrieben auf 1796" mit einem hübschen Kupfer von Jury. Seine litterarischen Beiträge, durchaus für die Frauenwelt bestimmt, preisen das häusliche Leben, die glückliche Liebe, die Vernunft, welche sich mit Schönheit paart, ohne letzterer den Vorzug zu geben. Es geizte freilich nicht nach Originalbeiträgen, sondern druckte ruhig ein Gedicht Bürger's nach, gab eine Uebersetzung aus dem Englischen und stellte in der Rubrik „für Stammbücher" neben manchem Eigenen vieles Angeeignete zusammen, z. B. auch Goethe's „Edel sei der Mensch" und ähnliche schon damals beliebte Sprüche. Seinen praktischen Zweck

bekundete es durch Einnahme- und Ausgabe-, Wasch-, Gewinn- und Verlust-Tabellen für das ganze Jahr, die etwa die Hälfte des ganzen Büchleins einnehmen. Schade, daß in dem Exemplar, das mir vorliegt, die kleinen Pergamentblättchen, die in der Waschtabelle stehen, nicht ausgefüllt sind; man könnte sonst hübsche Schlüsse auf eine Berliner Haushaltung jener Zeit ziehen. Im Allgemeinen sind die zum Gebrauch dienenden Gegenstände wohl dieselben wie heutzutage; nur dürften „Waschschuhe" für Kinder seltener geworden sein, „Untermützchen" und „Pohlröcke" für Kinder bedürften einer Aufklärung. Unter der „Damenswäsche" gemahnen „Rondo, Kontuschen, Kornetten" an eine entschwundene Zeit, auch „Kamisöler" dürften sich heute nicht mehr finden; kein Mann trägt heute wohl mehr „Kolrets" und „Vorärmel", und ob man jetzt noch einen Schlafrock zur „Männerwäsche" rechnet, erscheint mindestens zweifelhaft.

Als selbständiger Lyriker, der sich am besten den Almanach-Dichtern anreiht, verdient Franz von Kleist hier einen Platz. Franz Alexander von Kleist, geboren 24. December 1769 in Potsdam, früh Officier, verließ bald den Soldatenstand, lebte seit 1790, wenn auch nicht dauernd, in Berlin und starb 1797.*) Er begann damit, Schiller, dem er äußerlich so ähnelte, daß noch in neuester Zeit sein Bild für das des großen Dichters gehalten wurde, zu widerlegen, indem er dessen „Göttern Griechenlands" das „Lob des einzigen Gottes" entgegensetzte, schrieb patriotische Schriften und versuchte sich in Epen, Dramen und auf dem weiten Gebiete der Lyrik. Man thut ihm zu viel Ehre an, wenn man ihn wegen einiger nicht unkräftiger Verse auf Mirabeau mit seinem Namensvetter Heinrich von Kleist zu-

*) Zwei neuere Monographien von Ackermann und Schwering, Berlin 1892. B. Schulze, Nord und Süd, 1893, vgl. Goedeke 5, 458. Hohe Aussichten der Liebe, 1791; Glück der Liebe, 1793; Glück der Ehe, 1796; alle 3 bei Vieweg, Berlin; zusammen: Liebe und Ehe in drei Gesängen, Berlin 1797, bei demselben; Zamori oder Philosophie der Liebe, 1793; Sappho 1793 bei Voß; Vermischte Schriften 1797. Sämmtliche schöne Originaldrucke in der G. L. St.

ſammenſtellt und ihn über Grillparzer erhebt, weil dieſer in ſeiner dramatiſchen Bearbeitung desſelben Stoffes „Sappho“ manche Berührung mit dem Vorgänger zeigte, bei der dahingeſtellt bleiben mag, ob ſie wirklich als Plagiat oder nur als Benutzung derſelben gemeinſamen Quelle angeſehen werden muß. Jedenfalls war Grillparzer nicht ſo geſchmacklos, dem Werke eine gelehrte Vorrede von beinahe 50 Seiten und eine faſt ebenſo lange Nachrede über dramatiſche Dichtkunſt beizugeben. Kleiſt war ein liebenswürdiger Dichter. Seine Schriften erfreuen noch heute als Meiſterwerke der Typographie und durch herrliche Stiche nach Jury und Catel's Zeichnungen von Bolt und Bollinger geſtochen. Die Originalausgabe der Sappho ziert ein Stich Chodowiecki's. Leben und Dichten war bei Kleiſt nur eins. Die Geliebte, die er in jungen Jahren heimführte und deren Bild er manchen ſeiner Dichtungen voranſtellte, blieb die Göttin, der er zeitlebens huldigte. Die „hohen Ausſichten der Liebe“ und deren Fortſetzung „Glück der Liebe“ und „Glück der Ehe“ ſind trotz des fremden Namens „Minona“ und trotz vieler Anſpielungen auf das Alterthum ihr gewidmet. Es ſind wohlgeglättete Verſe, mit viel Pathos, ſchrecklichen Uebertreibungen und manchen entſetzlichen Reimen, voll Tugendſalbaderei und etwas philiſterhafter Lobpreiſung des Hymen, der als Schöpfer der Menſchlichkeit und Staatengründer mit unnöthiger Polemik gegen Rouſſeau geprieſen wird. Freundſchaft und Liebe waren auch die Götter, die er in ſeinem langen, vielleicht in den Xenien verſpotteten Epos „Zamori“ beſang, einem Epos, das wegen ſeiner mühevoll gearbeiteten, des Wohlklangs nicht entbehrenden Stanzen — 529 ſind freilich eine arge Zumuthung — Achtung verdient, die Nachahmung Wieland's aber zu deutlich an der Stirne trägt, ohne deſſen leichte Anmuth und heitere Ironie zu erreichen. Es iſt von lyriſchen Partien mehr als billig durchzogen, verbrämt die ſehr dürftige Handlung mit allzu langen Reflexionen und gelegentlichen Anſpielungen auf zeitgenöſſiſche Vorfälle und Thorheiten. Verherrlichung der Tugend und Verkündung der Auf-

klärungsideen tritt auch hier hervor, und daß gelegentlich Friedrich der Große vorkommt, darf bei einem Kleist nicht wundernehmen. Seine Beziehungen zu Zeitgenossen, sowohl Dichtern als Politikern und Kriegern, schildert er am besten in seinen Oden und Liedern, die in den „Vermischten Schriften" gesammelt sind: neben lahmer Verspottung von Goethe's Elegien eine Lobpreisung Gleim's, neben einer Chronik des Jahres 1790, die gereimten Zeitungsberichten ähnlich ist, prosaische und poetische Verherrlichungen Herzberg's. Sein „Denkmal deutscher Dichter in drei Gesängen", vielleicht durch Bodmer veranlaßt, athmet streng loyale Gesinnung und ist von einer rührenden Kritiklosigkeit. Gegenüber dem Lob der Mittelmäßigkeit aller Zeiten und Orte wirkt ordentlich erhebend die Verherrlichung Lessing's, so schlecht auch die folgenden Verse sind:

O, wann könnte Deutschland dich vergessen,
Der du mehr als Hellas' Dichter bist,
Ehrfurchtsvoll wird dich der Forscher messen,
Der einst stolz Thuiskon's Größe mißt.

Die Gerechtigkeit, mit welcher der ehemalige Gegner Goethe's und Schiller's diese beiden Großen zu würdigen versucht, macht einen guten Eindruck, obgleich die Lobverse auf Goethe nicht viel enthusiastischer sind als die auf Eschenburg und Meißner, mit denen sie umrahmt sind. Die Huldigung seines Herzens jedoch gewährte er Wieland, Gleim und seinem Namensvetter, dem Heldendichter Ewald von Kleist; gleich ihm den Doppellorbeer des Kriegers und Poeten zu erringen war der Traum seines kurzen Lebens.

Die Romanlitteratur jener Zeit ist außerordentlich zahlreich. Wollte man alle Romane besprechen, die damals in Berlin gedruckt wurden, so könnte man viele Bogen füllen. Doch muß es hier genügen, auf einzelne wenige besonders beliebte Arten hinzuweisen.

Zunächst auf den Familienroman, der in J. J. Engel*)

*) Ueber Engel siehe unten Kapitel V. Eine wirkliche Biographie existirt nicht. Der Artikel in der A. D. B. ist dürftig. Bibliographisch

ſeinen Vertreter fand. Der Roman „Lorenz Stark", den man nicht mit Unrecht ein Lieblingsbuch unſerer Großväter genannt hat, iſt ein Buch, das wie mit einem Schlage eine abgelebte Zeit vor uns hinzaubert. Es wurde in der vornehmſten Zeitſchrift jener Zeit, „den Horen", zuerſt veröffentlicht 1795, obwohl es faſt 30 Jahre vorher begonnen worden ſein ſoll, und iſt nur in wenigen Einzelausgaben verbreitet. Es iſt keine aufregende Geſchichte, ſondern ein gut erzählter, man könnte ſagen alltäglicher Vorgang, ohne ſonderliche Intriguen. Die Sprache in ihrer ruhigen durchſichtigen Klarheit, in ihrer kunſtloſen Kunſt erinnert an Leſſing, die vorgetragenen Anſchauungen ſind durchaus die der Aufklärungszeit. Der Verſtand herrſcht entſchiedener darin als die Phantaſie. Man möchte es mehr zur didaktiſchen als zur epiſchen Proſa zählen. Liebe und Bekenntniß der Wahrheit, Einfachheit der Lebensführung, Schlichtheit im äußeren Auftreten, ernſte und gewiſſenhafte Pflichterfüllung wird gelehrt. Die Geſtalten, die in dem Buche auftreten, ſind die Bewohner eines einfachen Bürgerhauſes, das Ganze athmet die tüchtige, ehrenfeſte Bürgerlichkeit, das patriarchaliſche, gute, wohlgeſchmückte Weſen unſerer Vorfahren. Engel wollte, wie man ſagt, in dem Haupthelden ſeinen Großvater ſchildern. Man könnte meinen, daß auch andere Perſonen aus Berliner Bürgerkreiſen ihm bei der Zeichnung vorſchwebten. Das Ganze iſt weniger eine Erzählung als eine Charakterſtudie, denn daß der junge Stark ſchließlich die Wittwe Lyk heimführt und den Starrſinn des Vaters beſiegt, könnte mit wenigen Worten erzählt werden. Die Hauptſache iſt die Charakteriſtik des Vaters und des Sohnes. Alte und neue Zeit treten einander in dieſen beiden Perſonen entgegen: der erſtere, der verſtändige menſchen-

genau Goedeke Bd. V, 473 ff. Für Lorenz Stark iſt eine Ausgabe von Joſeph Kürſchner in Spemann's Collection hinzuzufügen. Die typographiſch glänzend ausgeſtattete Ausgabe ſeiner Werke, Berlin 1801—6, 12 Bde., Mylius'ſche Buchhandlung, zeigt Engel's Beliebtheit am Anfang dieſes Jahrhunderts. Das ungünſtige Urtheil Goethe's (17. December 1795) und Schiller's (23. December) iſt mir wohlbekannt.

freundliche, großmüthige Mann „mit den ernsten Falten des Sittenrichters und dem heimlichen Lächeln des Spötters", der nichts kennt als Arbeit und Wohlthun, aber auch die Belohnung für seine gute Thaten einheimsen möchte durch lautes Lob und stille Achtung, und der die Welt nach seinem Muster umzuschaffen geneigt ist, der letztere, dem Vergnügen nicht abhold, auf eine elegante äußere Erscheinung bedacht, überzeugt von seinem Werth und empört darüber, daß der Alte ihm nicht die verlangte Schätzung angedeihen läßt, von diesem seinem Trotz und manchen Jugendstreichen jedoch durch die Liebe geheilt. Mit feinem Humor werden die kleinen Schliche erzählt, welche Frau, Schwiegersohn und Tochter unternehmen, um den Alten zu bekehren und den Sohn zu modeln. Mit einem Geschick, das den erprobten Frauenkenner verräth, werden drei weibliche Charaktere plastisch geschildert: die schwache Alte, die trotz aller Liebe unter dem Joche des Eheherrn seufzt, die schalkhafte, thätige, entschlossene Tochter, die vor einer kleinen List nicht zurückschreckt, endlich die Liebhaberin, eine junge Wittwe, die in ihrer ersten Ehe durch die Verschwendung ihres Mannes viel litt, erfolglos dagegen ankämpfte und doch als hauptschuldig an diesem tollen Treiben und dessen üblen Folgen betrachtet wurde. Die Scene, in welcher diese Frau durch Stark's Tochter zum Bekenntniß ihrer Liebe für den Bruder genöthigt werden soll, ist von entzückender Anmuth. Es ist schade, daß solche Bücher, die das Behagen des Kleinlebens, die Tüchtigkeit thätigen Wirkens, die Freude am Dasein in beweglicher Rede, mit liebenswürdigem Humor, ohne Effecthascherei und ohne Sentimentalität schildern, heute so gänzlich verschollen sind.

Das klassische Beispiel für den autobiographischen Roman bot Karl Philipp Moritz*). Dieser vielseitige, schon mehrfach er-

*) Vgl. über M. Bd. I, S. 399fg., 546, 598. Der Roman „Anton Reiser", ein psychologischer Roman, 4 Theile, Berlin 1745—90. Neudruck in den deutschen Litteraturdenkmalen XXIII. Heilbronn 1886. Der 5. Theil von Klischnig, 1794, verdient nicht mehr den Titel psychologischer Roman.

wähnte Mann, Archäolog, Sprachforscher, Pädagoge, Philosoph, der in die Tiefen der Mystik hinabstieg, wurde auch Romanschreiber. Nicht weil er Lust am Fabuliren hatte, sondern weil er das Bedürfniß fühlte, das, was er erlebt und gelitten hatte, Andern zu erzählen. Dieses Bedürfniß wurde verstärkt durch das Streben, Andere zu belehren, und durch den Drang, sich über seine eigene Entwickelung klar zu werden. Daher könnte man das Werk ebenso gut einen pädagogischen Roman nennen wie einen psychologischen, welchen letzteren Titel der Autor wählte. Es ist kein Meisterwerk, vielmehr läßt die Komposition Manches zu wünschen übrig. Viele Wiederholungen machen einen üblen Eindruck, die Zusammenstellung unnöthiger Dinge ermüdet und absichtliche Unklarheiten, wie die nur durch Anfangsbuchstaben angedeutete Bezeichnung von Männern und Städten verwirren den Leser. Allen diesen kleinen Mängeln aber stehen große Vorzüge gegenüber. Die unbedingte Wahrheitsliebe, die für große Dinge aus dem schlichten Ton der Erzählung sich ergibt, aber selbst in geringfügigen Kleinigkeiten durch Zeitgenossen, wie Reichardt und Iffland bestätigt wird, sodann die Schilderung des niederen Volks, des Handwerkerstandes, in dem der nach Höherem strebende und zu Höherem bestimmte Knabe sich abplagen muß, endlich aber, und dies ist die Hauptsache, die künstlerische Vorführung der Entwickelung eines Menschen, der nicht bloß in der Sturm- und Drangperiode der deutschen Litteratur lebte, sondern seine eigene Sturm- und Drangzeit durchmachte. Denn es ist nicht die Geschichte seines ganzen oder des größeren Theils seines Lebens; der Frühverstorbene — er erreichte nur ein Alter von 36 Jahren — gab vielmehr nur Schilderungen seines Jugendlebens bis 1776. Den an äußeren Vorgängen reicheren Theil seines Lebens: die italienische Reise, das dortige Zusammenleben mit Goethe, die Berliner Zeit darzustellen unterließ er wohl absichtlich, theils, weil er Unangenehmes über sich selbst und Widriges über einflußreiche Persönlichkeiten hätte sagen müssen, theils, weil er grade durch den Umgang mit Goethe völlig aus der Stimmung

jener dargeſtellten Zeit herausgeriſſen war. Jenes Lebensbruchſtück, das Moritz veröffentlichte, war erfüllt von leidenſchaftlicher Liebe zu Litteratur und Theater. Daneben ſpielt das religiöſe Leben eine große Rolle. Der Autor ſchwankte zwiſchen Myſticismus, Lebensüberdruß und Wolluſt des Schmerzes. Er war erfüllt von tiefer melancholiſcher Stimmung, die durch einſame Spaziergänge, Kirchhofsbeſuche verſtärkt und bis zu Selbſtmordverſuchen geſteigert wurde. Der Eindruck der Dichtungen des 18. Jahrhunderts auf ſein empfängliches Gemüth war ſo groß, daß er für Poeſie faſt unterſchiedslos ſchwärmte. Aber von mächtigſtem Einfluß wurden Shakeſpeare und die Leiden des jungen Werthers; die Darſtellung dieſes Einfluſſes bildet den Höhepunkt des Buches. Einer Nachahmung von Goethe's Dichtung galten wiederholte Verſuche, die Moritz ſeine Unfähigkeit dichteriſcher Geſtaltung deutlich zeigten. Doch ſtak die Werther-Stimmung ſo feſt in ihm, daß ſie ſich bis aufs Aeußerlichſte erſtreckte, ja daß ſie in ihm den ſehnlichſten Wunſch erzeugte, in der Nähe des Gefeierten, wenn auch als ſein Bedienter zu leben. Als ſchwer arbeitender und wandernder Handwerksburſche, als Gymnaſiaſt in Hannover, als Student zu Erfurt wurde Moritz von der Sehnſucht nach dem Theater gepeinigt und erhoben, mannigfache Verſuche Schauſpieler zu werden, ſchlugen fehl, und der Autor entläßt uns mit der Scene, wie Reiſer nach Leipzig kommt, um in ein dortiges Theater einzutreten, zu ſeinem Schmerze jedoch erfährt, daß der Direktor mit der Kaſſe durchgebrannt iſt. Das Buch iſt das wahre Bekenntniß eines ſtrebenden Menſchen, der ſeine Fehler freilich etwas vergrößert, wenn nicht gar ſich Laſter andichtet, friſch geſchrieben, lebhaft empfunden, „Zeugniß idealer Geſinnung und realer Anſchauung. Vorführung eines Zeitbildes und Ausmalung von Stimmungen und Zielen, die bei den Strebenden aller Zeiten ſich wiederholen könnten." Daher gewährt das Buch den großen Vortheil, daß der Leſer, der mitfühlend die Geſchichte des Helden verfolgt, das Bewußtſein hat, daß der irrende Knabe nicht dem Unter-

gange geweiht ſein kann, ſondern beſtimmt iſt, zum vollreifen Mann ſich zu entwickeln.

Dieſen beiden Hauptarten des Romans, dem autobiographiſchen und dem Familien-Roman, deſſen Vertreter auch in der allgemeinen deutſchen Litteratur mit Ehren genannt werden, ſchließen ſich ſpeziell Berliniſche an, die nur eine örtliche und zeitliche Berühmtheit beſaßen, heute aber gründlichſt vergeſſen ſind. Dies gilt in erſter Linie von dem rührenden weinerlichen Roman, deſſen Hauptautor, Lafontaine, in Berlin vielleicht ſeine getreueſte Gemeinde fand (vergl oben S. 36). Auguſt H. A. J. Lafontaine 1758—1831, ſeit 1791 als Erzähler thätig, ſchrieb eine große Bibliothek zuſammen. Urſprünglich folgte er den Bewegungen der Zeit, berührte die pädagogiſchen Streitigkeiten und entnahm den Revolutionsbewegungen ſeine Stoffe, ohne freilich die Blutſcenen und die wirkliche Revolutionsgeſchichte zu berühren. Dann ahmte er jeder Moderichtung, auch den Räuber- und Ritter-Romanen nach, bis er zuletzt rein ins Schablonenhafte gerieth und die gleichgültigſten Gegenſtände aus dem häuslichen Leben behandelte. Nur eins bewahrte er bis zuletzt, die Aufklärungsgedanken, die Lobpreiſung der Tugend und den Kampf gegen Standesvorurtheile. Seine gelehrte Bildung ſuchte er beſtändig durch die Einfügung philoſophiſcher Brocken und gelegentliches Vorbringen gelehrter Unterſuchungen zu bekunden. Seine Erzählungen machen aber auf den, der verurtheilt iſt, ſie zu leſen, den Eindruck vollendetſter Talentloſigkeit. Er arbeitete mit den gröbſten Mitteln und pflegte nicht einmal ſeinen Stil. Er machte ſelten einen Anſatz zur Beſchreibung der Gegenden und Menſchen oder zur Charakterſchilderung. Dem Zufall wies er die wichtigſte Rolle an. Die Liebe ließ er faſt immer beim erſten Anblick entſtehen und Mann und Weib in Verzückung ſetzen. Mit Vorliebe behandelte er ſittliche Verirrungen, vermied es aber trotz ſeiner prieſterlichen Nachſicht gegen menſchliche Schwächen, mit einem gewiſſen techniſchen Geſchick in Frivolität zu gerathen. Seine Hauptfähigkeit beſtand in weiner-

licher Rührſeligkeit, ſodaß er bei den Romantikern, obwohl Einzelne aus ihrem Kreiſe mit ihm gut bekannt waren, nach ſeinem eigenen Namen die Bezeichnung des „Waſſermanns“ trug. Merkwürdiger Weiſe entging er dem Strafgericht der Xenien. Seine Leſer waren in ganz Deutſchland zerſtreut, und man darf ſagen, daß er Jahrzehnte hindurch beſonders bei Frauen und Mädchen Lieblingsautor war. Die größte Gemeinde fand er aber in Berlin, wo ein Haupttheil ſeiner Schriften in Einzel- und Geſammtausgaben in wiederholten Auflagen erſchien, und wo perſönliche Freunde und bezahlte Buchhändlerknappen für Ausbreitung ſeines Ruhmes ſorgten.

Als ſpezielle Berliner Eigenthümlichkeiten mögen jedoch, abgeſehen von den gänzlich belangloſen Klatſchgeſchichten, die in Wochen- und Monatsſchriften dem leſehungrigen Publikum verabreicht wurden, einzelne eigenthümliche Produkte angeführt werden.*) Zunächſt das Werk eines frühreifen Mädchens, Sophie Helmine Weger (ſpäter verehelichte Wahl), die, in Berlin geboren, 15jährig, den Roman „Emiliens Reiſe nach Paris oder die Macht der Verführung“ ſchrieb, in dem die Zurückführung einer Verirrten zur Tugend dargeſtellt wurde. Sodann „Orientaliſche Gemälde“ (1802) von Saul Aſcher (1767—1822), der auch ſonſt mannigfach, nicht immer zu ſeinem Ruhme, litterariſch thätig war. Sein Werk verdient weniger wegen ſeines Werthes eine Hervorhebung, als wegen der Berückſichtigung, die dem damals grade in Berlin ſehr großen jüdiſchen Leſepublikum zu Liebe von einem Schriftſteller jüdiſchen Glaubens einem orientaliſchen Stoffe gezollt wurde. Doch handelt es ſich hier mehr um orientaliſche Namen, als um wirklich öſtliches Colorit. Die Geſchichten, die Aſcher möglicherweiſe aus Quellen des Orients zuſammenſtellt, wollen nicht etwa Haremsgeheimniſſe verrathen und Zuchtloſigkeit empfehlen, ſondern — übrigens in ziemlich

*) Vgl. Goedeke, der auch für das Vorige zu vergleichen iſt, V, 476, 480, 517.

ungeſchickter Darſtellungsweiſe und mit ſeltſamen Stilhärten — die Wahrheit verherrlichen, Anſpruchsloſigkeit preiſen und die traurige Lehre verkünden, daß das Leben Anſtrengungen und Verdienſt nicht immer nach Gebühr belohne. Ja, der Autor ſcheint ſowenig im Oſten zu beharren, daß er deutſche, vielleicht ſogar Berliner Zuſtände ſatiriſch ſtreift und in dem „goldenen Bruchſtück" — der Lehre eines Philoſophen, bei deren Anhören der Landesfürſt in einen tiefen, langerſehnten Schlaf fällt — möglicherweiſe eine Perſiflage der Fichtiſchen Philoſophie verſucht hat.

Als Vertreter der Berliner Sitten — oder, was damals und ſpäter ziemlich dasſelbe ſagen wollte, Unſittenromans, mag Joh. Ch. Siede 1765—1806*) gelten, der in angeſehener Stellung viele Jahre in Berlin lebte und ſpäter das, was er durch erotiſche Schriften geſündigt hatte, durch erzieheriſche Arbeiten zu ſühnen ſuchte. Seine Romane ſind, wenn man die übrigen nach „Emilie Sterner" beurtheilen darf, jammervolles Leſefutter. Ab und zu findet ſich in ihnen zwar ein Anſatz zur Charakteriſtik und Naturſchilderung, aber meiſt herrſcht die Luſt an abenteuerlicher, wildbewegter, romanhafter Erzählung vor, in der Kinderraub und Vergiftung eine Hauptrolle ſpielen, Darſtellungen idylliſcher Unſchuld mit rührſeligen Declamationen abwechſeln, hauptſächlich aber grobſinnliche Scenen mit cyniſchem Behagen ausgemalt, Verführungs-, Ehebruch- und Mätreſſen-Geſchichten trotz ſcheinbarer moraliſcher Entrüſtung mit vielen ſchlüpfrigen Einzelheiten dargeſtellt werden.

Auch die in ganz Deutſchland beliebten Spitzbuben- und Räuber-Romane waren in Berlin durch eine Abart vertreten. Rambach bearbeitete theils allein, theils das früh entwickelte Talent einiger Schüler, wie Tieck und Bernhardi, mißbrauchend, in „Thaten und Feinheiten renommirter Kraft- und Kniff-Genies"

*) Vgl. unten 3. Kap. Fehlt in der A. D. B. Goedeke V, 517. Von den dort angeführten Romanen habe ich mir nur „Emilie Sterner" 2 Bde., Berlin 1793, verſchaffen können.

(Berlin 1790—91, 2 Bände) die Geſchichte des bayriſchen Hieſel, in der er den plumpen Räuber und Wilddieb wie einen herrlichen Helden behandelte, und ſtellte in dem Buche „Die eiſerne Maske“ (1792), einer ſchottiſchen Geſchichte, die ſchaurigen Erlebniſſe eines an düſterſter Verſtimmung Leidenden dar.

Der humoriſtiſche Roman fand in Langbein ſeinen Vertreter. Sein „Thomas Kellerwurm“ (Berlin, Schüppel 1806), um das beſte Erzeugniß dieſer Gattung zu kennzeichnen, iſt die Geſchichte eines adligen Dickwanſtes, der eigentlich zu nichts zu brauchen iſt, der ſowohl ſein väterliches Vermögen, als manche andere ihm durch Erbſchaft zufallende Summen verſchwendet, als Kadett, Referendar, Kammerjunker, Major, zuletzt als Oberküchenmeiſter durch ſeine Faulheit, Feigheit und Freßſucht übel beſteht, jüngeren Mädchen durch Galanterie, alten Jungfern durch Frömmelei zu gefallen ſucht und ſich von ihnen ernähren läßt, bis er ſich ſchließlich als Sammler zu einem Luther-Denkmal aufſpielt und dabei, vom Schlage gerührt, ſtirbt. Der Roman, der mit Vorliebe in kleinen Städten und an kleinen Höfen ſpielt, iſt gut erzählt und gewährt auch heute noch eine nicht ermüdende Lektüre. Langbein hebt die Lächerlichkeiten, insbeſondere der kleinen Höfe, gut hervor, verweilt auch einmal bei Berlin, wobei deſſen thätiges Leben gelobt und ein verunglückter Gang durch die Friedrichſtraße, ebenſo wie eine nicht minder verunglückte Stellwagen-Parthie nach Charlottenburg beſchrieben werden. Es iſt höchſt ergötzlich, den Romanhelden auf allen ſeinen Fahrten zu begleiten, um ſo mehr, als der Autor nicht ſparſam iſt mit ſeinen ſatiriſchen Ausfällen, in denen er die Romantiker als Lobredner der Faulheit und als Sonettiſten, die Gleichheitsſchwärmer und übertriebenen Puriſten, die Aufklärer und die übermäßigen Bevorzuger des Adels in gleicher Weiſe bedenkt, mit beſonderer Vorliebe aber bei Gall und der Schädellehre verweilt, einmal z. B. in recht amüſanter Weiſe das Gehirn ſeines Helden auf die Organe der Kochkunſt unterſuchen läßt (ſ. S. 9, 16, 90, 60, 142, 166, 251, 289 fg., 305 ff.).

Den Durchſchnitt des den Berlinern gebotenen Romanleſefutters bezeichnet das Journal der Romane.*) Außer je einem vier- und einem zweibändigen Roman waren es meiſt kürzere Erzählungen, auch ein Band Märchen; die wenigſten von allen waren Originalarbeiten, z. B. von der ſchreibfertigen Gattin des Verlegers (vgl. Bd. I, S. 566 fg.), die bei weitem meiſten Ueberſetzungen, von denen zwei, nicht werthvoller als die übrigen, dadurch litterariſches Intereſſe erregen, daß ſie von Charlotte von Schiller herrührten und ſich vielleicht der beſſernden Hand Schillers zu erfreuen hatten.

Die ſchöne Litteratur jener Epoche bietet weder ein einheitliches noch ein erfreuliches Bild. Es war keine Zeit des Aufſchwungs und der Vollendung, ſondern des Sinkens. Berlin zehrte an altem Ruhm. Um mit den Stätten konkurriren zu können, wo eine die Welt mit ihrem Glanz erfüllende Litteratur ſich geſtaltete, bedurfte es einer gründlichen Erneuerung von innen heraus.

*) Berlin bei Unger 1800—1802. Mir ſind 11 Bände bekannt. — Ueber das von Charlotte von Schiller herrührende vgl. Schiller und Cotta, S. 353.

Drittes Kapitel.

Unterricht und Wissenschaft.

An die Errichtung neuer großer Lehranstalten wurde in jenem Zeitraum nicht gedacht. Wohl aber erfolgte i. J. 1797*) für das gesammte Schulwesen des Staats, also auch Berlins, eine tabellarische Aufnahme. Ueber den äußern und innern Zustand wurden die genauesten Angaben gefordert und ertheilt: über Zahl der Klassen und Schüler, über die persönlichen und ökonomischen Verhältnisse der Lehrer, über deren Lehrmethoden, über die Schulsammlungen, über Beneficien der Schüler, über deren Prüfung und Zuchtmittel.**)

*) G. St. A. R 76, 546.

**) Einzelnes aus den Berichten über die Realschule soll hier mitgetheilt werden. Die Schule hatte (1799) 6 Klassenzimmer, 11 Klassen, 987 Schüler. Die Realschule zerfiel in 3 Abtheilungen: in ein Pädagogium, eine Kunst-, eine Handwerker- oder deutsche Schule. In der ersten ward der fremdsprachliche Unterricht bevorzugt, in der zweiten der technische, in der dritten der elementare; viele Fächer waren allen drei Abtheilungen gemeinsam, nur die Lehrart verschieden. Mit der Schule war eine Pensionsanstalt verbunden, in der verschiedene Stufen, in Bezug auf Essen und Wohnung, unterschieden wurden: die der obersten zahlten für Essen, Wohnung, Bett, Heizung, Beleuchtung, Schulreinigung, Tinte $65\frac{1}{2}$, die der untersten 30 Thlr. vierteljährlich; dazu kamen für jeden jährlich noch etwa 7 Thlr. Weihnachts- und Trinkgelder. Die Sammlungen umfaßten Geometrie, Mechanik, Aërometrie, Hydrostatik und Hydraulik, Maschinen oder Modelle zu solchen, für Hydrotechnik, ferner Bergbau, Hüttenwesen, beschreibende Naturwissenschaften, Physik, Astronomie, Chronologie, Geographie, Oekonomie, Manufaktur, bürgerliche und Kriegs-Baukunst, Numismatik, Physiologie und Archäologie. Den Lehrern war besonders zur Pflicht gemacht, „durch einen wahrhaft gottseligen Wandel den Schülern vorzuleuchten". Unterricht wurde täglich

Die Entwickelung der früher genannten Gymnasien und höheren Lehranstalten braucht nicht im Einzelnen verfolgt zu werden, da tiefgreifende Aenderungen nicht eintraten. Doch mag darauf hingewiesen werden, daß die ältere Generation von Lehrern und Leitern dahinging; Meierotto starb 1801, Fr. Gedike 1803. Von dem Nachfolger des Letzteren muß später noch die Rede sein.

Einen Augenblick schien es, daß das Wöllner'sche Regiment den Schulen von Neuem drohte. Am 9. Sept. 1803*) wandte sich das kurmärkische Oberkonsistorium an den König mit der Klage, daß in den Berliner Gymnasien die Religiosität nicht genug gepflegt werde. Grund zu solcher Klage gaben die allgemeinen Erfahrungen der Konsistorialräthe, im Besonderen aber eine Beschwerde des Hofpredigers F. Stosch, 1750—1821, des reformirten, litterarisch nur durch einige Predigten bekannten Ephorus des Friedrich-Werderschen Gymnasiums. Dieser hatte in einer Eingabe vom 23. Juni die traurigen Zustände jenes Gymnasiums überhaupt gerügt, vornehmlich aber sich darüber beschwert, daß in ihm nicht genug auf Religion und Religions-

(natürlich außer Sonntags) von 7—11, 2mal von 11—12, 4mal von 2—6 ertheilt, d. h. 42 Stunden wöchentlich. Zu diesem Unterrichte gehörte weder Turnen noch Singen, noch Schreiben, vielmehr wurde gelehrt: Französisch (9), Latein (3), Deutsch (3), Englisch (2), Mathematik (8); die übrigen Stunden vertheilten sich auf Religion, Naturwissenschaft, Zeichnen, Geographie, Geschichte, Buchhaltung. (Im Friedrich Wilhelms-Gymnasium waren nur 36 Stunden, täglich von 7—11 und 4mal von 2—5, wo in drei französischen (4), drei griechischen (3), vier deutschen (2), fünf lateinischen Klassen (8 Stunden) gelehrt wurde.) Die Stunden begannen sechs Minuten nach dem Schlage. Bei Bestrafungen wurden die Lehrer daran erinnert, daß sie nicht das Amt eines strafenden Richters, sondern eines züchtigenden Vaters verwalteten. Die Stundenmasse war und blieb in allen Berliner Schulen dieselbe. Erst 1809 erinnerte Humboldt in einem Schreiben an Sack mit Rücksicht auf das Berlinische Gymnasium: „Vielleicht wird doch eine Verminderung der Lectionen nöthig sein, weil, soviel der unterzeichneten Section bekannt ist, die Kinder in den unteren Klassen mit Lehrstunden gar zu sehr besetzt sind und von der Masse der Lehrgegenstände fast obruirt werden."

*) G. St. A. R. 76, I, 497, 499, 509 Vol. 2.

kultus gehalten werde. Das Zutreffende einer derartigen Beſchwerde wies zwar der damalige Rektor F. L. Plesmann (1755 bis 1807, der nur mit ein paar Programmen an die Oeffentlichkeit trat) von ſich und ſeinen Kollegen ab, gab jedoch zu, „daß vielleicht einige ehemalige Lehrer jenen Ruf veranlaßt hätten.“ Der Hofprediger dagegen warf den Lehrern Lauheit, Ueberhebung über die Prediger vor, leugnete, daß er bei ſolchen Angaben von Parteilichkeit und Prieſterarroganz getrieben werde und faßte ſeine Meinung in dem Satz zuſammen: „Ich für mein Theil kann mir die Ueberzeugung nicht nehmen, daß in den Schulen eine nicht unbedeutende und nicht zu überſehende Quelle der Nichtachtung der Predigergeſchäfte fließt.“

Die Klage des Conſiſtoriums wurde an das Miniſterium gebracht. J. E. v. Maſſow, als Vorſteher des Oberſchuldepartements Wöllner's Nachfolger, erließ an das genannte Gymnaſium (14. Okt. 1803) und an die beiden anderen Berliner höheren Lehranſtalten eine Verfügung zur Steuer des „immer allgemeiner werdenden Geiſtes der Lauheit für Religion und deren Cultus.“ In ihr verlangte er 1. Wiederaufnahme des Klaſſen-Gebetes und Geſanges am Anfang des Unterrichts; 2. regelmäßigen Beſuch des Gottesdienſtes und Befragen der Schüler nach der letzten Sonntags-Predigt; 3. ehrfürchtige Geſinnung bei der alle halbe Jahre ſtattfindenden Abendmahlsfeier; 4. Frömmigkeit der Lehrer, die ſich auch in ihren Vorträgen zu bethätigen habe; 5. ſtärkere Hervorhebung des Dogmatiſchen im Religionsunterricht, ſtatt des Hiſtoriſchen. Auf dieſes Schreiben iſt nur die Antwort des grauen Kloſters erhalten, das nach Gedike's Tod ohne Leitung war. Es iſt von G. L. Spalding verfaßt (1762—1811), dem Sohne Joh. Joachims (Bd. I, 336 fg.), einem tüchtigen, beſonders durch ſeine Quintilian-Ausgabe ſehr verdienten Lehrer, und von vortrefflichen Männern, die als Alterthums-Sprachforſcher, Pädagogen und Patrioten einen hohen Rang einnahmen, Heindorf, Heinſius, J. F. Delbrück, Köpke und V. H. Schmidt unterzeichnet. Mit großem Freimuth wurde die moraliſche und

religiöſe Integrität der Lehrer dargethan, die ſtrikte Innehaltung kirchlicher Gebräuche durch die Lehrer und zweckmäßiger religiöſer Unterricht behauptet, dagegen die Unmöglichkeit erwieſen, den Kirchenbeſuch der Schüler zu überwachen, Predigten abzuhören und den Geſang wieder einzuführen, der bei Unzulänglichkeit der Räume, Verſpätung der Schüler und Unfähigkeit der Lehrer einen Chor zu leiten eine wahrhafte Erbauung nur vernichten ſtatt erhöhen müßte. Das würdevolle Actenſtück, das ſeinem Verfaſſer alle Ehre macht*), ſchloß mit den Worten: „Ein vorlauter und unehrerbietiger Ton über Religionsſachen, wenn er ſich auch auf den Lippen der Jünglinge dieſer Stadt hören läßt, kann keineswegs ſofort den Lehrern zur Laſt fallen, von welchen dieſelben geleitet werden. Der Geiſt der Zeit, das Beiſpiel der Eltern, beſonders der Vornehmeren, wirkt weit hinaus über den Eifer auch des gottesfürchtigſten Lehrers.“ Die Angelegenheit hatte keine weiteren Folgen; man mag annehmen, daß ſolche kräftige Aeußerungen den Regierenden Vertrauen einflößte für die Männer, denen die Erziehung der Jugend anvertraut war.

Das Gymnaſium, aus deſſen Mitte ein derartiges Actenſtück hervorging, erhielt 1803 in J. J. Bellermann einen kräftigen Leiter. Dieſer (1754—1842), der Ahn einer bedeutenden, noch heute ſegensreich wirkenden Lehrerfamilie, war ein ausgezeichneter Direktor, der die ihm untergeordnete Lehranſtalt zu neuem Flor brachte, ein ungemein vielſeitiger und fruchtbarer Gelehrter, der auf den Gebieten der Theologie, Pädagogik, Philologie namentlich der orientaliſchen und der Naturwiſſenſchaften zahlreiche und achtungswerthe Arbeiten hinterließ.

Vor Bellermann war Gurlitt in Hamburg in Ausſicht genommen. Seitens der Regierung wünſchte man, nachdem B. ſchon gewählt war, K. A. Böttiger in Weimar als Nachfolger Gedike's in allen ſeinen Stellen nach Berlin zu ziehen.**) Da dies, namentlich durch Zöllner's entſchiedenen Widerſpruch, vereitelt

*) Wörtlich abgedruckt Voſſ. Ztg. 1893, Sonntagsbeil. 35.

**) Vgl. Böttiger's Berufung n. Berlin, „Euphorion“ 1894, 2. H., S. 350 ff.

wurde, wurde ihm, auf Beyme's Betrieb, in dem neuorganisirten Schuldepartement auf ehrenvollste Art eine Stelle als Oberconsistorialrath angeboten, die ihm, da die alten Mitglieder Zöllner, Teller, Sack, bald mit Tode abgingen, den allergrößten Einfluß verschafft haben würde. In den verschiedensten Kreisen, denen der Schriftsteller, Buchhändler, Künstler und Staatsmänner: Kotzebue, Merkel, Sander, Nicolai, Schadow, Uhden, begrüßte man diese Berufung mit Freuden; im letzten Augenblick lehnte Böttiger, wahrscheinlich Privatverhältnisse halber, die Stelle ab. Es ist müßig, sich in Combinationen darüber zu verlieren, ob dieser vielgewandte Mann, der seine Vielgeschäftigkeit nicht immer segensreich anwandte, Berlin zum Heile gereicht hätte; doch mag man annehmen, daß auch ihn der größere Wirkungskreis gemodelt und manchen unlauteren Einflüssen, die sich in der Kleinstadt stärker geltend machten, entzogen hätte.

Der damals erwachte pädagogische Eifer zeigt sich auch in der neuerblühenden pädagogischen Litteratur. Eine Schrift Sack's*) lehrt die Zustände des Landschulwesens der Mark in tristester Beleuchtung kennen: die Schullehrer waren untüchtig und litten Mangel — es gab unter 627 nur einen, der über 250, dagegen 59, die zwischen 10 und 20, sogar 21, die unter 10 Thalern Einnahme hatten; die Schulhäuser, wenn es überhaupt welche gab, waren „verfallene Bretterhütten oder finstern, dumpfen Stockhäusern" ähnlich; der Schulbesuch war, da die Eltern ihre Kinder in der Wirthschaft brauchten und das „Schulgehn als eine Art von lästigem Hofedienst ansahen", im Winter schlecht; der Unterricht war dürftig, weil es den Lehrern an einem Methodenbuch und an einer seminaristischen Vorbildung mangelte. Als einziger Lehrstoff der Volksschule wurde gefordert: Schreiben, Rechnen, Lesen, Singen, klare Begriffe von der Beschäftigung des Landmannes, Landesgesetze, vaterländische Geschichte**) — nicht Welthistorie —, Religion und Pflichtlehre.

*) Fr. J. G. Sack, Ueber die Verbesserung des Landschulwesens vornehmlich in der Churmark Brandenburg. Berlin 1799.

**) Als hierzu brauchbar wurde empfohlen: Vaterländisches Lesebuch für Land- und Soldatenschulen. Berlin, Unger.

Das geforderte Seminar wurde 1803 in Berlin errichtet und half einige der gerügten Mängel abstellen.

Fr. Gedike*), der erprobte Pädagoge, gab eine Zeitschrift heraus. Sie sollte für den Volks- und Jugendlehrer das sein, was Klein's Annalen für den Juristen waren, gab aber trotz ihres Doppeltitels dem Schul- vor dem Kirchenwesen bei weitem den Vorzug. Ihr Hauptwerth bestand und besteht noch heute in ihrer Aktensammlung, in den zahlreichen königlichen Cabinetsordres, sowohl damals als früher erlassenen, und in den Berichten der obersten Schulbehörden. Doch beziehen sich die mitgetheilten Berichte und Verfügungen ausschließlich auf die Provinzen, nicht auf Berlin.

Gedike war eine Zeitlang auch Leiter des Friedrichswerderschen Gymnasiums gewesen, dessen Lehrer besonders schlecht gestellt waren. Die Akten**) sind voll von beweglichen Klagen der Lehrer über die nicht ausreichenden Gehälter, Klagen, denen durch wiederholte mäßige Beihülfen begegnet wurde; selbst die gewährten Besoldungen mußten kläglich erbeten, um nicht zu sagen erbettelt werden. Auch unter dem Rectorat Bernhardi's änderten sich diese Zustände nicht. Charakteristisch für jene Zeit mag der Umstand genannt werden, daß (1800) das Stadtgericht die Klage eines Chorschülers wegen einer über ihn verhängten Disciplinarstrafe gegen den Director annahm. Darüber beschwerte sich Bernhardi; Staatsrath Uhden forderte vom Magistrat Bericht; doch ist in den Akten weiter nichts über die Angelegenheit erhalten.

Das Mädchenschulwesen blieb in den Händen von Privaten; allzusehr dürften sich hier die Zustände gegen früher (vergl. Bd. I, 568) nicht gebessert haben. Von einer Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände, verbunden mit einem Seminar, gibt es dürftige Kunde.***) Frau Ernestine von Krosigk, geb.

*) Annalen des preußischen Schul- und Kirchenwesens, Berlin, 1. Band, 3. Heft, und 2. Band, 1. Heft, Berlin 1800 u. 1801.

**) G. St. A. R. 76, 499, 500.

***) G. St. A. R. 76, I, 539.

von Krüger (1767—1843), die auch einige Bände Novellen und Gedichte veröffentlichte, gründete eine solche und erhielt auch für das Seminar einige Jahre hindurch Unterstützung. Nach einem Bericht Nolte's — die Anstalten standen unter dem Oberschulcollegium — waren die pädagogischen Kenntnisse der Leiterin unbedeutend, die Leistungen mäßig und der Besuch schwach. Im Seminar waren zwei Schülerinnen, eine von 20 und eine von 12 Jahren, in der Schule 12, die ohne Classeneintheilung, ohne Lehrmittel, von der Leiterin nebst drei Lehrern in wenigen Stunden unterrichtet wurden.

Uebrigens hatten die Lehrer, im Gegensatz zu anderen königlichen Beamten, die Verpflichtung, die Feuerwache zu übernehmen. Als Heinsius einmal ablehnte (1804),*) wurde er vom Polizeidirectorium belehrt, daß die königlichen Beamten nur bis zu den expedirenden Secretären herab von der Verpflichtung frei seien, und aufgefordert, sich zu fügen mit besonderer Rücksicht darauf, „daß die Feuerwache keine bürgerliche Last ist, sondern zu den gesellschaftlichen Pflichten gehört, deren Ausübung jedes Individuum der Commune von demjenigen zu verlangen berechtigt ist, welcher mit demselben in einer Societät lebt."

Privatschulen für die Kinder höherer Stände und Parochialschulen für ärmere Kinder bestanden in gewohnter Weise. Für die Lehrer der letzteren Stufen wurde 1797 eine Wittwenkasse eingerichtet; unter den Begründern und Leitern der Privatschulen wird der bekannte Schriftsteller und Gelehrte Feßler genannt. Als Cerf, Privatlehrer des Englischen, und der später berühmt gewordene Meyer Hirsch, Lehrer der Mathematik, um die Erlaubniß zur Anlegung einer Privatschule baten (14. April 1794), wurden sie abgewiesen, „weil dergleichen Institute schon überflüssig vorhanden sind."**)

Zu den bestehenden Schulanstalten trat 1790 eine neue,***)

*) Bellermann'sche Briefs. G. L. St., Bd. 4.

**) G. St. A. R. 76, I, 519.

***) G. St. A. R. 76, 514.

das von J. M. F. Schulze aus Dessau gegründete „Handlungsinstitut". Der Begründer gerieth freilich gleich anfangs in Collision mit J. C. Siede, der bereits die Erlaubniß zu einer Handelsakademie besaß. Beide wandten sich mit Schriften an das Berliner Publikum, der erstere mit dem „Sendschreiben an die Herren L. F. und H., das zu stiftende Handlungsinstitut betreffend", der letztere mit einer „Rede an edle Männer der Kaufmannschaft", auf die Schulze in einem dicken Opus antwortete: „Rechenschaft an das deutsche Publikum von dem, was er seit Jahren für seine Lehr- und Erziehungsanstalt gedacht, empfunden, geredet, geschrieben, gethan und gelitten hat." Die Kaufmannschaft erklärte Handelsakademieen, wie beide sie gründen wollten, für überflüssig, wünschte eine Handelsschule für Knaben, die sich dem Geschäfte zu widmen gedächten, trat aber doch mit Schulze in Verbindung, der 1791 eine „Bürger- und Handelsschule" eröffnete. Siede, der in demselben Jahre seine Handelsakademie errichtet hatte, mußte, nachdem zwei jämmerliche poetische Bittschreiben an den König erfolglos gewesen waren, seine Anstalt schließen. Die Schulze'sche Schule, deren Curatoren verschiedene Gildeältesten waren, wollte in sehr seltsamer Weise Elementar- und Handelsschule vereinen, wurde aber seitens der Regierung auf letztere beschränkt, auch der Titel „Bürgerschule" ihr aberkannt. Von der allgemeinen Religionsvisitation 1793 wurde die Schule zwar ausgeschlossen, der Religionslehrer, Prediger Mehring, aber zu einem Bericht über den von ihm ertheilten Unterricht genöthigt. Wiederholte Bitten des Curatoriums (von 1793 an) um eine staatliche Unterstützung blieben ohne Berücksichtigung. Sie wurden endlich 1802 gewährt, als der Geh. Kriegsrath Kunth sich der Anstalt annahm.*) Aber weder das gewährte Geld noch die neue Direction, an deren Spitze

*) Vgl. Fr. und P. Goldschmidt, Kunth, Berlin 1888, S. 33fg. — Aehnlicher Art scheint auch die „neue Erziehungs- und Industrie-Anstalt" gewesen zu sein, über welche die N. Berl. Monatsschr., 18. Band, 1807, S. 183ff. genauere Auskunft gibt.

Kunth selbst trat und an welcher der Mathematiker E. G. Fischer und der Kaufmann und Moralphilosoph David Friedlaender sich betheiligten, konnten den Untergang der Anstalt aufhalten. Doch erwirkten sie das Gute, daß Nutzen und Nothwendigkeit der Gewerbeschulen in weiteren Kreisen erkannt wurden.

Ein für unglückliche Kinder bestimmtes Erziehungsinstitut mag eingehender geschildert werden, da der Begründer es verdient und zufällig reichlicheres Material dazu vorhanden ist.*) E. A. Eschke 1766—1811, ein fleißiger Litterat, der mit Romanen und Gedichten debutirte, dann juristische Studien trieb und fast drei Jahrzehnte hindurch die verschiedenartigsten Beiträge für alle möglichen Berliner Zeitschriften lieferte, beschäftigte sich seit 1788 praktisch mit der Erziehung von Taubstummen und schrieb im Laufe der Zeit eine kleine Bibliothek über dies Spezialfach. Als er 1788 die Erlaubniß erbat, eine derartige Anstalt als eine staatliche zu begründen, wurde er auf Grund eines Gutachtens Meierottos abgewiesen, der ausführte, solcher Unglücklichen gäbe es in Berlin zu wenige und sie würden, selbst wenn sie Unterricht erhielten, nicht in den Stand gesetzt werden, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Trotzdem begann Eschke sein Institut Ende desselben Jahres in Niederschönhausen mit einem königlichen Gehalt von 150 Thlr., nachdem der König erklärt hatte: „Ich wünsche dem Manne, der Menschenliebe und Geschicklichkeit genug besitzt, sich dieser von der Natur Verlassenen hilfreich anzunehmen, die vorzüglichste Unterstützung." Trotz vielfältiger Empfehlung, besonders seitens der verwittweten Königin, konnte ein Jahrzehnt hindurch eine wirksamere Beförderung des Unternehmens durch den Staat nicht erreicht werden; nur geringfügige Zuschüsse wurden gewährt. Von 20 Zöglingen be-

*) G. St. A. R. 76, I, 541, 549. Eine ältere Druckschrift: Ahlemann, Beschreibung des Taubstummen-Inst. in Berlin, 1804. Eschke fehlt in der A. D. B. Vgl. über ihn Meusel, Bd. 2, 9, 13. — Ein abfälliges Urtheil über Eschke's Charakter bei Varnhagen, Verm. Schriften II, 157—159.

zahlten 2; die Kosten des menschenfreundlichen Unternehmers waren so groß, daß er sein ganzes väterliches Vermögen aufbrauchte. Endlich 1799 wurde er Professor und Direktor des Taubstummeninstituts mit einem mäßigen Gehalt (600 Thlr.), freier Wohnung in dem der Anstalt zugewiesenen Hause in der Linienstraße und einem jährlichen Zuschuß von 100 Thlr. für die Kost jedes armen Kindes. Doch blieb diese Bewilligung nur auf dem Papiere. In Wirklichkeit wurde (1801) unter 21 Schülern von 5 gar nichts, für einen 12, für andere zwischen 70 und 120 Thlr. bezahlt; nur 2 vermögende Schüler waren darunter, die 200 bezw. 300 Thlr. entrichteten. Eschke und seine Frau ertheilten, nur unterstützt von einem Schreib- und Zeichenmeister — 1803 wurde ein ehemaliger Schüler der Anstalt als Lehrer angestellt — sämmtlichen Unterricht, waren aber, da das Häuschen nur 4 Stuben, 1 Stübchen und eine Anzahl Kammern umfaßte, in dem Raume äußerst beschränkt; „wir haben nicht ein Stübchen für uns, sondern leben mitten unseren Zöglingen". Zu dieser materiellen Noth kam noch die gemüthliche Kränkung, die gleichzeitig erfolgte verhältnißmäßig großartige Dotation des Blindeninstituts.*) In Rücksicht darauf kam Eschke, der Berufungen nach Dorpat und Petersburg abgelehnt, — wofür er übrigens ein beträchtliches königliches Gnadengeschenk erhalten hatte — um seinen Abschied ein (September 1806), wurde aber durch eine bedeutende Erhöhung seiner Besoldung gehalten. Von den von ihm gestellten Bedingungen wurde nur eine einzige, die Erhöhung der Pension für die aus der Königlichen Chatulle unterstützten Zöglinge gewährt. Die Franzosenzeit brachte auch ihn mit seinen 34 Zöglingen in die größte Noth; nach dem Frieden wurden die Verhältnisse einigermaßen geregelt. Zwar klagte er im Juni 1809, daß von seinem Gehalt 2400, und von dem ihm gewährten Chatullengeld 2475 Thlr. rückständig seien; aber manche Wunde des bei allem

*) Die Blindenanstalt von Zeune wurde unmittelbar vor den Unglückstagen, am 4. Oct. 1806, errichtet.

Eifer eitlen Mannes war durch die Gewährung des Titels eines Oberschulraths geheilt. Sein persönliches Ansehen war so groß geworden, daß er kurz vor seinem Tode, wie es scheint, in nicht sehr loyaler Weise die zeitweilige Befreiung seiner Anstalt von einer ihm lästig dünkenden Beaufsichtigung durchsetzen konnte. Seine Leistungen verdienen rückhaltloses Lob und gewährten seiner Anstalt unter den Schwesteranstalten eine hervorragende Stellung.

Schon damals begann in Berlin, das sich ehemals für Basedow begeisterte, das Interesse für Pestalozzi's Methode. Die wirkliche Einführung der letztern in die Schullehrerseminarien, die Umgestaltung des Volksschulwesens, die dazu nöthige Entsendung besonders fähiger Candidaten nach Yverdun*), gehört der spätern Zeit seit 1808 an und darf gradezu als eines der Mittel bezeichnet werden, durch die man den gesunkenen Volksgeist zu heben gedachte. Eine solche Reform ist ein Theil des Werkes der Nicolovius und W. v. Humboldt, von denen der Letztere an Pestalozzi schrieb: „Wir werden aufleben in deinem Licht und du wirst auch in uns Wunderkräfte wecken." Die erste schon 1805 nach Pestalozzi's Grundsätzen geleitete Schule in Berlin, war die von Plamann. Diese Unterrichtsanstalt**), begründet von J. E. Plamann 1771—1834, erhielt ungeheuren Zulauf, erreichte aber ums Jahr 1830 ihr Ende. Die Anstalt wurde alsbald ein Sammelplatz patriotischer Lehrer, Jahn, Friesen, Harnisch; merkwürdige Menschen, wie Marius Schmidt, Männer, die später hervorragende Stellungen einnahmen, wie Eiselen, Klöden, August waren kurze Zeit an der vom Staate subventionirten und beim Publikum sehr beliebten Anstalt beschäftigt. Leiter und Lehrer der Anstalt wurden durch Wort und Schrift, Disputationen und Zeitungsartikel Kämpen für die Pestalozzi'sche

*) Näheres bei H. Morf, Zur Biographie Pestalozzi's. Winterthur 1889, IV.

**) Vgl. F. R. Bredow, Plamann. Breslau 1836; W. Harnisch, Mein Lebensmorgen. Berlin 1865. S. 169 ff.

Methode, von der sie freilich nur die Grundlage, nicht alle kleinen Aeußerlichkeiten annahmen, und feierten ihren Sieg oft, ehe er wirklich errungen war.

War die letztere Anstalt im Wesentlichen für Kinder der s. g. höheren Stände bestimmt, so wurden nur für Kinder der Armen Erwerbschulen errichtet.*) Auf Anstiften Goßler's hatte sich (18. März 1793) eine Gesellschaft gebildet, die Schulen begründete, in denen Kinder von 6—14 Jahren in den nöthigen Religions- und sonstigen Schulkenntnissen unterrichtet, sowie an eine ihren Fähigkeiten angemessene Beschäftigung gewöhnt wurden. Die Anstalten, obwohl von dem Könige gern gesehen und von einem Comité hoher Staatsbeamten geleitet, wurden durch Beiträge Privater unterhalten, die im Jahre 1798 den Höchstbetrag von 3673 Thlrn. erreichten; zwischen 1801—5 erhielten sie einen Antheil an der Einnahme für die Opernvorstellungen, von 1817 an erhielten sie eine ansehnliche (2500 Thlr.) jährliche Beihilfe seitens des Königs. Bis Ostern 1795 waren durch reichlich fließende milde Beiträge 4 Schulen mit 276 Kindern errichtet worden; weitere 4 folgten bis 1799; eine neunte erst 1829. Die segensreiche Wirkung der neuen Einrichtung bestand darin, daß die sonst verwahrlosten Kinder zur Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe und Reinlichkeit angehalten wurden. Eine öffentliche Prüfung, die am 19. Juni 1795, verbunden mit einer Ausstellung der Handarbeiten stattfand, erregte großes Interesse; das am 22. Juni auf dem Weinberge vor dem Rosenthaler Thor für die Kinder gegebene Fest vereinigte die Gönner des Unternehmens und gewann ihm neue.

Unter den neuen damals begründeten Lehranstalten verdient wenigstens eine zu einem besonderen Zweck bestimmte eine Hervorhebung, weil sie, wenn auch mit großen Veränderungen bereits über 100 Jahre besteht, die Veterinärschule, aus der die

*) Thym in der Berl. Monatsschr. 1796, Febr., Bd. 27, S. 97—118. Eine kleine Schrift von Schmidt. Berlin 1792. Jubelschrift 1843, eine Bearbeitung der letzteren Monographie. 1862.

kgl. thierärztliche Hochſchule hervorging.*) Hervorgegangen aus eigener Initiative des Königs Friedrich Wilhelm II., der 1787 Naumann und Siek nach Charenton und Wien geſchickt hatte, um die dortigen Anſtalten kennen zu lernen, war ſie hauptſächlich zur Heranbildung von Roßärzten und zur wiſſenſchaftlichen Unterweiſung der Huf- und Fahnenſchmiede der Cavallerieregimenter beſtimmt. Die Zöglinge hatten einen dreijährigen, theils theoretiſchen, theils praktiſchen Curſus durchzumachen, der außer Thierarzneikunde, Pferdezucht und Hufbeſchlag auch verwandte Gebiete, Apothekerkunſt, Chemie und Phyſik berührte.

Auch eine andere Lehranſtalt, die mit dem Militärweſen in enger Verbindung ſtand, wurde 1795 ins Leben gerufen und beſteht noch heute: die mediciniſch-chirurgiſche Pepinière.**) Sie hatte den Zweck, junge Leute durch einen vierjährigen Lehrgang zu Wundärzten für das Militär zu erziehen und zugleich die ſchon vorhandenen, großentheils ſehr rohen und unwiſſenden Unterärzte des Heeres weiter auszubilden. Bei der verſchiedenartigen, oft recht unbefriedigenden Vorbildung der jungen Leute wurde außer dem eigentlichen mediziniſchen Fachunterricht auch eine Unterweiſung in den allgemeinen Bildungsfächern z. B. Franzöſiſch und Philoſophie ertheilt; grade dieſe, beſonders Kieſewetters Vorleſungen, boten den Höherſtrebenden die meiſte Anregung. Unter den mediziniſchen Lehrern (vergl. Band I, S. 553 ff.) war der Stifter dieſer Anſtalt, zugleich der bedeutende, geniale Begründer der Militär-Sanitätsverfaſſung Joh. Görcke (1750—1822, ſeit 1767 in Berlin), der die preußiſchen Militärärzte auch außerhalb Preußens zu Ehren brachte und ihnen in

*) Vgl. Denkwürdigkeiten und Tagesgeſch. der Mark Brandenburg, 1796, II, S. 800 ff. Feſtſchrift bei dem Jubiläum 1890. Aeltere Schrift von Albers 1841.

**) Eine lebendige Schilderung gibt Varnhagen, Denkw. des eign. Lebens (1870) I, 191 ff., deſſen Worte im Text benutzt ſind. Fernere Schrift von Preuß 1819. Ueber. Görcke A. D. B. IX, 371 fg. Kleine Schrift über Murſinna Berlin 1811. E. v. Bergmann, Berl. Univerſitäts-Rede 1893.

trübster Zeit selbst von Feinden Anerkennung verschaffte; neben ihm mag Chr. L. Mursinna (1744—1823, seit 1772 in Berlin) genannt werden, als ein Autodidakt, der sich durch Fleiß und Geschicklichkeit vom Barbier zum Generalchirurgus erhob; er war der erste, der in Berlin Staaroperationen machte und rühmte sich 867 ziemlich oder ganz glücklich ausgeführt zu haben.

Unter den damals auftauchenden Plänen zu neuen Schulen mag ein charakteristischer, der zu einer Krankenwärterschule genannt werden.*) Die als Schüler Aufzunehmenden sollten hauptsächlich Invaliden, nicht unter 25, nicht über 50 Jahr alt, untadelhaft ehrlich, nüchtern und keine Tabaksraucher sein. Der Unterricht sollte etwa ein halbes Jahr dauern, praktisch und theoretisch sein; auch Vorlesungen wurden für nöthig erachtet, weil die existirenden Bücher zu hoch seien, überdies auch die Wärter die Bereitung von Medizinen lehrten, was zu vermeiden sei. Die Wärter müßten vielmehr durch Eid verpflichtet werden, den Kranken niemals nach eigener Ansicht Mittel anzurathen; als Taxe für Tag und Nacht wurde 16 gr. festgesetzt.

So wenig diesem flüchtigen Hinweis auf ärztliche Bildungs-

*) Oppenheimer in N. Berl. Monatsschr. 1799, II, S. 205, 223. In der Anmerkung wenigstens soll darauf hingewiesen werden, daß am Anfang des Jahrhunderts immer neue Anstrengungen gemacht wurden, die Impfung einzuführen. Das preuß. Medicinaldepartement war das erste des Continents, das am 11. Juni 1801 an sämmtliche Medicinalcollegien die Aufforderung richtete, Versuche über die Impfung anzustellen. Die Empfehlung wurde wiederholt am 12. Juni 1802; am 21. October 1802 wurde das Schutzpocken-Impfinstitut in Berlin eingerichtet. Erwähnenswerth ist ferner die Verordnung des Coll. med. et sanitatis vom 7. Jan. 1804 (Spenersche Zeitg. 19. Jan.). Danach waren im Jahre 1803 in Berlin 281 Kinder an „natürlichen Menschenpocken" gestorben, während in Wien im gleichen Zeitraum 137, in Kopenhagen 5. Der bestallte Impfarzt Bremer, der Letzteres mittheilte, und allwöchentlich die Zahl der an Pocken gestorbenen Kinder angab, meinte, Berlin, das sonst in der Beförderung alles Nützlichen vorangehe, werde doch jetzt nicht zurückstehen. — 1804 erschien von G. F. Sack eine Schrift über die Schafpocken und deren Einimpfung. An der zahlreichen populären Litteratur über Impfung betheiligen sich auch andere Berliner, z. B. Rambach mit seinem (in Magdeburg wirklich aufgeführten) Familiengemälde „Die Kuhpocken".

in der Krauſenſtraße am 1. September 1798 abgebrannt war, in das der Charité geſchenkte Gebäude der Zuckerſiederei in Neu-Kölln verlegt werden. Forderungen von eiſernen Bettſtellen für jeden Kranken wurden abgelehnt; jedem dagegen ein angeſtrichener Schemel gewährt; Rouleaux ſollten für die Fenſter nach der Sonnenſeite angeſchafft werden. Die Zimmer wurden beſſer ventilirt, die Betten wurden weiter auseinander gerückt; unheilbare Wahnſinnige erhielten ein beſonderes Zimmer. Die Koſt wurde verbeſſert; Wäſche für 1400 Thlr. neu gekauft. Die Wärter erhielten einen monatlichen Gehalt von 2 Thlr. Auf 25 innere und 20 äußere Kranke kam je eine Wärterin; auf 12 melancholiſche ein Aufwärter, ferner auf 20 noch eine Aufwärterin und auf 50 noch ein Aufwärter zu Nachtwachen und groben Arbeiten. Das übrige Perſonal beſtand aus 4 Küchen-, 8 Putzmägden und 8 Einheizern. Schon aus dieſen Zahlen, die einen Fortſchritt bedeuten, erhellen Zuſtände, die unſeren hygieniſchen Anſchauungen ſchnurſtracks widerſtreiten, zu deren Abhilfe aber in erſter Linie nicht die Erkenntniß, ſondern die erforderlichen Geldmittel fehlten.

Im Jahre 1800 wurde Chr. W. Hufeland (1762—1831) zum Leiter der Charité berufen und wußte nicht nur die ihm untergebene Anſtalt zu fördern, ſondern auch durch ſeine Perſönlichkeit und ſeine Leiſtungen der Wiſſenſchaft, der er diente, in weiteſten Kreiſen Achtung zu verſchaffen.

Auch außerhalb der Schulen wurde in Berlin viel geleſen*)

*) Leſebedürfniß und Leſeſtoff der Berliner werden gleichermaßen charakteriſirt durch die „Journal- und Leſegeſellſchaft“, deren Fortbeſtehen die Wittwe Martini anzeigte (Spen. Ztg. 19. Dec. 1789). Sie zerfiel in zwei Klaſſen. Die eine umfaßte die Journale und zwar die Allg. Litt. Ztg., die Göttinger, Gothaer, Halliſchen, Erfurter, Frankfurter, Greifswalder, Nürnberger gelehrten Zeitungen, Döderlein's theologiſche und Beckmann's phyſikaliſche Zeitſchrift, die allgemeine deutſche und die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, Berliniſche Monatsſchrift, Schlözer's Staatsanzeigen, Journal von und für Deutſchland, Deutſcher Merkur, Weckherlin's hyperboräiſche Briefe, hannöverſches Magazin. — Die zweite Klaſſe

und gearbeitet. Sein litterariſcher Ruhm war ſehr groß und wurde von zufälligen Beſuchern laut verkündet.

„Berlin," ſchrieb einer von ihnen,*) „iſt der Mittelpunkt alles Schönen und Großen, das der Deutſche zu leiſten bisher vermochte, und auch die Künſtlerhände fremder Meiſter haben dieſe Stadt verſchönert, und ſo verdient ſie der Wohnort eines mächtigen und gebildeten Fürſten zu ſein, der hier mitten unter den aufgeklärteſten und denkendſten Männern der deutſchen Nation und unter deren gebildetſten Theil wohnt!"

Unter den verdienten Schriftſtellern einer früheren Generation außer den ſchon erwähnten, wie Nicolai, Ramler u. A. lebte z. B. G. v. Göckingk in Berlin (von 1793 an) in hoher amtlicher Stellung (geſt. 1828). Aber ſeine Leier war verſtummt und ſein Intereſſe für die werdende Litteratur gering. Nur einem abgeſchiedenen Freunde, Nicolai, widmete er eine ausführliche Schilderung.**)

Für Verbreitung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes ſorgten Vorleſungen der verſchiedenſten Art. Faſt alle***) Profeſſoren des mediciniſch-chirurgiſchen Inſtituts kündigten auch Vorleſungen außerhalb des Inſtituts an. Die damaligen Profeſſoren waren: J. Th. Sprögel, Joh. G. Walter, Joh. Fr. Fritze, Chr. Friedr. Ahlemann, Joh. Chriſt. Mayer, H. Chr. Pein, D. Chr. Knape, C. L. Murſinna, Joh. G. Zeucker, die von ihnen geleſenen Gegenſtände Phyſiologie, Anatomie, kliniſche Medicin, Materia Medica, Chemie, Botanik, Chirurgie und Oſteologie. Die meiſten der öffentlich gehaltenen Vorleſungen fanden zweimal die Woche zu gleichmäßigen, nicht gerade niedrigen Honorarſätzen ſtatt. Manche

beſtand hauptſächlich aus Romanen, die, da ſie natürlich wechſelten, nicht genannt wurden, und aus zwei Modejournalen. Nach dem Tode der Wittwe Martini ſetzte ihr Schwiegerſohn, der vielgenannte Pfarrer Brumbey, die Leſegeſellſchaft fort.

*) Guſtav Hehn, Vater Victor Hehn's, 1801, mitgetheilt von Th. Schiemar, Balt. Monatsſchr. XL, S. 160.

**) Briefe von ihm 1793 ff. ſind in Kap. 1 benutzt.

***) Das Folgende nach Annoncen der Berliner Zeitungen 1789—92.

der Lesenden bemerkten, daß sie „mit höchster Genehmigung" oder „auf höchsten Befehl" lasen, so von Burgsdorff über Forstwissenschaft und Goßler über das neue bürgerliche Gesetzbuch. Der letztere hob, wie manche seiner Collegen, hervor, daß er eigentlich nicht für Rechtsverständige, sondern für gebildete Bürger seine Vorträge einrichte. Juristische Vorlesungen gleichsam über sein eigenes Werk hielt der Obertribunalsrath Klein, physikalische Herz und Achard — der letztere mußte einen Winter aussetzen, weil sein Auditorium sich nicht heizen ließ, astronomische Bode, philosophische Moritz, Kiesewetter, C. F. Fischer, Siede (der Schulmann und Romanschriftsteller), dessen Vorlesungen „Ueber Welt- und Menschenkenntniß" so besucht waren, daß zwei Kurse eingerichtet werden mußten. Vorberg hielt rhetorische, von Karsten mineralogische, von Lamprecht Vorlesungen über Theorie der Handwerke, Manufakturen und Fabriken.

Ueber das wissenschaftliche Treiben selbst mögen einige Notizen unterrichten, welche die der Sprache, Geschichte und Philosophie gewidmeten Bestrebungen zu würdigen versuchen.

Mit den von der Akademie und von Privaten herrührenden Beiträgen zur wissenschaftlichen Erkenntniß der deutschen Sprache (oben S. 31 fg.) hängt die Bearbeitung der deutschen Litteraturgeschichte zusammen. Hier gebührt Berlin das Verdienst, auf einem unbetretenen Gebiet den Führer gespielt zu haben. Daß die damaligen Leistungen durch spätere weit übertroffen wurden, thut diesem Verdienste nicht den geringsten Eintrag; es wäre ungerecht, deswegen die früheren Arbeiten in den Hintergrund zu stellen. E. J. Koch (1764—1834, von 1768—1805 in Berlin) gab, angeregt durch seinen Meister Wolf ein Compendium oder „Grundriß der Sprache und Litteratur der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf Lessing's Tod" (2 Bände, 2. Auflage, Berlin 1795—98) heraus. Dies sorgsame, meist bibliographische Verzeichniß ist noch heute in Folge seiner Reichhaltigkeit brauchbar und wurde noch 50 Jahre später von Goedeke seiner Arbeit zu Grunde gelegt, wenn auch Koch's Methode, den Stoff nach

Dichtungsgattungen zu zersplittern und damit die Dichterpersönlichkeiten zu zerstören, verworfen wurde. Nicht minder war Franz Horn (1781—1837, in Berlin fast ununterbrochen seit 1803) ein Anreger. Als Dichter war er unbedeutend.*) Mir liegt die Ausgabe seiner Gedichte, Berlin 1820, mit mancherlei handschriftlichen Zusätzen von seiner und seiner Gattin Hand vor, die aber nicht im Stande sind, seinen Dichterruhm zu erhöhen. Aber durch seine drei litterarhistorischen Werke „Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredtsamkeit" (1805), „Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Litteratur Deutschlands während der Jahre von 1790—1818" (1819) und „Die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen von Luther's Zeiten bis zur Gegenwart" (4 Bände, 1822—29), um einzelner kleinerer Arbeiten zu geschweigen, gab er den Anstoß zu einer eifrigen Thätigkeit. Er war redselig und gelegentlich unklar, kein Gelehrter, der unverdrossen Material zusammenbrachte, und kein Künstler, der in glänzender Weise darzustellen verstand, aber ein verständiger Beurtheiler, der sich von den Ausschreitungen der Parteien fern hielt, und der, wie er als einer der ersten Uhland's und Heinrich von Kleist's Verdienste richtig würdigte, jenes sonst noch damals übliche Schwärmen für eine goldene Zeit fahren ließ, in der Rabener als Lucian gepriesen und ein Sulzer und Genossen verhimmelt wurden. Mag er auch die ästhetischen Kämpfe der Schweizer und Sachsen gänzlich verkennen und sie geistreichelnd als einen Streit von Nichts, durch Nichts und zu Nichts verwerfen, mag er überhaupt in ästhetischen Dingen (Schillers Recension über Bürger) unverständig urtheilen, mag er in seiner Periodisirung (Hölty nach Goethe und Wieland) verkehrt sein, in eitlem Selbstlob sich vordrängen, gelegentlich thörichte Grundsätze andeuten, z. B. daß alle Dichtungen zu verwerfen seien, die den Frauen gefielen, so beurtheilt er doch im

*) Vgl. Goedeke III, alte Ausgabe, 136 ff. u. A. D. B. s. v. Ein biogr. Denkmal über ihn von seiner Frau erschien Leipzig 1839.

Ganzen die einzelnen Richtungen gerecht, z. B. die Romantiker, zu denen er nicht gezählt sein wollte, hob weniger bekannte Dichter hervor, z. B. Andreas Gryphius, wußte Klopstock enthusiastisch zu würdigen, trat für Lessing's poetische Begabung energisch ein, erkannte Goethe voll an, obwohl er ihn gewiß nicht erschöpfend als den Dichter des Gemüths in seiner Allseitigkeit bezeichnete, und trat muthig für Schiller ein, nicht bloß gerührt durch seinen frühen Tod, sondern durch die Erkenntniß seiner Bedeutung zu einer Zeit, in der diese Bedeutung keineswegs allseitig anerkannt wurde. Kurz, er besaß die Hauptfähigkeit des Litterarhistorikers, das wahrhaft Große nach seinem Werthe zu schätzen und darzulegen.

Tiefer waren die litterarischen Bestrebungen, die von F. v. d. Hagen (1780—1856, von 1801—11, von 1825 dauernd in Berlin) und J. G. Büsching, 1783—1829, seit 1810 von Berlin entfernt, Sohn des verdienten Berliner Schulmanns (I, 540 fg., 575 ff.), ausgingen. Mit ernstem Sinn, wenn auch nicht immer mit zureichender Kraft, bald überholt durch gesündere Einsicht und stärkere Kraft Größerer, gaben sie 1809 und 1810 ein „Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst" und 1812 einen „Litterarischen Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis ins 16. Jahrh.", heraus. Hagen's großes Verdienst in diesen und zahllosen anderen Publikationen, die sein langes Leben durchziehen, besteht darin, daß er in Deutschlands trübsten Tagen durch die Wiederbelebung des Nibelungenliedes als des großen nationalen Epos vaterländischen Sinn erweckte und stärkte. Mag diese Ausgabe (Probe 1806, Edition 1810) kritisch ungenügend, mögen die meisten seiner Arbeiten aus jener früheren Periode, sowie aus der späteren, ungründlich sein, wie J. Grimm aus wissenschaftlichem und Andere aus persönlichem Gegensatze darthaten, so verdient Hagen wegen seiner rastlosen Arbeit, wegen seiner geistvollen Anschauungen, wegen seiner virtuosen Vielseitigkeit, große Beachtung. Grade diese Eigenschaften brachten dem Publikum bedeutenden Gewinn,

während ihn eigensinniges Beharren auf seinen Irrthümern für wissenschaftliche Arbeit ungeeignet machten.

Außer der Philologie wurde die Geschichte eifrig behandelt. Das Geschichtsstudium erhielt durch Johannes von Müller's Aufenthalt in Berlin (seit Anfang 1804) neue Anregung. Man hatte auf ihn, der alsbald den Titel eines Hofhistoriographen und geheimen Kriegsraths erhielt, als auf eine der Hauptstützen des wissenschaftlichen Lebens in Berlin gerechnet. Aber das, was die etwa gleichzeitig mit ihm nach Berlin kommenden Hufeland für die Medizin (s. oben S. 114), Fichte für die Philosophie (siehe unten), wurden, vermochte er theils wegen seiner Fahnenflucht, theils wegen seiner mehr auf eine breite litterarische, ja wohl auch politische, als eine specielle Lehrwirkung gerichteten Bemühungen, nicht zu werden. Zudem war seine bedeutendste Leistung, sein großes Werk über die Schweizer Geschichte fast vollständig erschienen, ehe er nach Berlin kam. Aber die Anregung, die er persönlich und brieflich auf jüngere Leute übte, war eine große, und die historischen Pläne, die er faßte, freilich ohne sie auszuführen, waren hochbedeutend. Er war es, der zuerst die Bedeutung der Relationen venetianischer Gesandten erkannte, freilich ohne sie zu nutzen. Er erwog die Herausgabe einer Quellensammlung für die Geschichte des Mittelalters in Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften, allerdings ohne nur den ersten Schritt zu der Ausführung zu thun. Er bekam unter den ehrenvollsten Ausdrücken den Auftrag, eine Geschichte Friedrich's des Großen zu schreiben, kam aber über vorläufige Durchforschung der Materialien nicht heraus.*)

Erwähnt mag werden, daß damals 1805 das noch jetzt bekannte und geschätzte Werk K. F. Becker's, eines Berliners, 1777—1806, als Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer vollendet wurde, (9 Bände von 1801 an), dem alsbald eine neue Bearbeitung unter dem Titel „Weltgeschichte für die Jugend"

*) Ueber seine politische Zeitschrift s. oben S. 59, seine Stellung während der französischen Occupation unten S. 214 fg.

folgte, die erſt nach dem Tode des Verfaſſers im Druck vollendet wurde. Die 3. bis 5. Auflage dieſes Werkes wurden als K. F. Becker's Weltgeſchichte von Woltmann bearbeitet. Das ziemlich raſch vollendete Werk des jugendlichen und von ſeinem Lehrer, F. A. Wolf, geliebten Schülers, erlangte durch ſeine lehrhaft-pädagogiſche Art große Bedeutung und fand auch außerhalb Berlins, weite Verbreitung. Der Herausgeber dieſes Werkes war Woltmann. C. F. Woltmann*), angeregt von Müller, ein Schüler Spittler's, der vielleicht ſeinem Meiſter Müller den Plan einer Quellenſammlung für das Mittelalter nahe legte, gehörte zu denen, die durch ihr Streben und ihre allgemeine Thätigkeit mehr Beachtung verdienen, als durch ein einzelnes Werk. Denn weder ſeine „Geſchichte der ſächſiſchen Kaiſer", bei welcher die Darſtellung viel Gewandtheit zeigt, die Forſchung freilich ungenügend war, noch ſeine philoſophiſch-hiſtoriſchen Arbeiten „Ueber ältere und neuere Menſchengeſchichte", die von Schiller ſchnöde als Miſchung von Impudenz, Niaiſerie und Tollheit verurtheilt wurden, noch ſeine „Geſchichte der Reformation", obwohl bemerkenswerth durch ihre verhältnißmäßig große Objectivität trotz guter proteſtantiſcher Geſinnung, bei der Schiller die Breite und Kleinigkeitskrämerei des Erzählers mißfiel, noch endlich ſeine mehrfachen geſchichtlichen Verſuche über einzelne Staaten, ſind wirklich bleibende Geſchichtswerke geworden. Auch minder ſcharf Urtheilende, z. B. W. von Humboldt, erklärten 1801, „Woltmann hat nie viel bedeutet, jetzt bedeutet er weniger als je", und Andere tadelten ſeine geſuchte, faſt verworrene Sprache.

Im Gegenſatz zu Woltmann, dem Franzoſenfreunde, der ſich doch eine Schwenkung nach der deutſchen Seite vorbehielt, ſtand Ancillon, der eifrige Napoleonhaſſer, „gleichſam ein Guß

*) Für das Folgende vgl. die betr. Artikel der A. D. B. und der Biogr. universelle, Wegele, Hiſtoriographie passim; Einzelnes Humboldt-Schweighäuſſer, S. 47, Memoiren des Frhrn. v. S - a, I, 190 ff. Goethe-Schiller'ſcher Briefw. Nr. 201, 763, Janſen, Aus Oldenburgs vergangenen Tagen vielf. beſ. S. 190 fg. Woltmann als Politiker oben S. 61.

von französischer und priesterlicher Eleganz, Würde und deutschen Humanitätsideen." J. P. F. Ancillon (1766—1837) war ursprünglich Theologe, später Politiker und übte als solcher nicht immer eine heilsame Wirkung. Sein 1803 nach kleineren historischen und historisch-philosophischen Versuchen erschienenes „Tableau des révolutions dans les systèmes politiques depuis le quinzième siècle" (4 Bände, 1823 neugedruckt, deutsch übersetzt 1804—6) war ein vielgerühmtes Werk, eine Philosophie der Geschichte der neueren Zeit. Das Verdienst dieses Buches war mehr politisch als historisch. Es wollte die Geschichte des europäischen Gleichgewichts erzählen, dessen Nothwendigkeit erweisen und that dies zwar mit manchem Zwang, den es den Ereignissen anthat, doch in klarer, nur selten geschraubter Ausdrucksweise. Der Verfasser genoß wegen dieser Schrift größere Ehre, als mancher tiefgründliche Forscher, wurde Mitglied der Berliner und Pariser Akademie und in der letzteren als würdiger Erbe Leibniz' begrüßt.

Es bleibt immerhin merkwürdig genug und ist gewiß ein Zeichen von Gleichgültigkeit gegen nationales Wesen, daß Darstellungen und Erforschungen der brandenburgisch-preußischen Geschichte so gut wie garnicht erschienen. Herzberg's Versuche waren älter; höchstens begegnen in den Abhandlungen der Akademie einzelne, die märkische Geschichte oder Geographie betreffende Arbeiten Erman's und Biester's. Auch die damaligen Zeitschriften sind arm an Beiträgen über die Landesgeschichte. Nur von einigen Versuchen, die der Stadtgeschichte zuzurechnen sind, ist ein Wort zu sagen.

Die Häuser waren bisher nicht numerirt gewesen. In Folge davon war die Bezeichnung in Adreßkalendern eine sehr umständliche gewesen (vgl. Bd. I, S. 116).

Daher machte (Jan. 1798)*) der Polizeipräsident Eisenberg den Vorschlag, sämmtliche Häuser der Stadt, innerhalb der Ring-

*) Jahrb. der preuß. Mon. 1798, Anz. S. 1—20. auch separat erschienen.

mauer, fortlaufend von links nach rechts zu numeriren, beginnend mit dem Schloß, von da über Schloßplatz, Schloßfreiheit nach dem Luſtgarten, mit der Charité als letzten Nummer ſchließend. Dagegen erhob ſich Kosmann mit dem Vorſchlage, jeder Straße und jedem Platze ihre eigenen Nummern zu geben.*) Beide Vorſchläge verwarf Oesfeld**), jenen, weil 4ſtellige Zahlen — er taxirte die Häuſerzahl auf 8000 — ſchwer auszuſprechen und die Nummern von Ortsunkundigen unauffindbar ſeien, dieſen, weil bei der großen Zahl von Gaſſen dieſelben Nummern zu oft vorkommen würden. Er beantragt daher ſeinerſeits, jeder der ſ. g. Städte und Vorſtädte beſondere mit verſchiedenen Farben bezeichnete, auf Blechſchildern aufgedruckte Nummern zu geben, auch Straßenbleche anzuheften. Dieſe Numerirung war beliebt worden, ſo daß dann bald ein wirkliches Einwohnerverzeichniß, das erſte ſeiner Art, eine Aufzählung der Straßen und genaue Regiſtrirung der Einwohner, erſcheinen konnte.***) An ſolche Veröffentlichungen ſchloſſen ſich andere an†), die freilich keinen Fortſchritt gegen Nicolai bedeuteten. Nützlicher als derartige Nomenclaturen, die einen wiſſenſchaftlichen Werth nicht beanſpruchten, war eine mediziniſche Belehrung††), die man als Vorläufer moderner hygieniſcher Vorſchriften bezeichnen kann: es wurde nämlich bei

*) Denkw. der Mark Brandenburg, 1798 Febr.

**) Jahrb. a. a. O., S. 39—49. Vgl. daſ. Bd. III, Anz. S. 153ff. Vgl. auch Berl. Bl. 1798, Bd. I. S. 143ff.

***) Neue anſchauliche Tabellen von der geſammten Reſidenzſtadt Berlin, oder Nachweiſung aller Eigenthümer, mit ihrem Namen und Geſchäfte, wo ſie wohnen, die Nummer der Häuſer, Straßen und Plätze, wie auch die Wohnungen aller Herren Offiziere hieſiger Garniſon, zum zweitenmale dargeſtellt von Reander v. Petersheiden, Königl. Preuß. Premier-Lieutenant im Artillerie-Corps, Berlin 1801. — Die erſte Auflage war 1799 erſchienen.

†) Lexicon von Berlin und der umliegenden Gegend. Enthaltend alles Merkwürdige und Wiſſenswerthe von dieſer Königsſtadt und deren Gegend. Ein Handbuch für Einheimiſche und Fremde von Joh. Chriſt. Gädicke. Berlin 1806.

††) Ludwig Formey, Verſuch einer mediciniſchen Topographie von Berlin. Berlin 1796.

einer Aufzählung der einzelnen Brunnen angegeben, was alles in dem Waſſer eines jeden gefunden worden ſei.

In erſter Linie unter den damals gepflegten Wiſſenſchaften ſtand die Philoſophie. Kant's Syſtem beherrſchte um jene Zeit die Geiſter. Der Sieg Kant's in Berlin war nicht mühelos geweſen.*) Nicht gerade feindlich ſtellte ſich zu ihm die officielle Vertreterin der Wiſſenſchaft, die Akademie. Sie, deren Mitglied Kant am 21. November 1786 zugleich mit dem Hallenſer Eberhard geworden war, ſuchte eine Art Mittelſtellung einzunehmen. Schon 1791 hatte die Akademie eine Preisaufgabe „Ueber die Fortſchritte der Metaphyſik ſeit Leibniz und Wolff" geſtellt, gewiß im Hinblick auf Kant. Dieſer fühlte ſich ſelbſt zur Beantwortung veranlaßt, wurde aber mit ſeiner Schrift nicht rechtzeitig fertig, dagegen betheiligten ſich Reinhold, Hülſen und Maimon an der Bearbeitung. Im Jahre 1796 ſtellte ſie eine Preisaufgabe „Ueber den Grundwerth der Entdeckung des Herrn Profeſſor Kant in der Metaphyſik, Moral und Aeſthetik", wobei D. Jeniſch das Acceſſit erhielt. Der eifrigſte Gegner Kant's in Berlin war Nicolai. Nicht nur, daß er in ſeinen in Berlin erſcheinenden kritiſchen Zeitſchriften die Leibgarde ſeiner Getreuen gegen Kant auftreten und in ſeinem Verlage antikantiſche Schriften, denen er gelegentlich langathmige Vorreden voranſchickte, beſonders die des vielſchreibenden J. Ch. Schwab erſcheinen ließ, er ſelbſt zeigte ſich oft als kampfbereiter Gegner. Nicolai, der von ſich behauptete, daß er Kant's ſämmtliche Werke gründlich geleſen, die kritiſche Philoſophie 12 Jahre ſtudirt habe,

---

*) Für das Folgende verdanke ich Nachweiſungen der unermüdlichen Freundlichkeit des Herrn Dr. Reicke in Königsberg. — Gottſchalk Necker's Satire, Berlin in Berl. Neudr. II, 2. — Bieſter, Ueber Kant in der N. Berl. Monatsſchr. 1804. Bd. 11, S. 277—291. — Roſenkranz, Geſch. der Kantiſchen Philoſ. 1840. — Trendelenburg, Ueber die philoſ. Thätigkeit der Akad. im vor. Jahrh. (Bericht über die Verhandlungen im Jahre 1852), S. 393—416. — Kieſewetter vgl. Varnhagen, Denkw. I, 196ff., A. D. B. XV, 730.

bevor er öffentlich davon gesprochen, äußerte sich zunächst 1796 in einem Aufsatze, bei dem er seinen Namen nicht nannte, über Kant, hielt dann im 11. Bande seiner Reise durch Deutschland ein Strafgericht über die kritische Philosophie und legte im Sempronius Gundibert in vielerlei Seitensprüngen der Erzählung seine Meinung über Kant und dessen System dar. Der hochfahrenden Art seines Tadels entsprach dann eine verächtliche Entgegnung Kant's, ein paar Worte in der Einleitung zu den „Metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre", in der von dem unkritischen Ignoranten gesprochen wurde, „der willkürlich ignorirt, was er nicht aufkommen lassen will." Gegen die halbe Seite Kant's schrieb Nicolai eine Vorrede von 74 Seiten zu den in seinem Verlage erscheinenden „Neun Gesprächen zwischen Christian Wolff und einem Kantianer." Kant hielt alle diese Angriffe für wichtig genug, um in seinen „zwei Briefen über die Buchmacherei" Nicolai zu antworten. Gegen diesen wurden dort Beschuldigungen erhoben, die er (Nicolai) folgendermaßen präcisirte: „der Unwissenheit; der Buchmacherei; daß ich mich zum Narren mache; daß Gundibert verzerrt und verächtlich sei; daß ich die Gegenstände auf den Kopf stelle; über Theorie und Praxis (deren nothwendige Uebereinstimmung Nicolai behauptet, während Kant die Möglichkeit eines Widerspruchs beider statuirt hatte). Gegen solche Beschuldigungen nun führte Nicolai sein schwerstes Geschütz auf, ein Buch von 266 Seiten, das er „Ueber meine gelehrte Bildung" betitelte, das aber, wie schon diese Anfangsworte des sehr ausführlichen Titels beweisen, auch über vieles Andere als über die Kantische Philosophie handelte. In den Kant gewidmeten Stellen zieh Nicolai den Philosophen der gröbsten Mißverständnisse und Widersprüche. Seine Widerlegung gipfelte in dem Satze, daß „ein Quentchen gesunder Menschenverstand sehr oft viel mehr ist, als 6 Centner vonvornige kritische Philosophie." Seitdem versuchte Nicolai fast ein Jahrzehnt lang diesen gesunden Menschenverstand gegen Kant und alle nach ihm auftretenden Philosophen zu Ehren zu bringen, ein Versuch, der in

Folge des verkehrten Standpunkts wie der Ueberlegenheit der Gegner kläglich scheiterte.

Gegenüber diesem Gegner und anderen ähnlichen war nun ein Heer von Kämpfern zur Vertheidigung des Meisters bereit. Der fruchtbarste, wenn auch vielleicht nicht der eigenartigste, Vertreter der Kantischen Philosophie in Berlin war J. G. C. Kiesewetter, ein Berliner (1766—1819), der 1788 in Königsberg Kant's Schüler gewesen war, 1792 nochmals bei ihm gehört hatte und seit 1793 Professor der Philosophie an der militärärztlichen Bildungsanstalt in Berlin war. Seine schriftstellerische Thätigkeit, die hauptsächlich in die Zeit von 1795 an fällt, war sehr groß. Sie sollte nicht den Gelehrten dienen, daher nichts Neues bringen, sondern war, wie es auf dem Titel seines „Versuches einer faßlichen Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der kritischen Philosophie", der nach und nach in vier Auflagen verbreitet wurde, hieß, ausdrücklich „für Nichteingeweihte" bestimmt. In diesem Sinne behandelte er die Logik, die Kritik der Urtheilskraft und der reinen Vernunft, gab Auszüge aus den „Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik" und verfaßte eine gleichfalls in mehreren Auflagen erschienene „Logik zum Gebrauch für Schüler." Kiesewetter, der Kant's eifrigster Correspondent aus Berlin war, ihn über litterarische, politische Dinge, auch über Klatsch unterrichtete, fühlte sich in dieser Rolle eines Apostels völlig wohl und verzichtete auf Mittheilung der Resultate eigenen Denkens, höchstens bekämpfte er einzelne Gegner seines Meisters wie Herder. Fast mehr noch als durch seine Schriften, obwohl grade auch sie Kreise erschlossen, welche durch die schwerflüssige Schreibart des Autors nicht hatten eröffnet werden können, wirkte Kiesewetter durch seine Vorlesungen; gar manche Jünglinge mochten wie Varnhagen von ihnen „unwiderstehlich hingerissen" worden sein; aber auch das große Publikum, das seine Privatvorlesungen besuchte, ein Publikum, das sich zum Theil aus Prinzen und den Mitgliedern hoher Adelsfamilien zusammensetzte, schenkte dem Lehrer und dem, dessen Lehre er verkündete, fortdauernden Bei-

fall. So wurde die Kant-Gemeinde in Berlin eine ungemein zahlreiche. Sie bestand aus hohen Beamten, unter die selbst der Minister Zedlitz zu rechnen ist, aus Lehrern, von denen einer, A. C. Michelsen, Kant die Uebersetzung eines Euler'schen Werkes widmete, und der in der Vorrede ihn den „Tiefgründenden" nannte, aus Officieren, besonders aus unabhängigen Schriftstellern, vielfach denen, die aus dem Kreise der Aufklärer hervorgegangen waren. Denn die Berlinische Monatsschrift, ihr Hauptorgan, war auch diejenige Zeitschrift, in der die meisten kleineren Abhandlungen Kant's erschienen, die ja, wie erwähnt, dem Philosophen und der Zeitschrift starke Schwierigkeiten bereiteten, durch die allein, nicht etwa durch eine Divergenz der Anschauungen, die Vereinigung beider gelöst werden mußte. Diese kleinen Abhandlungen bereiteten die Leser der Zeitschrift, die im Wesentlichen dem gebildeten Publikum angehörten, auf die großen Werke vor, oder dienten für diejenigen, denen das Studium der Werke zu schwer war, als das einzige Mittel, Kant's Größe kennen zu lernen.

Die Beschäftigung mit Kant war in der Uebergangszeit vom 18. zum 19. Jahrhundert förmlich Mode geworden, auch bei den Damen, die im Besuch von philosophischen Vorlesungen eine Art von Sport fanden. Sie ersetzte die Mendelssohn'sche Philosophie und die der Aufklärer, die vor ihr geherrscht hatte. Man wird nicht irre gehen, wenn man den ungeheuern Erfolg, den die Kantische Philosophie in Berlin hatte, einen Erfolg, der nur später von der Hegel'schen erreicht, wenn nicht übertroffen wurde, drei Momenten zuschreibt: ihrer Gleichgültigkeit, wenn nicht geradezu Feindschaft gegen das Christenthum, ihrem stark ausgeprägten politischen Freiheitssinn, der sich z. B. in Kant's Stellung zur französischen Revolution bekundete, und ihren so entschieden formulirten moralischen Forderungen, die als Fortsetzung und Ausbildung des Tugendbegriffs der Aufklärungszeit erschienen.

Daraus erklärt sich auch, daß gerade die Juden so überaus

warme Anhänger Kant's und fleißige Verkünder seines Ruhmes und seiner Lehre wurden. Neben Kiesewetter steht Markus Herz,*) freilich weniger einflußreich durch Schriften als durch Vorlesungen, ein tüchtiger, sehr beliebter Arzt, Philosoph und Physiker, ein Mann von großer Klarheit des Denkens, einfach in seiner Sprache, nüchtern in seiner Auffassung, dem modischen Gesellschaftstreiben ebenso abhold wie der modischen Litteratur, die nicht im Stande war, ihm die Lessing'sche Zeit und Richtung, an der er sich gebildet hatte, zu ersetzen. Er hatte Kant gehört und gesprochen, war mit ihm in einem philosophischen Briefwechsel verblieben und genoß des Philosophen Werthschätzung, auch nachdem die persönliche Verbindung zwischen beiden geschwunden war. Unselbständiger als Herz war David Friedlaender, der ebenso wie Herz aus Königsberg stammte, aber den größten Theil seines Lebens (bis 1834) in Berlin zubrachte. Wie jener war er ein Getreuer Mendelssohn's, der zeitlebens die goldene Epoche der Litteratur nur in der Mendelssohn'schen Aera zu sehen vermochte. Er war kein Gelehrter von Fach, sondern ein Kaufmann, der mehr in Briefen und geselligen Gesprächen als in Schriften seine Meinung verbreitete und seine Hauptaufgabe nicht in der Mittheilung und Geltendmachung philosophischer Lehren, sondern in einer unermüdlichen, auf praktische Ziele gerichteten, mit Sachkunde und großem, freiem Blick nicht etwa um kleinlichen Vortheils willen geführten Kampf für die ethische und politische Befreiung seiner Glaubensgenossen erkannte, aber kraft seiner Verbindungen und seines Ansehens, seine philosophischen Kenntnisse

*) Ueber die drei genannten jüd. Schriftsteller m. Gesch. der Juden in Berlin; meine B. Fr. H. gewidmeten Artikel in der A. D. B. und zahlreiche Notizen in der Z. f. Gesch. d. Juden in Deutschland. 5 Bde. Braunschweig 1886—92; für B. und Fr. Einzelnes in m. „Vorträge und Versuche", Dresden 1890; Friedl.'s charakteristische Briefe an Böttiger in der Allg. Z. d. Judenth. 1894 — Vgl. auch Band I, S. 394 ff. Sal. Maimon, der mit den Erwähnten oft zusammen genannt wird, bleibt hier unerörtert, weil er doch nur vorübergehend in Berlin war. Ueber ihn L. H. Fischer a. a. O., S. 61—73.

und Ueberzeugungen gerade in solche Kreise brachte, die einer leichteren Umprägung vollwichtiger Münze bedurften, um sie in Kurs zu setzen und zu gebrauchen. Der eigenartigste unter diesen jüdischen philosophischen Schriftstellern war jedoch Lazarus Bendavid (1762—1832, in Berlin geboren und gestorben). Sein Streben war Unabhängigkeit, und die von ihm selbstgefertigte Grabschrift lehrt, daß er sie, nach der er in seinem ganzen Leben rang, vor seinem Tode erreichte. Er lebte in seiner Jugend in behäbigen Verhältnissen, daher blieb ihm der furchtbare Kampf gegen das äußere Elend erspart, der die meisten seiner höherstrebenden Glaubensgenossen in die traurigste Lage brachte, nur der Streit für die Befreiung des eigenen Geistes mußte von ihm ausgekämpft werden. Aber auch in diesem Kampfe konnte der Sieg nicht mühelos erreicht werden; der Schritt von dem Judenknaben, der von einer Talmudschule zur andern geschickt und von halbgebildeten Lehrern unverständig und erbarmungslos behandelt wurde, bis zu dem Manne, der von Kästner als ebenbürtig in der Mathematik gerühmt, als Philosoph von der Akademie mit einem Preise geehrt wurde, war kein kleiner. Er hat in einer höchst anziehenden Selbstbiographie (Berlin 1806) beschrieben, welche Anstrengungen er dazu machte. Nachdem er 1797 versucht hatte, in den preußischen Justizdienst zu treten, aber mehrfach wegen seines jüdischen Glaubens abschlägig beschieden worden war, ging er nach Oesterreich, hielt in Wien zuerst in einem Hörsaale der Universität, dann im Palast des Grafen Harrach Vorlesungen und lehrte Kantische Philosophie. Später, als ein allgemeines Verbot gegen die Fremden ihm in Oesterreich nicht länger den Aufenthalt gestattete, ging er nach Berlin zurück und setzte dort seine Thätigkeit als öffentlicher Lehrer und Schriftsteller, eine Zeitlang als Redacteur der Spener'schen Zeitung fort, in welcher Thätigkeit er sich durch seine Umsicht zur Zeit der französischen Herrschaft nicht geringes Verdienst erwarb. Dann war er Jahrzehnte lang Leiter einer jüdischen Schule, die kaum mehr als eine Armenschule war, und bewahrte für jüdische Dinge,

über die er schon 1793 eine kleine Schrift geschrieben hatte, großes Interesse, das er noch 1823 bei der Begründung der Wissenschaft des Judenthums lebhaft bethätigte. Trotz seiner untergeordneten amtlichen Stellung kam er in Folge seiner Schriften mit den bedeutendsten Männern Berlins in persönliche, mit auswärtigen in briefliche Berührung, wurde von Johannes von Müller geschätzt, von Goethe und Schiller schon zur Zeit, da er Beiträge in die „Horen" schickte, trotz gelegentlicher Ausstellungen nach Verdienst gewürdigt, von Heine als „ein Weiser nach antikem Zuschnitt, umflossen vom Sonnenlicht griechischer Heiterkeit, ein Standbild der wahrsten Tugend, und pflichtgehärtet, wie der Marmor des kategorischen Imperativs seines Meisters Kant" charakterisirt, von Börne dagegen, der als junger, leichterregbarer Mensch dieses ihm fremde Wesen nicht begreifen konnte, wegen seiner scheinbaren Eitelkeit verhöhnt. Bendavid blieb während seines ganzen Lebens der eifrigste Anhänger der Kantischen Philosophie. Als solcher veröffentlichte er zunächst die Vorlesungen, welche er über die verschiedenen Schriften Kant's gehalten hatte: „Ueber die Kritik der reinen", „der praktischen Vernunft", „Ueber die Kritik der Urtheilskraft", Wien 1795—97 („Reine Vernunft", 2. Auflage, Berlin 1802). Während er aber in diesen Schriften nur die Lehre seines Meisters Kant dem größeren Publikum in anziehender Gestalt vorzutragen sich bemühte, schrieb er auch selbständige, philosophische Arbeiten. Eine Arbeit „Ueber den Ursprung unserer Erkenntniß", Berlin 1802, wurde von der Berliner Akademie mit einem Preise gekrönt, andere, wie: „Versuch einer Rechtslehre", Berlin 1802, und zwei ästhetische Schriften: „Beiträge zur Kritik des Geschmacks", Wien 1797, und „Versuch einer Geschmackslehre", Berlin 1798, sind zwar beide fast völlig vergessen, besitzen aber noch jetzt durch ihren Stil und ihre Gewandtheit, die damals mächtigen Ideen darzustellen, geschichtliches Interesse. Auch in den folgenden Jahrzehnten beharrte Bendavid auf seinem Standpunkte. Als er bemerkte, daß andere

Philoſophen herrſchend wurden, verſuchte er keine ſchriftſtelleriſche Oppoſition, ſondern zog ſich ſchweigend und grollend zurück.

Als Kant ſtarb, ſchrieb Bieſter in der von ihm geleiteten Monatsſchrift einen warmen Nachruf, der in erſter Linie Kant's Verhältniß zur Monatsſchrift würdigte, aber Raum ließ auch für allgemeine Betrachtungen, die gewiß die Stimmung vieler Berliner Kreiſe zum beſten Ausdruck brachten. „Nie hat ein Buch", ſo hieß es darin, „in der leſenden und noch mehr in der ſchreibenden Welt eine ſo allgemeine, eine ſo anhaltende Senſation gewirkt, als Kant's Kritik", und ferner: „in ihm (Kant) vereinigen ſich auf bewunderungswürdige Weiſe Tiefſinn mit Scharfſinn, glücklicher Witz mit echtem Wiſſen, Originalität, Erhabenheit, Stärke mit Milde, Feinheit und zartem Sinn."

Viertes Kapitel.

Die Romantiker und ihre Gegner.

Während viele Berliner Litteraten in voller Harmloſigkeit ihrem Dichtervergnügen nachgingen, höchſtens den politiſchen und wiſſenſchaftlichen Zeichen der Zeit lauſchten, indem ſie ihr Verhältniß zur franzöſiſchen Revolution oder zu Kant's Umſturz der Philoſophie klarlegten, bereitete ſich eine litterariſche Revolution vor, die in Berlin ganz anders geſpürt wurde, als „Sturm und Drang" dreißig Jahre früher: die Romantik. Ihr Wortführer in Berlin war Ludwig Tieck, ein Berliner.*) Er war als Sohn eines gut ſituirten Berliner Handwerkers am 31. Mai 1773 geboren. Durch die Erzählungen der Mutter und durch den Geſchmack des Vaters wurde er auf die Litteratur hingewieſen, unter Gedike's Leitung, ohne ganz von ihm abhängig zu ſein, gebildet, im Hauſe Reichardt's, der durch ſeine vielſeitige Anregung, durch ſein allem Neuem zugängliches Weſen mehr wirkte, als durch ſeine litterariſchen Leiſtungen, zu praktiſchem

*) Für Tieck außer ſeinen Werken: Köpke, 2 Bde., Leipzig 1855; die Einleitung Minor's bei Kürſchner, Bd. 144—145; B. Steiner, „Tieck's Volksmärchen", Berlin 1893; für die Romantik überhaupt Haym, Romantik, Berlin 1870; G. Brandes, Litteratur des 19. Jahrhunderts, Bd. II, 2. Aufl., Leipzig 1887. Zum Urtheil über Tieck die wichtige Stelle Grillparzer's, 5. Ergänzungsband, Stuttgart 1888, Seite 103. Das Gedicht gegen das junge Deutſchland 1837 in Klee's Ausgabe 1892, vgl. damit Köpke 276. — Bibliographiſche Vollſtändigkeit ſoll in dieſen Nachweiſen durchaus nicht angeſtrebt werden; ſie ſind vielmehr ſo kurz, wie nur irgend möglich.

Betriebe der Litteratur, zu ſchauſpieleriſchen Bemühungen hingelenkt. Nach einem Studienaufenthalt in Halle, Göttingen, wo er Bürger's Einfluß geſpürt, ſich im Engliſchen vervollkommnet, das ihm ſchon durch ſeine Beſchäftigung mit Shakeſpeare nahegetreten war, und Erlangen, wohin ihn Nürnberg, die altdeutſche Kunſtſtadt, gelockt hatte, kehrte er im Herbſt 1794 wieder nach Berlin zurück. Er war Nicolai empfohlen, gehörte aber nicht zu deſſen Richtung. Was ihn und die Seinen von den Aufklärern trennte, war zunächſt die rückhaltloſe Bewunderung Goethe's, die für Berlin von Moritz ausgegangen war. Seine Entfremdung von den Aufklärern entſtammte aber nicht nur der Lobpreiſung dieſes größten Schriftſtellers, ſondern dem Gegenſatz der Naturen. Dem vernunftmäßigen, nüchternen, proteſtantiſchen, gegen das Leben kurzſichtig abgewandten Sinn der Früheren ſetzte er phantaſtiſche, vor dem Uebernatürlichen nicht fliehende, ſondern ſich wollüſtig darein verſenkende, fromm-katholiſirende Naturliebe, ja Naturſchwärmerei entgegen. Es war eine eigenthümliche Ironie des Zufalls, daß Tieck's erſte Werke, die, aus ſolchen und anderen Elementen zuſammengeſetzt, die erſten poetiſchen Erzeugniſſe der Berliner Romantik, wenn nicht der Romantik überhaupt waren, im Verlage Nicolai's und ſeines Sohnes erſchienen. Es ſind die Volksmärchen, herausgegeben von Peter Lebrecht 1797, deren Titel, nicht der Inhalt, anknüpfte an „Peter Lebrecht. Eine Geſchichte ohne Abenteuerlichkeiten", mit der Tieck neben einigen anderen Verſuchen „gewiſſenloſer Fabrikarbeit", ein älteres belletriſtiſches Unternehmen des Nicolai'ſchen Verlags „Die Straußfedern" vermehrt und abgeſchloſſen hatte. Die Volksmärchen bedeuteten einen Fortſchritt durch ihren Hinweis auf die Volkslitteratur, für den Tieck freilich außer ſeinem Freunde Wackenroder (ſ. unten S. 135) den Vorleſungen ſeines Lehrers Koch (ſ. oben S. 116) verpflichtet war. Da jedoch Tieck nicht bloß Herausgeber, ſondern auch Dichter war, wiederholte er nicht nur die alten Märchen, ſondern veränderte ihren Ton, gelegentlich auch ihren Inhalt und fügte, ſo gut er es manchmal verſtand, die

ſchlichte Erzählungsart der Alten nachzuahmen, eine Anzahl Lieder von moderner Empfindung hinzu. Sodann wühlte er, ſeiner Eigenart entſprechend, gern im Schreckhaften, indem er finſtere Dämonen heraufbeſchwor und von ihrem Eingreifen in Menſchenſchickſale ſchaudernd erzählte. War er ſchon mit dieſen ſeinen Sprüngen aus den Bahnen der geſunden Vernunft den Aufklärern in die Quere gekommen, ſo noch mehr mit ſeinen eingeſtreuten Satiren gegen die Nützlichkeitsrichtung der Aufklärung, gegen die platte Auffaſſung der Poeſie überhaupt und vornehmlich des Theaters als einer moraliſchen Beſſerungsanſtalt. Dieſe Tendenz kam in den dramatiſchen Märchendichtungen noch deutlicher zum Ausdruck. Unter ihnen war für Berlin die wichtigſte „Der geſtiefelte Kater", ein Kindermärchen in 3 Akten mit Zwiſchenſpielen, einem Prolog und Epilog, das durch ſeinen Zuſatz „aus dem Italieniſchen" den Hinweis auf den beſonders nachgeahmten Vorgänger Gozzi enthielt. Die Tendenz des wunderlich aus Drama und Märchen gemiſchten, durch dieſe Miſchung jeder künſtleriſchen Einheit entrathenden und trotz oder wegen ſeiner tollen, nur vermittelſt eines Commentars verſtändlichen, Einfälle herzlich ermüdenden Stückes, war die weitere Verſpottung des Berliner Theatergeſchmacks. Dieſe Verſpottung wurde in dem genannten Märchen und ſeinen Nachfolgern dadurch vorgenommen, daß dem Publikum ein ganz unſinniges Märchen vorgeſpielt wurde, in dem die Zuſchauer oft ſelbſt mitſpielten und ſich luſtig machten über Böttiger, Iffland, Kotzebue und andere Schriftſteller, die in den Berliner und auswärtigen Kreiſen den Ton angaben. In ähnlicher Weiſe, nicht drolliger und nicht wirkungsvoller, ſondern nur ausgelaſſener, ſpöttelten die anderen Märchenſpiele „Zerbino", „Die verkehrte Welt" über das Weſen der Aufklärung, über gelehrte Bildung und die geſammte Litteratur jener Tage. In allen dieſen Spielen bewährte Tieck nicht die Kunſt des Luſtſpieldichters, ſondern die Geſchicklichkeit des Fratzenmachers; es iſt charakteriſtiſch, daß er, der mit ſolcher Wildheit das Alte berannte, vierzig Jahre ſpäter

die „Altgewordenen über Spuk und alberne Phantome" tröstete, die damals sich wieder mächtig zeigten. In seinen Bestrebungen hatte Tieck zwei Berliner Genossen, von denen einer sein Abbild, der andere sein Anreger war. Der erstere war Bernhardi, der letztere Wackenroder.

A. F. Bernhardi*) (vgl. oben S. 103) war geboren 1769 und auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium unter Meierotto gebildet. Gleich Tieck, mit dem er sich früh verband, war er in Rambach's litterarischer Frohnarbeit groß geworden. Die Verbindung mit Tieck hielt er aufrecht durch seine Vermählung mit Tieck's Schwester, die freilich übel genug ausging und seine Abhängigkeit zeigte er in seinen litterarischen Produktionen. Auch diese waren dazu bestimmt, den Gegensatz zwischen alter und neuer Richtung anschaulich zu machen; bald verspottete er in Familie „Sebald" oder „Der edle Nachtwächter" Iffland'sche Rührseligkeit, bald schilderte er satirisch in anderen Stücken seiner Bambocciaden das ganze Philistertreiben oder gab dort und in den „Nesseln" Karrikaturen der Berliner Gesellschaft, der Officiere, der Juden und Jüdinnen oder persiflirte geradezu den Gegensatz Tieck's und Nicolai's. In seinen Theaterkritiken (1795), die schon durch ihre scharfe Sprache Aufsehen erregten, bekämpfte er unerbittlich die dramatischen Productionen, wie die Leistungen der Künstler, denen er später (1802) größere Gerechtigkeit widerfahren ließ, und unter denen er Fleck stets besonders auszeichnete. Doch faßte er sein Credo in die Worte zusammen: „Es ist unstreitig, daß sowohl das Theater und die Schauspielkunst wie die dramatische Dichtkunst in Deutschland im tiefsten Verfalle liegt." Die poetischen Producte seiner Gattin bedeuteten nicht viel. Ueber Sophie Bernhardi urtheilte Clemens Brentano: „Es ist von ihr

*) „Bambocciaden", 3 Thle., 1797—1800. „Nesseln", 1798, Haym 867 fg. „Reliquien", 3 Bde., Altenburg 1847. (Zur Kritik Haym 117, Anm. 1.) Kynosarges, Quartalsschrift. Berlin, 1 (einz.) Stück, 1802 (G. L. St.). Passow, Leben in Briefen, S. 142. Aus dem Leben Theodor von Bernhardi's (des Sohnes), Leipzig 1893. Ueber Sophie Bernhardi, das Urtheil von Clemens Brentano bei Steig, Arnim I, S. 24 ff.

ein Band Märchen und Traumbilder von unerhörter Bildung der Verse, grober Imitation und entsetzlicher Langerweile erschienen." Bernhardi's Wesen und Persönlichkeit tritt aus diesen seinen unbedeutenden Jugendwerken nicht hervor. Vielmehr war er ein hervorragender Schulmann, der lange Zeit an der Spitze höherer Berliner Lehranstalten stand. Durch seine „Sprachlehre" (1801 und 3) wurde er Bahnbrecher der neueren Sprachwissenschaft. Er war, wie Passow 1811 schrieb „mitunter kraus und scheinbar verwirrt, aber sprühend von Genialität, Kraft und originaler Laune, so etwas von Mephistopheles, eine durchaus seltene Natur."

Der andere Berliner, der bestimmend auf Tieck einwirkte, war W. H. Wackenroder (1773—1798), der Sohn des Berliner Bürgermeisters. Sein Kultus war die Freundschaft und seine Religion die Kunst. Seine „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", künstlerische Confessionen, enthielten wie die Schriften der jungen Romantiker überhaupt, einen lauten Protest gegen die handwerkmäßige Uebung der Kunst, zugleich aber die Lehre, daß der Künstler nicht bloß können, sondern empfinden müsse, daß die mit Religion verschwisterte Kunst und das Leben eins, daß Kunst der Gegenstand eines Heiligenglaubens sei. In ähnlichen Sätzen sprach er in den „Phantasieen über die Kunst", die Tieck mit vielen eigenen Beiträgen herausgab (1799), mit starkem Hinweis auf die Tragik des eigenen Lebens, dem ein völlig ausgereiftes Schaffen nicht gegönnt war, mit Verherrlichung der Musik, die er am liebsten zu seiner Lebensbeschäftigung gemacht hätte und mit sicherer Beurtheilung der altdeutschen Kunst, deren Werth er als einer der ersten erkannte. In dieser Luft und Stimmung entstand Tieck's Roman „Franz Sternbald's Wanderungen, eine altdeutsche Geschichte" (2 Bände 1798), der ursprünglich eine deutsche Künstlergeschichte, etwa ein Gegenbild zu Vasari werden sollte, aber ein Bildungs-Roman wurde. Auf dieses seltsame Werk wirkte das Vorbild „Wilhelm Meister's" nur äußerlich; laxe Moral ward gepredigt und

ſchlüpfrige Scenen wurden mit Vorliebe ausgemalt. Das eigentlich Bedeutungsvolle lag nur in den ſchwärmeriſchen Naturbetrachtungen und in dem lebhaften Eintreten für deutſches Weſen und deutſche Kunſt.

Dieſe drei jungen Männer, Tieck, Bernhardi, Wackenroder, erhielten durch zwei Nichtberliner, die Brüder Friedrich und Wilhelm Schlegel, einen Zuwachs und eine Stärkung. In den Werken der beiden Brüder wie in denen der Genannten ſollten Kritik und Dichtung verbunden ſein, aber doch blieb letztere nach der geſammten Befähigung der Brüder gewaltig hinter der erſteren zurück.

Beide lebten nur kurze Zeit in Berlin, Friedrich von 1797 bis 1800, Auguſt Wilhelm von 1801 bis 1804. Viele ihrer Werke erſchienen in Berlin, auch noch ſpäter, als die Brüder fern von Berlin lebten. Aber nicht die letzteren, ſondern die Werke der Berliner Zeit, die auf Berlins geiſtiges und ſittliches Leben einflußreich wurden, ſind hier zu ſchildern, Friedrich's „Lucinde", Auguſt Wilhelm's Vorleſungen, Beider „Athenäum".*)

Die als Roman bezeichnete „Lucinde" (1799) iſt kein Roman, ſondern ein abſichtlich zuſammenhangloſes Gemiſch von Briefen, Fragmenten, Aufſätzen, Erzählungen. Das Buch iſt eine Verklärung der ſinnlich-geiſtigen Leidenſchaft, die Friedrich zu Dorothea Veit, der Tochter Mendelsſohn's, gefaßt hatte, eine Verherrlichung des Müßiggangs, der Frechheit, der kraftloſen Kunſtbegeiſterung, die ſeine Eigenthümlichkeiten waren. Dieſem Dichter war das Leben nicht zu Thaten und Sorgen beſtimmt, ſondern eigentliches Geſchäft des Daſeins war ihm männliche Freundſchaft und Liebe zum Weib. Er umarmte die Geliebte „mit ebenſoviel Ausgelaſſenheit wie Religion". Erotiſche Scenen mit Lucinde und einer früheren Geliebten — wenn nicht etwa ſeine Schwägerin Caroline bei dieſem Porträt Modell geſeſſen —

*) Bibliographiſches Goedeke, Grundr. alte Ausg. III, 8ff. Die neuere Litt. iſt außerordentlich reich, beſ. wichtig Friedrich's Briefe an Wilhelm, hgg. v. Walzel, Berlin 1890.

malte er schlüpfrig aus und ließ diesen lüsternen Schilderungen tiefklingende Darlegungen über Emancipation des Fleisches folgen. Sich selbst und seinen ganzen Kreis schilderte er mit erschreckender Wahrhaftigkeit und vertrat offen dessen Tendenz: die Befreiung des Weibes und die Identität von Poesie und Leben, wie er dies sich zu gestalten versucht hatte. Dicht neben schönen Schilderungen kindlichen und weiblichen Wesens, der Einigkeit und Ewigkeit des Liebesgefühls und der Beseligung der Mutterfreuden stehen freche und rohe Aeußerungen über das Geschlechtsleben und orakelhafte Predigten unklarer Philosophie. Dies Evangelium der Pflichtlosigkeit und des Sinnencultus fand in Schleiermacher einen Vertheidiger, und einen dichterischen Verherrlicher in August Wilhelm, der den Bruder pries, daß er „den himmlischen Gefilden die hohe Gluth der leuchtenden Lucinde" entführt habe. Vertheidiger und Dichter schämten sich später des Werkes und seiner Empfehlung. Ein paar arge Zoten (in der Lucinde) wurden durch Cartons weggeschafft.*) M. Herz urtheilte derb: „Der eine Theil ist eine gemeine prosaische Schweinigelei, der zweite eine poetische und der dritte Unsinn."

In engem Zusammenhang mit der Lucinde steht Dorothea's „Florentin" (Berlin 1801, als erster Theil bezeichnet). Er kann in gewissem Sinne ein Gegenstück zur „Lucinde" genannt werden. Denn der Held, mag er nun Friedrich Schlegel oder einen andern vorstellen, Maler und Bummler, „der schöne Leichtsinn", wie er einmal genannt wird, ist ein Thatenlustiger, der doch thatenlos durchs Leben geht, ein Sinnenmensch, der kein Bedenken hat, eine Frau auf Probe zu nehmen, und ein so geringer Verfechter des festen Gefüges der menschlichen Gesellschaft, daß er sich kein Gewissen daraus macht, einen Mörder, dessen Schuld er erkennt, durchzuhelfen. „Er hat," so wird einmal im Roman über ihn geurtheilt, „die zarteste Scheu für die Sinnenfreiheit anderer

*) Sander an Böttiger 22. Juni 1799.

Perſonen." Aber der Roman war nicht bloß ein Abklatſch fremden Vorbildes, er war nicht wie die „Lucinde" eine Verklärung der Sinnlichkeit und eine Verherrlichung gemeiner Luſt, ſondern eine Darſtellung der Unzufriedenheit mit den Zuſtänden der Welt, des mächtigen, unklaren Verlangens nach anderen, beſſeren Verhältniſſen, ſodann eine Lobpreiſung wahrhafter, Herz und Sinn gefangennehmender Liebe. Er war erfüllt von echter Begeiſterung für die Kunſt, wobei wiederum die Muſik ihren ehrlichen Antheil neben ihren Schweſtern erhielt, und zeigte Spuren eines geſunden Humors, der gegenüber den ſonſtigen forcirten Witzanſtrengungen der Romantiker förmliches Wohlbehagen erregt.

Noch bedeutungs- und einflußloſer als dieſe poetiſchen Werke waren die in Berlin erſchienenen und zum Theil dort gearbeiteten Trauerſpiele der Brüder: „Jon" und „Alarcos", die bei den modernen Leſern nur als unfreiwillige Komik wirken, ſchon von den Zeitgenoſſen ausgepocht wurden und von einem Zeitgenoſſen (Brentano) alſo beurtheilt wurden: „Der ‚Alarcos' iſt wirklich das Schlechteſte, was ich kenne, und eigentlich gründlich komiſch mit ſolcher Künſtlichkeit ſchlecht zu ſein." So bedeutungslos nun auch die dichteriſchen Werke der Brüder waren, ſo hatten ihre Nachdichtungen und theoretiſchen Unterſuchungen großen Werth und erlangten mit Recht nachhaltigen Einfluß. Von den Nachdichtungen waren die aus der ſpaniſchen und italieniſchen Litteratur für die geſammte zeitgenöſſiſche Dichtung folgenreich, denn ſie boten ihr durch Form und Inhalt ein breites Feld zur Nachahmung. An poetiſcher Schönheit wie an innerem Werth ſtehen aber jene Nachbildungen hinter der Shakeſpeare-Ueberſetzung Wilhelm's zurück, die 1796 zuerſt in Zeitſchriften, unter anderen auch in dem Journal „Deutſchland" (ſ. oben S. 61) veröffentlicht und dann beſonders, 16 Stücke in 8 Bänden, gleichfalls in Berlin 1797—1801 gedruckt wurde. Sie fand nicht unmittelbar die gebührende Würdigung und Nachahmung, aber ſie blieb das Meiſterwerk, von deſſen Er-

ſcheinen die Wiedergeburt und Allgewalt Shakeſpeare's in Deutſchland zu datiren iſt.

Beſondere Bedeutung gewann auch die von den Brüdern herausgegebene Zeitſchrift „Athenäum“.*) Dieſe, die, wie unterrichtete Buchhändler mittheilten, damals freilich wenig Käufer und Leſer fand, war von ganz anderem Kaliber, als die bisher in Berlin erſchienenen, vielgeleſenen, ſchönwiſſenſchaftlichen Journale. Beide Brüder hatten ſich zu ihrem gemeinſamen Feldzug gründlich vorbereitet und ausgerüſtet. Wilhelm hatte in der Jenaiſchen Litteratur-Zeitung eine große Anzahl Kritiken geſchrieben, in denen er, in den äſthetiſchen Wegen Schiller's und Goethe's wandelnd, ſtatt abſprechender Kritiken zergliedernde Beſchreibungen mit Entſchiedenheit des Urtheils und Empfänglichkeit für das Formſchöne, freilich mit einer ſeltſamen Vorliebe für Didaktiſches und Satiriſches, geliefert hatte. Friedrich hatte in dem großen, ausdrücklich gegen Nicolai gerichteten Aufſatze über Leſſing und in dem noch breiteren über die Römer und Griechen ſeine Theorien über Romantik wortreich und unklar zu begründen geſucht. Eine Zeitlang hatte er ſich mit Reichardt zu dem „Lyceum der ſchönen Künſte“ (Berlin 1797, 2 Theile) verbündet, aber bald die Unmöglichkeit einer ſolchen Verbindung eingeſehen. Nun traten ſie vereint in der neuen Zeitſchrift rückſichtslos auf, wie ſie gleich am Anfang bekannten, unverſtändlich, wie ſie ſich am Schluß ſelbſt rühmten. Die Zeitſchrift war im Weſentlichen ihr litterariſches Eigenthum, denn die übrigen Beitragenden waren wie Dorothea und Caroline, Bernhardi und ſeine Gattin mit Kleinigkeiten, Schleiermacher und Hülſen mit unweſentlichen Arbeiten vertreten. Die kritiſchen Leiſtungen der Brüder, beſonders Wilhelm's, ihre Würdigung bedeutender Erſcheinungen z. B. Klopſtock's und Goethe's, ihre ſcharfe Verurtheilung ſchlimmer Schmierer wie Lafontaine's

*) „Athenäum“, eine Zeitſchrift von A. W. Schlegel und Friedrich Schlegel. 3 Bände in je 2 Heften. Berlin 1798–1800. Der erſte bei Vieweg, der zweite und dritte bei Frölich.

waren vortrefflich. Die zahlreichen Anbohrungen von Voß, Matthiſſon, Schmidt dagegen waren mehr grob als witzig, die Anklagen gegen Jeniſch und andere dürftige Geſellen entbehrten der Originalität und das heftige Poltern gegen Wieland wurde durch ſeinen Mangel an jeder Pietät widrig. Ihre Kritiken waren jedoch nicht nur negativ, ſondern ſie wurden poſitiv anregend dadurch, daß durch ſie die wiſſenſchaftliche Litteraturgeſchichte in Deutſchland begann, wenn auch die grundlegenden Leiſtungen, an denen die Brüder ſelbſt in hervorragender Weiſe betheiligt waren, einer ſpäteren als der hier behandelten Zeit und anderen Orten als Berlin angehörten. Trotz aller nicht zu leugnenden Bedeutung jedoch hatten ſie manche Gebrechen und zeigten unſelige Folgen. Sie, die gegen die litterariſche Unfehlbarkeit auftraten, prahlten mit einem unausſtehlichen Selbſtbewußtſein; ſie, die Front machten gegen das Reclameweſen, gefielen ſich in ſchwülſtiger Lobhudelei der Genoſſen. Sie hüllten ſich abſichtlich in Unklarheit, die nur dem Eingeweihten durchſichtig wurde; ſie ſpielten mit Ironie und Geiſt und brachten Schiefes vor, nur um neu zu erſcheinen. Gewiß ſteckt namentlich in den Fragmenten, z. B. der Verherrlichung der Alten, dem congenialen Erfaſſen Goethe's viel Geiſtvolles, Wahres, Originelles, Muthiges, z. B. in den Aeußerungen über Chriſtenthum und Spinoza, ſelbſt Gemüthstiefes, aber all' dies ſteht neben vielem Thörichten, Schiefen oder Halbwahren. Ein Paradoxon, z. B. folgendes „die franzöſiſche Revolution, die Wiſſenſchaftslehre und Wilhelm Meiſter ſind die größten Tendenzen des Jahrhunderts" iſt entweder ein Unſinn oder kurzſichtige Vermiſchung weltgeſchichtlicher Factoren mit einem hochbedeutenden und einem ziemlich vergänglichen Werk. So iſt der Eindruck der einzelnen Aufſätze in der ganzen Zeitſchrift noch heute kein anderer als in Schiller's Tagen: „Mir macht," klagte Schiller ſelbſt, „dieſe naſeweiſe, ſchneidende und einſeitige Manier phyſiſches Weh."

Zu den Romanen und dem Athenäum traten Wilhelm's Vorleſungen. Zu Jena, wo er als Profeſſor über Aeſthetik,

deutsche Sprache und Dichter des Alterthums las, hatte er weder Zulauf noch Erfolg gehabt; in Berlin hoffte er sein Publikum zu finden und täuschte sich nicht in seiner Hoffnung.

A. W. Schlegel's Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst (1801—1804)*) waren, wie selbst Gegner zugestehen mußten, vielbesucht. Sie handelten über die Kunstlehre und gaben eine Geschichte der klassischen und der romantischen Litteratur. Unter jener wurde die Poesie der Alten verstanden, wobei nur wenige Streifzüge in Epos und Lyrik des 18. Jahrhunderts gethan wurden — unter dieser im Wesentlichen Litteratur des Mittelalters und Italiens. Schlegel's Darstellung der Litteraturentwickelung begründete eine neue Wissenschaft: sie brach mit der alten Manier der Aufzählung von Büchertiteln und verweilte, statt sich bei der Durchnahme der Kleinen aufzuhalten, nur bei den Großen, Werke der Ausländer in geschmackvollen Uebersetzungen vorführend. Der Redner sagte seinen Zeitgenossen überhaupt, den Berlinern insbesondere, die stärksten Wahrheiten. Das Rühmen der Zeitgenossen, es in Litteratur und Wissenschaft unendlich weit gebracht zu haben, bekämpfte er entschieden, indem er die Werthlosigkeit der vielgepriesenen Romane, Dramen, Journale und gelehrten Zeitschriften darlegte, die Gebildeten nur als hungrige, aber leichtgesättigte Näscher an den Producten der Meßcataloge, das Volk als die einzig wirklichen Leser charakterisirte. Den Anspruch der Berliner, durch die Aufklärung das Geistesleben gefördert zu haben, zerpflückte er grausam, suchte das Heilsame ihres Einflusses auf Philosophie und Moral in Abrede zu stellen, bezeichnete die von jener so hochgehaltene Toleranz als verkleideten Indifferentismus und wünschte dem Cultus des Verstandes entgegen die Phantasie, Träume und Mythologie wieder zu Ehren zu bringen. Solch überkräftiger Negation, die sich in hämischen Angriffen auf den alten Nicolai zuspitzte, entsprach nun freilich das positive Programm wenig; worin die neue Schule das

*) Vollständig erst gedruckt von J. Minor, Heilbronn 1884, 3 Bde. — Ausführlich Haym, S. 764—854.

Weſen einer großen Zeit ſah, wurde kaum berührt; ſelbſt begeiſterten Zuhörern mochte der polternde Redner ſeltſam erſcheinen, der Leſſing und Goethe nur mit Vorbehalt lobte und in ſeine Phraſe: „er halte das meiſte Poetiſche, was die Deutſchen in der letzten Periode verehrt hatten, für durchaus null", ſtillſchweigend Wieland — wohl auch Herder — und gewiß Schiller einſchloß.

Die Brüder Schlegel galten einer Schar von Jüngern als Meiſter und Führer; das Organ dieſer ſtrebenden Jünglinge war ein Muſen-Almanach, der in den Jahren 1804—6 erſchien.*) Als ſeine Herausgeber nannten ſich Adalbert Chamiſſo und K. A. Varnhagen, die bei dieſer Edition wie im Leben überhaupt mit Wilhelm Neumann eng verbunden waren. Von den beiden erſten, dem kunſtreichen Proſaiker und dem zwei Nationalitäten in ſich verſchmelzenden Dichter, muß noch in anderem Zuſammenhange die Rede ſein; Wilhelm Neumann verdient ſchon deshalb hier eine Stelle, weil er der einzige Berliner (geboren 1781, geſtorben 1834), ſowie der von den Dreien am wenigſten bekannte und damals jedenfalls der hervorragendſte war. In ſeinen Dichtungen liebte er durchaus italieniſche Klänge, ahmte Petrarca nach, wählte wie jener Freundſchaft und Liebe als Hauptthemata und bediente ſich faſt ausſchließlich des Sonetts. Er beſaß große Geſchicklichkeit in der Behandlung von Verſen und Reimen, wußte zu tändeln, verlor ſich aber nicht in Tändeleien; durch die Gegenwart erdrückt, ſuchte er aus der Vergangenheit Kraft zu entnehmen, wurde aber nicht völlig durch den Widerſtand, den die Welt auf ihn übte, geſchwächt, ſondern ſobald die Gemeinheit ſich wider ihn rüſtete, „erwacht die Kraft und glimmt der Freiheit Funke." Er huldigte Tieck, obwohl er ihn mehr als Mitkämpfer denn als Meiſter begrüßte, erkannte als einen hohen Meiſter Goethe an,

*) Neudruck des letzteren, Berl. Neudr. II, 1, Berlin, Paetel 1889. In der Einleitung daſelbſt alles nähere Bibliographiſche u. Biographiſche. Walzel, Chamiſſo (Kürſchner's D. N. Litt.) bietet trotz ſeiner Verheißungen nichts Neues.

den er in glücklich gewählten begeisterten Tönen zeitlebens pries. Die drei Jünglinge, der eine angehender Arzt, der zweite Officier, der dritte Kaufmann, seit 1803 in inniger Freundschaft verbunden, waren weder Streber noch Parteimenschen, weder von Selbstlob triefend noch nach Freundeslob lüstern, sondern von idealem Eifer und einem schönen Verlangen nach harmonischer Ausbildung erfüllt. Indem sie einen Stützpunkt für ihre Bestrebungen suchten, geriethen sie auf die Vertreter der jungen Schule. Ihnen folgten sie, ohne sich sclavisch zu beugen. Daher theilten sie ebenso wenig die katholisirend-mittelalterliche Neigung der Romantiker wie deren Abneigung gegen Schiller, huldigten dagegen gleich jenen Goethe, den sie in Gedichten priesen und, wie z. B. Chamisso in seinem Faust-Fragment bei aller Selbstständigkeit der Erfindung, nachahmten. Sie wandten sich der südlichen Poesie zu, theils durch Annahme ihrer Strophenform, theils durch Uebersetzungen. Sie verklärten schwärmerisch Liebe und Freundschaft und besaßen, indem sie im Reich der Phantasie umherflatterten, für die traurige sie umgebende Wirklichkeit wenig Sinn; daher schilderten sie überaus selten die Natur und äußerten fast nichts über des Vaterlandes Noth. Außer den Herausgebern und ihrem Engverbündeten waren von Berliner Dichtern Hitzig, der sich später als Biograph und Kriminalist verdient machte, und Ludwig Robert, der noch an anderer Stelle zu würdigen ist, mit Beiträgen vertreten, Fichte und Theremin, August Bode und Bernhardi steuerten einige Beiträge bei. Die in den drei „grünen" Bänden vereinigten Dichtungen, wenn auch von Meisterschaft weit entfernt, waren doch keineswegs bloß dilettantische Spielereien, sondern ernste Bestrebungen der grünenden Jugend und hätten ein besseres Geschick verdient als ihnen zu Theil wurde, denn sie wurden wenig gelesen, wenig gekauft, dagegen tüchtig innerhalb und außerhalb Berlins verspottet. Ihr Hauptverspotter war Garlieb Merkel. Varnhagen mit Neumann, denen sich als Dritter Bernhardi zugesellte, rächten sich, indem sie unter falschem Druckorte (Köln bei Hammer) die „Testimonia

auctorum de Merkelio", d. i. „Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel" veröffentlichten. Sie war eine Sammlung von Zeugnissen gegen Merkel, theils wirklichen, früher gegen ihn gethanen Aeußerungen, heftigen, nicht selten unbilligen Gedichten und Prosastücken, theils Aussprüchen berühmter Autoren gegen irgend einen Gegner, die nun auf Merkel übertragen wurden. Es war eine grobe Antwort auf eine grobe Herausforderung, der dann auch der Befehdete nebst seinen Freunden die Antwort nicht schuldig blieben.

Neben dieser zwar jugendlich unfertigen, aber ein frisches Streben verrathenden Sammlung erscheint Friedrich Schlegel's Almanach ziemlich greisenhaft.*) In einem Bande von über 400 Seiten führt er seinem Publikum ein Roland-Epos aus Turpin's Chronik, Nachdichtungen aus Spee und prosaische Reisebriefe aus Deutschland und Frankreich vor, in denen das Poltern gegen Rubens ein Lächeln abnöthigt, und höchstens die Verherrlichung des Kölner Doms historisch bedeutsam ist. Nur in den letzten 2 Bogen bietet er ein paar Gedichte, an denen einige nur mit Chiffern bezeichnete Freunde mitarbeiteten. Aber die Liebeslieder darin sind schwülstig, rührend ist allein die Treue, die dem früh gestorbenen Novalis geweiht wird.

Zu den seltsamsten romantischen Dichtungen, die in Berlin erschienen — der Verfasser war freilich ein Breslauer —, gehört das Drama „Horribunda" von Wilhelm Elogius Meier, das von Clemens Brentano „als das witzigste, erhabenste und genialste, was ich lange gelesen"**) charakterisirt wurde, das man aber als eines jener übergenialen Produkte bezeichnen muß, bei denen der Leser oft nicht weiß, ob der Verfasser sich selbst dabei etwas gedacht hat. Es ist ein Gemengsel toller Scenen, in denen Dichter, Schüler, Schriftsteller, genial scheinende Männer und

*) Poetisches Taschenbuch für's Jahr 1806. Friedrich Schlegel. Berlin, Unger 1806.

**) Ungedruckter Brief an Caroline v. Günderode, 1806. „Horribunda" ebenso wie „Eros" Berlin, Maurer 1805. (K. B.)

Frauen auftreten; Träger der alten und neuen Zeit ſtehen ſich gegenüber, Horribunda, die Vertreterin der alten, wird von den Rettern der neuen Zeit ermordet, im Orkus finden ſich dann die Verkannten, bei deren Schilderung es an Spöttereien gegen die Aufklärung, gegen Kotzebue, gegen Leſſing's Gegner nicht fehlt, während andererſeits auf der Oberwelt das wüſte Treiben der neuen ſchriftſtelleriſchen Richtung gegeißelt wird. Derſelbe Meier hat eine Sammlung „Eros" herausgegeben, in der ſich außer Liebesgedichten, die der ſonderlichen Originalität entbehren, ein Roman und ein Zeitſtück finden, unter den Gedichten auch ein großes „Goethe's Geburtstag", wo Iphigenie, Fauſt, Egmont, Clärchen, Taſſo, Stella und Götz zur Beglückwünſchung des Dichterfürſten erſcheinen.

Eine Richtung wie die eben geſchilderte, die dem beſtehenden Denken und Dichten ſo rückſichtslos entgegentrat, mußte bei den Angegriffenen Widerſpruch erregen. Dieſer Widerſpruch wurde in einzelnen früher charakteriſirten Zeitſchriften laut. Er erſtreckte ſich bis auf das Theater (ſiehe unten Seite 166); hauptſächlich erhob ſich jedoch gegen die neue Richtung eine Trias, beſtehend aus einem Philoſophen, einem Kritiker und einem Dichter. Der Philoſoph war als erſter auf dem Platze; dieſer, Daniel Jeniſch, Prediger, Philoſoph (vergl. oben S. 123) und Kulturhiſtoriker, Dichter und Satiriker, der in einem langathmigen Gedichte „Boruſſias" die Thaten Friedrich's im ſiebenjährigen Kriege nach dem Muſter der alten Epen mit viel oratoriſchem Beiwerk verherrlicht, die Xenien mit einem langen Commentar „Litterariſche Spießruthen" begleitet, das Leben der Stadt Berlin ſatiriſch beleuchtet und, faſt noch ehe das alte Jahrhundert zu Ende war, die Summe daraus gezogen hatte, war höchſt wahrſcheinlich der Verfaſſer der ſatiriſchen Schrift „Die Diogenes-Laterne", Leipzig 1799. Sie brachte Invectiven gegen Schlegel und Fichte, beſonders aber Anzüglichkeiten über das Verhältniß zwiſchen Friedrich und Dorothea,

die der erstere in seiner Heftigkeit bei Gericht anhängig machen wollte.*)

Jenisch hatte die Eigenthümlichkeit, zu bellen und zu beißen, wenn er weder gereizt noch angegriffen war. Ihm war es ein Bedürfniß, zu Zeiten zu reden und von sich reden zu machen. Da er aber kein Berufskritiker war, so hatte er mit der einmaligen Darlegung seines Standpunkts genug. Nicht so der Kritiker der Trias Garlieb Merkel. Dieser (1776—1850) lebte 1800—1806 mit kleinen Unterbrechungen in Berlin. Er hatte sich einige Zeit in Weimar aufgehalten, dort mit Böttiger befreundet und vermuthlich von diesem die Ansicht einimpfen lassen, daß von den damaligen großen deutschen Schriftstellern eigentlich nur Wieland und Herder ganz bedingungslos anzuerkennen seien und ihren Ruhm verdientermaßen genössen. Seitdem trat er gegen Goethe und Schiller auf, von denen der erstere nur in Invectiven, die er bei Lebzeiten secretirte, seinen Groll ausließ, und gegen die Romantiker, unter denen freilich Schlegel und Bernhardi ihm die ersten Sticheleien grob genug heimgezahlt hatten. Den tödtlichen Schlag gegen alle seine Feinde glaubte er in seiner zu Berlin erscheinenden periodischen Schrift „Briefe an ein Frauenzimmer" zu führen. Ihr Hauptzweck war der Kampf gegen die Romantiker. Diesen führte Merkel nicht nur mit Schimpfwörtern, indem er „Lucinde" einen Mistkäfer, die

*) Ueber D. Jenisch Goedeke V, 448, A. D. B. Die Satiren „Berlin" sind schon oben S. 123 genannt. Die Borussias erschien 1794, die Schrift über die Xenien 1796, eine dreibändige Culturgesch. 1801. Die „Diogenes-Laterne" habe ich mir nicht verschaffen können. Daß Jen. Verf. davon sei, schließt man aus Fichte's Leben II, 344; A. Schleierm. Leben III, 135. — Merkel s. A. D. B. Eckardt, Garl. Merkel, Berlin 1887. — Die Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten (Sondertitel des 1. Bandes: neuesten) Produkte der schönen Litteratur, hgg. von G. Merkel, 4 Bde., Berlin 1800—1802, über 1000 Seiten. — Litteratur über Kotzebue s. unten Kap. 5. Der „Hyperboräische Esel" erschien Leipzig 1799. — Schlegel's „Ehrenpforte" o. O. 1800, auch in Schlegel's Werken, Bd. II; Kotzebue's „Expectorationen" (1803), neuerdings abgedruckt bei J. W. Braun, Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen, Berlin 1885, Bd. III.

„Ehrenpforte" ein „Schandmal der deutschen Litteratur" und das Athenäum, „einen Sumpf voll äsopischer Frösche, die gern Stiere schienen" nannte, sondern durch Aufzählung ihrer Seltsamkeiten, ihres orakelhaften Tons, ihrer Parteileidenschaft, ihrer Unsittlichkeit, ihrer Verskunst, die sie für Poesie ausgäben. Er tadelte auch außer den Brüdern Schlegel, die übrigen Romantiker so heftig, daß der Buchhändler Sander, in dessen Hause sie alle verkehrten, erklärte, er sei nur Commissionär, nicht Verleger der „Briefe". Merkel wurde auf diese Anzapfungen hin tüchtig angegriffen, spielte aber nicht den Beleidigten, sondern veröffentlichte die Entgegnungen der Befehdeten. Er sprach über Goethe sehr von oben herab und über Schiller's Dramen, wie ein nicht immer zufriedengestellter Gönner, ja wünschte diesen geborenen Dramatiker lieber als ernsten Heldendichter zu begrüßen. Jean Paul wollte er nur sehr bedingt gelten lassen, unbedingt nur Wieland, Herder, Kotzebue. Doch hatte er am Tadel mehr Behagen, als am Lob, erfreute sich höchstens, wenn er des Zerzausens Großer müde geworden war, am Hervorzerren kleiner Geister, vermochte aber nicht, trotz aller seiner Mühen, ihnen langes Leben einzuhauchen.

Merkel wurde erst dann den Gegnern nicht ungefährlich, als er sich mit Kotzebue vereinte. Dieser allzufruchtbare Schriftsteller, der als Theaterdichter noch später zu würdigen ist, und der namentlich in letzterer Beziehung von den Romantikern seit ihrem Auftreten furchtbar befehdet worden war, hatte naturgemäß einen heftigen Grimm gegen diese seine Feinde gefaßt, der sich speciell in Ausfällen gegen die Brüder Schlegel Luft machte. Schon ehe er nach Berlin kam, hatte er in seine Komödien vielfache Anspielungen auf sie aufgenommen. Hauptsächlich gegen sie war seine Posse „Der hyperboräische Esel, oder die heutige Bildung" gerichtet, in welcher er zunächst die schwerverständliche Sprache der Brüder aufs Korn nahm. Wie übel die Brüder diesen Hohn, der allerdings viel witziger und geistreicher hätte vorgetragen werden können, empfanden, ergibt sich vor Allem aus der Thatsache, daß A. W. Schlegel, der

ſonſt mancherlei Schimpfreden ruhig über ſich ergehen ließ, auf dieſe antwortete, und aus der Art, wie er erwiderte.

Schlegel antwortete nämlich in der „Ehrenpforte und Triumphbogen" für den Theaterpräſidenten von Kotzebue. Sieht man von der Herzensrohheit ab, die darin beſteht, die Verbannung eines Unſchuldigen oder zum mindeſten Unglücklichen zum Gegenſtande des Spottes zu wählen, ſo wird man manches aus der Sammlung von Epigrammen, Sonetten, Gedichten und Dramen, aus denen die „Ehrenpforte" zuſammengeſetzt iſt, geiſtreich finden. Verſchwenderiſch ausgeſtreuten Witz, den manche Verehrer der Romantik in der ſeltſamen Schrift gefunden haben, vermag ich freilich nicht darin zu entdecken, dagegen kräftig ausgedrückte Grobheiten gegen Kotzebue's Charakter, Dichtweiſe und Lebensbeziehungen. Der Catalogue raisonné der Kotzebue'ſchen Schriften iſt unerhört witzlos und in dem Drama „Kotzebue's Rettung oder der tugendhafte Verbannte" iſt doch nur die Idee recht geiſtreich, daß die Perſönlichkeiten der Kotzebue'ſchen Dramen, von La Peyrouse und dem Souffleur aufgeſucht und zuſammengebracht, ſich vereinigen, um Kotzebue's Rettung zu bewirken. Dagegen iſt die Ausführung recht platt, die Schilderung Kotzebue's, der mit Benjowsky in Sibirien weilt, äußerſt gemein und höchſtens der Gedanke witzig, wie der Dichter nach Deutſchland zurückkommt, ohne daß er nöthig hat, ſeinen Flucht- und Beſtechungsverſuch auszuführen, und dort mit Böttiger zuſammentrifft, der auch ihn entwickeln will, wie er es bei Iffland gethan.*) Kotzebue ließ eine ziemlich lange Zeit verſtreichen, bis er

*) Zur Beurtheilung der Ehrenpforte mag folgender ungedruckte Brief Göſchen's an Böttiger (Dresdener Bibl.) willkommen ſein. „Die Ehrenpforte, welche der Athenäumsorden ſich ſelbſt errichtet hat, iſt von mir geſtern angeſtaunt. Solche Zoten, wie Benjowsky mit der P. macht, verfehlen ihre Wirkung nicht. Ein unwiderſtehlicher Ekel reißt einem die Broſchüre aus der Hand und wirft ſie in den Winkel. Ich fürchte nicht, daß Sie ſich einen Augenblick darüber geärgert haben. Elende abgedroſchene Wortſpiele, z. B. wie Bue; aus lange vergeſſenen Dingen einen Kohl aufwärmen, was kann das für Nutzen den Herren bringen? Was kann es meinem Freund B (ieweg) für Nutzen bringen, ein ſolches Ding

dieſen plumpen Stoß abwehrte. Er beſaß Taktik genug, um zu wiſſen, daß er nicht mit denſelben Waffen und in einer der früheren ähnlichen Angriffsart vorgehen dürfe. Daher wartete er Zeit und Gelegenheit ab. Dieſe fand ſich, als die beiden Brüder, die in ihren kritiſchen Tempeln ſich gern als einzige Götzen des Dramas verehren laſſen wollten, in den von ihnen gedichteten Dramen „Jon" und „Alarcos" gezeigt hatten, daß ihnen die Befähigung zum Drama völlig abging. Da erſchien Berlin 1803 Kotzebue's bitterböſes Pamphlet „Expectorationen, ein Kunſtwerk, zugleich ein Vorſpiel zum Alarcos."

In dieſem Drama treten Goethe, der Große, Falk, der Kleine, A. W. Schlegel, der Wüthende und Fr. Schlegel, der Raſende auf, unterhalten ſich über Goethe's Größe, die Kleinheit der Anderen und rüſten ſich zu einem Feldzug, in welchem es die Beweihräucherung Goethe's und die Vernichtung ſeiner Nebenbuhler gilt. Sie zählen ihre Anhänger auf, die ihnen ergebenen Zeitſchriften, die Stücke, welche ſie ſpielen laſſen, die Mittel, deren ſie ſich bedienen wollten und erhalten des Meiſters Segen zu dem Werke, welches zu ſeiner Erhöhung beſtimmt iſt. Da ſchläft Goethe ein, lächelt und ſchnarcht. „A. W. Schlegel ſetzt die Melodie ſeines Schnarchens ſogleich auf Noten und preiſt es der Welt als rein muſikaliſche Muſik und als Muſik der Muſik . . . Der kleine Falk nimmt den Augenblick wahr, wo Goethe ſchläft und redet über entſetzlich viele Dinge entſetzlich viel." Außer der allgemeinen Tendenz dieſer Satire, Goethe und den Seinen heftige Streiche zu verſetzen, die gewiß nicht immer

---

zu drucken; doch Campe war ja im Bahrdt mit der eiſernen Stirn angegriffen! und der Menſch bleibt Menſch.

Unterdeß mag Freund Merkel ruhig ſeinen Gang fortgehen. Dürft ich rathen, ſo ließ er bloß den Titel und die Scene in Sibirien, zwiſchen Benj., Kotzebue und P. abdrucken, ohne weiter ein Wort dazu zu ſagen, als etwa: gegen ſolche Waffen wiſſe er nicht zu kämpfen, er empfehle ſich alſo den Verfaſſern höflich und auf immer."

Auch Schlegel erhielt übrigens — freilich wegen ſpäterer Sünden — ſeinen „Triumphbogen" in „Briefen aus Berlin". Hanau 1832. S. 72—74.

trafen, verfolgte auch Kotzebue den weiteren Plan, die Brüder Schlegel lächerlich zu machen. In dieser Absicht wurden besonders die Berliner Verhältnisse gestreift und unter diesen die obenerwähnten Schlegel'schen Vorlesungen hervorgehoben. Ueber sie hieß es:

„Sie müssen es glauben, besonders die Damen,
Die sollen mich auf dem Katheder sehn,
Mich preisen und kein Wort verstehn.
Die werden haufenweise zu mir rennen
Mit Cicisbeen und Ridicülen,
Ein Stündchen sitzen auf meinen Stühlen,
Damit sie nachher sagen können:
„Als das Collegium ward gelesen,
Bin ich auch ein paarmal dabei gewesen.
Und während ich strickt' an meinen Strümpfen,
Habe ich lernen auf Wieland schimpfen
Und die Göttinger verunglimpfen
Und über Virgil die Nase rümpfen,
Die ganze Aesthetik in einer Nuß
Kostet mich nur zwei Friedrichsd'or,
Dabei hab' ich meinen schönen Fuß
Gezeigt der ganzen Versammlung vor,
Und mein elegantes Negligée
Ist auch nebenher bewundert worden.
Was nun gedruckt wird im Süden und Norden,
Das kritisir' ich an der Spree
Nach dem echten kritischen Maßstab,
Bei dem es immer sehr viel Spaß gab."

Witz und Grobheit dieses Pamphlets sind der vielgepriesenen „Ehrenpforte" Schlegel's durchaus ebenbürtig. Nur während Schlegel sich gleich nach der ersten Anzapfung seiner Satire offen genannt hatte, suchte Kotzebue sich feig zu verstecken. Er handelte diesmal genau so erbärmlich, wie 15 Jahre vorher bei „Bahrdt mit der eisernen Stirn." Er leugnete z. Th. mit elenden Ausflüchten die Autorschaft ab, obwohl sich das gesammte eigenhändige Manuscript bei dem Buchhändler Quien befand, der es bereitwillig vorzeigte.*) Dies verstimmte seine hohen Gönner;

*) Sander an Böttiger 4. Dec. 1803.

die Gemüthsmenschen aber verdroß, daß K. alsbald nach seinem so übermäßig zur Schau getragenen Schmerz über den Tod seiner Gattin ein solches Pasquill schreiben konnte.

Fast ein Jahr bevor die Expectorationen erschienen, hatte Kotzebue eine Berliner Zeitschrift begründet. Vornehmlich war er zu dieser Gründung wohl dadurch veranlaßt worden, daß Leipzig seit 1801 die „Zeitung für die elegante Welt", begründet von K. Spazier, übrigens einem Berliner, besaß, welcher in dieser die Romantiker pries, ihre Gegner aber, nachdem er sie anfänglich milde behandelt hatte, dem Gelächter preisgab. Gegen diese Zeitschrift und gegen die neue Richtung in der Litteratur überhaupt war nun der von Kotzebue gegründete „Freimüthige oder Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser" gerichtet. Er erschien viermal, später sogar fünfmal die Woche in je 2 Quartblättern mit Kunst- und Musikbeilagen, später auch mit der Inseratenbeilage „Litterarischer und artistischer Anzeiger"; nach der Vereinigung mit Merkel's „Ernst und Scherz" wurde der Doppeltitel „Der Freimüthige und Ernst und Scherz" den Namen der beiden Herausgeber vorangestellt.

Der „Freimüthige"*), an dem außer den Herausgebern, Huber, August Lafontaine, Kuhn, Böttiger, Schadow, Iffland unter ihren Namen mitarbeiteten, — Wieland zur Mitarbeit zu veranlassen gelang nicht trotz lockendster Anerbietungen — hatte zahllose ungenannte Correspondenten. Von ihnen gab Kotzebue an Böttiger (26. Febr. 1803) folgende Aufzählung: „Willemer in Frankfurt, der hiesige russische Minister Alopeus (von ihm ist der Aufsatz über Suwarow), Hofsecretär v. Eschrich in Wien, Kammerrath v. Apell in Cassel, Friedrich Laun (Schulz), Beck in Mannheim, Mme. Pereira geb. Arnstein in Amsterdam, Graumann in Neapel, Hagemann in Rom, Richter in Moskau, Hofrath Lafontaine in Warschau (Uebersicht der polnischen Litteratur), Professor Pölitz und Secretär Winkler in Dresden, Hennings in Plön (von ihm eine scharfe Beurtheilung des Bildes, welches in Weimar den

*) Das Folgende nach Merkel's und Kotzebue's Briefen an Böttiger.

Preis erhalten), Schröder, Gouverneur des Prinzen Heinrich allhier, Baron Leonhardi in Frankfurt, Rooſe in Wien, Kammerrath Bothe in Breslau, ſogar der alte Wittenberg in Hamburg. Ich darf ſogar ſagen, der König liefert mir Beiträge; denn die Berichtigung wegen der preußiſchen Fahne kam unmittelbar von ihm und iſt aus Berichten ſeiner Miniſter gezogen. Einer derſelben hatte es an Archenholz ſchicken wollen, aber der König antwortete: „Wozu das? Ich habe ja den Freimüthigen.“ Dieſe Hofgunſt wird auch ſonſt beſtätigt; auch der römiſche und der ruſſiſche Kaiſer waren regelmäßige Leſer des Blattes. In ſpäterer Zeit traten noch gar manche Mitarbeiter hinzu. Aus dem Jahrgange 1805 mögen von bekannteren Namen — ſehr viele Aufſätze ſind gar nicht oder nur mit einzelnen Buchſtaben unterzeichnet — Fr. Kind, Fr. Buchholz, Schreiber, Haug, Gildemeiſter in Bremen, K. Witte der Vater, von Frauen Julie von Bechtolsheim und Thereſe aus dem Winkel genannt werden. Merkel trat bald zurück, ſchmollte ein Weilchen, gab (ſiehe oben S. 151) kurze Zeit ein anderes Blättchen heraus, trat aber nachher wieder hinzu. Ende 1805 ſchied Kotzebue aus der Redaktion und Merkel, der anderer Geſchäfte wegen nur die Oberaufſicht behalten wollte, nahm Friedrichſen zum geſchäftlichen Leiter. Nach Sander wurde Frölich Verleger oder eigentlich Commiſſionär — beide bald die Romantiker, bald ihre Gegner in ihr Haus und in ihren Verlag ziehend — endlich Matzdorf, doch war dieſer Wechſel nur in perſönlichen Verhältniſſen begründet. Mitte 1804 wurden 2000 Exemplare abgeſetzt. Böttiger war eifriger Mitarbeiter, ſein Jahreshonorar betrug 400 Thaler. Von ihm war der warme Aufſatz über Huber, über den nicht weniger als 5 Aufſätze einliefen, während nach Herder's Tod kein Einziger das Wort ergriff, von ihm auch der Nekrolog Schillers.

Der „Freimüthige“ war von Anfang an nicht bloß als ein antiromantiſches, ſondern auch als ein anti-Weimariſches Blatt geplant. Kotzebue wollte ſeinem Zorne gegen die Weimaraner

Luft machen. Am liebsten hätte er mit Böttiger's ſchickſalsreicher Beſprechung von Schlegel's Jon begonnen; jedenfalls ſammelte er alle Unzufriedenen um ſich und griff alle Vertheidiger der Dichter-Dioskuren an. Zahllos ſind die gegen dieſe, beſonders gegen Goethe geäußerten biſſigen Bemerkungen und oft verſtieg ſich der thörichte Zorn zu maßloſen Schimpfereien und ungeheuerlichen Verdächtigungen.*) So unwürdig nun auch der gegen Goethe angeſchlagene Ton iſt — die Bemerkungen gegen die Romantiker waren nur ein grober Keil auf einen groben Klotz — man wird danach die ganze Zeitung nicht beurtheilen dürfen. Sie war für Berlin jedenfalls eine völlige und erwünſchte Neuerung. Sie belehrte durch ihre kurzen Notizen und ihre längeren Aufſätze in recht unterhaltender Weiſe über die Vorgänge auf den Gebieten der Politik, Litteratur und Kunſt, nicht bloß in Deutſchland, ſondern auch in fremden Ländern. Sie bewies eine nicht abzuleugnende journaliſtiſche und redactionelle Geſchicklichkeit. Es ſoll nicht geleugnet werden, daß Kotzebue und Merkel dem Skandal nicht abhold waren, aber man thut ihrem Blatte großes Unrecht, wenn man es etwa zu den Skandalblättern rechnet. Theologiſches und Philoſophiſches wurde in der Zeitung geſtreift, ſelten eine antikatholiſche Tendenz gezeigt, Toleranz gegen die Juden weniger durch aufkläreriſches Predigen bekundet als durch Mittheilung günſtiger Verfügungen für ſie

*) Gegen den Freimüthigen richtet ſich „Freimüthigkeiten. Ein Seitenſtück zu den Expectorazionen und zugleich ein blöder Mitbewerber um den von Herrn v. Kotzebue ausgeſetzten Preis für das beſte Luſtſpiel. Abdera." 136 SS. Es iſt ein Drama, halb in Proſa, halb in Verſen, worin das Publikum mitſpielt, die Schauſpieler improviſiren, der Lampenputzer eine Rolle hat. Es richtet ſich im Weſentlichen gegen Kotzebue, der als Hilarius — G. Merkel als Theobald — auftritt, daneben der Harlekin, Apollo, Amor. Die Natürlichkeitsrichtung, das Rührungsſtreben werden perſiflirt, Kotzebue's Verhältniß zu den Romantikern, gelegentlich auch zu den Weimaranern, wird behandelt. Doch fehlt es nicht an Spöttereien gegen Jon, Fr. Schlegel, Gall, die Kantiſche und Fichtiſche Philoſophie, Hirt (Aufſatz über Laokoon) u. Aehnl. Das Ganze nicht ſonderlich witzig, aber ein charakteriſtiſcher Beitrag für die herrſchende Stimmung.

aus Rußland oder durch Hinweis auf ihre Geistesarbeit, z. B. ihre Schulen. Oeconomische Einrichtungen wurden ausführlich besprochen, Naturwissenschaftliches in großen Abhandlungen und eingehenden Recensionen behandelt. Für die bloße Unterhaltung sorgten Aphorismen, Anekdoten, Epigramme, gelegentlich auch Uebersetzungen aus fremden Blättern. Das Berlinische trat nicht übermäßig in den Vordergrund, doch wurde ein Ueberblick über Theater und Kunst geboten, gerne aber nannte sich das Blatt ein Berlinisches und bekundete sich noch lieber als ein preußisches.

In den letzten Monaten hatte Merkel, der sich auch für einen Politiker hielt, mehr Politisches als früher gebracht und in Folge dessen kleine Differenzen mit der Censur gehabt. Er war, wie zu seinem Ruhm gesagt werden muß, ein unerschrockener Kämpfer für die deutsche Sache gegen die Franzosen, selbst als dieser Kampf gefährlich war. Mit Recht durfte er (Juni 1816) bei der Ankündigung eines neuen Blattes „Ernst und Scherz oder der alte Freimüthige" sagen, er schmeichle sich, „daß es noch nicht ganz vergessen sei, wodurch er sich im Jahre 1806 die Nothwendigkeit zuzog, seinen Freimüthigen plötzlich abbrechen und Deutschland verlassen zu müssen."

Die Antiromantiker behaupteten zunächst das Feld, doch behielten sie nicht den Sieg.

Nicht mit klingendem Spiel zog die Romantik in Berlin ein: ihr erstes allzu siegesgewisses Auftreten sah vielmehr einer Niederlage ähnlich. Wenige Jahre später indessen war die Romantik da, siegreich, fast Alleinherrscherin. Die Zeit der Vernünftigkeit und Aufklärung ging mit ihren Hauptträgern dahin. Ein junges Geschlecht zog ein, schwörend auf den Namen Goethe: Männer und Frauen, die an Shakespeare und den Südländern Formensinn und Geschmack gebildet und gereift hatten, die das Mittelalter verklärten und dem Pulsschlag der eigenen Zeit lauschten, und die als Hauptgegenstände ihrer Poesie mit immer neuem Eifer wählten: Natur und Phantasie, Religion und Vaterland.

Fünftes Kapitel.

Theater.

Das Theater hatte sich am Ende der vorigen Epoche in starkem Verfalle befunden (vergl. Bd. I S. 585—600). Dieser Verfall wurde durch pecuniäre Unterstützung und wirkliche Theilnahme des neuen Königs aufgehalten.*) Trotzdem wurde die Zeit von 1786—96 keine Blütheperiode. Fast unmittelbar nach dem Tode Friedrich's des Großen eröffnete Döbbelin (5. December 1786) das neue Nationaltheater, aber schon am 1. August 1787 wurde er von seiner Directionsstelle entfernt, zunächst als Regisseur beibehalten, aber 1790 nach vielen Unzuträglichkeiten, die sich hauptsächlich aus seiner großen, durch Spiel und unordentliche Wirthschaft erwachsenen Schuldenmasse ergaben, entlassen und starb am 10. Februar 1793. Während seiner Directionsführung hatten Schröder, Jünger, Dyk, Gotter, „Maria Stuart" von Spieß außer Uebersetzungen aus dem Französischen die Kosten des Repertoires bestritten. Einmal war „Coriolan" von Shakespeare, freilich in einer Uebersetzung von Dyk, auf der Bühne erschienen.

An Döbbelin's Stelle trat ein Directionscomité, bestehend aus Ramler (Band I S. 471 ff.), Engel (oben S. 88 ff.) und dem

*) Quellen und Litteratur außer den S. 177 ff. charakterisirten Zeitschriften, Brachvogel, Geschichte des kön. Theaters, Berlin 1878, 2. Band. J. V. Teichmann's Litt. Nachl., hgg. v. Dingelstedt, Stuttgart 1863. Schäffer u. Hartmann, Die königlichen Theater (Statistik), Berlin 1886. L. H. Fischer's mehrfach angeführtes Buch bringt Einzelnes. Die Litt. über Iffland vgl. A. D. B. Anderes (bes. Handschriftliches) ist in den Anmerkungen angeführt.

Oberfinanzrath Beyer, von denen letzterer Verwaltungsbeamter, die beiden Schriftsteller artistische Leiter waren. Alle Uebelstände eines dreiköpfigen Comité's, von dem zwei Mitglieder des Theaters wenig kundig, der dritte nur theoretisch damit bekannt war, zeigten sich auch hier. Das eigentliche Haupt war Engel. Seine Besoldung war kläglich. Sie betrug 632 Thaler, wofür er seine übrigen gutbezahlten Stellen hatte aufgeben müssen, während der Operndirector Freiherr v. d. Reck 3000 Thaler und nebenbei sehr ansehnliche Geschenke erhielt. Dazu kam, daß Engel in geschickter Weise zwischen dem Willen des Königs, der oft genug selbständig Engagements oder Aufführungen von Stücken befahl, und den Forderungen des Kämmerers Rietz, des Ramengemahls der Gräfin Lichtenau, und des genannten Operndirectors laviren mußte. Er mußte ferner Döbbelin gegenüber, welcher Besitzer der Theatergarderobe war, seine Diplomatengeschicklichkeit erproben und fortdauernd dem herrischen, launischen, litterarisch ungeschulten Publikum bald Nachgiebigkeit, bald Strenge zeigen. Unter diesem Publikum thaten sich die Lieutenants vom Regiment Gensdarmes besonders ungebührlich hervor, neben ihnen andere Adlige, die seltener auf dem Wege von Bittschriften, häufiger auf dem der Drohungen oder Ruhestörungen ihren Willen durchzusetzen versuchten. Der geplagte Director hatte außerdem Eifersüchteleien, Streitigkeiten, ja Schlägereien der Schauspieler nachdrücklich und streng zu bestrafen. Er mußte die Schauspieler anleiten und die eingereichten Stücke, selbst diejenigen beliebter Autoren, verbessern. Einen eigentlichen Dramaturgen gab es ebenso wenig wie einen Theaterdichter. Das letztere Amt begehrte H. W. Seyfried und führte als Unterstützung für sein Begehren an, daß er bei einer Uebersiedelung nach Preußen ein Vermögen von 6—8000 Thalern ins Land bringen würde. Herklots machte damals und später die Prologe und Theaterreden. Die meisten Dichter erhielten sehr geringe Honorare: gedruckte Dramen, selbst von Berliner Autoren, auch solchen, die mit der Noth des Lebens zu kämpfen hatten, galten

für vogelfrei. Auch für erfolgreiche Bühnenwerke wurde meist nur eine einmalige kärgliche Remuneration gewährt. Selbst Kotzebue, der durch Beifall Verwöhnte, forderte und erhielt nur mäßige Summen. Ungeheuerliche Ansprüche, wie die C. L. Heyne's (A. Wall), der ein volles Drittel jeder einzelnen Vorstellung begehrte, wurden mit ein paar Friedrichsd'ors abgefunden.

Nach Döbbelin's Weggang war Fleck Regisseur. Beyer wurde durch Geheimrath von Warsing ersetzt. Ramler, um Vieles befragt, schloß sich meist den Vorschlägen Engel's an. Der letztere führte mancherlei Reformen ein: der Anfang der Vorstellungen wurde von 5 auf $5^1/_2$ Uhr verlegt, die Schauspieler zu strenger Disciplin angehalten, besonders auch dazu, ihre handschriftlichen Rollen nicht weiter zu geben, damit nicht, wie dies früher geschehen war, Aufführungen seitens anderer Directoren stattfinden konnten, theatralische Schaustellungen in Bier- und Weinwirthschaften wurden inhibirt, die zahllosen Freibillets auf 10 beschränkt, unter denen auch eins für die alte Karschin sich befand — sie erhöhten sich aber bis zum Ende von Engel's Directionsführung wieder bis auf 130 — Abonnements eingerichtet, von denen das allererste Madame Schuwitz nahm, die sich für ihre Pensionärinnen eine recht sichtbare Loge auswählte. Engel war eigentlich ein behaglicher Mann, der zu solch strammer Arbeit wenig geeignet war. „Ja die großen Gelehrten," so bedauert der Wirth in einer damaligen Posse,*) „sind gemeiniglich schlechte Esser. Doch unserm Professor Engel schmeckt's dennoch. Der kann essen wie ein Drescher und trinken wie ein Mainzer Domherr." Er soll einmal voll Zorn über die Nichtbefolgung seiner Edicte ausgerufen haben: „Der Engel hat Gesetze gegeben, aber kein Teufel will sie halten." Neben vielem Guten und Richtigen, das Engel einführte, machte er Fehler und gab sich Blößen. Zu jenen gehörte, daß er trotz Heinitz' Widerspruch dem Decorationsmaler Verona ein allzu leicht erlangtes Monopol gewährte; zu

*) Das Religionsedict 1789. 2. A., 1. Scene. Die Anecdote, Gesellschafter 1818, Nr. 202.

dieſen, daß er trotz des mehrfach ausgeſprochenen Wunſches des Königs Mozart's „Zauberflöte" abwies unter dem Vorwande, daß die Inſcenirung zu viel Schwierigkeiten mache, und unter dem andern, daß der Text zu jämmerlich und zu myſtiſchen Inhalts ſei. Es iſt nicht undenkbar, daß er zu der letzteren Ausflucht getrieben wurde durch die Furcht, durch die Aufführung ſich des allgewaltigen Wöllner Zorn zuzufügen, oder daß er in der That ſich ſcheute, die Schwäche ſeines Könnens der ſchwierigen Inſcenirung gegenüber zu bekunden. Das Schlimmſte aber war, daß er das vielfach vom König gewünſchte und trotzdem abgewieſene Werk plötzlich, als der König im Felde war, zur Aufführung brachte. Unmittelbar darauf erfolgte ſeine brüske Entlaſſung, die ein vor vier Jahren eingereichtes, aber ſeitdem von Engel gewiß längſt vergeſſenes Entlaſſungsgeſuch zum Vorwande nahm.

Die achtjährige Wirkſamkeit Engel's war keineswegs eine erfolgloſe. Im Verhältniß zu den geringen Mitteln, die aus den Eintrittsgeldern und der regelmäßigen königlichen Beihülfe floſſen — nur ſelten traten außerordentliche königliche Bewilligungen für koſtſpielige Decorationen hinzu — wurde Manches erreicht. Außer dem Schauſpiel wurde die deutſche Oper gepflegt, während das königliche Opernhaus, das, meiſt nur in der Carnevalszeit umſonſt geöffnet, erſt ſeit 1789 gelegentlich gegen Eintrittsgeld zugänglich gemacht wurde, der Pflege der italieniſchen Oper diente. Schauſpieler und Schauſpielerinnen, ſelbſt die berühmte Unzelmann, waren, ſoweit es ihre Stimmmittel zuließen, verpflichtet, als Sänger aufzutreten, ja, ſie konnten ſelbſt genöthigt werden, im Ballet mitzuwirken. Das Repertoire war von dem unter der früheren Direction üblichen nicht ſehr verſchieden. Von Schiller's Stücken wurde „Don Carlos", natürlich ohne jede Entſchädigung für den Autor (20. November 1788),*) von

*) Vgl. Schiller an Körner I, 217, der die große Wirkung des Stückes auf den König conſtatirt. „Mir macht nur dieſes daran Spaß, daß Engel und Ramler ſo armſelige Hunde ſind, um nicht einmal ihren

Goethe's Werken „Die Geschwister", beide mit großem Beifall aufgeführt, von Shakespeare erschienen „Der Kaufmann von Venedig" und „Macbeth" in den damals üblichen schlechten Bearbeitungen auf der Bühne; von klassischen Werken ist außerdem Racine's „Athalia" zu nennen. Aber die Erfolge aller dieser und der von früher her beliebten deutschen Repertoirestücke verblaßten gegen die Kotzebue's, der mit vielen seiner kleinen Lustspiele, besonders aber mit seinen Schauspielen „Menschenhaß und Reue" und „Die Indianer in England" die Bühne geradezu beherrschte, — „Benjowsky" wurde aus ästhetischen und politischen Gründen zurückgelegt — und gegen Iffland's Schauspiele, die sich seit 1790 die Berliner Bühne eroberten, wie „Dienstpflicht" und „Spieler". Fast noch größer als der Beifall, den sich diese deutschen Dramatiker erwarben, war der, welcher den deutschen Opern zu Theil wurde, letzterer zugleich ein Sieg der einheimischen gegen die ausländischen Producte. Von Mozart errangen außer der „Zauberflöte" „Figaro's Hochzeit", „Don Juan" und „Titus", von Gluck „Iphigenie" und „Alceste" die schönsten Erfolge, zu denen mehr noch als der Theaterleiter die geschickten Kapellmeister Weisely und B. A. Weber das Ihrige beitrugen.

Das Interregnum der Herren Ramler und von Warsing, in dem von einer Herrschaft eigentlich kaum die Rede war, war von sehr kurzer Dauer. Eines der wenigen wichtigen Ereignisse aus dieser Zeit war die Stiftung eines Pensionsfonds für die Mitglieder der Schaubühne. Bei dieser Gelegenheit hielt Fleck eine Dankrede (vergl. Annalen Heft 15 S. 3 ff.). 1796 wurde A. W. Iffland, auf den der kunstliebende König schon seit Jahren sein Augenmerk geworfen hatte, und der ohne Zuthun, ja ohne Benachrichtigung der Directoren zum Gastspiel eingeladen worden war, zum Generaldirector ernannt, Ramler wurde seiner

Geschmack auf der Bühne behaupten zu können." Eine andere Stelle über Zwistigkeiten zwischen Ramler und Engel daselbst, Bd. I, 132. Ueber Engel's Abschiedsgesuch Schiller's Briefe, ed. Jonas IV, 41 vgl. 480.

Stelle enthoben, Warfing blieb als Juſtizkommiſſar und Iffland begann allein ſeine ſegensreiche Wirkſamkeit.

Die wahre Blütheperiode des Berliner Theaters iſt durch den Namen Iffland bezeichnet. A. W. Iffland (1759—1814) kam als Gaſt Ende 1796 nach Berlin. Ueber den Eindruck, den er auf der Bühne und in der Geſellſchaft machte, ſchrieb ein Zeitgenoſſe*): „Unſer Publikum läßt Iffland volle Gerechtigkeit widerfahren. So oft er ſpielt, wird das Orcheſter gedrängt voll Zuſchauer und die Muſik muß hinter dem Vorhange ſein. Schon um $3^1/_2$ Uhr (um $5^1/_2$ geht das Schauſpiel an) iſt das Parterre, das etwa 450 bis 500 Menſchen, ſitzende und ſtehende, faſſen mag, gedrängt voll, ſo daß man wenigſtens nicht mehr zum Sitzen kommen kann. Auch habe ich mich gefreut, daß unſere Berliner ſo manchen kleinen ſchönen Zug richtig fühlen und den Künſtler durch ein leiſes Lächeln oder durch Bravo von einzelnen Stimmen belohnen. Der Menſch Iffland wird ſich über Berlin ebenſo wenig beſchweren als der Schauſpieler. Man reißt ſich ordentlich um ſeine Geſellſchaft und kann ſeiner nur ſelten habhaft werden. Bis jetzt iſt es an unſerem Hofe noch ohne Beiſpiel, daß ein Schauſpieler bei Prinzen gegeſſen hat; Iffland iſt aber von der Prinzeſſin Ferdinand und auch von unſerem Kronprinzen zu Tiſche gebeten worden."

Der Eindruck ſchwächte ſich mit der Zeit kaum ab. Beweis dafür ſind die enthuſiaſtiſchen Urtheile in den Tageszeitungen und den Theaterzeitſchriften.

Beſſer als die gewerbsmäßigen Kritiker unterrichtet über Iffland ein unparteiiſcher jugendlicher Beurtheiler, der 1801 längere Zeit in Berlin zubrachte:**) „Man vergißt auch ihn und ſich ſelbſt, wenn man ihn auf dem Theater ſieht. Die Wahrheit ſeines ganzen Spiels, die künſtliche Natürlichkeit ſeiner Declamation und Action, die völlige Abweſenheit jeder Manier,

*) Sander an Böttiger 19. November 1796.

**) Guſtav Hehn, der Vater von Victor H., an ſeine Mutter, mitgetheilt von Th. Schiemann, Balt. Monatsſchrift, Bd. 40, S. 160.

die edle Ungezwungenheit und Gewandtheit jeder noch so geringfügigen Bewegung, die weise Oekonomie mit seiner Stimme, der Mangel am Uebertriebenen u. s. w. sind Vorzüge, die er in einem Grade besitzt, den Niemand übertreffen kann. Man vergißt, wenn er spielt, daß man einen Schauspieler sieht, man glaubt in der wirklichen Welt zu sein, man möchte sich mit in die Handlung, mit in das Gespräch mischen, weil man bei einem Bekannten zu sein glaubt. Alles an ihm ist Natur, und dies ist bei ihm die Wirkung der feinsten und gedachtesten Kunst! Wer ihn nicht hat spielen gesehen, der sage nicht, daß er schon wisse, was diese Kunst leisten kann; wer Achtung fürs Theater gewinnen, wer sich von dem moralischen Nutzen desselben und von seinem Einfluß auf menschliche Gemüther überzeugen will, der sehe Iffland spielen. Wenn er gute Grundsätze predigt, oder Fehler tadelt, so ist es unmöglich, das Schauspiel-Haus anders als mit dem Vorsatze zu verlassen, die guten Grundsätze anzunehmen und die Fehler abzulegen."

Das Theaterpublikum gab jedoch nach wie vor zu vielen Ausstellungen Anlaß. Der Lärm, das Schwatzen, Pochen, Zischen, Pfeifen war unerträglich. Selbst das Erscheinen der königlichen Familie machte keinen Eindruck. Am schlimmsten war es am Sonntag, wo die „Mylords vom Mühlendamm" erschienen. Auch Höhergestellte indessen, Offiziere namentlich, gaben weiter zu Klagen Anlaß; es kam nicht selten vor, daß die Polizei einschreiten und Verhaftungen vornehmen mußte. Gelegentlich bekundeten Gönner einer Schauspielerin diese ihre Gunst in etwas aufdringlicher Weise; bisweilen lieferten sich die Anhänger nebenbuhlerischer Actricen, die hinter den Coulissen an einander gerathen waren, auch im Parterre förmliche Schlachten. Auch kam es vor, daß Gegnerschaften zwischen einzelnen Schauspielern und dem gesammten Publikum auszugleichen waren, wenn ein Schauspieler durch Trunkenheit die Vorstellung gestört oder eine Schauspielerin durch einen heftigen Ausruf die ihrer Meinung nach nicht genügenden Beifall spendenden Zuschauer beleidigt

hatte. Der seltenste Fall war wohl der, daß ein litterarischer Zwist Publikum und Schauspieler trennte, daß das Publikum nicht aus augenblicklichem Mißbehagen ein ihm gebotenes Stück durch Zischen ablehnte, sondern daß die Abneigung gegen eine ganze Richtung demonstrativ erklärt wurde.

Iffland's Directionsführung charakterisirte sich als Mischung von Kraft und Milde. Wie seine noch jugendliche und bedeutende Persönlichkeit eine ganz andere war, als die seiner Vorgänger, so auch seine Stellung den Schauspielern, wie den Machthabern gegenüber. Diese, die ihm eine glänzende Besoldung gaben, bemühten sich, seine Wünsche zu befriedigen, jene sahen in ihm nicht bloß den erfolgreichen Dichter, sondern verehrten auch den bühnenkundigen Schauspieler und Director. Daher wußte er bald die Errichtung eines neuen Theatergebäudes durchzusetzen. Am 31. Dezember 1801 wurde das alte Theater mit einer Aufführung der „Jungfrau von Orleans" und einer Herklots'schen Theaterrede geschlossen, am 1. Januar 1802 unter dem furchtbaren Andrängen einer übergroßen Menschenmenge das neue Schauspielhaus, das an dem Platze des jetzigen stand, eröffnet, prächtiger und größer, als das alte. Wiederum hatte Herklots in einer poetischen Eröffnungsrede das Wort*), einer öden Versspielerei, in der nicht einmal Fleck's Tod erwähnt war, — während dichterisch viel bedeutendere auf diesen Tag gedichtete Reden unbeachtet blieben — und Kotzebue's „Kreuzfahrer" waren das erste aufgeführte Stück. Huldigungen für den König und die schöne Königin beschlossen die Feier.

Wie dem Publikum, den Schauspielern und den Großen, so nahm Iffland auch den Dichtern gegenüber eine ganz andere Stellung ein, als seine Vorgänger. Bisher waren Schiller's und Goethe's Stücke nur gelegentlich, vielleicht gradezu gegen den Willen des jeweiligen Leiters (vergl. oben S. 158, Anm. *), jedenfalls ohne Wissen der Autoren, aufgeführt worden; nun

*) Vgl. Berliner Neudrucke II, 3. Seite, XXXV ff., S. 148 ff.

wurden autorisirte Vorstellungen der klassischen Dichtwerke gegeben, denen die Weimaraner erwartungsvoll entgegensahen. Zwar Goethe hatte als Bühnendichter keinen großen Erfolg. Diejenigen seiner Stücke, die unter Iffland's Direction zum ersten Mal gegeben wurden, weder „Tancred" noch „Egmont", beide 1801, weder „Iphigenia" noch „Die natürliche Tochter", beide 1803, konnten das Publikum fesseln.*) Mehr vermochten dies ältere Stücke, wie „Clavigo", in dem Brockmann als Gast glänzte. Mit Schiller aber zog ein gefeierter Gast ein, der den Schauspielern die schönsten Aufgaben stellte und das Publikum mit Begeisterung erfüllte. In rascher Aufeinanderfolge wurden „Wallenstein" 1799 (nur 2 Theile, „Das Lager" erst 1803) gegeben, ein großer Triumph für Fleck, der die Titelrolle spielte, „Maria Stuart" 1801, wo die Unzelmann Triumphe feierte, in demselben Jahre (23. November) „Die Jungfrau von Orleans", die in den folgenden sechs Wochen 13 mal wiederholt und in den nächsten 40 Jahren 240 mal gespielt wurde, und in der die Pracht der Vorstellung selbst kühle Beurtheiler blendete, „Die Braut von Messina" 1803, „Wilhelm Tell" in demselben Jahre, „Phädra" 1806; auch andere Stücke, sogar Bearbeitungen z. B. „Turandot" erhielten ihren Platz, während die Uebersetzungen französischer Lustspiele zwar angeboten, aber damals nicht verwendet wurden. Die Schiller'schen Stücke wurden fast ausnahmslos in der Originalfassung dargestellt. Eine Ausnahme machte nur „Die Jungfrau von Orleans". Für sie**) fand sich zwar kein Plümicke, aber Woltmann unternahm es — denn er war es, wenn der Theaterzettel auch Schiller die Veränderung zuschrieb — den Montgomery, den schwarzen Ritter, selbst den Erzbischof zu streichen. Auch die Rollen waren theilweise schlecht besetzt, namentlich die weiblichen, da neben der Meyer (Jungfrau) die ersten

*) Vgl. Fichte's Briefe: Goethe, Jahrbuch XV, Zelter-Goethe I, 63, 76, 91, der freilich erst für die späteren Jahrzehnte der treueste Theaterreferent wurde.

**) Aus Briefen Sander's an Böttiger 1802.

Schauſpielerinnen, z. B. die Unzelmann Nebenrollen zu ſpielen ſich weigerten. Trotzdem, vielleicht nicht zum wenigſten durch den Pomp der Aufführung, eroberte das Stück raſch die allgemeine Gunſt; war der Eindruck ſchon im alten Theater, auf der kleinen Bühne ein mächtiger – beſonders angeſtaunt wurden die 160 Menſchen im Krönungszuge —, ſo wurde er auf dem neuen noch in ſtärkerer Weiſe empfunden.*) Auch alle übrigen Stücke Schiller's fanden begeiſterte Aufnahme nicht bloß wegen des Namens des Autors und glänzender Einzelleiſtungen der Schauſpieler, ſondern wegen ihres dichteriſchen Werthes. Selbſt politiſche Anſpielungen, die der übervorſichtige Iffland in Wallenſtein und Tell zu entdecken meinte, mögen bei der Menge den Erfolg noch vermehrt haben. Schiller ließ ſich die Mühe nicht verdrießen, ſelbſt für Beſetzung einzelner Rollen Vorſchläge zu machen, die Decorationen bis auf Kleinigkeiten mit dem Theaterdirector zu beſprechen, ja ein Stück (Tell) Bogen- und Aktweiſe zu ſchicken, ein Zeugniß, welchen Werth er auf Iffland und die Berliner Aufführung, die ja auch pecuniär für ihn nicht unwichtig war, legte.

Gegenüber der Vorherrſchaft Goethe's und Schiller's erſcheint das Auftreten Shakeſpeare's als ein kümmerliches. Trotz der Schlegel'ſchen Ueberſetzung, durch die er beim Publikum eingebürgert wurde, vermochte er auf der Berliner Bühne noch keinen rechten Platz zu gewinnen. Nur „Julius Cäſar" wurde damals neu aufgenommen. Dagegen herrſchten die alten Götter, am unbedingteſten Kotzebue, deſſen Luſt- und Trauerſpiele, ſelbſt „Benjowsky", faſt ausnahmslos aufgeführt wurden. Seine Herrſchaft war eine ſo unbeſtrittene, daß die Direction, die ein Drama „Johanna von Montfaucon" nur aus äußeren Gründen abgelehnt hatte, auf ein Machtwort des Gewaltigen hin ſofort zu Kreuze kriechen mußte. Von muſikaliſchen Werken ſind in

*) Schiller ſoll die übergroße Pracht des Krönungszuges getadelt haben. Göckingk, Nicolai S. 185 A., berichtet ſeine Worte: man habe den Zug und die Jungfrau gegeben.

erſter Linie Himmel's „Fanchon", einer der bedeutendſten Erfolge der Iffland'ſchen Direction überhaupt, und Gluck's „Armide" zu nennen.

Von den Berliner Dichtern kamen wenige zum Worte. Einen wirklichen Erfolg bedeutete nur Werner's „Martin Luther" oder „Die Weihe der Kraft". Die Aufführung dieſes Stückes war ein Theaterereigniß erſten Ranges.*) Das Stück wurde am 11. Juni 1806 zum erſten, am 15. Juli zum fünfzehnten Male aufgeführt und dann nur aufgegeben, weil Officiere durch eine die Hauptperſon parodirende Maskenfahrt öffentliches Aergerniß gegeben hatten. Iffland, durch ſeine Meiſterdarſtellung Luther's, riß zur Bewunderung hin. Aber das Schauſpiel ſelbſt, vom Dichter als deutſches Nationalſpiel, zur Erhebung in ſchweren Zeiten, zum Erwecken und Stärken von Glauben, Kraft und Freiheit beſtimmt, der Königin Louiſe gewidmet, ergriff viele Kreiſe mit ſtarker Gewalt. In einer Zeit religiöſer und politiſcher Lauheit mußte die warme, ſtürmiſch aufquellende, nationale und fromme Begeiſterung einen bedeutenden Eindruck hervorrufen. Daß der begeiſterte Apologet des Reformators bald ein übereifriger Katholik werden würde, konnte man nicht ahnen.

Der Grund, warum die neue romantiſche Richtung, der Werner's Luther allerdings nicht völlig zuzurechnen iſt, nicht recht zum Worte kam, lag in der litterariſchen Geſinnung, welche die Wortführer der Schule gegen Iffland ausſprachen und in Iffland's dadurch hervorgerufenen gereizten perſönlichen Stimmung. Seitens des Theaters kam es einmal geradezu zu einem kleinen Kampf.**) Am 3. November 1800 wurde das Luſtſpiel „Cha-

*) Vgl. Goedeke, Grundr., Bd. III. Neuerdings Minor, Fft. 1881, Poppenberg, Berlin 1893. „Die Weihe" wurde zuerſt 1806 gedruckt. Damals erſchienen: „Geſänge aus D. W. d. Kr.", Berlin 1806, und „Einige Worte an das Publikum über das Schauſpiel D. W. d. Kr". Berlin 1806. Vom Verf. desſelben.

**) Teichmann, S. 166. Tieck's, Schlegel's, Iffland's Briefe daſelbſt, S. 275, 281—90. Sander an Böttiger 6. Dec. 1800. Köpke, Tieck, I, 280—85. Nachgelaſſene Schriften, Bd. II. Haym, S. 757. Fiſcher, S. 96 ff.

mäleon" von Beck aufgeführt, in dem ein hungriger Bettelpoet Schulberg als Schmarotzer, Mystiker, Mitglied einer aus fünf Sonettisten bestehenden Clique, die sich beweihräuchert und Andere in den Koth zerrt, dargestellt wurde. Daß bei dieser Figur speciell an Tieck (es war von romantischen Dichtungen des Peter Lebrecht die Rede, vgl. oben S. 132) gedacht war, steht außer Zweifel, vielleicht waren auch die beiden Schlegel, Bernhardi, Novalis, eben die fünf, gemeint. Tieck beklagte sich mündlich und schriftlich bei Iffland, wünschte die Weiteraufführung zu hindern, drohte dagegen zu schreiben und sich auch sonst an Iffland zu rächen*), zog sich aber dadurch nur verdiente Abfertigung zu. Das Stück hielt sich, vielleicht mit Ausmerzung der auf die Zeit berechneten Anspielungen, die jedenfalls in der gedruckten Ausgabe von 1803 fehlten, bis 1836 auf dem Theater. Nach solchen Vorgängen blieb das Theater den Romantikern längere Zeit verschlossen.

Iffland, der selbst sein erster Schauspieler war, verfügte über einen Stab tüchtiger Kräfte. Selbst von der Döbbelin'schen Familie war die seit 1775 engagirte Tochter geblieben, die erst im Jahre 1828 starb. In erster Linie unter den Schauspielern stand Fleck, der am 20. December 1801 starb und seine Gattin Louise, geborene Mühl, beide seit 1792, K. V. Unzelmann, der launische, trunksüchtige, zu Händeln stets bereite, und seine Gattin, die durch Lieblichkeit und Genialität gleich verführerisch war,

*) Sander an Böttiger: „Um sich zu rächen, haben nun die Herren Tieck, Bernhardi und ein gewisser Grattenauer Iffland bei seinem Benefiz (Das Erbtheil des Vaters, Fortsetzung des Essighändlers) auspochen wollen. Sie suchen Theilnehmer anzuwerben. Einer der Aufgeforderten zeigt das der Polizei an und diese läßt den drei genannten Herren andeuten: wenn im Schauspiele Lärm entstehe, so werde man sich an sie halten. Die Benefiz-Vorstellung ist ruhig abgegangen, weil mehrere Polizei-Beamte zugegen gewesen sind. Nun aber wird Hr. Tieck seinen Aufsatz gegen Iffland und nebenher gegen Merkel drucken lassen. Er hat ihn schon Hrn. Maurer, dem Verleger des Archivs, geschickt, doch selbst dem ist er zu stark gewesen, und er hat erklärt, so etwas könne er nicht drucken." Diese Darstellung mag freilich für das Sensationsbedürfniß des Empfängers etwas zugestutzt sein.

beide seit 1788, nachdem der Gatte schon von 1775—81 in Berlin gewesen war, F. J. Beschort und seine besonders als Sängerin thätige Frau, beide seit 1796, Franz Mattausch seit 1789. Von neuen Schauspielern wurde in dieser ersten Zeit Iffland'scher Wirksamkeit Gern und Fräulein Maaß angestellt, von denen jener seine große komische Wirkung erst in den folgenden Jahrzehnten entfaltete, diese vornehmlich in Schiller'schen Stücken glänzte.

Die Hauptlieferanten der dramatischen Kost, die den Berlinern gereicht wurde, waren Iffland und Kotzebue.*) Jener gehörte, wie schon bemerkt, fast 20 Jahre Berlin an, dieser unstät wie immer, Reisender aus Leidenschaft und Bedürfniß, stets bemüht, sein Interesse zu verfolgen, wo es ihm am vortheilhaftesten dünkte, war nur während einiger Jahre am Anfang des 19. Jahrhunderts in Berlin, unterhielt aber dort so viele persönliche Beziehungen und gewann durch seine Zeitschrift und seine Dramen so großen Einfluß, daß er hier nicht übergangen werden darf. Man wird kaum zu viel sagen, wenn man behauptet, daß Kotzebue eine starke Stütze des Repertoires war. Die Zahlen, welche die Meisterwerke Shakespeare's, Goethe's Schiller's, Lessing's oder einzelne Opern Mozart's und Anderer aufweisen, sind freilich größer als die seiner einzelnen Stücke, aber an die Masse der von ihm aufgeführten, etwa 70, reicht keiner der Genannten und überhaupt kein Dramendichter heran. Von 1789, da „Menschenhaß und Reue" (bis 1843: 88 mal; die Fortsetzung „gutmüthige

*) Ueber Iffland vgl. bes.: Ueber meine theatr. Laufbahn, hgg. von Holstein (Deutsche Littdenkm. 24), namentlich H.'s Einleitung, wo gute Zusammenstellung d. Litteratur, Kürschner in A. D. B. XIV ist ganz äußerlich. Für die Beurtheilung Jos. Hillebrand's Littg., Bd. 2. Für Kotzebue ist außer meiner Zusammenstellung (A. D. B. XVI) Schäffer-Hartmann, Rabany, Paris 1893, J. Minor's ausgezeichnete Besprechung des letztgenannten Buches (Gött. gel. Anz., Nr. 1, 1894) benutzt, der ich im Wesentlichen gefolgt bin. Ueber Kotzebue und die Romantik s. oben S. 147ff., Kotzebue's Tod ist unten Buch 3, Kap. 14, behandelt.

Lüge" oder „Lüge aus guter Absicht" brachte es nur auf acht Vorstellungen) und „Die Indianer in England" (bis 1847: 69 mal) zuerst aufgeführt wurden, verging bis 1822 kein Jahr, in dem nicht mindestens ein neues Stück von ihm zur Darstellung gebracht wurde. Es kam wohl vor, daß einzelne Stücke sehr wenige Aufführungen erlebten, sowohl Schau- als Lustspiele, besonders fast alle Singspiele und Operetten, zu denen er den Text geschrieben hatte. Eine Ausnahme machte nur die schon oben erwähnte „Fanchon" (136 mal von 1804—53) und der „Wildschütz", der seine Unverwüstlichkeit freilich mehr der Musik als dem Texte verdankt; seinen kleinen Niederlagen aber standen die größten Erfolge gegenüber. Selbst eine Gelegenheitsposse, wie „Das neue Jahrhundert" erlebte 34 Wiederholungen, während „Paläophron und Neoterpe" sich mit 6 begnügen mußte. Die Zahl seiner vielfach aufgeführten Stücke bewegt sich aufwärts von 27 Vorstellungen („Der Besuch"), bis 58 („Brandschatzung"), 91 („Die beiden Klingsberge"), 106 („Der arme Poet"), 123 („Der gerade Weg der beste"), 130 („Die deutschen Kleinstädter"). Die Lustspiele wurden, wie schon aus diesen Zahlen ersichtlich ist, häufiger gegeben als Schau- und Trauerspiele; einzelne der letzteren waren recht beliebt, dagegen brachte es „Rolla's Tod" nur zu 10 Aufführungen. Dabei ist es merkwürdig, daß Stücke, die nach seinem Tode zum ersten Mal auf die Bühne kamen, wie etwa „Der Edukationsrath" (1822 ff.) sehr geringen Erfolg hatten, während noch Jahrzehnte nach seinem Tode die ehemals aufgeführten Stücke mit größtem Beifall sich auf der Bühne erhielten. Von den oben angeführten Lustspielen z. B. sind vier bis 1855 bezw. 65, 67 und 70 auf der Berliner Bühne gern gesehen worden.

Nun ist der Erfolg gewiß nicht der einzig richtige Werthmesser für die Güte eines Bühnenstücks. Aber es geht ebensowenig an, grade bei diesen Werken die Wirkungen auf die Theaterbesucher Deutschlands und des Auslands, die Zeitgenossen und die Späteren, ganz außer Acht zu lassen. Zudem wirken

noch heute, trotz des veränderten Geschmacks, einzelne Lustspiele erheiternd genug, und manche ernste Stücke, die nicht mehr auf der Bühne erscheinen, machen auf den Leser einen erhebenden und erschütternden Eindruck. Kotzebue entnahm seine Stoffe vielfach den Franzosen des 17. und 18. Jahrhunderts, Molière und Picard, Marmontel, Chamfort und anderen, seine Typen gelegentlich Diderot und Rousseau. In Conflicten und Motiven schloß er sich gern an Vorgänger, z. B. Goethe (Stella) an, auf die metrische Form, aber auch auf das Ritterliche mancher Tragödien gewann Schiller Einfluß, selbst den von ihm geschmähten Romantikern entlehnte er Heilige und Schutzgeister, ließ seine Helden kraft Prädestination handeln und durch Träume bestimmen und wußte zahlreiche, weniger bedeutende deutsche Dichter in Contribution zu setzen. Mit dem Instinkte, den er für alles Bühnenwirksame besaß, wußte er packende Charaktere und Motive herauszufinden. Er behandelte mit Vorliebe, wie Minor sich ausdrückt, „den Gegensatz zwischen Natur und Kultur, das Recht des Herzens und der willkürlichen Satzung", aber verwechselte dabei Natur mit dem Unnatürlichen; er suchte dem Conflict die Spitze abzubrechen, indem er ihn milderte. Daher vermochte er in den ingénus, deren Typus er zuerst in Deutschland auf die Bühne brachte, wahre Unschuld und Naivetät so selten zu schildern und stellte beim Ehebruch nur die rohe Thatsache, nicht den psychologischen Conflict dar. Edelmuth und Großmuth zu schildern betrachtete er in vielen Dramen als Hauptaufgabe; den Kindern, die durch schlichtes Erscheinen oder rührende Bitten oder durch die von ihnen erweckte Erinnerung gleich wirksam sein mußten und oft wirklich waren, wurde dabei ein ganz besonderer Platz eingeräumt. Außer dem Streben zu rühren hatte Kotzebue besonders das zu unterhalten und zu erheitern und bemühte sich, diesem von der Mehrzahl aller Theaterbesucher getheilten Verlangen durch Karrikaturen, Späße und Satiren zu genügen. Französische Revolution und Deutschthümelei, Prüderie und Devotion, Freimaurerei und Aberglauben, Schädellehre und Romantik wurden

von ihm durchgehechelt; die Weimarer Classiker und gefeierte Schriftsteller überhaupt, denen er gewiß nicht neidlos gegenüberstand, erhielten ihr Theil. Auf eine tiefere Beobachtung des Lebens selbst, auf ein Studium der ihn umgebenden Welt ging er nicht aus — zu Studien hatte der eifrige Schriftsteller, der in einer kaum 30jährigen Schriftstellerzeit mehr als 200 Theaterstücke, außerdem Romane, Reisebeschreibungen, Geschichtswerke, politische Berichte und unzählige Journalartikel schrieb, überhaupt keine Zeit — nur einzelne lustige Menschentypen gelangen ihm vortrefflich. Narren und Bediente, Dorfjunker und Kleinstädter gestaltete er in ausgezeichneter Weise, obwohl auch in den berühmtesten Lustspielen dieser Gattung die französischen Vorbilder oft durchsichtig genug sind. Aber Krähwinkel, das erst durch Kotzebue ein Spottname wurde, wurde mustergültig als Typus einer Kleinstadt geschildert. Er arbeitete in leichtsinniger und frivoler Weise mit altbewährten Recepten, wie Verkleidungen und Mißverständnissen. Oft konnte er einem pikanten Anreiz nicht widerstehen und mußte seiner Natur entsprechend Frivoles und Unmoralisches in reicher Fülle darbieten. Nur an das, was ihm wirklich verehrungswürdig galt — Religion und Vaterland — rührte er nicht und grade dem Patrioten, als der er sich freilich weniger in seinen Dramen, denn in seinen übrigen Schriften zeigte, dürfte die unbedingteste Achtung zu Theil werden. Nicht durch Phantasie und Genie, nicht durch Fleiß und tiefe Beobachtung, sondern durch Speculation auf die niedrigen Instinkte der Menge, ihr Rührungs- und Erheiterungsbedürfniß, durch leichte Benutzung litterarischer Vorbilder, durch seltene Geschicklichkeit in der Anwendung der Mittel, durch Schaffung überaus dankbarer Rollen für die Schauspieler bereitete sich Kotzebue unter den Theaterdichtern eine unvergleichliche Stellung und erhielt sich in seinem Ruhme auch für Berlin Jahrzehnte lang.

An Talent stand Iffland ihm offenbar nach;*) an Ernst,

*) Selbst Bernhardi im „Kynosarges" räumt ein, daß Iffland tief unter Kotzebue stehe, daß des Letzteren Stücke im Vergleich zu denen des

Fleiß und Ehrbarkeit übertraf er ihn bei weitem. Doch noch weniger als der Erfolg vermag allein die Ehrbarkeit dem Dichter Lorbeer zu verschaffen. Es waren zwei völlig verschiedene Menschen, die hier fast gleichzeitig in die Litteratur eintraten und gemeinsam ein Vierteljahrhundert den dramatischen Geschmack ihrer Landsleute bestimmten, indem sie ihm dienten. Kotzebue, einer begüterten adeligen Familie entstammend, von einer zärtlichen Mutter gepflegt und verwöhnt, lernte nie des Lebens Noth kennen, sondern befand sich Dank seiner Betriebsamkeit und seiner Erfolge meist in glänzenden Verhältnissen; Iffland, obwohl er als Mitglied einer gutbürgerlichen Familie zur Welt kam, entfloh aus dem Elternhause, um seiner Leidenschaft, Schauspieler zu werden, Genüge zu thun, und mußte lange Zeit die Schwere des Daseins kosten. Infolgedessen war die Weltanschauung beider eine völlig entgegengesetzte. Kotzebue's heiterer Optimismus stand Iffland's schwerem Lebensernst gegenüber. Kotzebue hatte wenigstens Humor, der in tollen Uebermuth ausarten konnte, sodaß manche seiner Lustspiele wirren Possen glichen, Iffland blieb auch in seinen Lustspielen ein trockener Pedant. Kotzebue betrachtete die Zeit, wenn auch in Zerrbildern, Iffland, der in der Gegenwart zu stehen und ihre Sitten darzustellen meinte, versetzte sich in eingebildete Zeiten und Welten. Kotzebue war wohl eine Zeitlang als Dramaturg, Theaterdichter, ja vorübergehend als Theaterdirector thätig, im Allgemeinen aber ein Schriftsteller, der auf das Publikum sah; Iffland war zeitlebens Schauspieler und Schauspielleiter, der sein Augenmerk auf die Schauspieler richtete. Kotzebue fühlte sich als eine Macht für sich, der sich an Anderen zu reiben, mit ihnen anzubinden als Naturzwang erachtete, dagegen Andere neidlos anzuerkennen nicht vermochte; Iffland wünschte in Ruhe zu leben und bezeigte sich daher fast unterwürfig gegen die Großen. Nur in einem waren beide gleich; sie errangen durch ihre dramatischen Arbeiten

Ersteren kühner, kraftvoller, im Innern reicher und poetischer, seine Darstellungen individueller sind.

einen großen Erfolg, nicht bloß an der Stätte ihres augenblicklichen Wirkens, sondern in ganz Deutschland und über seine Grenzen hinaus. Aber dieser Erfolg überdauerte bei Iffland die Zeiten nicht. Während manche Stücke Kotzebue's noch heute Lächeln erregen, erzeugen Iffland's Stücke, wenn sie bei feierlichen Gelegenheiten aus dem ehrwürdigen Staube der Vergessenheit gezogen werden, gähnende Langeweile. Denn so groß und bedeutsam Iffland als Schauspieler in komischen und tragischen Rollen, in seinen eigenen Stücken und in Werken der großen Classiker war, in denen er als der erste, ja fast der einzige würdige Repräsentant erschien, so klein und unbedeutend ist er als Dichter.

Das Gebiet, dem Iffland hauptsächlich seine Vorwürfe entnahm, ist das bürgerliche Drama, das Familien- und Sittengemälde. Dadurch, daß er beständig bürgerliche Ehrenhaftigkeit verherrlichend vorführte, wurde er auf die Dauer langweilig: er konnte nur Idealbilder des Guten und Schreckensgestalten des Bösen entwerfen und durch einen moralischen Schluß für die Befriedigung der Leser sorgen. Er blieb platt und prosaisch in der Schilderung der Liebe, in der Darstellung der Situationen, in der Ausbildung der Charaktere. Wohl war er fleißig, aber seine „Fruchtbarkeit, die fast alles neben ihm verdrängte", ließ ihn zu einer gedeihlichen Ausarbeitung nicht gelangen. Die Handlung in seinen Stücken ist meist unmotivirt, der Plan verworren, die Charaktere übertrieben, der Schluß gewagt. Selbst Schiller und Goethe, die Iffland, den Schauspieler verehrten, den Theaterdirector schonten und den Menschen respectirten, vermochten ihn als Dichter nicht zu halten. Goethe, der Kotzebue trotz seiner gründlichen Verachtung des Menschen auf der Weimarer Bühne oft genug das Wort gelassen und einzelne seiner Stücke zusammengestrichen und geändert hatte, bewies zwar manchen Iffland'schen Dramen denselben Liebesdienst, fügte einem von ihnen — den „Hagestolzen", das er für das Beste hielt und von dem er erklärte, es sei das Einzige, das aus der Prosa ins Ideelle geht — ein Nachspiel hin-

zu. Das Profaiſche und Alltägliche der Gegenſtände und der Behandlung aber, das eine Zeitlang das Publikum unterhielt, das ſich gern ſelbſt ſah, wirkte auf die Dauer, wie Goethe ſelbſt bekannte, abſtumpfend und abſtoßend. Dazu kam die Unmanier, die moraliſche Beſſerung unmotivirt von außen her erfolgen zu laſſen, nicht aus den Situationen und Charakteren heraus zu entwickeln, und endlich wie bei Kotzebue der falſche Kontraſt von Kultur und Natur, das Herabdrücken jener und das Hinaufſchrauben dieſer. Aber von beiden hatte der Dichter, der ein guter Menſch, aber ein ſchwacher Beobachter war, keine richtige Vorſtellung. In ſeichter Aufklärungsmanier ſuchte er die großen Angelegenheiten der Zeit zu löſen. So blieb der große Menſchendarſteller, der meiſterhaft die Gebilde der größten Dichter verkörperte, unfähig, aus eigener Kraft lebenswahre Geſtalten zu ſchaffen.

Als Berliner Theaterdichter iſt als Dritter Engel zu nennen. Er bewies durch ſeine Dramen, daß er kein Dramatiker war. Außer ſeinen vollendeten eigenen Bühnenwerken gibt es von ihm ein paar Fragmente und einzelne Ueberſetzungen, ferner eine Operette „Die Apotheke“. Viele ſeiner Dramen wurden mehrfach aufgeführt, einzelne überſetzt, einige von dem Autor verſchiedentlich umgearbeitet. Sie waren zu ihrer Zeit ſehr beliebt und boten angehenden Dichtern vielfache Anregung. Die meiſten ſeiner Dramen, deren einige erſt nach ſeinem Tode gedruckt, andere ſchon in den 70er Jahren entſtanden ſind, beziehen ſich auf den ſiebenjährigen Krieg oder behandeln deſſen Wirkungen. Friedrich der Große kommt zwar ſelbſt nicht vor, aber ſein Wirken: Belohnung der Guten, Beſtrafung der Schlechten, die ſeine Befehle übertraten und durch Grauſamkeit Schrecken verbreiteten, Menſchlichkeit im ſchönſten und beſten Sinn ſoll überall deutlich werden. Dies geſchieht ſchon in dem von Pietät triefenden Luſtſpiel „Der dankbare Sohn“, wo der zu hohen militäriſchen Würden gelangte Sohn eines Bauern, der Stolz ſeiner Eltern, gerade zur rechten Zeit kommt, um einem böſen, geradezu betrügeriſchen

Werber das Handwerk zu legen. Das Vorbild Friedrich's wirkte auch in dem Stückchen „Der Edelknabe", wo freilich der Fürst, der mit vollen Händen große Geldsummen und Kostbarkeiten verschenkt, Jahrgelder spendet, nicht Friedrich sein soll, wo aber doch in dem Fürsten das großmüthige, das wahre Verdienst erkennende, ebenso nachsichtslos bestrafende als freundlich belohnende Wesen des Königs verkörpert ist. Deutschthum, mit allgemeinem Patriotismus verbrämt, und Aufklärungsideen, denen sich gelegentlich Hohn gegen die Geistlichen zugesellt, schimmern auch durch das römische Gewand hindurch („Titus"), denn Vespasian, der seinen Sohn Titus erst auf Andringen des Senats zum Imperator und Cäsar ernennt und gerade demjenigen unter den Senatoren am liebsten zuhört, der ein freies Wort nicht zurückhält, soll eine Idealgestalt für Friedrich sein, und sein Sohn Titus mit dem ganzen Aufklärungsprogramm, das er in einer seitenlangen Rede darlegt, ist kein anderer als Friedrich's Nachfolger, wie ihn die Aufklärer sich dachten und erhofften. Sind diese kurzen Versuche, in denen, obgleich bei ihnen manchmal der Titel Lustspiel vorkommt, kein Funken Humor zu spüren ist, noch immerhin erträglich, so ist das große Drama „Eid und Pflicht" eine fünfactige Salbaderei. Vielleicht wurde es so schlecht durch seine häufige Umarbeitung. Es hieß ursprünglich „Die Geißel", dann „Der Eid", dann „Der erzwungene Eid" und bekam endlich seinen jetzigen Titel, durch den allerdings am besten der Conflict ausgedrückt wird. Die meisten Personen dieses Stückes überbieten sich an Edelmuth; von dem Vater an, einem Stadtrath, der geschworen, eine neue Contribution nicht zu unterzeichnen, obwohl er durch seine Weigerung sein Verderben und seinen sicheren Tod vor Augen sieht, bis zu dem feindlichen Hauptmann. Dieser, der schon vorher aus reiner Menschlichkeit sich das Schicksal der Familie zu Herzen genommen, thut, als er erkennt, daß er von dem Sohne gerettet worden ist, einem Soldaten, der bloß die Kleinigkeit einer Fahnenflucht und eines Meineids auf dem Herzen hat, sonst aber ein Musterbild von

Tugend ist, alles Mögliche, um Vater und Sohn zu retten. Dem Tugendbold steht der obligate Bösewicht gegenüber, ein Oberst, der eigentlich nur die Strenge der Kriegsgesetze walten läßt, aber eine alte Schuld, die er auf dem Gewissen hat, mit seiner Entlarvung und seinem freiwillig-gezwungenen Abschied büßen muß. Selbst der Tod des kranken Vaters, der wegen der begleitenden Umstände rühren und ergreifen müßte, wirkt hier, trotzdem er neue Thränenfluthen der Schauspieler entfesselt, wie eine Erlösung.

Von einer Berliner dramatischen Litteratur außer den Werken Iffland's, Kotzebue's und Engel's kann man kaum sprechen. Wohl lebten einzelne Dramatiker in Berlin, wie K. Chr. Renke und F. W. Raebiger, aber ihre wenigen Dramen sahen schwerlich das Licht der Lampen.*)

Auch F. L. W. Meyer's „Beiträge, der vaterländischen Bühne gewidmet" (Berlin 1793) mögen in diesem Zusammenhange genannt werden. Er war zwar kein Berliner, lebte aber einige Jahre in der Residenz, war Mitherausgeber einer Zeitschrift und veröffentlichte dort (gleichfalls 1793) seine „Spiele des Witzes und der Phantasie", gewandte Uebersetzungen, gefällige Tändeleien mit frivolem Beigeschmack, gelegentlich ernste Gedanken, z. B. eine Verherrlichung Rousseau's und nachdrückliche Hinweise auf die Kunst und Litteratur der Renaissance. Seine Dramen sind, wie schon der Titel besagt, nur Bearbeitungen, und zwar aus dem Spanischen, Französischen, Englischen, keine selbständigen Schöpfungen.

Von einiger Bedeutung waren H. W. Seyfried, K. A. Herklots und Rambach. Der Erste, der auch in Zeitschriften sein lebhaftes theatralisches Interesse bezeugte (vgl. oben S. 65), schrieb während

*) Ueber sie und die folgenden s. Goedeke, Grundriß V, 396 fg. A. W. Heidemann, Tugend und Liebe. Tr. und das dicke Halstuch L., beide Berlin 1796. In letzterem: Entlarvung eines Falschspielers und Gecken, der in einem Halstuch eine Uhr zu escamotiren sucht. Ueber Meyer s. A. Zimmermann, Halle 1890.

seiner Berliner Zeit, in der er, wie gezeigt (S. 156), Dramaturg werden wollte, einige Bühnenstücke. Sein sehr weitschweifiges Drama (fast 200 Seiten) „Die Thronfolge, ein fürstliches Familiengemälde" (Berlin 1796) ist ein langausgesponnenes Intriguenstück, in dem ein guter schwacher König, ein besserer Erbprinz, eine beste Prinzenbraut und ein allerbester Rathgeber, der sich als Hofnarr gerirt, durch List des letztgenannten über einen schwächlichen, verführten zweiten Prinzen, dessen schlechte Geliebte und den noch schlechteren Hofmarschall triumphiren. Alle Guten werden belohnt und alle Bösen empfangen ihre gebührende Strafe. Die naive Anschauung des Verfassers, daß ein solches Zerrbild des Hoflebens an einem Hoftheater aufgeführt werden könnte, war ebenso wunderlich, wie die Kühnheit, mit der er einzelne Tiraden und ganze Situationen Lessing'schen, Schiller'schen, aber auch niedrigeren Vorbildern entnahm.

Herklots (1759—1830, oben S. 83) lebte 40 Jahre lang in Berlin, übersetzte eine große Zahl französischer und italienischer Singspiele und verfertigte unendlich viele Prologe, Theaterreden zu Geburtstagen und anderen festlichen Gelegenheiten. Seine selbstständige dramatische Production ist nicht sehr bedeutend. Aber sein Lustspiel „Der Proceß oder Verlegenheit aus Irrthum",*) in dem Berliner in Leipzig die Hauptrolle spielen, eine kleine Probe Berliner Dialects gegeben wird, wo nach französischem Muster ein Liebespaar durch einen frechen Diener und eine schnippische Zofe zusammengeführt, streitsüchtige Väter versöhnt werden und ein deutscher Professor gehöhnt wird, zeugt von nicht übler Possenbegabung. Sein „lyrisches" Drama „Pygmalion oder die Reformation der Liebe" sollte die Venus „Pandemos" in eine „Urania" umgestalten. Es zeigt, abgesehen von dieser für die damalige Zeit wichtigen Tendenz, höchst dramatisches Leben: die Wiedervereinigung Pygmalion's mit Elisen, die durch ein Mißverständniß getrennt waren, die Verklärung dieses Künstlers und Menschen, der Triumph reiner Freundschaft und kriegerischer

*) Operette, Berlin 1793. Der Prozeß, Lustsp. Berl. 1794.

Tüchtigkeit bei dem Kampf um die Herrschaft Cyperns werden vorgeführt, oft in bombastischen, mitunter in Versen, die wirkliches Gefühl verrathen.

Rambach's Dramen „Der große Kurfürst vor Rathenau", „Otto mit dem Pfeile", „Friedrich von Zollern" (Berlin 1797 bis 1798) waren im Grunde nur historische Studien mit patriotischer Tendenz, die der Dichter geradezu den Königen widmete, von denen er Belohnung seines Schaffens zu erhalten wünschte. „Eine Frucht des Friedens und des erhöhteren Interesses für das glückliche Vaterland" nannte er selbst eines dieser Schauspiele. Die beiden ersten wurden wirklich, das erste mehrmals, das letztere, wie es scheint, nur einmal in Berlin aufgeführt, auch in Weimar zur Aufführung angenommen. Kritiker erklärten sich zum Theil sehr günstig über die Arbeiten. Bei dem „Großen Kurfürsten" benutzte Rambach das Werk des Vorgängers Bluhm, bei den übrigen behauptete er, selbständig gearbeitet zu haben. Alle diese Dramen, übrigens in Prosa geschrieben, außer einem poetischen Prolog, wirken auf uns wie leere Declamationen ohne rechtes dramatisches Leben. Die eingefügten Volks- und Liebesscenen könnten aus einer flüchtigen Lectüre des Egmont geschöpft sein. Zu den Reiterscenen lieferte Götz das Muster, Geisterscenen und Narren, die die Wahrheit sagen sollen, gemahnen an Shakespeare. Die Dramen übertrugen modernste Gedanken in vergangene Zeit und nahmen mit jener Unart, die überpatriotischen Dichtern eigen war, auf die glänzende Zukunft des Staates Rücksicht, dessen Vergangenheit sie behandelten.

Das große theatralische Interesse der Berliner zeigt sich in einer ganzen Reihe von damals erschienenen Sammelwerken, die dem Theater gewidmet waren. Die im Jahre 1799 bei Nicolai dem Sohn mit besonderm Buchtitel versehene, aber früher erschienene zweibändige „Berlinische Dramaturgie"*) von Friedr. Schulz umfaßt die Besprechung der Berliner theatralischen Vor-

*) Das Buch ist selten geworden. Ich benutze ein Exemplar durch die Güte der Buchhandlung von C. Priewe. Dies Exemplar trägt

gänge der zwei vorhergehenden Jahre. Die Hauptbedeutung dieses litterarischen Unternehmens besteht darin, daß damit die erste wirklich ständige Theaterkritik in Berlin geschaffen wurde. Denn durch das Erscheinen dieser Zeitschrift fanden sich auch die anderen veranlaßt, eine stehende Theaterrubrik in ihren Spalten zu begründen.

Unsere Zeitschrift beschäftigt sich mit den aufgeführten Stücken und den Leistungen der Schauspieler. Unter den behandelten dramatischen Autoren fehlen Goethe und Schiller gänzlich. Das Schweigen über beide Dichter ist ein absichtliches. Denn die Gelegenheit über Goethe zu sprechen, wird selbst dann nicht ergriffen, wenn sie sich gleichsam aufzwingt. Weder wird sein Name bei Gluck's „Iphigenie in Tauris" noch bei Dr. Faust genannt.

Um so häufiger wird dagegen Lessing erwähnt. Seine berühmte Faust-Scene (Faust mit den sieben Geistern) wird bei Besprechung des „Terkaleon" in den „Neuen Arkadiern" wörtlich abgedruckt; von seinen Stücken werden „Minna von Barnhelm" und „Emilia Galotti" eingehend behandelt. Der dem ersten Stück gewidmete Abschnitt ist ein Hymnus auf Lessing und auf die Unzelmann. Dagegen ist der sehr ausführliche Artikel über Emilia Galotti durchaus keine Lobrede. Nach einem bösartigen Spott auf Mendelssohn („er lebt nicht mehr; man läuft nicht Gefahr, ihn zum zweiten Male zu tödten, wenn man dreist genug wäre, zu zweifeln, ob Lessing wirklich ein großer Dichter war") bedient sich der Kritiker hauptsächlich Friedrich Schlegel's kurz vorher im „Lyceum der schönen Künste" erschienenen Widerlegung Lessing's, die wesentlich darin gipfelt, dem Stücke „prosaischen Verstand" zuzuschreiben, und polemisirt gegen die Art, wie Unzelmann den Marinelli spielt.

Die „Berlinische Dramaturgie" muß als ein ganz achtungswerthes Unternehmen bezeichnet werden. Die Kritiken sind im Ganzen vorurtheilslos und anständig. Sie sollen hauptsächlich

das bekannte Bücherzeichen des alten Nicolai und eine handschriftliche Widmung des Sohnes an den Vater.

den auf dem Nationaltheater aufgeführten Schau- und Luſtſpielen gewidmet ſein, gedenken aber auch einmal der Döbbelinſchen Truppe in Potsdam und gehen häufiger auf Oper und Singſpiele ein, obwohl ſie die letztere Art eigentlich verwerfen. Unter den klaſſiſchen Dramendichtungen wird außer denen Leſſing's, Shakeſpeare's Hamlet beſprochen und bei dieſer Gelegenheit der echte Shakeſpeare verlangt, die Schröder'ſche Verwäſſerung aber abgewieſen. Viele der ſonſt beſprochenen Stücke ſind völlig verſchollen.

Außer jetzt ganz unbekannten Stücken treten ehrwürdige Antiquitäten der Litteraturgeſchichte auf, wie Otway's „Gerettetes Venedig“, das in einer neuen Bearbeitung von Fülleborn über die Bühne ging. Daneben erſchienen Stücke von Autoren, deren Namen zwar noch heute bekannt ſind, deren Werke aber in den Theaterarchiven oder im Staub der Bibliotheken ruhen, wie Schröder, Jünger, Lafontaine. Die Dramen des Letzteren werden von dem Kritiker bezeichnet als „Niederlagen von einem langweiligen Allerlei, beſtehend aus Gemeinplätzen, zierlichen, öfter noch gezierten Floskeln, die hundert Prediger ſchon geſagt haben und Lafontaine ſelbſt ſchon zweihundert Mal wiederholt hat, von pittoresken Schilderungen, von Skeletten ohne Saft und Fleiſch, bald von weiß und rother oder himmelblauer, bald von aſchgrauer Farbe mit gelben Saffianflecken oder auch von durcheinander geſtrichenen und gewürfelten Farben aller Art.“

Ganz anders weiß unſer Kritiker von den wirkungsvollen Dramatikern zu ſprechen: Iffland und Kotzebue. Den damals aufgeführten Stücken des Erſteren wird ein faſt unbedingtes Lob ertheilt. Manche Beurtheilungen ſind geradezu Dithyramben. Auch Kotzebue wird gelobt, aber nicht unterſchiedslos, vielmehr werden die unvermittelten Uebergänge vom Ernſthaften zum Komiſchen, die Unwahrſcheinlichkeiten der Charakterentwickelung, das Unkünſtleriſche der Sprachbehandlung getadelt. Dagegen wird ſtets bei ſeinen damals aufgeführten Stücken die unmittelbare, oft gewaltige dramatiſche Wirkung hervorgehoben, vor Allem auch der Lacherfolg ſeiner Poſſen.

Die Beurtheilung der aufgeführten Stücke ist nur die eine Aufgabe des Theaterjournals, die andere ist die Besprechung der schauspielerischen Leistungen. Dieser Theil der Arbeit wird mit großer Gewissenhaftigkeit und Ausführlichkeit, im Ganzen mit viel Wohlwollen unternommen. Stete Angriffsobjekte haben die Kritiker nicht; sie wollen die Schauspieler eher ermuntern als abschrecken. Sie sind Schauspielern und Dichtern gegenüber durchaus keine Lobredner der Vergangenheit, indem sie den Lebenden die Todten als unerreichte Muster vorhalten, bei jeder weniger gelungenen Leistung seufzend an eine vergangene meisterhafte denken, sondern stehen völlig auf dem Boden ihrer Zeit. Mit ganz besonderer Theilnahme, oft mit Entzücken, werden die Leistungen von Iffland, Frau Unzelmann, Fleck und Frau, Beschort, Frau Eunicke analysirt und gelobt; auch Mattausch erhält manch warmes Wort der Anerkennung. Von Gästen ist so gut wie gar nicht die Rede. Bemerkenswerth ist nur die Erwähnung eines einzigen, der Demoiselle Jagemann, der spätern Frau von Heygendorf. Sie, Jahre lang erster Stern und wirkliche Beherrscherin des Weimarer Hoftheaters, war bald nach ihrem ersten Auftreten — sie war damals hauptsächlich Sängerin — als Gast nach Berlin gekommen, wo sie zuerst als Oberon in dem nach Wieland gearbeiteten Singspiel der Frau Seyler die Berliner entzückte, dann ebenso in einem späteren Gastspiel in anderen Gastrollen auftrat und vom Publikum und von der Kritik begeistert begrüßt wurde.

Außer den Stücken, Schauspielern und ästhetischen Fragen werden gelegentlich die Ereignisse und die geistigen Strömungen der Zeit berührt. Einmal ertönt Klage über die Leere des Theaters, weil ein an demselben Tage stattfindendes Pferderennen alle Schaulustigen in Anspruch genommen habe. Ein anderes Mal wird von einem Theaterklatsch berichtet: Forderungen werden laut, die man in viel spätere Zeit zu setzen gewohnt ist und zu deren Ausführung es noch vieler Jahre bedurfte, z. B. die Errichtung von Volksbühnen, wo National-

burlesken, wie der Ausdruck einmal lautet, dargeſtellt werden ſollten. Der Vorſchlagende hofft dadurch „den Beſuch der vielen Schlupfwinkel der Debauche" zu vermindern und trägt kein Bedenken „viele zum Theil ſehr unbeſuchte Kirchen" zur Verwandlung in ſolche Theater anzuempfehlen. Zeigt ſich ſchon in der Art, wie man ſolche Vorſchläge auszuführen gedenkt, die Aufklärungstendenz jener Zeit, ſo noch mehr in der Lobpreiſung einer Poſſe „Der Komet". Sie richtete ſich gegen die Leichtgläubigen, welche durch die von Paris erfolgte Anſagung des Erſcheinens eines Kometen in Furcht und Schrecken geſetzt worden waren. Die Meiſten freilich, ſo meint der Kritiker bei Erwähnung des herzlich unbedeutenden Machwerks, hätten ſich durch die Erſcheinung nicht in ihren gewöhnlichen Beſchäftigungen und Zerſtreuungen ſtören laſſen, ſie hätten fortgefahren, „Kottbuſſer zu trinken und Mariage dazu zu ſpielen."

Bedenkt man die Zeit, in welcher die Theaterzeitſchrift erſchien, die ſchickſalsſchweren Jahre 1797, 1798, ſo ſollte man meinen, daß die Politik mit ſchwerdröhnendem Tritt über die Bretter dahinſchreitet. Dagegen muß man andererſeits die geringe Entwickelung der öffentlichen Meinung im Auge behalten, welche den Autoren verbot, politiſche Vorgänge dramatiſch zu behandeln und dem Publikum demonſtrative Bethätigung ſeiner Anſchauungen unterſagte. Doch ſind zwei ſolche Fälle, in denen Politik und Theater in Verbindung traten, hervorzuheben. Am 2. Januar 1798 wurde ein Stück Kotzebue's „die ſilberne Hochzeit" gegeben. Am 3. Januar 1798 wurde die Gräfin Lichtenau gefangen genommen. An dieſe Frau dachte Kotzebue gewiß nicht, als er in dem genannten Stück eine Gräfin Lohenſtein ſchilderte, die ſich durch die Gunſt eines Fürſten zu hoher Stellung aufzuſchwingen weiß, in dieſer Stellung allerlei Schlechtes ausführt, bis ſie entlarvt und zum Lohn ihrer Thaten ins Gefängniß abgeführt wird. Aber das zufällige Zuſammentreffen der Wirklichkeit mit der Dichtung wirkte außerordentlich ſtark auf das Publikum. Man jauchzte über die Gerechtigkeit

Friedrich Wilhelm's des Dritten, indem man der Gerechtigkeit des neuen Fürsten in der „silbernen Hochzeit" zu applaudiren schien.

Noch ein zweites Mal spielte die Politik in das Theater hinein. Das Freiheitsgeschrei von jenseits des Rheins hatte die Gewaltigen sehr empfindlich gegen die Sache, ja das Wort Freiheit gemacht, selbst wenn es mit revolutionärer Bewegung gar nichts zu thun hatte. Wiederum war es ein älteres Kotzebue'sches Stück (vgl. oben S. 156, 164) „Graf Benjowsky oder die Verschwörung auf Kamtschatka", das dieser freiheitsfeindlichen Stimmung zum Opfer fiel. Es behandelte einen fast zeitgenössischen Stoff, nämlich den Ausbruch des Genannten (1791) mit einzelnen Mitverschworenen aus dem Gefängnisse in Kamtschatka und seine Flucht in Gemeinschaft mit der Tochter des Gouverneurs. Dieses Stück sollte, wie es in dem Theaterjournal heißt, „aus nichtigen und zum Theil lächerlichen Gründen erst gar nicht auf unsere Bühne gebracht werden. Die unschuldige Freiheit, die der gefesselte, geplagte Sklave auf Kamtschatka wünscht, war der Stein des Anstoßes. Doch man hat sich endlich eines anderen besonnen; was gestern schädlich schien, ist es heute nicht mehr, und das berüchtigte Stück, Graf Benjowsky, berühmter, berüchtigter noch als der Held desselben, erschien am 29. Januar auf unserer Bühne, belacht und beweint, beklatscht und bewundert von Logen und Parterre."

Auch in andern fast gleichzeitigen Publikationen trat das Theaterinteresse der Berliner hervor. Die erste*) bezieht sich keineswegs bloß auf Berlin, obwohl die dort aufgeführten Schauspiele, die dortigen Directionsangelegenheiten und Künstler im Vordergrund stehen. Vielmehr wurden Wien, Dresden, Hamburg, Riga berührt, Weimar, wo mit Wohlwollen, aber ohne Begeisterung von Schiller und Goethe die Rede war, Breslau, wobei gelegentlich ein „Prolog" unsers berühmten

*) Allgemeine Theaterzeitung, herausgegeben von J. G. Rhode, 2 Bände, 50 Nummern, Berlin 1800.

Manſo mitgetheilt wurde. Dem Verzeichniß ſämmtlicher Künſtler der genannten Theater folgte eine Charakteriſtik. Theoretiſche Aufſätze über Gebärden, Theatergeſetze wechſelten mit Ueberſetzung und Erklärung eines Kapitels aus Quintilian, Gedichte an Schauſpieler und Schauſpielerinnen wurden mitgetheilt, auch eins an Iffland, dem zum Ruhm angerechnet wurde, daß ein Grattenauer ihn tadle. Iffland ſelbſt ergriff einmal das Wort, wie denn überhaupt die Polemik einen breiten Raum einnahm, z. B. gegen den ſächſiſchen Theaterleiter Opitz und gegen den biſſigen Theaterkritiker Bernhardi. Die größte Beachtung fand wohl Kotzebue, deſſen Stücke ſehr gelobt, deſſen Erlebniſſe und Direktionsführung in Wien mit großer Breite dargelegt, deſſen perſönliche Schickſale erzählt wurden. Bei Erwähnung der Ehrenpforte hieß es: „es iſt nicht ſchwer zu errathen, von wann ſie kommt, und wohin ſie will“, und am Ende von Nummer 30 war zu leſen: „Herr von Kotzebue befindet ſich in Petersburg in Freiheit und erwartet daſelbſt die Ankunft ſeiner Frau.“ Die Zeitſchrift ſollte in der Eunomia eine Fortſetzung finden, die auch dazu beſtimmt war, das Archiv der Zeit zu erſetzen (vgl. S. 69).

Ein anderes theatraliſches Werk*) iſt vielleicht am merkwürdigſten durch ſeine Ausſchließung alles Berliniſchen. Es berückſichtigt vorzugsweiſe das Ausland, Frankreich und England ſowohl in ſeinen Dramatiker- (Dichter und Schauſpieler) Biographieen, als in ſeinen Anekdoten, die, ſoweit ſie ſich auf Schauſpieler beziehen, häufig deren Unwiſſenheit zum Gegenſtand haben, und die, ſobald ſie von Schauſpielerinnen handeln, häufig ſtark gepfeffert ſind. Die großen deutſchen Dichter kommen viel ſeltener vor, als Franzoſen, wie Molière und Voltaire. Gelegentlich werden Schiller'ſche Stücke erwähnt, Goethe erſcheint nur ein-

*) Vademecum für Schauſpieler und Liebhaber des Theaters, enthaltend ernſthafte und luſtige Bruchſtücke und Miscellanien, ſonderbare Gebräuche und unterhaltende Anekdoten, das Theater betreffend, 3 Thle. Berlin, C. A. Nicolai 1798.

mal. Eigentlichen litterarischen Charakter hat das Unternehmen durch Mittheilung größerer Proben aus Schlegel's Shakespeare-Uebersetzung und des Abschnittes über Drama und Roman aus „Wilhelm Meister", letztere freilich mit einer bitterbösen Vorbemerkung.

Außer den bisher erwähnten Sammelwerken ist einer dramaturgischen Schrift zu gedenken*), die für die Zeit von 1781 bis 1798 interessante Materialien enthält und in einer Verherrlichung Iffland's gipfelt; das eigentliche Centralorgan waren „Bertram's Annalen"**), die sich als eine Fortsetzung der „Ephemeriden der Litteratur und des Theaters" bezeichneten. Diese Zeitschrift brachte Prologe und Theaterreden, Schauspielerverzeichnisse und genaue Mittheilungen über die aufgeführten Stücke. Sie berücksichtigte Gegenwärtiges und Theatergeschichte, enthielt Biographien von Schauspielern und Mittheilungen über ihr Leben und Treiben, manchmal mit der ausgesprochenen Tendenz, auf ihre Sittlichkeit einzuwirken. Für die Einzelforschung über Berliner Theatergeschichte sind die Annalen ein unentbehrliches Hülfsmittel.

Die Stärke des Theaterbedürfnisses, zugleich das Vorhandensein französischer Neigungen zeigt sich endlich in dem 1802 auftauchenden Plane, ein französisches Theater zu bauen, einem Plane, der nur aus patriotischen Rücksichten hintertrieben wurde.***)

Aus allem bisher Angeführten ergibt sich eine ganz ungewöhnliche Theaterlust der Berliner. Waren die von den hauptstädtischen Dichtern gereichten Stücke auch vielfach minderwerthig, gar oft recht fragwürdig und trugen sie daher nicht selten dazu bei, einen unedlen Geschmack noch gründlicher zu verderben, so waren die Darbietungen einzelner Schauspieler von hoher künst-

*) Taschenbuch für Theaterfreunde auf das Jahr 1800 von Karl Albrecht mit einem Titelkupfer. Berlin 1799.

**) Annalen des Theaters. 20 Hefte. Berlin bei Maurer 1788—97.

***) N. Berl. Monatsschr. 1802, VI, S. 62 fg., 114 ff.

leriſcher Vollendung, die Geſammtleiſtungen, die eine treffliche Schule verriethen, gingen über einen guten Durchſchnitt hinaus; die Begeiſterung aber, mit der Schauſpieler und Zuſchauer den Meiſterwerken großer Dichter zujubelten und wetteiferten, ihnen in Berlin eine dauernde Heimſtätte zu bereiten, enthielt die Bürgſchaft für eine gedeihliche Entwickelung.

Sechstes Kapitel.

Gesellschaften und Klubs.

Höhere Kunstgenüsse bot nicht nur das Theater. Vielmehr nahm Musik und bildende Kunst einen neuen Aufschwung. Für die Musik muß es genügen, da die Oekonomie des vorliegenden Werkes nicht mehr gestattet, wie dies noch im ersten Bande geschehen konnte, auf die Geschichte dieser Kunst ausführlich einzugehen, die Namen Reichardt, Fasch und Zelter zu nennen. Für die bildende Kunst stehe statt aller anderen nur J. G. Schadow's ehrwürdiger Name, Schadow's, der als Ur-Berliner zwei Generationen vor sich hinscheiden sah, eine neue Aera der Bildhauerkunst in Berlin schuf, mit zahlreichen Werken seiner Hand Berlins Häuser und Kirchen, das Brandenburger Thor und Berliner Plätze schmückte, der in Radirungen satirisch seine Erlebnisse und die Vorgänge der Zeit, in Zeichnungen sich selbst und die Persönlichkeiten seiner Bekannten schilderte, und der, so ungefüge ihm auch beim herannahenden Alter die Rede wurde, seine Erlebnisse aufzuzeichnen und seine Gedanken über Kunst und Kunstwissenschaft zu äußern suchte.

An manchen Festen, theils solchen, die von frohem Künstlervolk veranstaltet wurden, theils den officiellen vom Hof gegebenen, betheiligte sich Schadow, neben ihm namentlich der Archäologe A. Hirt (1759—1836), der seit 1796 in Berlin, wohin er durch die Gräfin Lichtenau gezogen und wo er von ihr gefördert wurde (vgl. oben S. 23), als Mitglied der Akademie, später als Professor

an der Universität gelehrte archäologische Kenntnisse verbreitete, sein reiches antiquarisches und kunsthistorisches Wissen dem Hof und den Staatsbehörden zur Verfügung stellte, von denen er in Kunst- und technischen Fragen oft zu Rathe gezogen wurde. Schadow's Atelier wurde der Sammelpunkt der Fremden, die im Verhältniß zu der Kostspieligkeit und Beschwerlichkeit der Reisen ziemlich zahlreich nach Berlin kamen. Nur von einigen wenigen dieser Fremden, deren Aufenthalt in gewisser Weise als epochemachend bezeichnet werden kann, soll mit ein paar Worten die Rede sein. Auch Böttiger's Besuch, obwohl diese Persönlichkeit für Berlin nicht unwichtig ist (vgl. oben S. 102), muß sich mit einer kurzen Erwähnung begnügen.

Unter den vornehmen Besuchern, bei deren kurzer Schilderung die zeitliche Aufeinanderfolge nicht gewahrt zu werden braucht, muß Schiller an erster Stelle genannt werden.

Schiller, der nach dem Wunsche Mancher dauernd für Berlin gewonnen werden sollte, war laut seinem Kalender vom 1. bis 17. Mai 1804 in Berlin, besuchte Theater und Concerte, speiste bei Schriftstellern und Prinzen und wurde der Königin vorgestellt. „Berlin", schrieb Schiller, „gefällt mir besser als ich erwartete. Es ist dort eine große persönliche Freiheit und eine Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben. Musik und Theater bieten mancherlei Genüsse an, obgleich beide bei weitem das nicht leisten, was sie kosten." Das hauptsächliche litterarische Ereigniß während seiner Anwesenheit war die Aufführung der „Jungfrau von Orleans" (6. 12. Mai). Während der Anwesenheit des Dichters, ebenso wie früher und später, riefen die Aufführungen Schiller'scher Stücke begeisterte Theilnahme hervor. Der ehemalige Groll einzelner Kreise (Bd. I, 598) hatte allgemeinem Enthusiasmus Platz gemacht. Die Berliner Zeitschriften bewiesen dies freilich bei Schiller's Besuche nicht, der „Beobachter" hatte Dinge, die für ihn wichtiger waren, zu registriren, und der „Freimüthige", der auch Schiller oft tadelte, nahm von seinem Aufenthalte keine Notiz. Die beiden Berliner politischen Zeitungen brachten Schiller's Namen

unter den angekommenen Fremden, berichteten von dem glänzenden Empfang, der ihm am 4. Mai im Theater bereitet wurde, enthielten Buchhändleranzeigen vom Tell und der zweiten Auflage der Gedichte, die Spener'ſche (15. Mai) veröffentlichte ein Begrüßungsgedicht von L. Monti und ein mattes Räthſel, das ſich auf Schiller bezog. Aber die Freude der Berliner war wärmer, als dieſe Erzeugniſſe verrathen. Darum erregte die am 16. Mai 1805 mitgetheilte Nachricht von ſeinem Tode tiefſtes Bedauern. Die Berliner Zeitungen veröffentlichten zahlreiche gutgemeinte Gedichte zur Ehre des Heimgegangenen. Schon am 21. Mai 1805 ward der Gedanke einer Benefizvorſtellung für die Hinterbliebenen angeregt; ſie fand am 9. Mai 1806 ſtatt und ergab einen glänzenden Ertrag.*)

Auch ein anderer Schriftſteller, von dem Schlegel, der auch Schiller nichtachtend behandelte, geſagt hatte, „er habe eine krankhafte Empfindſamkeit, eine faſt dichteriſche Reizbarkeit der Einbildungskraft und einen capriciöſen Humor zur Mitgabe empfangen", Jean Paul, hatte kurz vorher in Berlin großes Aufſehen gemacht. (Mai, Juni 1800, October bis Mai 1801.) Caroline, die Tochter des Berliner Obertribunalraths Mayer, führte er als Gattin heim. Er wäre gern in Berlin geblieben, wenn er Freude an der dortigen Natur und eine Stellung nach ſeinen Wünſchen gefunden hätte. Denn von den Menſchen, außer von den Gelehrten, war er entzückt, wie dieſe von ihm. Von Männern und Frauen, Theologen und Staatsmännern, geiſtreichen Jüdinnen und vornehmen Adligen ward er umſchwärmt und verhätſchelt. „Ich wurde", ſchrieb er ſelbſt, „angebetet von den Mädchen, die ich früher angebetet hätte. Viele Haare erbeutete ich und viele gab mein eigener Scheitel her, ſo daß ich ebenſowohl von dem leben wollte, was auf meiner Hirnſchale wächſt, als was unter ihr iſt." Das Bedeutſamſte für ihn war jedoch ſeine Aufnahme bei der Königin, ſeiner eifrigen Bewunderin, die ſonſt in litte-

*) Schiller, Körner, II, 464 fg.; Teichmann, S. 83 fg.; Spener'ſche Zeitg. 21., 28., 30. Mai, 18. Juni 1805 (4.—20. Mai 1804).

rariſchen Dingen gar nicht hervortrat, — während der König dieſer Verherrlichung eines Civiliſten kopfſchüttelnd zuſah. — „Ich ſprach und aß in Sansſouci", ſchrieb er in einem Briefe vom 14., „mit der gekrönten Aphrodite, deren Sprache und Umgang ebenſo reizend iſt als ihre edle Muſengeſtalt. Sie ſtieg mit mir überall auf der heiligen Stätte herum, wo der große Geiſt des Erbauers ſich und Europa beherrſcht hatte. Geheiligt und gerührt ſtand ich in dieſem Tempel des aufgeflogenen Adlers." Die Begeiſterung für Jean Paul erhielt ſich Jahrzehnte lang, trotz der verſchiedenſten litterariſchen Strömungen; ſein Tod wurde in Berlin ſehr betrauert; er hatte dort, wie ein competenter Beurtheiler ſagt,*) „die zahlreichſten Freunde und Anhänger".

Ein anderer illuſtrer Gaſt, der mehr als die beiden Letztgenannten von ſich reden machte, war Gall. Am 11. März 1805 kündigte Kotzebue an, daß Gall innerhalb drei Wochen 12 Vorleſungen halten werde, nachdem er ſchon das Jahr vorher geleſen hatte. Ein lebhaftes, viele Monate andauerndes Für und Wider, in dem Pilat, Bendavid, Walter das Wort ergriffen und in welchem Halliſche und andere auswärtige Berichte verwerthet wurden, erhob ſich beide Male über Gall's Lehre; Publikum und Zeitungsſchreiber waren meiſt für den Neuerer. Walter's „Etwas über Gall's Hirnſchädellehre" wurde mit der ſchnöden Bemerkung abgefertigt: „Etwas iſt nicht viel." Zwei Denkmünzen wurden auf Gall geſchlagen, deren eine die Aufſchriften trug: „Im Forſchen kühn, beſcheiden im Behaupten" und „Der Seele Werkſtatt zu erſpähen fand er den Weg." Gall's Vorleſungen 1804 und 1805 machten ungeheures Aufſehen. Trotz des verhältnißmäßig hohen Preiſes (2 Friedrichsd'or für 18 Vorleſungen) waren die beiden Curſe 1804 von 160 Zuhörern beſucht. 1805 hielt er noch ſtärker frequentirte Vorleſungen für die Aerzte und das Publikum beiderlei Geſchlechts, außerdem

*) Varnhagen, Bl. III, 406.

Privatvorleſungen in kleineren Cirkeln bei der Fürſtin von Oranien, wo auch der König mehrfach anweſend war, und bei der Herzogin von Curland.*) Gall ſelbſt wurde durch den Erfolg ſeiner Berliner Vorleſungen ermuntert, einen Leitfaden über ſeine Lehre herauszugeben, und dankte am 21. Mai öffentlich für die großartige Aufnahme, die er in Berlin gefunden habe.

Rühmlicher war das Intereſſe, das die Berliner bei dem Gerüchte vom Tode Alexander's von Humboldt zeigten. In vier verſchiedenen Artikeln (Spener'ſche Zeitung, 16. bis 30. Juni 1804) wurde die Nachricht beſprochen, bis ſie endgültig widerlegt werden konnte; der ehemalige Erzieher der Brüder, Kunth, der in dieſer Angelegenheit häufig das Wort ergriff, conſtatirte, daß „die Theilnahme der Größten und Beſten ſich aufs Neue an dem Schickſale des Reiſenden ſo lebhaft geäußert" habe. Auch die „Berliniſche Monatsſchrift", die ſonſt auf lebende Perſonen nicht einging, ſondern nur Zuſtände beſprach, widmete damals (1804) dem großen Reiſenden einen ſympathiſchen Artikel.

Ein anderer vornehmer Beſuch, März bis April 1804, der viele Kreiſe an- und aufregte, war der von Frau von Staël.**) Nahmen auch Zeitungen und Zeitſchriften, ſelbſt „der Freimüthige", von der Anweſenheit der wunderbaren Frau keine Notiz, ſo muß ſie nach mannigfachen Zeugniſſen durch ihre Wißbegierde, ihre Freiheitsſchwärmerei, durch ihre Kunſt, die Menſchen zu verwandeln und aus ihnen Geheimes hervorzulocken, außerordentlich gewirkt haben. Mehr als anderen Beſuchern öffneten ſich ihr die höchſten Kreiſe. Ihre Sucht und ihr Talent, Alles kennen zu lernen, ſich Männern und Richtungen von verſchiedenſter Art zu nähern, ohne doch eine beſtimmte Partei zu ergreifen, bewährte ſie auch hier. Sie ſprach Nicolai, dem ſie durch ein höchſt bemerkenswerthes Empfehlungsſchreiben

*) Der Abſchnitt über Gall meiſt nach Briefen Sander's an Böttiger.

**) Lady Blennerhaſſet, III, 65 ff.; Goethe-J. VIII, 5 ff.; Kotzebue an Böttiger 7. April 1804; Böttiger an Nicolai, 29. Febr., Nicolai's Antwort, 4. April; vgl. „Euphorion", 2. Heft, 1894, S. 382 ff.

Böttiger's zugewiesen war. Sie wollte sich von Fichte sein philosophisches System auseinandersetzen lassen und verdarb es gründlich mit dem Philosophen, der im mangelhaftesten Französisch der Bitte der geistreichen Französin nachzukommen versuchte, dadurch, daß sie sein „Ich" mit dem Münchhausen verglich, der sich an seinem eigenen Zopfe ans Ufer schwang. Sie ließ Kotzebue, trotz gelegentlicher Spöttereien, ihre Anerkennung zu Theil werden und schätzte seine Theaterstücke. Sie knüpfte Annäherungen mit den Romantikern an, deren Haupt August Wilhelm Schlegel sie bald ganz in ihre Kreise zog. Sie bewunderte Rahel und erklärte diese Bewunderung in offenster Weise. Trotz alledem fand sie in Berlin nach Weimar und Paris nicht ihre Rechnung: das Wohlleben nahm ihr einen zu großen Platz ein; sie sah Gelehrsamkeit, wo sie Geist und gesellschaftlichen Tact suchte, Einförmigkeit und Neigung zum Klatsch, wo sie das vielgestaltige, auch den höchsten Fragen zugewendete Treiben der Pariser Salons erwartete.

Darf man diesen zuletzt gebrauchten Ausdruck auf das Berlin jener Zeit anwenden, so wird man nur wenige Salons finden, die den Parisern irgendwie ähnlich waren. Die Hofgesellschaft und die Vornehmen hatten, wie schon mehrfach gezeigt wurde, wenig geistige Interessen; liebte es einer, wie der Prinz Louis Ferdinand, mit Schriftstellern zu verkehren, so suchte er diese eher an drittem Orte auf, als daß er sie in seinem Palais versammelte. Geistige Centren, wie sie nach der Begründung der Universität und dem Zusammenströmen gelehrter Männer häufiger waren, gab es noch nicht; die Conditoreien wurden erst in den zwanziger Jahren, als das Interesse an den Zeitungen und den von ihnen gemeldeten politischen Ereignissen lebhafter wurde, ein Sammelpunkt geistig angeregter Männer, Schriftsteller und Beamten, die im Gedankenaustausch mit Freunden das eigene Urtheil zu berichtigen oder für ihre Anschauungen Propaganda zu machen suchten.

Die Buchhändler, von denen einzelne, wie Reimer, später ein offenes Haus hielten, waren damals meist einfache Kaufleute.

Eine Ausnahme machte nur das Haus des Buchhändlers J. D. Sander*), in dem eine wirkliche Geselligkeit geübt wurde. Der Mann war gebildet, ja gelehrt, längere Zeit Lehrer; dann in Folge seiner Verbindung mit dem jüngeren Voß Buchhändler, zuerst als Voß' Theilhaber, dann unter eigner Firma. Seines Freundes Lafontaine Romane erhielten durch ihn die letzte Feile, der Text von Gluck's Iphigenie ward von ihm deutsch bearbeitet. Die Frau war, so lange sie Jugend und Reiz besaß, nach Böttiger's Ausdruck, „eine feile Coquette, die gern mit den schönen Geistern liebelte", ihrem Manne viel Verdruß bereitete, später, nachdem der Mann krank geworden war, bekam sie den Ernst des Lebens zu kosten, indem sie in schwierigen Zeiten die Handlung leiten mußte. In diesem Hause ging es, namentlich von 1797 bis 1805, ungemein lebhaft zu. Der Mann verlegte Merkel's Schriften und den „Freymüthigen", die Frau empfing die Schlegel und deren Cumpane, die sich von ihr füttern und anschwärmen ließen, um sich öffentlich und geheim über sie lustig zu machen.

Aber eine Gesellschaft in großem Stil fand man, wie Schleiermacher einmal sagte, in jener Uebergangszeit nur in den Häusern der Juden. Diese, wenn auch durch das Gesetz keineswegs ihren Mitbürgern gleichgestellt, aber in einem ehrlichen Kampfe um ihre Gleichstellung begriffen, der 1812 zu glücklichem Ende geführt wurde, besaßen Reichthum genug, um einen großen Kreis um sich zu versammeln, und Bildungsstreben, Manche wohl auch Bildungssucht, um in solchen Versammlungen sich wohl zu fühlen, oder durch sie zu glänzen. Manche der Frauen jüdischen Ursprungs waren als Mädchen zu sehr beengt, um Freunde bei

*) Briefe Sander's an Böttiger, 2 Bde. — Im neuen Reich 1876, II. 65 ff., 96 ff. — Ueber das Sander'sche Haus ausführlich Laun, Memoiren (Bunzlau 1837) I, 197 ff. Das. bis S. 260 manche Notizen über Berliner Künstler und Theater.

sich zu sehen, wie Sara und Marianne Meyer, von denen die erstere später als Frau von Grotthus fern von Berlin lebte, die letztere als Frau von Eybenberg, Gemahlin des Fürsten Reuß, solange sie in Berlin weilte, einen aristokratisch-litterarischen Hofstaat um sich versammelte. Bei Anderen, wie den Frauen aus der Familie Itzig, bei David Friedländer, bei Frau Sara Levy, um nur einige hervorzuheben, ging es bescheidener zu. Die Blüthe dieses geselligen Treibens wird aber durch die Namen von Henriette Herz und Rahel Levin bezeichnet. Außer den Wirthen selbst waren in diesen Kreisen wenige Juden zu finden; das Hauptcontingent lieferten die Schriftstellerkreise und die vornehme Welt. Frauen waren weniger vertreten, sodaß die Zirkel der Rahel Levin den spießbürgerlich Gesinnten wohl geradezu als verderbenbringende Orte für junge Mädchen erschienen. Gewiß aber trifft diese Zirkel kein Vorwurf, so wenig wie ihre Beherrscherin ein sittlicher Makel, vielmehr waren diese Salons, in denen weder glänzende Bewirthungen noch rauschende Feste geboten wurden, Stätten reinsten geistigen Genusses.

Henriette Herz*), 1764—1848, seit 1779 die Gattin, seit 1803 die Wittwe des klugen, gelehrten Arztes und Philosophen Marcus Herz, war „eine große übertünchte Unwahrheit." Sie lebte nur für die Menschen, nie für die Dinge. Unter den Menschen kam sie zuerst, dann die, welche durch Geist, Stellung oder Reichthum etwas bedeuteten. Sie war weder engherzig noch unsittlich, hatte nach den Traditionen ihrer Religionsgenossenschaft, aus der sie aus Achtung für ihre fromme Mutter

*) Ueber Henr. Herz und Rahel habe ich „Gesch. d. Juden in Berlin", „Vortr. und Versuche" und A. D. B. gehandelt. Für Henr. Herz, deren ungedruckte Briefe an Börne ich kenne, kommt: Aus Schleiermacher's Leben, Bd. 1, 2, und Fürst, Erinnerungen 1850; für Rahel: Varnhagen, R. Buch des Andenkens, 3 Bde., Berlin 1834; Rahel und Varnhagen's Briefw., 6 Bde., Leipzig 1874—75, und Varnhagen's Aufsätze in Verm. Schriften, 3. Theil, in Betracht. — Die Aeußerung Brinckmann's bei Varnh., S. 248; die der Jenny v. Gustedt, Westerm. Monatsh. 1891, Nov. 244, vgl. das ihr gewidmete Buch von L. v. Kretschman, Braunschweig 1892, S. 35 ff.

erſt 1817 nach dem Tode dieſer alten Frau trat, Intereſſe für ihre Verwandten und äußerte ſpäter, als ſie allein war, thätiges Wohlwollen für die Dürftigen. Aber von einfacher Herzensgüte war ſie ebenſo entfernt wie von Einfachheit des Weſens überhaupt. „Madame Herz lebt geputzt, ohne zu wiſſen, daß man ſich ausziehen kann und wie dann Einem iſt.“ Beſſer, als mit dieſen Worten der Rahel, die zu groß war, um Henriettens Antagoniſtin zu ſein, kann man dieſe kaum charakteriſiren. Man müßte nur noch aus den gegen die Herz gerichteten Spottverſen Ludwig Robert's die Worte „Tugend verübend, entzückt mit Gewalt“ hinzufügen, um die Unaufrichtigkeit ihres Bildungsenthuſiasmus und das Gezwungene ihres ſittlichen Verhaltens zu kennzeichnen.

Auch eine kleine Scene, die Meiſter Schadow aus dem Herzſchen Hauſe berichtet (Kunſtwerke und Kunſtanſichten S. XX) kann zu ihrer Charakteriſtik dienen: „Der Wohnung gegenüber war ein Tanzboden, man hörte Muſik, das Stampfen und Juchhe der Tänzer. Frau Herz ſagte zu ihrem Manne: was hilft uns die feine Bildung; zu dieſem Grad von Fröhlichkeit bringen wir es nie. Ihr Mann ſagte: dagegen entbehren jene auch des ſtillen Genuſſes, den ein gutes Buch gewährt und der Mittheilung von Entdeckungen im Bereiche der Naturkräfte zum Wohle der Menſchheit.“

Denn das Meiſte geſchah bei ihr, um nach außen zu glänzen, nicht um einem inneren Drange zu genügen. Sie beſaß Verſtand und Gelehrſamkeit, aber weder Geiſt noch Urtheil. Sie lernte viel, ſo daß ſie mehrere Sprachen beherrſchte und Ueberſetzungen aus einigen dieſer Sprachen zu fertigen im Stande war. Sie naſchte an allen Wiſſenſchaften, trieb ſogar einige ernſthaft. Sie war Dilettantin in Allem, Künſtlerin freilich nur in der Geſelligkeit. Dort verdankte ſie ihre Erfolge in erſter Linie ihrer Schönheit, dann ihrer Strenge, welche den Tugendhaften ſchmeichelte und die Lüſternen erregte, ferner einem wunderbaren Anſchmiegungstalent an Männer und Frauen, das darin

beſtand, aus jenen das in ihnen ſchlummernde Geiſtvolle und Eigenartige hervorzuholen, dieſen den Mitgenuß am Gehörten und Geſehenen zu verſchaffen, endlich der Gabe zu ſchweigen und das von Anderen Aufgenommene im paſſenden Augenblick zu äußern. Einen wahren Sinn und Geſchmack für das Große und Schöne beſaß ſie nicht; ihre Reiſen nach Dresden, nach Italien waren nur Modeſache, ihre Schwärmerei für die Romantik war ſo wenig innerlich, daß ſie aufhörte, ſobald eine neue Richtung erſtand. Ein wirklich geiſtreiches Wort iſt von ihr nicht überliefert und die wenigen von ihr bekannten Briefe bekunden nur gewöhnlichen Sinn und Alltäglichkeit. Aber alle dieſe Eigenſchaften befähigten ſie ganz beſonders der Mittelpunkt eines großen Kreiſes zu ſein: berühmte Fremde, wie Jean Paul und Schiller, gingen ihr nicht vorbei, Ausländer, wie Mirabeau, Frau von Staël und Frau von Genlis, beſuchten ihr Haus; Gelehrte, Künſtler und Schriftſteller, die längere Zeit in Berlin lebten, waren Stammgäſte ihres Salons, unter anderen die Brüder Humboldt, Göckingk, Arndt, Prinz Louis Ferdinand, die Herzogin von Kurland und Eliſe von der Recke, vor allen Schleiermacher, der mit ihr eine die Zeit ſchwärmeriſcher Neigung überdauernde Freundſchaft unterhielt, und Börne, der ſich kurze Zeit in Leidenſchaft für die ſchöne Frau verzehrte. Aber zwei Dinge zeichneten ſie aus: Treue und Thätigkeit. Selbſt als ſie von der Höhe geſunken war, die ſie einſt eingenommen, hörte ſie nicht auf, zu wirken und zu ſchaffen. Ihre Lebensluſt und Thatkraft blieben unverändert. Sie war ſtets, wie Schleiermacher ſagte, „eine Frau voll praktiſchen Talents, das bis zur Unerſättlichkeit geht."

Die meiſten aus dem Kreiſe der Henriette waren auch Hausfreunde der Rahel Levin, deren Hauptglanzzeit gewiß vor ihre Verheirathung mit Varnhagen (1814) fiel, ſodaß das alleinſtehende, nicht ſonderlich begüterte, eher unſchöne als durch ihr Aeußeres beſtechende Judenmädchen in ihren Zimmern die Elite der Geſellſchaft verſammelte. Schweden und Spanier, Franzoſen

und Italiener, Prinzen und Geſandte, Generäle und Diplomaten, Künſtlerinnen und Gräfinnen — nur wenige adlige Damen ſahen naſerümpfend auf die Jüdin*) — bildende Künſtler und Schauſpieler, Schriftſteller und Dichter trafen ſich bei ihr: Alles war aufgenommen, nur nicht die Pedanterie und Langeweile. Sie war keineswegs von dem Streben erfüllt, allein zu glänzen, ſondern beſaß die große Tugend, Andere geltend zu machen. Sie leitete die Unterhaltung nicht nach vorbedachtem Plane oder der eigenen Neigung folgend, ſondern nach den Wünſchen und Fähigkeiten der Anweſenden.

Rahel war weder ſchön noch gelehrt, ſie konnte manchen Männern abſtoßend erſcheinen und erregte bei ſchwächeren Frauen Furcht, aber wer ſie näher kannte, blieb von ihr gefeſſelt. Als ſie jung war, flößte ſie Einigen Liebe ein und wurde nicht immer den Würdigſten gegenüber von Leidenſchaft gepackt; älter geworden, erweckte ſie Bewunderung und gewann Sympathie. Selbſt denen, die den Geiſt nicht zu ſchätzen vermochten, wurde ſie verehrungswürdig durch eine ſtets gleichbleibende werkthätige Güte. Sie half, wo es anging, in einem engen Familienkreis, und in der großen Maſſe, wo in Krieg und Frieden Elend zu bekämpfen war. Güte war ein Grundzug ihres Weſens, den ſie in der von ihr verfertigten Grabſchrift ausſprach: „Gute Menſchen, wenn etwas Gutes für die Menſchen geſchieht, dann gedenkt in eurer Freude auch meiner.“ Sie beſaß eine große Seele und einen größeren Geiſt. Geiſtige Selbſtändigkeit, künſtleriſches Mitempfinden, ſcharfe und tiefe Kritik zeichneten ſie aus. Das Theater war ihre Leidenſchaft, ihre Bemerkungen

*) Hierfür ein ſehr merkwürdiges Zeugniß in: Friederike Gräfin von Reden, geb. Freiin Riedeſel zu Eiſenbach. Ein Lebensbild nach Briefen und Tagebüchern von Eleonore Fürſtin Reuß. Mit einem Porträt in Farbenlichtdruck und zwei Anſichten. Berlin 1888. Dort heißt es II, 58 über Rahel: „Sie muß als Jüdin geboren und ſpäter Chriſtin geworden ſein, war eine Philoſophin, wohlthätig dabei und ſehr geſucht, mir aber ſehr unheimlich durch ihre abſtrakten Ideen und excentriſches Weſen. Gott bewahre uns vor ſolcher Mutter, Schweſter oder Tochter!“

über Stücke und Schauſpieler ſind voll Feinheit und Scharfſinn. Goethe blieb zeitlebens ihr Abgott. Sie war das Orakel eines großen Kreiſes; ſie mußte ihre Meinung oft unterdrücken, da man zu erpicht auf ihr Urtheil war. Dies äußerte ſie in ihren oft dunklen Ausſprüchen, in ihren Briefen, die, wie für große Gelehrte die Werke, ihre Lebensarbeit waren. Vielleicht ſetzte ſie ſich manchmal in Poſitur und wurde unklar in der Abſicht, die Menſchen noch mehr zu feſſeln. Aber Modeſucht leitete ſie niemals. Das Neue lockte ſie nie, bloß weil es neu war; es mußte bedeutend ſein, um Raum bei ihr zu gewinnen. Aber wie ſie früher in ihrer Jugend Fichte und Novalis zu ergründen ſuchte, ſo konnte ſie ſpäter Hegel'ſche Philoſophie und den St. Simonismus ſtudiren; Gans, Ranke, Fürſt Pückler, wurden ihre Freunde, wie es Brinckmann und Friedrich Schlegel dreißig Jahre früher geweſen waren. Henriette Herz' Blüthezeit überdauerte kaum ihre Schönheit; Rahel blieb eine typiſche Erſcheinung Jahrzehnte hindurch. Jene wirkte durch ihre Erſcheinung, die flüchtig war, dieſe durch ihr Wort, das dauerte. Es war eine Macht geweſen, als es den Hörern erklang; es wurde aufs neue zur Macht, als es nach ihrem Tode gedruckt dem Publikum entgegentrat. Man kann über ihr Denken nicht beſſer urtheilen, als der ſchwediſche Graf Brinckmann es that, einer ihrer Intimen, der lange in Berlin lebte und durch dichteriſche und philoſophiſche Verſuche, die er theils unter ſeinem Namen, theils unter dem Pſeudonym Selmar herausgab, ſich einen geachteten Namen erwarb, obwohl er nach dem Witzworte eines Zeitgenoſſen nicht Allen ein Bringmann wurde: „Was ich in den Hörſälen der Weiſen, in den geheimnißvollen Tempelhallen der Frommen, in der ſinnlichen Prachtwelt vergebens geſucht habe, unbeſchleierte Wahrheit, Selbſtändigkeit des Geiſtes und Innigkeit des Gefühls, kam mir in dem Dachſtübchen dieſer ſeltenen Selbſtdenkerin als eine heilige Offenbarung entgegen.“ Ueber ihr Frauenweſen mag eine Frau urtheilen, Jenny von Guſtedt, geborene von Pappenheim, die nicht durch den perſön-

lichen Eindruck der jugendlichen Rahel beſtochen, nicht in ihrem Urtheil voreingenommen durch die Einwirkung Berliner Kreiſe, ſondern die als vornehme Adlige durch ihre Geburt auf eine andere Sphäre gewieſen war und als Weimaranerin dem Kreiſe der Rahel eher fremd gegenüberſtand: „Sie griff mit ihrer Philoſophie in das Leben ein, ihr Denken wurde zur That und wie ſie mit ihrem Geiſt in anderen Seelen unermüdlich den Geiſtesfunken weckte, wie ſie das Kleinliche in allen Herzen zu vernichten ſuchte, wie ſie, ohne aus ihrer Weiblichkeit herauszutreten, das Große in den Männern förderte, ſo ſtand ſie mit voller Berufskenntniß im praktiſchen Leben da, helfend, rathend, tröſtend, unbekümmert um Dank und Undank, die echte, reine, deutſche Frau.“

In den Salons geiſtreicher Frauen drängten ſich in erſter Linie Männer. Dort war das Geſpräch die Hauptſache, dem freilich ſchon in Rückſicht auf die Hausfrau und die übrigen anweſenden Damen beſtimmte Grenzen gezogen waren. Auch war die Bewirthung völlig Nebenſache, obwohl die Aera des dünnen Thees und der durchſichtigen Butterbrode, die man als beſonderes Kennzeichen Berliner Abendgeſellſchaften betrachtet, wohl einer ſpäteren Periode angehört. Daher läßt ſich denken, daß die beſchäftigten Männer, die den Tag über ſich den Berufspflichten im Amt oder gelehrter Thätigkeit widmeten, an beſtimmten Abenden das Bedürfniß fühlten, unter ſich zwanglos zu plaudern, auch wohl eingehend Fachangelegenheiten zu verhandeln, dabei aber Speiſe und Trank gebührend zuzuſprechen. Von den Geſellſchaften, die bloß der Pflege des Leibes gewidmet waren, oder in denen dem Karten- oder Würfelſpiele gehuldigt, oder dem Tabakgenuß gefröhnt wurde, braucht hier nicht geſprochen zu werden; wohl aber mag ein Hinweis auf einige Club's oder Geſellſchaften hier Platz finden.

Das Weſen aller dieſer Geſellſchaften war ziemlich das gleiche: man kam entweder jede Woche ein- oder auch zweimal im Monat im Zimmer eines Gaſthauſes Abends zuſammen,

nahm eine gemeinsame Mahlzeit, über deren Zusammensetzung und Kosten sich manchmal minutiöse Vorschriften finden, widmete sich entweder nur geselliger Unterhaltung oder hörte einen Vortrag an, welchem sich eine Discussion anschloß, oder stellte zur Besprechung besondere Themata auf, über die schriftliche Referate vorher eingeliefert oder mündliche in der Versammlung gegeben wurden.

Die vornehmste dieser Gesellschaften war der Berliner Montagsclub,*) einst „lachende Gesellschaft" genannt, 1748 begründet. Der eigentliche Begründer war der Schweizer Schultheß, ihm schlossen sich Berliner Dichter wie Ramler, Künstler wie Quanz, Schriftsteller wie Lessing an. Von 1756 an war Nicolai das anerkannte Haupt, dessen Familienfeste als Feiertage galten; der Club wurde das Generalquartier der Aufklärer. Theden und Teller, Biester und Gedike, Klein und Meil, Oesfeld und Rosenstiel gehörten zu den Mitgliedern. Berühmte Durchreisende, wie Garve, Sonnenfels, G. Forster, verfehlten nicht, als Gäste den Sitzungen beizuwohnen. Die Vereinigungen waren durchaus zwanglose, in denen heitere und ernste Gespräche bei einem einfachen Mahle abwechselten; die Sinnesart der Hauptmitglieder jedoch brachte es mit sich, daß gerade in Perioden der Unfreiheit hier ein Freiheitsring sich bildete. Je länger es dauerte, umsomehr verlor die Gesellschaft von dieser ihrer Bedeutung. Sie blieb bestehen, als lebenskräftiger Zeuge einer verschwundenen Zeit.

Auch das 75. Stiftungsfest (1823) wurde feierlich begangen. In einem kleinen, poetische Beiträge enthaltenden Heft**) begrüßte Göckingk den Verein, der alle seine Geschwister überdauert habe, Stägemann feierte den König; S. H. Sp(iker) pries in zwei humoristischen Gedichten den Verein und den Senior, der „glanzesvoll vor der Menge strahle", beklagte aber die leere

*) Litt. vgl. Berl. Neudr., II. Ser., 3. Bd.

**) „Der Montagsclub an seine Gäste bei der 75jährigen Jubelfeyer", 5 gedr. Bll., o. J. und ohne Druckangabe. Ex. in den Schadow-Papieren der Kgl. Nat. Gall. Berlin.

Kasse und mahnte zur alten Einfachheit, die leider dem Schlemmen und Trinken Platz gemacht habe. Ob seit jener Zeit irgend eine Druckschrift eine wenn auch beschränkte Oeffentlichkeit sah, vermag ich nicht anzugeben; als gesellige Vereinigung besteht, wenn ich recht berichtet bin, der Club noch heute.

So langes Leben ward wohl keinem ähnlichen Verein zu Theil. An berühmten Mitgliedern reich, — wobei sich die seltsame Thatsache ergibt, daß dieselben Männer in den allerverschiedensten Vereinen begegnen, so daß nur der Tag und Ort, nicht aber die Art der Zusammenkunft eine andere zu sein schien — war auch die Mittwochsgesellschaft, in der die Discussionen beliebter waren als im Montagsclub.

Von diesen Verhandlungen der Mittwochsgesellschaft ist eine Probe erhalten geblieben, über die Stöltzell Mittheilung gemacht hat. Es sind die Gutachten von 10 Mitgliedern über einen Vortrag des Predigers an der Jerusalemer Kirche J. G. Gebhard, in welchem die Aufhebung der Universitäten verlangt worden war. Diese Gutachten wurden eingeleitet durch ein Correferat Teller's. In dem letzteren sowohl als in den kürzeren Bemerkungen der Anderen, Wloemer, Nicolai, Svarez, Gedike, wird die Beibehaltung der Universitäten als nothwendig zur Ausbildung der Gelehrten verlangt, die Reformbedürftigkeit, z. B. in Bezug auf Eintheilung der Facultäten, anerkannt, Titelsucht der Lehrenden, Unfleiß und Unsittlichkeit der Lernenden verhöhnt. Bestimmte Reformvorschläge wurden nicht gemacht: charakteristisch für die Begutachtenden ist einerseits die auf das Praktische gerichtete, andererseits die freisinnige Anschauung, die in den Aeußerungen nicht zu verkennen ist. — Vielleicht war dies dieselbe, die Nicolai*) als Privatgesellschaft von Freunden der Gelehrsamkeit bezeichnet, die wenigstens in Vorträgen und Debatten an das eben gegebene Beispiel erinnerte. Sie bestand von 1783 bis 1798, ihre Mitglieder versammelten sich zweimal im Monat.

*) Ueber meine gelehrte Bildung. S. 64 ff.

Neben dieser ernsten Mittwochsgesellschaft gab es eine 1796 von Feßler begründete heitere.*) Dort wurde an den abwechselnd gesetzlichen und gesetzlosen Tagen gelesen, geplaudert, Musik gemacht und gegessen. Sie bestand aus etwa 50 Personen, Männern und Frauen, Künstlern wie Schadow, Darbes, Frisch, Berger, Zelter, Iffland, Beamten wie Becherer, Rosenstiel, Mayer (dem späteren Schwiegervater Jean Paul's), Gelehrten wie M. Herz, dessen physikalische Vorlesungen besonderen Beifall fanden, und A. Hirt, Rambach, Kaufleuten wie Sander, Js. Euchel. Frauen der Genannten oder sonstige Frauen, wie Sara Levy und M. Wulff, die Töchter von J. D. Itzig, waren dabei, denn die Gesellschaft, die sich gern nach der Humanität nannte, kannte keine confessionellen Unterschiede. Unter den Stücken, die man las, wurden die Lessing's bevorzugt. — Vermuthlich war diese Humanitätsgesellschaft nicht verschieden von der, in welcher Bendavid einige seiner gehaltvollen Reden zum Vortrag brachte.

Außer den Montags- und Mittwochsgesellschaften gab es verschiedene Donnerstagskränzchen.**) Sie bestanden trotz der verschiedenen an jenem Tage üblichen Picknicks, deren eines im Invalidenhause, deren anderes im „Dustern Keller" stattfand und Berge des nationalen Donnerstags-Essens verschwinden machte. Das eine Kränzchen, das in A. Bode seinen Sänger fand (Berlin 1800), bestand aus jungen Leuten beiderlei Geschlechts, die sich mit Schaustellungen vergnügten. Aufgeführt wurden hauptsächlich Burlesken, „Das unterbrochene Opferfest", deren Verfasser und Director der genannte Bode war, „Die Kaffeeprophetin", „Der Hauptmann Copernikus", „Der Däumling". Den Inhalt der Burlesken bildeten Vorgänge der Gesellschaft selbst, oder Abenteuer einzelner Mitglieder, z. B. der Sturz vom Carousel im Thiergarten, welcher einem Mitgliede, Fräulein Henriette Schiller, widerfahren war. Auch politische

*) Aus Briefen Sander's an Böttiger, 1796 fg.

**) Vgl. meinen Aufsatz in der Voss. Ztg. 1890, 31. Juli, 1. Beil., ferner oben S. 83.

Vorgänge wurden berührt, wie aus dem Titel einer Burleske: „Bonaparte der rechte“ hervorzugehen ſcheint, doch mehr zur geſellſchaftlichen Zerſtreuung als zur ernſten oder heitern Behandlung politiſcher Ereigniſſe. Außer mit theatraliſchen Aufführungen ergötzte man ſich mit dem Vorzeigen von Medaillen und Bildern, die gleichfalls Bezug nahmen auf kleine Vorfälle, die Mitgliedern der Geſellſchaft begegnet waren, erluſtigte man ſich ferner an Gartenſpielen und am Tanz.

Ernſter war das zweite, am 27. Mai 1765 gegründete Donnerſtagskränzchen.*) Die Stifter des Bundes waren die Theologen Sack, Spalding, Dietrich, Clermont und Stahl. Die Anzahl der Mitglieder war auf 12 beſchränkt. Die Verſammlungen fanden der Reihe nach bei den einzelnen Mitgliedern, aber nur im Winter ſtatt. Sie beſtanden in einem gemeinſchaftlichen einfachen Mahle und heiterer geſelliger Unterhaltung, bei welcher „des Nikotiſchen Krautes Weihrauch“ nicht fehlen durfte. Manche der Mitglieder ſtarben im erſten Vierteljahrhundert des Beſtehens der Geſellſchaft: außer einigen der Obengenannten von Bekannteren Bruſe und Noltenius. Andere traten „aus bewegenden Gründen“ aus, z. B. Büſching und Dohm, welche von dem Dichter ſo charakteriſirt werden:

Büſching, deſſen thätiger Geiſt der Schwäche des Körpers
Spottet, und Dohm, der Menſchenfreund, der dem Volke Judäas
Seine Menſchheitsrechte vertheidigt und Bürger mit Bürger
Durch der Eintracht beglückendes Band aufs Neue verkettet.

Damals (1790) zählte das Kränzchen folgende Mitglieder: Dietrich, Teller, Danckelmann, Beyer, Wöllner, Struenſee, Maltitz, Zöllner, Nicolai, Langhans, Mauſchwitz, alſo hohe Staatsbeamte, einen General, die bekannteſten Berliner Theologen, den unerſchrockenen Aufklärer neben dem berühmten Erbauer des Brandenburger Thores. Damen waren ausgeſchloſſen; nur bei

*) „Der Freundeskreis. Eine Erzählung zur Feier des 27. Mai 1790 von S. K. Berlin bei J. F. Unger.“ Von Küſter. Wiederabgedruckt im Berl. Muſenalmanach 1791.

dem Vierteljahrhundertsfest „belebten sie den Glanz des festlichen Tages". Dagegen waren Gäste zu den Zusammenkünften zugelassen, sowohl fremde als einheimische. Von jenen wird der Philosoph Garve genannt, von diesen Träger berühmter Namen. Unter ihnen befindet sich Spalding, der Sohn, der als Dichter gefeiert wird; „Germaniens Flaccus" Ramler, der „mit unbesoldeter Leier Friedrich's Lob zu den Sternen emportrug", der Jurist Lamprecht, der vielseitige Gelehrte Oelrichs, der Astronom Bode. Auch diejenigen beiden Gelehrten fehlen nicht, ohne die man sich eine Berliner Gesellschaft am Ende des vorigen Jahrhunderts nicht denken kann, der Bibliothekar Biester und der Schulmann Gedike; von letzterem heißt es:

Gedike, der mit sanfter Hand die Leyer Apolls rührt.
Und mit starker den Bogen spannet gegen die Hydra,
Die auf der Wahrheit lichten Gefilden die Saaten verwüstet.

Wie die früheren Gesellschaften, so waren auch diese in der Fridericianischen Zeit begründet, aber ihre eigentliche Wirksamkeit entfalteten sie erst in den Tagen, da die Anschauungen, denen sie dienten, gefährdet waren.

Auch die ihrer Gründung nach spätere philomatische Gesellschaft*) ist in diesem Zusammenhang zu nennen. Sie wurde am 8. October 1800 gebildet, von unterrichteten Männern, die bei Klaproth Experimentalchemie gehört, bei Brenner physikalische Versuche gemacht hatten und nun das Bedürfniß fühlten, ihre „Liebe zu den Kenntnissen" weiter zu bewähren. Sie bestand aus 24, später 40 Mitgliedern, die sich wöchentlich versammelten und abwechselnd wissenschaftliche Notizen mittheilten, neue Bücher, Kunstsachen, Naturerzeugnisse vorlegten. Eins ihrer Hauptmitglieder war L. Bendavid; auch Hirt und Schadow gehörten dazu.

Ueber sonstige Vergnügungen, bei denen das geistige Interesse mitwirkte, ist nicht viel zu berichten. Nur mit einigen

*) N. Berl. Monatsschr. 1804, Bd. 11, S. 23ff. Sie bestand noch 1830, Varnhagen, Bl I, 65.

Worten ſoll hier auf die Luftreiſen eingegangen werden, die ſchon damals wie noch heute das größte Vergnügen der Berliner Bevölkerung ausmachten. In der ganzen Periode, die hier zu betrachten iſt, von 1786 bis 1806, drängten ſich die Berliner zu Schauſtellungen der mehr kühnen als wiſſenſchaftlich vorgebildeten Unternehmer. Zwei davon am Anfang und Ende dieſer Periode, die eine aus dem Jahre 1788, die andere aus dem Jahre 1805 ſeien hier näher ausgeführt. Der Veranſtalter der erſteren war Blanchard, der damals auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtand. (Er kam bei ſeiner 60. Fahrt 1807 ums Leben.) Er wurde wie ein Fürſt geehrt, ſein Aufſtieg am 30. September vom Thiergarten war ein ſenſationelles Ereigniß. In Buchholz, wo er mit ſeinem „Luftball" zur Erde kam, wurde er von Cavalieren in Empfang genommen. Eine königliche ſechsſpännige Equipage brachte ihn nach dem Theater, wo ihm neben der königlichen eine Loge reſervirt war. Er wurde durch großen Beifall, durch Beſuch und Geſchenke des Königs und der Prinzen geehrt, Gedichte wurden auf ihn gemacht, Medaillen geprägt, Bilder des kühnen Mannes verbreitet und Zeichnungen veröffentlicht, in denen einzelne Momente der Auffahrt und des Abſtiegs feſtgehalten wurden. Die Reiſe des Jahres 1805 war dagegen ein wiſſenſchaftliches Experiment, das von W. Jungius, dem Lehrer der Mathematik und Phyſik am Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium, angeſtellt wurde. Er ſtieg am 16. September auf und kam in der Gegend von Müncheberg nieder: in 1 Stunde und 25 Minuten hatte er einen Weg von etwa 7 deutſchen Meilen zurückgelegt. Nach ſeinen Meſſungen war er mit ſeinem Ball, deſſen Durchmeſſer 25,5 Pariſer Fuß, deſſen Inhalt 10 724 Pariſer Kubikfuß und deſſen Belaſtung etwa 400 Pfund war, 20—21 000 Fuß hoch gekommen. Außer ſeinem großen Ballon, in dem er ſelbſt aufſtieg, hatte Jungius einen kleineren aufſteigen laſſen. Dieſer kam 15 Meilen von Berlin, 3 Meilen von Küſtrin zur Erde. Hirtenknaben ſahen ihn, einer meldete dem Pächter des Grundſtücks: „daß zwiſchen Elſen ein roth

und weißes Ding gerade vom Himmel herabgefallen sei, das nicht leben und nicht sterben könne und sich noch immer herumwälze."

Solchen Luftfahrten galt auch Lob und Tadel der Dichter. Die verunglückte Bourget'sche (23. Mai 1804, der Ballon wollte nicht steigen, erhob sich erst, nachdem die Luftschiffer ihn verlassen hatten) rief eine kleine Litteratur hervor, z. B. den Spottvers: „Herr Bourget wollte seine Kunst im Steigen Und seinen Muth im Fallen zeigen. Geschah nicht Beides? Glückte nicht dem Ball Das Steigen — ihm der Fall?"

Aber auch andere Dichtungen beschäftigten sich mit den Luftreisen; ein Skeptiker pries im Gegensatz zu der unsicheren Fahrt die Beförderung mit der Post. Ueber die Reise eines Herrn Lehmann am Himmelfahrtstage 1800, die ein nicht geringeres Getümmel verursachte als die Blanchard's seinerzeit, wenn auch dem Deutschen nicht die Ehrung des Franzosen zu Theil wurde, erschien ein langes Gedicht: „Ernst und Scherz", voll Spott gegen die sehenslustigen Berliner und ohne sonderliche Achtung für den Veranstalter der Luftfahrt, der freilich mehr mit kleinen Mätzchen als mit wissenschaftlichen Darbietungen sein Publikum zu unterhalten suchte.*)

Im Jahre 1806 war dieses ganze Leben nicht mit einem Schlage zu Ende. Salons und Clubs blieben bestehen; harmlose Vergnügungen fanden weiter ihr Publikum. Der wesentliche Unterschied aber zwischen der späteren und der vergangenen Zeit war der, daß, während früher das litterarische und künst-

*) Näheres über die Luftfahrten siehe meine „Vorträge u. Versuche" S. 162 ff., 190 fg. Berliner Neudrucke, 2. Serie, 3. Band, Seite 150 ff. Spener'sche Zeitung, Juli, August 1805. Jungius, Ausführlicher Bericht über meine Luftfahrten, Berlin 1805. Aus der Spener'schen Zeitung, 13. August 1805, mag an dieser Stelle folgende für die Berliner Geschichte interessante polizeiliche Verfügung angeführt werden: „Die hiesigen Einwohner haben ihren Kindern das sogenannte Drachenspiel, wodurch die Pferde sehr scheu gemacht werden, nachdrücklich zu verbieten, widrigen Falls die Eltern dafür gestraft werden sollen".

leriſche Genießen Hauptſache geweſen war, nun Ernſt und Schwere der Zeit empfunden wurden, daß an den Gleichgültigen und den Unempfindlichſten des Vaterlandes Noth gewaltig rüttelte und ihnen eindringlich den Werth von Gütern predigte, die ſie beſeſſen hatten und leichtſinnig preiszugeben im Begriff geweſen waren.

Siebentes Kapitel.

Die Franzoſenzeit 1806—1808.

Der Dichter Matthiſſon, der im Spätſommer 1806 in Berlin war, erzählt in einem damals geſchriebenen Briefe, am Berliner Schloſſe ſei eine Carrikatur angeſchlagen, den König zwiſchen den Miniſtern Hardenberg und Haugwitz darſtellend: Hardenberg überreiche dem König ein Schwert mit den Worten: Ew. Majeſtät müſſen ſich ſchlagen, Haugwitz eine Nachtmütze, indem er ſage: Ew. Majeſtät müſſen ſchlafen gehen.*)

Beſſer als durch lange diplomatiſche Stimmungsberichte

*) Für das Folgende vgl. Handſchriftliche Briefe in der Bellermannſchen Sammlung der Göritz-Lübeck-Stiftung. Von Zeitungen: Die Voſſiſche 1806—1808, 3mal wöchentlich, K. J. Lange: Der Telegraph, täglich erſcheinend, vollſtändiges Exemplar auf der Berl. Königl. Bibliothek. (Für Lange, Einzelnes aus den Akten des G. St. A.) Von Zeitſchriften: Neue Feuerbrände von v. Cölln, 18 Hefte, 1807 u. 8; Der Freymüthige von A. v. Kotzebue und A. Kuhn, Berlin 1808; (F. W. Gubitz) Das Vaterland, Beiträge zu einer Geſchichte der Zeit, Verſuche zur Veredlung des Nationalgeiſtes und zur Erhebung der Kunſt und Induſtrie. In zwangloſen Heften. 2 Bände à 3 Hefte. Berlin, Maurer 1808 u. 1809. Ferner: Die preußiſche Monarchie vor und nach dem Tilſiter Frieden mit Rückſicht auf die abgetretenen Länder. Eine Zeitſchrift in zwangloſen Heften. 3 Hefte. Berlin, W. Oehmigke 1808. Memoiren: F. W. Gubitz, Erlebniſſe I, 128 ff. Jugenderinnerungen Karl Friedrich's v. Klöden, hgg. von Max Jähns, Leipz. 1874, S. 222 ff. Einzelnes bei J. G. Schadow, Kunſtwerke und Kunſtanſichten, Berlin 1849, S. 89 ff. Der Roman (von Friederike Unger): Die Franzoſen in Berlin oder Serene an Clementinen in den Jahren 1806. Ein Sittengemälde. Leipzig, Züllichau und Freyſtadt 1809.

wird durch dieſe kurze Anekdote die damalige Situation bezeichnet. Zu lange hatten die Staatsmänner die Schlafmütze übergezogen, um ſich in Schlummer zu wiegen und Augen und Ohren gegen die drohenden Gefahren zu verſchließen; nun, da ſie zum Schwerte griffen, war es zu ſpät. Viele Preußen und Nichtpreußen täuſchten ſich nicht über die Vergeblichkeit des damals begonnenen Ringens. Gar mancher Berliner mochte den grauſamen Vergleich billigen, den, wie gleichfalls Matthiſſon berichtete, ein Leipziger Profeſſor machte, den der preußiſchen Armee mit einer Uhr: „ſie geht, ſchlägt aber nicht.“

Bei Einſichtigen fehlte es nicht an Erkenntniß des ſchmählichen Zuſtandes und an Mahnungen und Zurufen an das Volk, ſich aufzuraffen und zu erheben. Wie eine Prophezeiung des nahenden widrigen Geſchicks klingt ein Sonnett, das Varnhagen in dem von ihm und Chamiſſo veröffentlichten Muſenalmanach (3. Jahrg., Berlin 1806, S. 8, vgl. oben S. 142fg.) veröffentlichte:

O ſchlechtes Volk, Baſtard der beſſern Alten,
Dem Heil'gen, Schönen, Starken längſt geächtet,
Fremd iſt der Mann, der mit Gemeinem rechtet,
Dem Mutterlande, nicht für dein zu halten.

Nicht ihr ſeid deutſches Volk, dem einſt erſchallten,
Was nimmer ihr zu neuem Sein wohl brächtet,
Der Roma Angſtſchrei, und, von euch geächtet,
Des eignen Liedes herrſchende Gewalten.

Dem faulen Leben magſt du ferner fröhnen,
Nicht rettungswerth mögſt ſchneller nur du ſinken,
Die einzlen Frommen wird der Himmel wahren.

Ob dann des Urſtamms Sterne wieder blinken,
Ob neu der Deutſchen alte Lieder tönen:
Mag nur der heil'ge Seher offenbaren.

Dieſe reſignirte Stimmung wurde freilich von dem großen Haufen der Berliner nicht getheilt. Die Officiere glaubten feſt an die Unbeſieglichkeit des Heeres Friedrich's des Großen und ſuchten das manchmal aufkommende bängliche Gefühl durch Säbelgeklirr und Fanfaronnaden zu betäuben. Die Dichter ver-

fehlten nicht, in Neujahrsgedichten, in Cantaten auf des Königs Geburtstag und in Abschiedsgesängen, die dem Heere gewidmet wurden, der Gewißheit des Sieges Ausdruck zu geben. Ja es gab Poeten, die schon vor dem Ausrücken der Truppen Siegeslieder dichteten, wie das folgende:*)

Ihr hattet Recht, auf unsern Muth zu bauen,
Es war der alte Muth,
Der fest auf uns, im heiligen Vertrauen
Auf Friedrich's Siege ruht.

Der Dichter beschreibt, in ahnender Voraussicht, wie die neuen Streiter den Kämpfern bei Roßbach ähnlich gefochten und schließt mit den Worten:

Da wichen sie, die feilen Miethlingsschaaren;
Und wie vor fünfzig Jahr
Die Väter kühn der Feinde Sieger waren,
Ward es der Enkel Schaar.

Wohlfeiler Patriotismus machte sich im Theater laut. Bei der Aufführung von „Wallenstein's Lager" wurde das Kriegslied angestimmt: „Die Trommel ruft, die Fahne weht." In Holberg's politischem Kannengießer (II, 1) sagte Unzelmann, wenn er als Hermann Breme sich von seinem Lehrjungen die zerrissene Landkarte geben ließ, „die Karte von Deutschland hat einen Riß bekommen, aber es wird sich ein braver Mann finden, der ihn wieder zumacht" und begann, von dem Parterre unterstützt, „Heil Dir im Siegerkranz" zu singen. Auch Schüler trieben Politik. Am 17. October 1806 klagt der französische Schüler des „grauen Klosters" L. Théobul de Marné seinem Director Bellermann, er werde von seinen Mitschülern verächtlich behandelt, obwohl er nie von seiner Nationalität spreche, er habe bei der Sammlung für die preußischen Krieger 12 Groschen gegeben, habe das Geld aber zurückerhalten, weil man von ihm

*) Auch abgedruckt: Kriegslieder dem Preußischen Heer gewidmet. Berlin. J. W. Schmidt 1806. Das kleine Heft enthält sonst Gedichte an den König, an Möllendorf, „Vor und nach der Schlacht", „Stimmt an den Triumphgesang, denn wir waren Sieger."

nichts annehmen wolle. Auch er liebe das Land, dem er „Bildung, Wissenschaft und Nahrung verdanke, aber nicht in der Art, wie viele meiner Mitschüler, welche glauben, in ungestümen Reden und lauten Verhöhnungen gegen die Feinde bestehe die wahre Vaterlandsliebe".

Aber Wachtparadenofficiere, Gelegenheitsdichter, Theaterfreunde und Schuljungen vermochten keine Siege zu erfechten. Statt der von Vielen erträumten Siege brachen die schwersten Niederlagen über Preußen herein. Es ist unmöglich, sich über die Kriegsbegebenheiten und über die Eindrücke, welche den Anfängen der Ereignisse folgten, aus den damaligen dürftigen, die speciellen Berliner Vorfälle kaum berührenden Berliner Zeitungen Kunde zu verschaffen.

Die Vossische Zeitung enthält in den ersten Octobernummern von Kriegsereignissen oder Gerüchten nichts, was sich direct auf Preußen bezieht. In der Nummer vom 9. October theilen Bürgermeister und Rath Berlins mit, daß sie eine Subscription zur Beschaffung von Winterbekleidung für die Armee eröffnen; die Direction der Erwerbschulen erbittet Leinwand, damit die Kinder jener Schulen Charpie zupfen könnten. Erst die Nummer vom 14. October bringt eine kleine Correspondenz von der fränkischen Grenze, des Inhalts, daß die Feindseligkeiten zwischen Franzosen und Preußen ihren Anfang genommen und druckt einen Artikel aus der „Erfurter Zeitung" ab, einen Protest gegen die Insinuation, daß Sachsen und Hessen neutral bleiben wollten und nur von Preußen in seinem Interesse zum Widerstande gereizt worden seien. Erst die Nummer vom 16. October enthielt in einer außerordentlichen Beilage das, Erfurt 9. October datirte, preußische Manifest.

Unterdessen war die verhängnißvolle Schlacht von Jena geschlagen worden, welche den preußischen Staat zertrümmerte. Aber es dauerte lange, bis die Kunde dieses furchtbaren Ereignisses nach Berlin gelangte. Einstweilen beruhigte man sich bei einzelnen unwahren Gerüchten. Die falsche, eifrig colportirte

Nachricht von einer Niederlage des Marschall Soult erhob die Gemüther. Die Warner ließen erfolglos ihre Stimme ertönen. Um so erschütternder, weil sie ohne Vorbereitung und wider Erwarten eintrafen, wirkten die ersten amtlichen Nachrichten vom Kriegsschauplatz.

Die Nummer der Vossischen Zeitung vom 18. October veröffentlichte an der Spitze des Blattes die Notiz: „Laut vorläufig eingegangenen Nachrichten hat die Armee des Königs, am 14. d. bei Auerstädt eine Schlacht verloren; die näheren Umstände sind noch nicht bekannt, doch weiß man, daß Se. Maj. der König und seine Brüder, Königliche Hoheiten, am Leben und nicht verwundet sind." Die Nummer vom 21. October, welche zugleich eine Anzahl städtischer und staatlicher Bekanntmachungen brachte, berichtigte die letztere Notiz durch Mittheilung vom Tode des Prinzen Louis Ferdinand.

An demselben Tage, an welchem die Vossische Zeitung die Mittheilung von dem Unglück veröffentlichte, erschien der berüchtigte Anschlag des Gouverneurs von Berlin, des Grafen Schulenburg: „Der König hat eine Bataille verloren. Die erste Bürgerpflicht ist Ruhe. Ich fordere hierzu alle Bewohner Berlins auf. Der König und seine Brüder leben." Wirkliche und eingebildete Patrioten waren über den unwürdigen Ton dieser Proklamation gleichermaßen entrüstet. Einige Berliner Bürger wiesen den Höchstkommandirenden auf die kostbaren im Zeughause aufgespeicherten Vorräthe hin, erboten sich zur Fortschaffung derselben Pferde und Wagen zu stellen, wurden aber mit der nichtigen Antwort abgewiesen, „der Feind ist schon zu nahe." Andere scheinen in einem Zirkular ihre Stadtgenossen zum bewaffneten Widerstand aufgefordert zu haben. Dies wurde ebenso unterdrückt wie die geschriebenen Zettel eines Kaufmanns, der „sich unterstand", Nachrichten über die Franzosen zu verbreiten.

Nach Woltmann's Zeugniß entwarf Julius von Voß*)

*) Es soll nicht verschwiegen werden, daß dieser merkwürdige Mann schon in seiner Schrift „Beleuchtung der vertrauten Briefe über Frank-

„dieſer Poet und Kriegskünſtler dem alten Gouverneur einen Plan zur Vertheidigung Berlins, der eine große bereite Kriegsmacht vorausſetzte.“ Wie Varnhagen berichtet, drang eine Zahl junger Leute zu Schulenburg, mit dem Begehren, eine Freiſchar zu bilden. Beiden gegenüber verhielt ſich jedoch der Feldherr ablehnend.

Die Behörden ſorgten durch zahlreiche Verordnungen nur für Ruhe und für Unterbringung der nur zu bald eintreffenden unwillkommenen Gäſte. Dieſe kamen ſchneller, als man erwartet hatte.

„Geſtern den 24. und heute den 25. October ſind die erſten Kaiſerlich-Franzöſiſchen Truppen in Berlin eingerückt. Der Einzug geſchah mit einer Ordnung und Ruhe, die den echten Charakter des Siegers bezeichnen. Die Bewohner Berlins waren auf die Ankunft dieſer Krieger vorbereitet und haben ſie mit Achtung und Bereitwilligkeit empfangen. Es iſt dabei keine Störung in den öffentlichen Geſchäften und Gewerben vorgefallen, Geſchäftsmänner, Kaufleute, Handwerker folgen ruhig und ungeſtört ihrem Beruf. Die vortreffliche Haltung der hier eingerückten franzöſiſchen Truppen, ihr martialiſches Anſehen, ihr Anſtand, ihre Freundlichkeit und Munterkeit erweckten allgemeine Bewunderung.“

So meldet K. J. Lange's Zeitſchrift „Der Telegraph“ Nr. 8 vom 27. October. Auch Klöden, der ſelbſt zur Bürgergarde gehörte, berichtet: „Sehr viele Berliner waren von dem Anblick electriſirt.“

Wenige Tage nach der Hauptmaſſe der Truppen kam der Kaiſer ſelbſt. Der Telegraph vom 28. October meldet: „Am 27. October zwiſchen 3 und 4 Uhr Nachmittags kam Kaiſer Napoleon I. unter dem Geläute aller Glocken und unter dem

reich des Herrn J. F. Reichardt, Berlin 1804“ als eines ſeiner Hauptargumente aufſtellte, „daß eine Vertauſchung der meiſten unſerer Maasregeln in der Politik, Literatur und den Sitten nöthig iſt, weil ſich die jetzigen nicht bewähren.“

Jubelgeschrei vieler tausend Bürger und Einwohner Berlins in dieser Stadt an. Der majestätisch-prachtvolle Zug ging durch die Linden nach dem Schlosse zu." Auch die Vossische Zeitung weiß von den „lebhaftesten Freudensbezeugungen" zu berichten und fügt hinzu, daß „die Pracht des Einzuges einen imposanten Anblick" gewährte.*)

Wer aber Lange's Zeugniß für verdächtig hält, der höre wie Julius v. Voß, dessen Patriotismus unbeanstandet ist, sich äußert (1808): „Kaiser Napoleon zog ein. In einfach grüner Uniform, sein Antlitz (dessen Profil ganz römisch antik ist) in milder Haltung, die den Triumphator mehr idealisirt, wie die berechnete Repräsentation, umgeben von der blendenden geschmackvollen Pracht seines kriegerischen Cortege, gefolgt von den Garden, deren Anstand heroisch, keineswegs militärisch stutzerhaft ist. Ihn zu sehn, den Liebling des Schicksals, wie es vielleicht seit Caesar keinen so traulich umschlang, bei dem die Natur alle Züge zusammentrug, die den Heldencharakter bauen, dessen sichere Intelligenz den Völkern des Zeitalters immer lauter den Takt angiebt, der immer fortsteigt auf seinen Höhen, den Raum der Einbildungskraft, in den sie noch hinausdringen, mit jedem Monate mehr verengt; ihn, den Mann der furchtbaren Gewalt zu sehn, unmittelbar nach einer Schlacht, deren Erfolg ans Romantische grenzt, welche die länger wie ein halbes Jahrhundert bewunderte Schöpfung Friedrich's fast mit einem Schwertschlag hinwarf — neben all den erwachenden Erinnerungen an Philipp's Sohn, an Camill's Zug zum Capitol, an Karl's des Großen römische Huldigung — es war ein Schauspiel, das sich langen Geschlechtsreihen der Enkel nicht wieder darbieten wird. Die Exaltation hätte den Gipfel errungen, wenn wir Patrioten nicht von Scham und Trauer tief gebeugt gewesen wären."

Die Franzosen herrschten als Sieger, aber als milde, auf ausdrücklichen Befehl ihres Kaisers. Plünderungen und Freiheits-

*) Varnhagen, der nicht dabei war, läßt Denkwürdigkeiten IV, 370 theilweise ein Vivat für den Kaiser herausschallen.

beraubungen kamen verhältnißmäßig selten vor. Eine französische Verwaltung, die nach strengen, aber nicht willkürlichen Normen vorging, ward eingerichtet; nur diejenigen staatlichen und städtischen Beamten in ihrer Stellung gelassen, die sich verpflichteten, „mit den Feinden der französischen Armee nicht die geringste Verbindung zu unterhalten." Solch entehrender Verpflichtung unterwarfen sich weitaus die Meisten.

Weit schlimmer als dieser durch den Zwang der Umstände erklärliche, wenn auch nicht gerechtfertigte, Abfall Vieler, war die Fahnenflucht Einzelner. Die in Berliner Zeitungen angezeigte Werbung eines aus ehemaligen preußischen Soldaten zusammengesetzten französischen Regiments durch den Fürsten Karl v. Ysenburg machte den übelsten Eindruck; hatte aber trotz des Zorns der Patrioten Erfolg. Am schwersten für die nationale Sache war ein Verlust wie der des Joh. v. Müller, eines der Männer, welche in der schweren Zeit Stützpunkte und Retter hätten sein können. Gar zu schnell war er aus einem glühenden Feinde Napoleons sein eifriger Bewunderer geworden.

Er wurde, wie er und seine Freunde es gern darstellten, durch die Unterredungen mit Napoleon — auch sonst ließen es die französischen Behörden an Ehrenbezeugungen nicht fehlen, die dem eitlen Mann schmeichelten — in seinen Grundüberzeugungen erschüttert, er betrachtete auf einmal die neue Ordnung der Dinge in anderm Lichte. Er pries den Kaiser als ein Genie, der auch über Geschichte wie der geistvollste Gelehrte spreche. „Ich redete einst mit Friedrich dem Großen und war entzückt: doch Napoleon ist mehr: bei ihm ist Alles was er spricht, als könne nur er dies gedacht haben: bei Friedrich gerieth man wohl auf eine leise Frage, woher der König diese schönen Gedanken haben möge." *)

Die erst kürzlich bekannt gewordenen Worte aus einem Briefe des Johannes v. Müller an seinen Bruder beweisen aber, daß er

*) Woltmann, Joh. v. M., Berlin 1810, S. 306 fg.

ſchon vor der Unterredung mit Napoleon in ſeinen Anſichten ſchwankend geworden und bei ſeiner Fahnenflucht von den niedrigſten Motiven geleitet wurde. Sie lauten nämlich: „Die preußiſche Monarchie iſt in völliger Auflöſung. Man hört vom König nicht ein Wort. Er ſoll in einer gänzlichen Apathie ſein. Ich habe nun in der Nähe eine Menge Züge von der Großmuth und inneren Erhabenheit (!) des Kaiſers erfahren. . . Hier zu bleiben ſcheint unmöglich. . . Es iſt auch keine Freude, unter einer entehrten Regierung bei einem herabgewürdigten Volke zu leben. Mein Wunſch iſt alſo, in dem franzöſiſchen Reich mir eine Stelle zu ſuchen."

Die in der Akademie im Januar 1807 franzöſiſch gehaltene bald von Goethe ins Deutſche überſetzte Rede über Friedrich den Großen verdiente eigentlich nicht den Zorn, den ſie erregte. Uns bleibt dieſer heute ſchier unverſtändlich, aber ſchon damals urtheilten einſichtige Zeitgenoſſen wie wir. Denn bis auf einige wenige den Machthabern zu Gefallen geſchriebene Stellen, war ſie nach Fichte's treffendem Wort mehr dazu beſtimmt, „den Siegern Achtung vor den Beſiegten, dieſen aber Muth und Vertrauen auf ſich ſelbſt einzuflößen und ſie vor Verzweiflung zu bewahren." Das damalige Geſchlecht hätte ſich erbauen müſſen an folgender Stelle: „Alſo Preußen unter allen Abwechſelungen des Glückes und der Zeiten, ſo lange nur irgend fromme Erinnerung an Geiſt und Tugend des großen Königs bleibt, ſo lange nur eine Spur von dem Eindruck ſeines Lebens in euren Seelen ſich findet, dürft ihr nicht verzweifeln." Und die Schwachmüthigen hätten ſich aufrichten können an den Worten „niemals darf ein Menſch, niemals ein Volk wähnen, das Ende ſei gekommen."

Der Haß der deutſchem und preußiſchem Geiſt treugebliebenen Berliner richtete ſich aber nicht gegen die beiden Genannten (Ysenburg und Müller), ſondern gegen den Herausgeber einer im franzöſiſchen Sinne und Auftrage geſchriebenen Zeitung, gegen K. J. Lange (ehemals Daveſon), den ſchon genannten

Herausgeber des „Telegraphen." Bereits 1805 hatte er den „Nordiſchen Merkur, ein Journal hiſtoriſchen, politiſchen und litterariſchen Inhalts für die preußiſchen Staaten und die übrigen Länder des nördlichen Deutſchlands" (im ganzen zehn Hefte) in Berlin herausgegeben. Dort hatte er gelegentlich heftig gegen Frankreich geſprochen, und kleine Stiche gegen Napoleon nicht geſpart. Trotzdem hatte er den franzöſiſchen Kaiſer als Friedensfürſten geprieſen, Preußen als Friedenswahrerin dargeſtellt, von dem „beglückenden Neutralitätsſyſtem" geſprochen, die Coalitionen mißbilligt und einmal den Satz gebraucht: „Möge ein dritter Bund der Könige gegen das franzöſiſche Kaiſerreich nie eintreten, oder — wenn er nicht zu vermeiden wäre — möge er auf beſſerm Grunde als ſeine Vorläufer gebaut werden."

Die Manier hiſtoriſch-politiſcher Darſtellung, welche Lange einſchlug, war die damals allgemein beliebte. Sie beſtand im Weſentlichen darin, daß man die Namen der Gegner, auf die man zielte, verſchwieg, z. B. ſtatt Napoleon ſagte „ein gewiſſer Fürſt" und daß man ferner Vorſchläge, die man für die eigene Zeit machte, etwa den der Volksbewaffnung, als geſchichtliche, ſtreng nach den Quellen gearbeitete Unterſuchungen gab, ohne irgend welche Anſpielungen auf die eigne Zeit. Außer dem Politiſchen brachte die Zeitung manches Berliniſche und vieles Litterariſche: Polemiken gegen die Litteratur-Zeitungen und die Zeitung für die elegante Welt, aber auch den ſehr ſchönen Aufſatz von Jean Paul über ein Lutherdenkmal.

Derſelbe Lange gab dann im October 1805 eine täglich erſcheinende Zeitung „der Telegraph" heraus, die es aber nur auf ſieben Nummern brachte und kündigte unmittelbar darauf den „deutſchen Herold oder Journal der neueſten Weltbegebenheiten" an. Das politiſche Intereſſe der damaligen Berliner, das durch die in Berlin erſcheinenden winzigen Nachrichtenblätter unmöglich befriedigt werden konnte, zeigt ſich ſchon darin, daß in einer Nummer der „Voſſiſchen Zeitung" (28. Dec. 1805) vier Berliner

Buchhändler ſich bereit erklären, Abonnements auf die neue Zeitung anzunehmen.

„Der deutſche Herold"*) war ein Mittelding zwiſchen Zeitung und politiſch-litterariſchem Journal. Er verzichtete darauf, alle Neuigkeiten mitzutheilen, hob aber einzelne hervor und druckte diplomatiſche Actenſtücke ab, unter denen, wie es nun einmal im Weſen der damaligen Zeitungen lag, die preußiſchen hinter den ausländiſchen bei weitem zurückſtanden. In erſter Linie waren ſelbſtverſtändlich Frankreich und die von dieſem Lande geführten Kriege mit Oeſterreich und Süddeutſchland berückſichtigt. Der politiſche Standpunkt des Verfaſſers, wenn man von einem ſolchen ſprechen kann, iſt der, auf ein gutes Verhältniß zwiſchen Frankreich und Preußen hinzuarbeiten und die Vorboten eines ſolchen ſorgfältig aufzuzählen. Dagegen iſt von irgend einem Aufruf gegen Frankreich durchaus nicht die Rede. Das Fügen in die neuen Verhältniſſe zeigt ſich in ſeltſamer Weiſe in dem Ideal einer neuen Eintheilung für Deutſchland (Nr. 18), einer Viſion, nach der Deutſchland nach völliger Zertrümmerung des Kaiſerthums in neun einzelne, durchaus von einander unabhängige Staaten mit völliger Souveränetät getheilt werden ſollte, z. B. einen fränkiſchen, Heſſen-Kaſſel'ſchen, weſtfäliſchen. Der preußiſche Staat z. B. ſoll folgende Grenzen erhalten: im Oſten Rußland, die Weichſel, Oder und Bug, im Süden Oſtgalizien, Mähren, Böhmen, die Kurfürſtenthümer Sachſen und Heſſen-Kaſſel, im Weſten die Kurfürſtenthümer Sachſen, Weſtfalen (die Weſer), im Norden die Nordſee, Oſtſee und Dänemark. Der einzige Artikel, den man als antifranzöſiſch bezeichnen könnte, iſt „Blicke für den Geſchichtsforſcher" (Nr. 75 S. 299), in dem die Verluſte aufgezählt werden, welche Deutſchland durch Frankreich im Laufe der Jahrhunderte erlitten hat, wobei der Schluß heißt: „1803 bis 1806, hier möchte ich Pitt's letzte Worte ausrufen: ‚o mein theures Vaterland'." Vielleicht bot dieſe letztere Bemerkung den

*) 3 Hefte, 77 Nummern, 308 Seiten. Exemplar in der Sammlung des Vereins für die Geſchichte Berlins.

Anlaß zum Verbote der Zeitschrift. Außer dem Politischen brachte sie auch Litterarisches, z. B. „Unbedeutende Uebersicht des deutschen Litteraturwesens", eine Kritik des Historikers Johannes Müller, gelegentlich Hinweise auf Falk's „Elysium und Tartarus" und häufige Polemiken gegen Merkel, dessen stetes Versprechen, eine tägliche Zeitschrift „Der Zuschauer" erscheinen zu lassen, dem keine Erfüllung folgte, Gelegenheit zu vielfachen höhnischen Bemerkungen gab.

Am 2. October 1806 bat Lange um die Erlaubniß, den „Neuen Telegraphen" herauszugeben und erhielt sie am 12. In seinem Gesuch hatte er sich seines Patriotismus gerühmt, „er wolle durch eine kräftige Darstellung und Würde alle Vertheidigung der gerechtesten Sache übernehmen". In der Erlaubnißertheilung war die Erwartung ausgesprochen, er werde es sich zur Pflicht machen, „die sich bereits so rühmlich auszeichnende nationale Stimmung und den Patriotismus der preußischen Unterthanen immer mehr zu erwecken und zu beleben." Am 17. October 1806 erschien die erste Nummer der Zeitung. Seitdem wurde täglich bis zum December 1808 eine Nummer veröffentlicht, täglich vier Seiten Text, ohne jede Annonce, rein politischen Inhalts, nur mit ganz gelegentlichen litterarischen Hinweisungen. In der ersten Nummer hatte es geheißen, „der Norden ist erwacht", eine Kriegsankündigung und zugleich eine Andeutung der herrschenden Kriegslust; bereits in der zweiten wurde der Satz „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" variirt; in der dritten wurden die Franzosen als edelmüthig erklärt und die Bürger aufgefordert, jene „mit Achtung und Bereitwilligkeit aufzunehmen". Wurde noch am 24. October in einer Parallele zwischen Friedrich II. und Ludwig XIV. der preußische dem französischen König gegenüber erhoben, so änderte sich der Ton sehr bald. Er wurde durchaus panegyrisch: bereits in Nr. 28 wird Napoleon größer als Friedrich genannt; in einem „Gespräch im Reiche der Todten zwischen Friedrich dem Großen, Prinz Louis Ferdinand und dem General v. Schmettau" entschuldigte

sich Friedrich wegen seiner Anerkennung des „größten Feldherrn der Welt, des unermüdeten Mannes, dessen Pläne und Genie unermeßlich sind“, mit den Worten: „Wie groß man auch immer sein mag, man darf nie erröthen, einen Größern anzubeten.“ Seitdem war das Blatt geradezu officiell, franzosenfreundlich, preußenfeindlich. Es bedeutete wenig, wenn es einmal hieß: vor dem Ausmarsch der Preußen habe es überall Horcher und Laurer gegeben, die auf jedes Wort aufmerksam gewesen seien, das man gegen die glorreiche Armee vorgebracht habe; die Franzosen verachteten Solches und erlaubten Jedem, frei zu sprechen. Die eigentliche Tendenz des Blattes tritt darin hervor, daß es die Bulletins der „großen Armee“ wörtlich brachte, daß es über die Weltbegebenheiten durchaus in französischem Sinne und nach französischen Blättern, besonders dem „Moniteur“ berichtete, daß es unaufhörlich gegen England und Rußland polemisirte, daß es die preußischen Staatsmänner und Feldherren höhnte und unwürdige Schmähungen gegen die Königin Luise wiederholte, daß es die Patrioten denuncirte, besonders eifrig gegen Kotzebue auftrat, den es als den schlimmsten Franzosenfeind betrachtete, und daß es die französische Occupation Berlins kaum als einen vorübergehenden, sondern als einen dauernden Zustand anzusehen schien. Der „Telegraph“ muß damals eine große Verbreitung gehabt und große Beachtung gefunden haben. Viele Nummern erschienen in zweiter Auflage, nachdem die erste vergriffen war; diplomatische Berichte jener Zeit nahmen Rücksicht auf einzelne Artikel des Blattes.

Doch thut man Unrecht, sich über die vaterlandsfeindliche Tendenz gerade dieses Zeitungsschreibers zu ereifern und nur ihn als Vaterlandsfeind zu brandmarken. Denn er war nicht schlimmer als seine Collegen. Betrachtet man z. B. die Haltung der „Vossischen Zeitung“, so bemerkt man, daß sie unmittelbar nach der Occupation abwartend, dann französisch gesinnt wird. Bis zum 23. brachte sie außer amtlichen Verordnungen nur eine Notiz über die geographische Lage von Auerstädt; seitdem ver-

öffentlichte ſie Schlachtberichte im franzöſiſchen Sinne, die Bulletins der großen Armee und die Verordnungen des Magiſtrats und der franzöſiſchen Behörden, ſelbſt einen Steckbrief der Criminal-Deputation des Stadtgerichts in deutſcher und franzöſiſcher Sprache. Ja ſie reproducirte aus dem „Telegraphen" den Schmähbrief eines Berliner Bürgers an den Herzog von Braunſchweig und manche andere Artikel, die gegen preußiſche Befehlshaber gerichtet waren, auch einen gegen den König gerichteten Aufſatz wegen ſeiner Nichtbeſtätigung des zwiſchen Duroc, Lucheſini, Zaſtrow am 16. November geſchloſſenen Waffenſtillſtands. In Entrefilets trat ſie ſtark gegen die Berliner Officiere auf. So ſchrieb ſie am 23. December bei Erzählung von der Verwundung des preußiſchen Generals von Hinrichs: „Ließe ſich wohl etwas Aehnliches von einem einzigen jungen Officier der Berliner Garniſon ſagen? Hat wohl Einer perſönlichen Muth gezeigt und hatte es denn ſo ganz an Gelegenheit dazu gefehlt? Haben unſere Helden auf der Parade, unſere Helden im Schauſpiel, unſere Helden gegen wehrloſe Bürger nicht insgeſammt ihre heile Haut und ihre glatten Geſichter aus der Campagne gebracht? Vor dem Kriege iſt Beſcheidenheit das ſicherſte Kennzeichen des Braven, im Kriege ſind es Wunden und nach dem Kriege Narben."

Die ganze Armſeligkeit der Zeitungsſchreiber zeigte der „Beobachter an der Spree". Dieſes wöchentliche Unterhaltungsblatt, in dem meiſt lüſterne Erzählungen mit thörichten Gedichten wechſelten, wenn nicht etwa die breite Bettelſuppe gemeinnütziger Belehrung gereicht wurde, das weder Bücherbeſprechungen noch Theaterberichte enthielt und außer wöchentlichen Todtenliſten kaum etwas ſpecifiſch Berliniſches bot, berückſichtigte die Politik ſo gut wie gar nicht. Nur an Geburtstagen von Mitgliedern der königlichen Familie ſtimmte es ſeine patriotiſche Leier. Vom 8. September 1806 bis zum 20. October ſchwamm es wahrhaft in Patriotismus und Nationalſtolz. Ein in der letztgenannten Nummer, die auch die „Todtenfeier Prinz Ludwigs von Preußen"

enthielt, abgedruckter Aufsatz schloß noch mit den Worten: „Preußen wird stehn und auf seinem Thron die Friedriche sitzen, wenn Kolosse zertrümmert und Riesen vermodert sind." Vom 10. November an enthielt es die Bulletins der großen Armee, Schmähungen Preußens, Züge von der Wohlthätigkeit „des großen, milden" Napoleon und der edlen Denkart der Franzosen. Es beruhigte die Sieger durch ein Gedicht, in dem der Vers vorkam: „Wer den Berliner fähig glaubt zur Meuterei und Aufruhr zu erregen, Dem hat bei Gott die Bosheit den Verstand geraubt"; es hatte den traurigen Muth, den „Freymüthigen" zu höhnen: „Er mußte sterben Knall und Fall, Ich bleibe trotz den Stürmen stehen"; ja es trieb den Cynismus so weit, Liebesabenteuer französischer Soldaten mit Berlinerinnen seinen Lesern aufzutischen. Dieses selbe Blatt wagte es alsdann, im Jahre 1807, nachdem es in mehreren Liedern die Sehnsucht nach Frieden ausgedrückt hatte, am Geburtstag des Königs ein Gedicht zu veröffentlichen, das mit den Worten begann: „In unsrer Brust wohnt noch die alte Treue."

Solch unschädliche Kost durften die Franzosen den Berlinern gönnen: anders war es mit den Blättern, die einen Funken von Ehre und Mannesmuth sich gewahrt hatten. Der „Freymüthige" stellte, unmittelbar bevor die Franzosen einrückten, sein Erscheinen ein; Merkel flüchtete, weil er wohl mit Recht befürchtete, daß sein stetes, bis zuletzt gleich starkes Auftreten gegen die Franzosen ihm übel vergolten werden würde.*) Ein anderes Schicksal traf die Zeitschrift „Berlin oder der preußische Hausfreund", die der wackere, schon mehrfach erwähnte Sprachforscher und Patriot Th. Heinsius herausgab.**) Die erste Nummer war Anfang April 1806 erschienen, mit der ausgesprochenen Absicht, „der großen Familie seines Vaterlandes" ein wahrer Hausfreund zu sein. Er hatte diese Absicht ausgeführt und vor dem Kriege

*) Eckardt, Merkel 172 ff, der trotz des pomphaften Titels „Berlin 1805/6" kaum etwas Neues bringt.

**) Für das Folgende Toeche, Mittler, S. 24 ff.

Vertrauen, in den schweren Monaten der Besatzung Muth und Standhaftigkeit gepredigt. Ansehen und Verbreitung des jungen Unternehmens war derartig, daß v. Cölln, der damalige Herausgeber eines „Preußischen Staatsanzeigers", sein Blatt mit dem Hausfreund vom 1. Januar 1807 an verschmolz, und daß von da an die bisher zweimal wöchentlich ausgegebene Zeitschrift dreimal in der Woche erscheinen sollte, wozu es dann freilich nicht kam. Die Freude dauerte genau einen Monat lang. Am 5. Februar 1807 erschien die letzte Nummer; die nächste, bereits gesetzte erhielt von Bignon nicht mehr das Imprimatur, die „Form" wurde in der Nacht durch französische Soldaten zerstört, ohne daß freilich Verleger (Dieterici) und Herausgeber, die schon Palm's Schicksal voraussahen, weiter belästigt wurden.

Außer wissenschaftlich-humoristischen Beiträgen und gelegentlichen Erzählungen und Gedichten wurde in vielen Aufsätzen die Erinnerung an wackere Helden gelehrt, Geschichten aus Preußens Glanzzeit aufgefrischt, Wünsche für die augenblicklichen Zustände geäußert und Vorschläge gemacht, wie der Noth der Zeiten zu begegnen sei, Beispiele von besonderem Patriotismus erwähnt, so etwa, daß ein Dienstmädchen das Neujahrsgeschenk zurückgewiesen und auf jeden Lohn verzichtet habe, so lange der Krieg dauere. Die allerletzten Nummern bieten keinen ersichtlichen Anlaß zur Unterdrückung des Blattes. In der letzten ist nicht das geringste Anstößige, in der vorletzten waren in einem Gedicht die Sehnsucht und das Verlangen nach der Wiederkehr des Königs in schlichter, patriotischer Weise ausgedrückt; eher möchte man glauben, daß ein religiöses Gedicht „Der Höhere waltet" von Hanstein in der Nummer vom 27. Januar der wahre Grund für die Unterdrückung des Blattes gewesen sei. Jenes Gedicht hatte mit den Worten geschlossen:

Ein Höherer waltet, welcher Tyrannen ruft,
Die Welt zu strafen, welcher dem Krieg gebeut:
Bis hierher! Daß die stolzen Wellen
Brechen am Felsen des hehren Machtworts:

Ein Höherer waltet! Nächte gebären Licht.
Aus Kämpfen ſtrahlet ſiegend und hoch empor
Der Freiheit Krone und der Wahrheit!
Thränen der Erde ſind Himmelsahnung.

Beide Zeitſchriften lebten nach ihrer Unterdrückung wieder auf: der Hausfreund freilich erſt nachdem die Occupation völlig zu Ende war; der „Freymüthige" ſchon 1808. Den veränderten Verhältniſſen trug er Rechnung durch ein gelegentliches Lob Napoleons und des Königs von Weſtphalen; trotzdem bewies er unbedingtes Feſthalten an ſeinen Anſchauungen theils durch beſtändiges Lob der Ruſſen und ihres Patriotismus, theils durch verehrungsvolle Geſinnung gegen den König und ſein ganzes Haus, deſſen Feſttage als Jubelzeiten für die ganze Nation gefeiert wurden. Gegen dieſen Muth und dieſe Beharrlichkeit ſtach in ſeltſamer Weiſe die politiſche und litterariſche Kurzſichtigkeit ab, mit der Goethe, Kleiſt und Fichte beſtändig bekämpft wurden. Es bleibt unfaßbar, daß ein Patriot die „Reden an die deutſche Nation" nicht begriff und den Redner wegen ſeines Haſſes gegen die Ausländerei und ſeines Planes einer Nationalerziehung höhnen konnte.

Zu dem Freimüthigen und dem Hausfreund geſellte ſich als Drittes „das Vaterland", auf dem Umſchlag auch als „Feuerſchirme" *), im Gegenſatz zu Cölln's „Feuerbrände" bezeichnet. F. W. Gubitz, Holzſchneider, Redacteur, Kritiker war ſo wenig wie Kotzebue und Heinſius ein großer Schriftſteller, alle drei aber verdienen wegen ihres in ſchweren Zeiten bewieſenen Mannesmuths das höchſte Lob. Gubitz war ein überzeugter Vertheidiger der preußiſchen Regierung gegen die Anſchuldigungen, die ihr von Publiziſten und fremden Regierungen gemacht wurden, ein Ahner und Verkünder der Wiedergeburt, die ſich vorbereitete. Von dieſen Bemühungen und den militäriſchen Ereigniſſen, die

*) Beiträge zu einer Geſchichte der Zeit, Verſuche zur Veredlung des Nationalgeiſtes und zur Erhebung der Kunſt und Induſtrie. Berlin, Maurer 1808 u. 1809. 6 Hefte. Auch als Band 1 u. 2, à 3 Hefte, bez., doch iſt jedes Heft einzeln paginirt.

als Vorspiele der Befreiungskriege gelten konnten, gab er authentische Mittheilungen, in einem Tone und mit Nebenbemerkungen, die den Machthabern nicht gefielen. Er wurde am 11. Mai 1808, auf Grund einer Denunciation verhaftet, kam aber, da einflußreiche Gönner manches Verleumderische in den Angebereien aufdeckten, ebenso wie Heinsius mit einer kurzen Haft davon. „Das Vaterland" behandelte die Zeitgeschichte und die Vergangenheit, suchte darzuthun, daß des Königs Wille und redliches Streben stets das Wohl der Unterthanen gewesen sei, sammelte Züge von Tapferkeit von Mitgliedern des preußischen Heeres im Kriege 1806 und 1807, theilte patriotische Handlungen von Bürgern mit und druckte den Text der neuen Gesetze ab, indem es deren Unterschied von früheren Zuständen und voraussichtliche segensreiche Wirkungen andeutete. Die Zeitschrift entkräftete mit Sachlichkeit und Entschiedenheit als unzutreffend und unangemessen Inhalt und Ton der „Vertrauten Briefe." Der Verfasser dieser Briefe ergriff zwar selbst zu seiner Vertheidigung das Wort, wurde aber in Anmerkungen zu seiner Entgegnung und in selbständigen Artikeln zurückgewiesen. Noch schlimmer erging es der „Gallerie preußischer Charaktere", als deren Verfasser mit grausamer Ironie Buchholz hingestellt wurde. (Ueber beide Schriften unten S. 229.) So suchte die Zeitschrift innere und äußere Feinde anzugreifen, Preußens Retter und Vertheidiger um sich zu sammeln, in historischen, politischen, philosophischen Artikeln und in gutgemeinten Gedichten die rechte Würdigung der Vergangenheit zu lehren und Vertrauen in die Zukunft zu empfehlen.

Anders als mit den Zeitungen und Zeitschriften war es mit den Broschüren bestellt. Schade nur, daß die Verfasser dieser oft in einem Tone schrieben, der mindestens verdächtig war, und in einer Gesinnung, die oft unwürdig erschien. Einer freilich hatte schon vor der Katastrophe warnend seine Stimme erhoben, H. v. Held. Er hatte schon 1801 schwere, nicht unbegründete Anklagen gegen zwei Minister geschleudert, die, wie er aus Aktenstücken nachwies, in dem schlesisch-polnischen Güterhandel sich nicht immer

rühmlich bewährt hatten. Er hatte aus der Berliner Hausvoigtei, wohin er wegen ſeiner erſten Broſchüre gebracht worden war, eine Schilderung entworfen des aus Uebermaß der Bureaukratie erfolgten gänzlich demoraliſirten Zuſtandes im Geſchäftsbetrieb des preußiſchen Staates. Er hatte 1805 in einer dem preußiſchen Miniſter Struenſee gewidmeten Schrift angekündigt, „daß nach dem Geſetz der Nothwendigkeit ein derber Schickſalsſtoß ganz nahe und dann die Auflöſung der geſammten, auf einer unüberſehbaren verkünſtelten und unnatürlichen Bureaukratie beruhenden Staatsorganiſation unfehlbar ſei." Er war nicht edel genug, in den Zeiten des Unglücks ganz zu ſchweigen und gedachte (1808) eine Schrift: „Politiſche Kantharіden oder etwas über den Staatsminiſter Hoym, nebſt Blicken hinter Vorgänge" herauszugeben, in welcher die politiſchen Mißgriffe des Königs ſeit 8 Jahren aufgedeckt, dagegen Napoleons höchſtes Lob verkündet werden ſollte.*)

So weit gingen Wenige, daß ſie geradezu den Unterdrücker prieſen. Aber es fanden ſich Nachtvögel genug, die ihr Geſchäft im Dunkel trieben. Da traten ſie auf einmal auf, die Heilkünſtler, die ſich einbildeten, ſie würden den Todten gerettet haben, wenn man ſie rechtzeitig geholt hätte, die Beſſerwiſſer, die nun, nachdem die Schäden offen lagen, Reformen angaben, die man längſt hätte einführen müſſen, die Maulhelden, die ihre Fauſt in der Taſche verborgen hatten, ſo lange ein Mächtiger drohte und nun auf den wehrlos Daliegenden mit Knüppeln einſchlugen. Das iſt zum Theil das Weſen von Ferd. Buchholz, der, wohl ein ehrlicher, aber ein eingebildeter Mann, nachdem er früher in dem Adel und den Juden das ganze Unglück des Staates geſehen, nun im „Gemälde des geſellſchaftlichen Zuſtandes Preußens" Alles verwarf. Ihm behagte nichts: Bauern, Handwerker, Künſtler, Gelehrte, Kaufleute, Beamte, Niemand

*) Ueber dieſe ganze Litteratur Hüffer, Lombard, S. 340 ff.

hatte ſeine Pflicht gethan, ſeine Stellung ausgefüllt; Militär, Kirche, öffentlicher Unterricht, Armenweſen, Akademie krankten an unheilbaren Gebrechen. Dieſe ſinnloſen Uebertreibungen überbot noch der Kriegsrath von Cölln. In ſeinem Sammelwerk „Vertraute Briefe über die inneren Zuſtände des preußiſchen Hofes“ und in der Zeitſchrift „Neue Feuerbrände“, die abzuleugnen er die Stirn hatte, ſo oft es ihm räthlich ſchien, und an denen gelegentlich Andere mitarbeiteten, z. B. ſein Leipziger Verleger Gräff, entwarf er das düſterſte Bild von den inneren und äußeren Einrichtungen Preußens vor und nach dem gewaltigen Zuſammenbruch. Er ſchöpfte ſeine Kenntniß ſelten aus authentiſchen Actenſtücken, die er benutzen durfte, häufiger aus Materialien, die er nicht hätte verwenden dürfen oder die er ſich gradezu in unredlicher Weiſe verſchafft hatte. Er hatte geſchwiegen zu einer Zeit, da das Reden Pflicht war, nun redete er, da im Schweigen ſich die Achtung vor dem Unglück, im Handeln ſich die Tugend des wahren Patrioten gezeigt hätte. Während von Königsberg aus durch Stein und ſeine Leute gearbeitet ward, wurde in Berlin geſchwatzt. Gewiß iſt in Stein's Denkſchriften Schlimmeres über die Verrottung der früheren Zuſtände geſagt worden als in den Berliner Broſchüren, aber nur zur Empfehlung der Heilmittel, zur Begründung der Reformen. Stein glaubte an die Zukunft, legte die Grundlinien eines neuen Syſtems dar, auf welchen der Staat wieder aufgebaut werden müßte. Er ſchrieb nicht für die Öffentlichkeit, ſondern für den König, der nur durch die düſterſte Schilderung der geſchehenen Mißgriffe zu Reformen gedrängt werden konnte, während jene Berliner Broſchürenſchreiber lauernden Feinden Stoff zum Hohnlachen boten. Sie waren weder Geſchichtsſchreiber noch Staatsmänner, ſie waren Unglücksraben, die an ihrem heiſeren Gekrächze Gefallen fanden und ſich nun unendlich weiſe dünkten, wenn ſie die Gründe angaben für Schickſalsſchläge, die ſie am allerwenigſten geahnt hatten.

Gegen das wüſte Denunziantenthum der „Feuerbrände“

richtete sich der ungenannte Verfasser des „Löscheimer."*) Seine Tendenz war die Hervorhebung preußischer Tugenden, die Ermahnung zum Patriotismus, Stärkung des Muthes bei denen, die sich noch gegen die Alles übermannende Verzweiflung wehrten. Die Zeitschrift suchte darzuthun, daß die Entscheidungsschlacht nicht durch die Feigheit der Preußen verloren gegangen sei, sie wurde nicht müde „Thatsachen, die der preußischen Armee zur Ehre gereichten", aufzuzählen, den König, namentlich die Königin zu loben, auf die Vergangenheit hinzuweisen, durch einen Hinblick auf die Geschichte die Wandelbarkeit der Geschicke der Völker darzuthun, dem Auslande sich zuzuwenden und durch Beispiele des dort wahrnehmbaren, beharrlichen und erfolgreichen Widerstandes die eigenen Landsleute zu stärken. Der Verfasser dieser Schrift wollte kein unbedingter Lobredner des Geschehenen sein, tadelte daher manche Einzelheiten der früheren preußischen Politik; er war auch kein glühender Verehrer der geplanten Reformen, denn er trat gegen die Juden auf und erklärte die Adligen für die Würdigsten oder einzig Würdigen zur Bekleidung von Offiziersstellen. Doch sprach er es offen aus, daß Manches besser gemacht werden müsse als früher und war ein vernünftiger ehrlicher Mann, der in ruhigem Ton das Geschehene kritisirte

*) Löscheimer. Herausgegeben von H. v. L—n. Ein Journal in zwanglosen Heften. Sechs Hefte in zwei Bänden. O. O. 1807 und 1808. In einer Anmerkung wenigstens soll ein Stück aus einer netten Parodie von Schiller's „Glocke" mitgetheilt werden. Sie steht in „Ein Eimer Wasser zum Löschen der neuen Feuerbrände 1807", o. O., S. 102fg. Der Dichter beschreibt zuerst die Verheerungen des Feuers und theilt dann folgenden Chor der Klagenden mit: Zeter! Zeter!! — Jammer, Jammer!! — Peter, Peter, — Hammer, Hammer — streut ohn' Ende — Feuerbrände, — Funken sprühen — auf uns nieder, — seht, ihr Brüder, — wie sie glühen, — laßt uns fliehen, — nie wird wieder — Glück uns blühen. — Unter Flammen — stürzet schon — Staat und Thron — rettungslos zusammen. — Dann heißt es: Doch es naht mit festem Muth — einer ruhig sich der Gluth, — spricht: „o, laßt euch nicht verblenden, — Thorheit ist's mit diesen Bränden, — geht, ihr Freunde, geht nach Haus, — ich allein, ich p—f' sie aus."

und vor dem Ueberwinder nicht kroch. Er war ein gewandter Schriftsteller; nur schade, daß er glaubte, auch in Versen reden zu können. Auch er war der Zukunft sicher, daher schloß er seine Darlegungen mit den zuversichtlichen Worten: „Man muß jetzt das beste einführen, das man in der Gesetzgebungslehre kennt und Preußen wird die Bewunderung der Welt erregen und der Stolz der Deutschen werden."

Weit unbedeutender waren die von Buchholz, Schummel und Massenbach herausgegebenen „Lichtstrahlen", die sich nicht in völlig objectiver, aber auch nicht in verhetzender Weise mit den Kriegsereignissen der vergangenen Jahre beschäftigten. Zwei der Herausgeber, Buchholz und Massenbach, waren nebst Held Hauptverfasser der „Gallerie preußischer Charaktere",*) einer rücksichtslosen Schilderung hoher Staatsmänner und Generale, in der das belastende Material aus Stein's Denkschriften in widerrechtlicher Weise an die Oeffentlichkeit gezerrt, der Prinz Louis Ferdinand unwürdig geschmäht wurde, kleinliche Rachsucht, sowie Verblendung und Selbstlob der Verfasser offenkundig hervortraten. Zur Selbstvertheidigung gegen vielfache Angriffe waren auch Lombard's Matériaux bestimmt, aber sie waren kein Pamphlet, sondern ein Geschichtswerk, keine eitle Selbstberäucherung, sondern eine ehrliche Vertheidigung der jüngstvergangenen Epoche. Man mag, besonders im Hinblick auf die jammervolle Vertheidigung der Neutralität, sagen, daß der Autor aus den schweren Lehren der Geschichte nichts gelernt hatte; diesem geistigen Defect stand aber die moralische Größe gegenüber, daß er Vaterlandsliebe und persönliche Würde nicht vergessen hatte. Darum spendeten viele Kritiker, selbst Männer wie Gentz, der Schreibart und dem Inhalt des Buches uneingeschränktes Lob.

„Das Kabinet Berlinischer Charactere" (o. O. 1808), als

*) Germanien, in Wirklichkeit Berlin, bei Sander 1808. 500 Ex. der Schrift wurden confiscirt, nachdem 6000 verkauft waren, berichtet Schadow, freilich sehr übertreibend, an Böttiger, 17. Febr. 1808. Manche wichtige Einzelheiten bietet Sander in seinen Briefen an Böttiger.

deſſen Verfaſſer Saul Aſcher (ſiehe oben S. 94fg.) gilt, gehört weniger zur politiſchen Schand- als zur localen Scandallitteratur, darf aber gerade in dieſem Zuſammenhange genannt werden, da es mit beſonderer Ausführlichkeit den berüchtigtſten Politiker Cölln ziemlich gerecht beurtheilt und Lange nebſt anderen Journaliſten jener Tage beſpricht. Aſcher's Porträts von Sander, Buchholz, Maſſenbach, Julius v. Voß, Kuhn und Fichte ſind Carrikaturen, die von Woltmann, Müchler, Himmel, Heinſius, Iffland zum mindeſten ſatiriſche Bilder. So theilt der Verfaſſer unſerer Schrift mit den übelberufenen Tagesſcribenten die Sucht, Alles herunterzuziehen, eine Sucht, die in ihren Folgen zwar weniger verderblich war als die jener politiſchen Raiſonneure, aber die das litterariſche Treiben ebenſo ſeines Anſehens entkleiden wollte, wie es jene mit dem politiſchen gethan hatten.

So beſchämend alle ſolche Schriften für die Deutſchen waren, ſo angenehmen Triumph bereiteten ſie den Franzoſen; „wir meinten immer," ſo läßt ſie der ehrliche Schadow ſprechen, „die Deutſchen wären dumme Teufel, nun ſagen ſie das einander ſelber."

Belletriſtiſches wurde in jener Zeit wenig veröffentlicht. Zur Charakteriſtik damaliger Publicationen mögen A. F. G. Langbein's „Zeitſchwingen" (Berlin, Schüppel 1807) angeführt werden. Es iſt eine Miſchung von humoriſtiſchen und rührenden Geſchichten, denen ſich ſelten etwas Frivoles zugeſellt. Die rührenden Erzählungen ſind nach dem gröbſten Muſter gearbeitet, um auf die Thränendrüſen zu wirken, die humoriſtiſchen entweder veraltete, neu aufgearbeitete Anekdoten, wie „Der Proceß um einen Bettelbuben" (zwei alte Weiber, die ſich um einen jungen Bettler, den ſie heirathen wollen, ſtreiten), oder neu aufgeputzte fremde Vorbilder „Der Nebenbuhler", oder es ſind ganz anmuthige Erfindungen, wie „Der Kutſcher wider Willen", worin ein Bewerber um die Hand einer jungen Wittwe den einen ſeiner Rivalen zum Hauſe hinaus und den andern Glücklicheren zum Hauſe hineinfahren muß. Seltener wird Litterariſches geſtreift,

wie in der „Bücherſchlacht", die aber doch nur eine Copie aus Oliver Goldſmith's Skizzenbuch iſt, oder in „Claudine", wo die durch die Gall'ſche Schädellehre aufkeimenden Thorheiten mehr deutlich als witzig gegeißelt werden. Politiſches dagegen kommt ſo gut wie garnicht vor, wenn man nicht die Schilderung eines Duodez-Staates („Das Hageſtolzen-Gericht") ausnimmt, wobei auch eine kleine Spötterei gegen Fichte's „geſchloſſenen Handelsſtaat" mitunterläuft. Die einzige Anſpielung auf die Zeit findet ſich in einem Einleitungsgedicht, in dem die traurige Empfindung, der die Meiſten ſich hingaben, und die Nothwendigkeit, ſich dieſer Empfindung zu entreißen, in folgenden Verſen ausgeſprochen wird:

Ach, als ein großes Freudengrab
Wird jetzt manch' Land vom Krieg verheert gefunden!
Gebrochen iſt der Hoffnung Stab,
Verzweiflung zählt die bleyernen Sekunden! —

Wer mit der Menſchheit wohl es meint,
Muß mannhaft ſich dem eignen Schmerz entringen,
Um für den Freund, der troſtlos weint,
Die träge Zeit erheiternd zu beſchwingen.

In dieſem Zuſammenhange mag eine ſatiriſche Schrift genannt werden, die in Jean Paul'ſcher Manier die Memoiren eines klugen Hundes enthält, der zuerſt einen Milchwagen von Spandau nach Berlin fährt, dann ſeiner großen Klugheit wegen ſeines Dienſtes enthoben wird und als Rentier in Berlin lebt.*) Das ganze Buch iſt eine weitſchweifige, nicht immer leicht verſtändliche Satire auf Berliner litterariſche Perſönlichkeiten: Siede, Ramler, Schlegel, Rahel und Marianne Meyer, Bernhardi und ſeine Zeitſchrift Kynoſarges, Hufeland, Kotzebue, Fichte, Gall, Peſtalozzi und die naturforſchende Geſellſchaft werden geſchildert

*) (Dittmar?) Sirius oder die Hundspoſt von Spandau nach Berlin. 2 Bändchen. Oſterholz 1808. Bei C. Dleſlas u. Comp., Dleſlas iſt umgekehrt Salfeld, ein bekannter Berliner Verleger. — Die weſentlichen im Text angedeuteten Stellen I, 137, 146, 152, 157, 190 ff., 210, 213, II, 18 ff., 75 fg., 80 ff., 105 ff., 120 ff. — II, 45 kurzer Hinweis auf „Feuerbrände und Löſcheimer".

und ohne viel Geist verspottet. Merkwürdig bleibt, daß in einer so ernsten, hochpolitischen Zeit der Autor an geringwerthigen Späßen Gefallen fand, daß er, nach der Manier der politischen Pamphletisten, Alles herabzog und doch auf politische Vorgänge und Aeußerungen sich fast gar nicht einließ.

Aus jener frühen Zeit allgemeiner Entmuthigung und Selbsterniedrigung ist nur ein Werk erhalten, an dem man reine Freude empfinden kann: Arnim's Lieder. Achim von Arnim, wie Tieck aus Berlin, geboren am 21. Januar 1781, war der Sohn des ehemaligen Theaterdirectors Friedrichs des Großen (Bd. I S. 608), der im December 1803 starb. Achim hatte das Joachimsthaler Gymnasium besucht und die dortigen Jugendeindrücke in späteren litterarischen Darstellungen verwerthet, sowie auch einzelnes Berlinische, z. B. den Weihnachtsmarkt, zu schildern gesucht. Von einer europäischen Rundreise durch Oesterreich, die Schweiz, Italien, Frankreich und England zurückkehrend (August 1804), dachte er daran, „Zeitungsschreiber" in Berlin zu werden. Im Jahre 1804 lebte er in Berlin im Pistor'schen Hause, das mit Reichardt und Tieck in freundschaftlicher und verwandtschaftlicher Berührung stand. In demselben Jahre 1804 fand in Berlin ein Zusammentreffen mit dem Herzensfreunde, dem hochbegabten aber unstäten und verwirrten Clemens Brentano statt, und gerade während des Berliner Zusammenlebens wurde der schon früher gefaßte Gedanke, eine Volkslieder-Sammlung herauszugeben, stärker ausgearbeitet und gefördert. Im Jahre 1805 wurde dieser zu Heidelberg ausgeführt; bei Arnim war mehr politisches Interesse im Hinblick auf Ereignisse, bei Brentano mehr litterarischer Sinn und allgemeine Vorliebe für das Volksmäßige. Arnim war ein eifriger Preuße, der vor der Unglückszeit und in den schwersten Zeiten den Muth nicht verlor. In enthusiastischen Versen pries er das Vaterland und dachte daran, ein Volksblatt „Der Preuße" herauszugeben, in dessen „vorläufiger Anzeige" er als seinen Glaubenssatz hinstellte, daß Deutschland seit dem bayerischen Erbfolgekrieg nur in Preußen

vorhanden sei. Unmittelbar vor Ausbruch des verhängnißvollen Krieges veröffentlichte er in Göttingen Kriegslieder, im Wesentlichen fremde Lieder umwandelnd zu dem Zwecke, den Muth der Soldaten zu stärken und ihre Liebe zum Vaterland zu erhöhen.*) Unter diesen Gedichten ist eigentlich nur ein einziges schönes Lied nach der Melodie „God save the king", das den echten Volkston trägt und die Sehnsucht verkündet, alte Schmach zu sühnen:

Preußen in Himmelsgluth
Trinke der Feinde Blut,
Deutschland mein Vaterland
Löse von Schand'!

Mit den Fliehenden eilte dann Arnim nach Königsberg, wo er in patriotischen Liedern die Ereignisse der jüngst vergangenen Zeit, die Vorfälle des Krieges selbst und die Empfindungen schildert, die die Patrioten nachher erfüllten. Die Klage um die verlorene Größe erfüllte ihn ganz, dazu die Sehnsucht, dem Vaterlande zu gehören, und die unbedingteste Treue zu dem Landesvater. Ihm, „dem Beglücker seiner Staaten, dem Vollender großer Thaten", wollte er seine Kräfte weihen; die Königin sollte wie „ein schönes Heiligenbild" die Kämpfenden umschweben. Grimmiger Franzosenhaß ließ ihn den braven Preußen zurufen: „Franzosenbrut zu durchbohren" und den Rheinbund verhöhnen, der einem schlechten Weinfaß verglichen wird, das vergeblich gefüllt wird, während die Franzosen nicht faul, ganz gröblich deutschen Wein trinken. Als Held ohne Fehl wurde Prinz Louis Ferdinand gepriesen, der, in allen Künsten des Leibes und Geistes ein Meister, sich auch „wie ein Opferthier an der Mordaxt Blick zu sonnen" wußte, und der „umlockt vom Lorbeerkranz" heimzukehren gedachte. Auch kleine Züge von Heldenmuth und Un-

*) Achim v. Arnim, Kriegslieder. Göttingen 1806. Das einzige erhaltene Ex. in Wiepersdorf. Einzelne Gedichte aus 1806 nebst vielen anderen der Jahre 1807 fg. in Arnim's Gedichten (Werke 22), Weimar 1856, einem gleichfalls überaus seltenen Buche (Jo. G.); jetzt nach dem Original abgedruckt bei Steig, Arnim I. Im Text sind Arnim's Lieder vor und nach dem Kriege behandelt.

erſchrockenheit wußte der Dichter zu erzählen, dagegen die Kopfloſigkeit und den Verrath der Kommandanten preußiſcher Feſtungen zu züchtigen. Doch Lob der Helden, Tadel der Feinde, Trauer über die ſchweren Opfer, die der Krieg gekoſtet, Unmuth über die Unähnlichkeit der Gegenwart mit der Vergangenheit, die darin beſtand, daß diejenigen, die „Friedrich zu beerben meinten, ſein großes Herz nicht erbten", wurde übertönt durch den Ausblick nach oben. Durch ihn ſollten die Mitlebenden zu reiner Empfindung geleitet werden. „Schweigen muß der irdiſche Streit, daß zum Höhern wir bereit; ja, das Leben wäre Wahn, wenn es nicht des Himmels Bahn." Und auch „der alte Grenadier", der in der mörderiſchen Schlacht von Auerſtädt ſeinen Muth gezeigt, aber den Sieg nicht an die alte Fahne hatte feſſeln können, tröſtete ſich mit dem Zuruf: „Ewig Muth bricht alle Schranken, rinnt in die Himmelsburg."

Dieſem litterariſchen Treiben ihre Aufmerkſamkeit zuzuwenden, hatten die wenigſten Berliner Zeit und Stimmung. Denn die Noth der Zeit war groß. Die Laſt, welche die Einquartirung der ſtets ſich erneuernden gewaltigen Heeresmaſſen den einzelnen Bürgern und der ganzen Stadt auferlegte, war eine furchtbar drückende. Im Schadow'ſchen Hauſe, um nur ein Beiſpiel anzuführen, lag ein Artilleriegeneral mit ſeinem Mohren drei Monate lang und verurſachte täglich ſieben Thaler Koſten. Von Rückſichtnahme auf die Verhältniſſe der Quartiergeber war wenig die Rede. Bat man die Franzoſen z. B. ſich weniger Zucker zu nehmen, der gerade damals außerordentlich theuer war, ſo antworteten ſie einfach: nous sommes chez nous. Trotzdem gab es Bewohner und Bewohnerinnen, die den ſchmucken und artigen Franzoſen nichts Unangenehmes nachzuſagen wußten. Die Verfaſſerin des Romans „Clementine an Serene" rühmt die Feinheit, Nobleſſe und Wohlthätigkeit der Franzoſen, während ſie die Grobheit, Gemeinheit und Lüſternheit der Rheinbundstruppen heftig tadelt. Sie möchte die Deutſchen bewegen, die Franzoſen nicht zu haſſen, und faßt einmal ihre Anſicht in

die Worte zusammen: „Ich liebe die Franzosen, wie sie sind, und die Deutschen, wären sie, wie sie sein sollten und sein könnten, wären sie ihren herrlichen Anlagen treu geblieben, denn sie sind ein herrliches und gar stattliches Volk.“ Ziemlich frivol wird die Anhänglichkeit der Berliner Frauenzimmer an die fremde Einquartirung in einem freilich erst nach dem Abzug der Franzosen entstandenen Spottgedicht „Die Berlinische Jungfer“ dargelegt; die zärtliche Sehnsucht der Verlassenen nach den ausländischen Kriegern, die in diesen Versen ausgedrückt wird, fand ihre Anklänge freilich wohl bei vielen Berliner Mädchen.

Im Allgemeinen dagegen „wußten sich die Berliner Damen mit viel Würde gegen die Franzosen zu nehmen, mit jener Zurückhaltung, die ihnen gegen den Feind ihrer Väter, Männer und Brüder geziemte“.*)

Durch die Noth, auch durch die Anhäufung der fremden Soldaten wurden Krankheiten hervorgerufen. Im März 1807 wüthete ein bösartiges Scharlachfieber, dem eine heftige Fiberepidemie folgte. Die am Ende des Jahres 1806 ausgegebene Geburts- und Sterbeliste stellte die seit lange unerhörte Thatsache fest, daß 1776 Personen mehr gestorben als geboren waren. Witzlinge suchten sich über dieses betrübende Factum durch das Wort hinwegzusetzen, es sei ja natürlich, da so große Aerzte in Berlin lebten; aber durch solch billigen Scherz wurde die traurige Ursache nicht aus der Welt geschafft (Voß 108fg., 145fg.).**)

Die Noth der Zeit war groß.***) Anleihen mußten gemacht werden, um die Contributionen zu bezahlen. Handel und Ver-

*) Dies constatirt Woltmann, der damals in Berlin lebte, Memoiren des Freiherrn von S—a, I, 241. — Auch andere Stellen dieses Buches, 190ff., 202ff., sind in diesem Kap. benutzt.

**) Nach einem Bericht des Prof. Behrends starben 1807: 499 Personen gegen 357, die geboren wurden; B. schreibt es der unterlassenen Pockenimpfung zu. Mitth. d. V. f. Berl. Gesch. 1894, Nr. 2, S. 19.

***) Ein ergreifendes Zeugniß dafür ist, daß Carl Benda, der Musiker, das Lieblingsinstrument seines Vaters zum Kauf anbietet (Brief 14. Juni 1807, Liepmannssohn's Catal. 1893, S. 3).

kehr stockte. Gleichwohl fand sich ein naiver oder absichtlich rosenfarben schauender Anonymus, der in der Zeitschrift „Die preußische Monarchie" die Frage: „Hat die Stadt Berlin aus dem Länderverlust der preußischen Monarchie nachtheilige Folgen für ihren Wohlstand zu befürchten?" verneinte. Er rechnete nämlich aus, daß die verschiedenen Berliner Fabriken, in welchen 61 000 (mit Frauen und Kindern 100 000) Arbeiter beschäftigt seien, für den Absatz ihrer Waaren nicht auf die alten preußischen Provinzen beschränkt seien, sondern ihren Markt in der ganzen Welt, besonders in dem preußischen Osten fänden, sobald sie nur durch Gleichwerthigkeit oder bessere Production der Waaren die Concurrenz mit England siegreich bestänben. Der englischen Concurrenz sollte durch die Continentalsperre ein Riegel vorgeschoben werden.

Der dringendsten Noth sollte durch die Speise- und Beschäftigungs-Anstalten des Barons Kottwitz abgeholfen werden; für die Soldatenkinder wurde von L. v. Neander und L. v. Voß das Louisenstift, später Friedrichsstift genannt, begründet.*) Die Königin selbst sprach sich in der Stiftungsurkunde vom 31. August 1807 mit folgenden schönen Worten über die nach ihr benannte Anstalt aus: „Der Krieg, der so viel unvermeidliches Uebel über die Nation brachte, deren Landesmutter zu sein mein Stolz ist, hat auch manche schöne Frucht zur Reife gebracht und für so vieles Gute Samen ausgestreut. Vereinigen wir uns, ihn mit Sorgfalt zu pflegen, so dürfen wir hoffen, den Verlust der Macht durch Gewinn an Tugend reichlich zu ersetzen." Die Anstalt wirkte sehr segensreich. Sie trat ins Leben zunächst als Erziehungsanstalt für Soldatenkinder männlichen und weiblichen Geschlechts, wurde aber bald auf arme Kinder gleichviel welcher Herkunft ausgedehnt; schon 1808 wurde ein Industriebureau für

*) Geschichte des Friedrichs-Stiftes in Berlin. Ein Wahrzeichen aus den unglücklichen Jahren 1806 u. 7, mit beigefügtem Verzeichniß der Wohlthäter und der Theilnehmer an der Privat-Credit- und Anleihe-Kasse von Louis v. Voß. Berlin 1811, F. Brauns.

weibliche Arbeiten damit vereinigt. Durch hohe Gönner wurden die Mitglieder der königlichen Familie als Beschützer gewonnen, Königin Louise galt als besonderer Schutzgeist der Anstalt; ihr Geburtstag als Stiftungstag und höchster Feiertag derselben. Während Berliner Zeitungen, den Machthabern zu Liebe, nicht müde wurden, die Unvergleichliche zu schmähen, stimmten hier bei der großen Feier am 10. März 1808 Erwachsene und Kinder in das Lied ein:

Und dieser Glocken erster Schlag
Sei uns ein lauter Ruf,
Daß heut' ein segensreicher Tag
Der Brennen Stolz erschuf.
Bei ihrem silberreinen Klang,
Der durch die Lüfte schwebt,
Ertöne Dank- und Hochgesang:
Des Landes Mutter lebt!

Es schwinge mit der Glocke Ton
Sich auf ein fromm Gebet,
Und steige zu der Gottheit Thron,
Zu dem die Tugend fleht;
Es herrscht mit Milde das Geschick
Und heilt der Unschuld Schmerz,
Es giebt die Mutter uns zurück
Und tröstet jedes Herz.

Damals (1806) vermuthlich in Folge der Noth stellte die am 8. September 1800 (vgl. Vossische Zeitung vom 7. September d. J.) eingerichtete Fußbotenpost ihre Thätigkeit ein, sie erhielt erst 20 Jahre später in der Königlichen Post ihre Nachfolgerin. Von den Gildeältesten waren nämlich im Ganzen 13 Boten angestellt worden, die ihr Nahen durch eine Glocke ankündigten und den Bezirk, in dem sie die Briefe sammelten, vier Mal täglich durchliefen. Der Absender eines Briefes hatte sechs, der Empfänger drei Pfennig zu entrichten.

Bei dieser allgemeinen Noth hatten nur die Straßenjungen eine goldene Zeit.*) Ihr Ruf Morgens im Schloßhof und auf anderen Plätzen: Musje eire la botte brachte ihnen Beschäfti-

*) Vgl. die Mittheilungen im „Gesellschafter" 1819, Nr. 207.

gung und klingenden Lohn; Nachmittags trieben sie im Thiergarten einen schwunghaften Handel, wo sie immer ihr Geschrei: „Zigaros avec du feu" erschallen ließen, und Abends waren sie die gutbelohnten Wegweiser der Franzosen auf ihren galanten Rundgängen.

Denn das galante Leben nahm einen ungeahnten Aufschwung. Nach Voß (Gemälde S. 81) war „die Frequenz in den Tempel der Wollust so stark, daß die Zahl der Priesterinnen zu gering erfunden ward". Die Schamlosigkeit der Dirnen auf den Straßen wurde unerträglich. Halbwüchsige Mädchen gaben sich den Fremden hin. Unnatürliche Laster verbreiteten sich, so streng auch die Polizei gegen Verführer und Verführte einschritt.

Sonstige Vergnügungen gab es nicht viel. Zerstreuung boten die von den französischen Behörden prunkvoll gefeierten Nationalfeste, die Geburtstage des Kaisers, der Kaiserin und ähnliche Festtage, bei denen selten vergessen wurde, auch auf das Wohlsein des Bundesgenossen, des Königs von Preußen, zu trinken. An derartigen Tagen wurden Gratisvorstellungen im Nationaltheater veranstaltet — das Opernhaus wurde zu einem Brotmagazin benutzt —, zu denen die Menge sich drängte, ohne gerade zu fragen, wem eigentlich die Feier gelte. Ueberhaupt beförderten die Franzosen das Theater. Unmittelbar nach der Katastrophe*) wurden die Vorstellungen auf besonderen Befehl des Magistrats (20. October) fortgesetzt, von demselben auch einstweilen die Umwandlung des Königlichen Nationaltheaters in „Deutsches Theater" verboten. Neuigkeiten wurden wenig gegeben, z. B. Georges Dandin unter dem Titel Georg Rothbart. Die Schauspieler blieben von jeder Einquartirung befreit. Durch größere Zuschüsse und Anleihen aus der Stadtkasse wurde der dringendsten Noth genügt. Die Majorität des damaligen Theaterpublikums lieferten wohl die Franzosen, die, wenn sie auch eine französische Truppe nach Berlin kommen ließen, sich auch an der

*) Für das Folgende L. Schneider, Krieg und Theater 1806. (Deutsches Theater-Archiv 1859, Nr. 18 ff.)

leichten Koſt deutſcher Luſtſpiele erfreuten, welche Iffland's Truppe darbot. Patriotiſche Ausſchreitungen freilich, wie ſie vor dem Kriege üblich geweſen, wurden nicht geduldet; gegen Schiller'ſche Stücke, eben weil ſie als patriotiſch galten, wurde eine oft ſeltſame Cenſur geübt. Als einmal der „Don Carlos" angekündigt wurde, „ward die Annonce widerrufen, denn das franzöſiſche Gouvernement durfte der Verhältniſſe mit Spanien wegen die Aufführung dieſer Tragödie nicht geſtatten."*) Wenn am 29. December 1806 befohlen wurde, die Bezeichnung „Königliches National-Theater" auf den Anſchlagszetteln zu ſtreichen, ſo lag dem Befehl nur kleinlicher Uebermuth des Siegers zu Grunde. Wenn aber Zach. Werner in einem Briefe an Iffland (13. März 1807) mittheilt, er habe nach der erſten Aufführung der „Söhne des Thals" einen anonymen franzöſiſchen Drohbrief erhalten, ſo war dies, wenn nicht etwa ein ſchlechter Scherz eines Spaßvogels anzunehmen iſt, gewiß eine Renommiſterei des zu Uebertreibungen leicht geneigten Dichters.

Im Ganzen hatte ſich das Theater der Gunſt der franzöſiſchen Machthaber zu erfreuen. Als man verſuchte, ein paar Mitglieder zum Militär-, d. h. jedenfalls zum Bürgergarden-Dienſt zu verwenden, bedurfte es nur eines Eintreten Iffland's (27. November 1806), um ſie von demſelben zu befreien. Als der franzöſiſche Gouverneur Bignon Berlin verließ, fühlten ſich die Theatermitglieder veranlaßt, ihm für ſeine ihnen während der Occupation bewieſene Güte zu danken (26. November 1808), und dabei die Bemerkung zu machen, die wohl mehr eine Huldigung für den Sieger, als Erkenntniß der eigenen Unbedeutendheit war: „Vous avez eu la délicatesse de ne jamais nous faire sentir dont nous sommes intimement persuadés nous même, c'est que le théâtre allemand, comparé à celui des Français, est à peine sorti de l'enfance."**)

*) Fritz v. Bülow an Ernſt Schulze 1807. Voſſ. Ztg. Sonntagsbeilage 1891 Nr. 12.

**) Beide Briefe erwähnt in Leo Liepmannsſohn's Autographen-

Wohl war's den Schauspielern bei alle dem doch nicht. „Die Kunst ist ganz todt," schrieb Friederike Unzelmann-Bethmann an Goethe (25. Juni 1807),*) „und alle Musen haben uns den Rücken zugekehrt; und da ich ihnen aber gern ins Gesicht sehe, so werde ich wohl bald Berlin verlassen müssen und dahin gehen, wo sie mir wieder lächeln."

„Wir leben hier immer noch in ziemlichem Druck," schrieb freilich der alte Nicolai 20. December 1808 (an Böttiger), „und haben wenig Hoffnung zur Erleichterung und Besserung. Ich habe nie geklagt und klage noch nicht, aber der müßte kein Patriot sein, welcher sein einst vor vielen anderen Ländern so sehr glückliches Vaterland hinschwinden sieht ohne Hoffnung zu erleben, daß es sich erhole, und dem nicht oft Thränen in die Augen treten. Ich ziehe in mich selbst zurück und die Wissenschaften sind mein Trost." — „Mars hat die Musen," schrieb Fritz von Bülow an Ernst Schulze, „so ziemlich verscheucht; man hört meist nur Jammern über das Unglück des Landes oder Politisiren, und es ist wohl jetzt gar keine Dichterschule in Berlin an der Tagesordnung." Ein damals von August Kuhn gegründetes „Kunst- und Industriecomptoir" war ein rein geschäftliches Unternehmen, ein Lesecabinet, das den Privaten die Möglichkeit einer Lectüre der Zeitschriften gewährte, die früher von Einzelnen abonnirt worden waren, nun aber bei der Knappheit der Mittel aufgegeben werden mußten.

Schon die Möglichkeit von Theatervorstellungen, denen die Occupirenden doch nicht als einzige Zuschauer beiwohnen konnten,

---

Katalog (Versteigerung 11. Mai 1891). Das letztere Schriftstück trägt nahezu an 40 Unterschriften, darunter die folgenden: Aug. Iffland, Bernh. Anf. Weber, Henri Bethmann, Friderique Bethmann, Friedr. Ludw. Seidel, Jos. Ambrosch, Minna Unzelmann, Luise Schick, George Gern, Albert Gern der Sohn, Friedr. Eunike, Therese Eunike, Franz Mattausch. Es ist höchst charakteristisch, daß einzelne Schauspieler, freilich nur wenige, aus Liebedienerei gegen die Franzosen selbst ihre Vornamen französiren.

*) Vgl. „Deutsche Dichtung", hgg. von K. E. Franzos, IX. Bd. (1891), S. 256.

und manche gleich zu erwähnende Schriften beweisen trotz der mitgetheilten Zeugnisse ein Wiederaufleben hoffnungsmuthiger Stimmung. Wirklich hatte der Frieden von Tilsit (Juli 1807), zwar eine traurige Entscheidung, aber doch immerhin eine Entscheidung und eine Befreiung aus ganz ungewissen Zuständen, die Geister aufgerichtet. Noch mehr zur Aufrichtung trug die eifrige Reformthätigkeit bei, die von den großen in Königsberg versammelten Staatsmännern zum Segen Preußens entfaltet wurde. Sie zu fördern ließen sich die patriotischen Männer Berlins angelegen sein, während sie dem „Tugendbund" theilnahmlos gegenüberstanden, vielleicht weil er sie an die vergangenen Geheimbünde traurigen Andenkens erinnerte (vgl. unten S. 274fg.). Aber noch war es zu früh zu jubeln und frei zu reden. Noch im November 1808 erging an Iffland, Hanstein, Wolf, Sack, Buchholz, Schleiermacher die Warnung, „sich in Wort und Schrift nicht so keck zu äußern, wie sie bisher bei mancher Gelegenheit gethan hätten." Ja, einer der Muthigen, der spätere Demagogenriecher Schmalz, wurde sogar wegen seiner Schrift „Adresse an die Preußen", welche während des Drucks mit Beschlag belegt war, verhaftet (24. November 1808), aber mit Rücksicht darauf, daß die Schrift noch nicht in Circulation gesetzt war, wieder freigelassen. Der „Telegraph", der dies berichtet (Nr. 328), meldet, daß aus beschlagnahmten Briefen hervorgehe, Schmalz sei zum Schreiben „von Personen aufgefordert worden, welche eines ausgezeichneten Vertrauens in Königsberg genießen", und tadelt den Autor, daß er Ungereimtheiten, demagogische Ideen ausspreche, von öffentlicher Freiheit, Gleichheit, Abschaffung der Privilegien spreche.

Die Kühnsten aber blieben unbehelligt. Fichte hatte nichts zu leiden. Er, übrigens fast der Einzige, der niemals verzweifelte, vielleicht weil er nicht im Zeitlichen lebte, sondern das Ewige, Geistige stets vor Augen hatte, verhehlte sich nicht die Gefahren, die er lief. Seine im Sommer 1808 gehaltenen Berliner Reden „an die deutsche Nation" waren ein offener Aufruf und ein Programm zur Erhebung. Die „Reden" bleiben

für alle Zeiten ein schönes Zeugniß männlicher Unerschrockenheit, sie werden als Fichte's schönster Ruhmestitel dauern. Als das Wesentlichste stellten sie die beiden Grundsätze auf: 1. Kein Mensch und kein Gott können ein Volk retten, wenn es nicht selbst die Kraft dazu in sich fühlt. 2. Diese Erhebung aus innerer Noth und äußerer Knechtschaft muß hervorgerufen werden durch nationale Erziehung, durch die Wiederbelebung des Volkes. Diese Erziehung zur reinen Sittlichkeit sollte nach Fichte die Erziehung zur wahren Religion vermitteln. Er mahnte Alle, Junge und Alte, Regierende und Regierte, Geschäftsmänner und Denker, an dieser neuen Erziehung mitzuarbeiten, zur Wiederherstellung, zur Befreiung der Nation. Fichte erinnerte an die Urkraft der deutschen Sprache, an ehemals herrschenden Fleiß und sittlichen Sinn, an die Reformation, als an das angstvolle Ringen der Nation um das Heil der Seele. „Wir müssen uns einen Geist erschaffen, einen festen und gewissen; unser Leben und Denken muß eine That sein, ein sich durchdringendes und gediegenes Ganze. Dann werden wir werden, was wir ohnedies sein sollten: Deutsche." Wie die Vergangenheit, so rief Fichte das Ausland auf. Er verglich den deutschen Geist mit dem fremdländischen und bemerkte: „Der deutsche Geist ist ein Adler, der mit Gewalt seinen gewichtigen Leib emporreißt und mit starkem, vielgeübtem Flügel viel Luft unter sich bringt, um sich näher zu heben der Sonne." Seine Zuhörer entließ er aber mit der nicht mißzuverstehenden Bemerkung: „Es ist daher kein Ausweg: wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung."

Neben Fichte dürfen die damaligen Berliner Prediger nicht vergessen werden.*) Allen voran stand der Propst G. A. L. Hanstein

*) Toeche-Mittler S. 28. — Das. S. 30 auch F. Delbrück's zu Königsberg gehaltene, zu Berlin gedruckte Rede. Ueber Hanstein A. D. B. X, 543—547 und die dort angeführten Schriften. Sehr ungünstig über H. urtheilt Schadow in seinen Briefen an Böttiger, abgedruckt in Westermann's Monatsheften 1894 Nov. Sie enthalten Vieles über die Berliner Stimmung 1806—8 und sind nur theilweise im Obigen benutzt.

(1761—1821, seit 1805 in Berlin), ein freisinniger, geschmackvoller, praktisch ungemein thätiger Theologe, der seine Aufgabe darin sah, daß er, anstatt Demuth und Unterwerfung unter den Willen des augenblicklichen Machthabers zu empfehlen, die Liebe zum angestammten Königshause forderte und selbst pflegte, vor Allem zum Ausharren und zum Vertrauen auf die Zukunft ermunterte. Die muthigen und verständigen Predigten, die er seit dem 8. Februar 1807 hielt, brachten außer ihrem theologischen Inhalt die deutlichsten Anspielungen auf die unmittelbaren Zeitereignisse und wirkten durch diese den Lesern verständlichen und sympathischen Hindeutungen so sehr, daß der Jahrgang 1807 drei Auflagen erlebte. Kein Wunder, daß der kühne Redner den Franzosen unbequem war (s. o. S. 240).

Wie der Muth der Berliner sich hob, je länger die Occupation dauerte, so sank die Zuversicht der Franzosen. Gar viele hatten ursprünglich wohl geglaubt, aus dem nördlichen Deutschland eine französische Provinz oder einen kaiserlichen Nebenstaat machen zu können; Manche kamen zu der Ueberzeugung, daß sie es hier mit einem andern Gegner zu thun hatten, als sie bisher meist angetroffen. Barante, der als Auditor beim Staatsrathe den Kaiser nach Berlin begleitet hatte, rief (1807) beim Anblick der in einen Cavalleriestall umgewandelten Orangerie vorahnend aus: „Ich fürchte, auch unsere Orangerieen werden sich einst mit deutschen Rossen füllen."

Die meisten Franzosen wären froh gewesen, nach der Heimath zurückzukehren, die Berliner sehnten sich nach Befreiung. Als im Sept. 1808 sich das Gerücht verbreitete, das Königspaar werde zurückkommen, wurde auf Anregung angesehener Bürger durch Schadow der kleine Altar auf der Louiseninsel errichtet, der noch heute steht. Er war bestimmt zum Wahrzeichen der Anhänglichkeit und Liebe für die von den Feinden vielgeschmähte, von den Unterthanen innig bewunderte Königin. Damals hielt Bischof Eylert eine Predigt, in der er die Frage: „Wie sollen wir unsern König empfangen" also beantwortete:

„mit prunklosem Ausdruck eines wehmuthfrohen Herzens, mit tiefem Gefühl einer schuldigen Ehrfurcht, im Einklang herzlicher Eintracht, im würdevollen Bewußtsein einer unerschüttert gebliebenen Treue, mit männlichem Ernst eines christlich-religiösen Sinns."

Das Gerücht von der Rückkehr des Herrscherpaares war jedoch falsch. Es dauerte noch länger als ein Jahr, bis König und Königin in Berlin einzogen. Am 3. Dec. 1808 zogen die Franzosen ab. Der General St. Hilaire übergab dem Prinzen Ferdinand die Stadtschlüssel und hielt dabei eine längere Rede, in welcher er hervorhob, daß die meisten Preußen die Verbindung mit Frankreich und den Weltfrieden liebten. Dem General selbst wurde von der Vossischen Zeitung das Zeugniß eines Biedermanns ertheilt, der als Feind gekommen sei, aber als Freund scheide.

Am 10. Dec. rückte das Gros der preußischen Truppen ein, nachdem in den vorhergehenden Tagen schon einige Vorläufer gekommen waren. Es herrschte helles klares Wetter. „Heiterer noch", mit diesen Worten begrüßte die Vossische Zeitung (13. Dec.) die Heimkehrenden, „als der Himmel waren die Herzen." Bürgermeister Köls — in Vertretung Büsching's — empfing die Heimkehrenden mit kurzen Worten: „Dieser Moment unserer freudigen Wiedervereinigung verlöscht das Andenken an das, was wir gelitten! Ein glückliches Loos erwartet uns nun! Der Verein aller Stände zu einem Zweck wird das Vertrauen der Liebe und Achtung aller Staatsbürger gegen einander erhöhen und fest erhalten und eine nicht zu zerstörende Harmonie begründen." Zur Feier des Abmarsches der Franzosen erschien von Fouqué ein „Gespräch zweier preußischer Edelleute", in dem der Vorschlag einer von Adligen einzuübenden und anzuführenden Landwehr gemacht wurde.*)

Es fehlte nicht an mancherlei Ovationen für die Langersehnten. Ein Festessen fand für die Offiziere statt; im Theater wurde eine Festvorstellung veranstaltet, bei welcher es, ebenso

*) Koch, Fouqué, S. XXIV.

wie bei anderen feierlichen Veranlassungen, an Lebehochs auf den König nicht fehlte. Von allen Kriegern, welche in Berlin eingezogen waren, wurde der Major Schill am meisten gefeiert. Vielen galt dieser kühne Parteigänger als der wahre Held, als der eigentliche Retter des Vaterlandes. Schill lehnte die Huldigungen bescheiden ab und wies auf die Zukunft hin, in welcher er sich die Anerkennung seiner Vaterlandsgenossen durch wackere Thaten verdienen wolle. Am 17. Dec. veröffentlichte er in den Berliner Zeitungen eine Danksagung: Wie er den König alle Tage preise, „so geschehe auch von uns der Ruf: es leben hoch seine treuen und guten Berliner."

Die Berliner Zeitungen, welche so lange ihre patriotische Gesangeskunst hatten verbergen müssen — denn so weit hatten sie sich nicht erniedrigt, an Neujahrs- und Geburtstagen Huldigungsgesänge auf den Unterdrücker anzustimmen — fanden nun in der Rückkehr der preußischen Soldaten einen willkommenen Stoff. Aus den Gedichten jener Zeit mag wenigstens eines hier mitgetheilt werden. Es lautet:

Gedanken beim Einzug unserer Krieger am 10. Dec. 1808.

Berlin sieht seine Waffenbrüder,
Berlin sieht seine Adler wieder,
Sieht sie gerührt und hocherfreut.
Haus, Herz und Arm ist ihnen offen.
Gottlob, nach jahrelangem Hoffen
Beseligt uns die Wirklichkeit.

Ein Geist belebe nun den Krieger,
Den Adel, Bürger, Volk und Pflüger;
Ein Wahlspruch schließ' uns Alle ein:
„Dem Vaterland und unserm König
Ergeben, treu und unterthänig,
Und Brüder unter uns zu sein."

So wird nach trüben Trauerstunden
Die Ruhe wieder aufgefunden,
Die unser Herz so lang' entbehrt.
So tilgen wir von Preußens Fluren
Nach Jahren einst des Krieges Spuren
Und sind des großen Friedrich werth.

Die Voſſiſche Zeitung, der das vorſtehende Gedicht entnommen iſt, kam nun nicht wieder in die Lage, freiwillig oder gezwungen Artikel aus dem „Telegraphen" herüberzunehmen. Denn am Tage des Abzugs der Franzoſen erſchien auch die letzte Nummer dieſes traurigen Denkmals der franzöſiſchen Occupation. Der Herausgeber K. J. Lange verſchwand aus Berlin und ward nicht wiedergeſehen. Schon zur Franzoſenzeit ſoll er, wenn ein Memoirenſchreiber recht berichtet, manchen Inſulten ausgeſetzt geweſen ſein; nun, ohne den Schutz der franzöſiſchen Behörden, wäre er gewiß vogelfrei geweſen.

Die Berliner rächten ſich in ihrer Weiſe an dem, der ſie ſo lange in Athem gehalten hatte. Sie verbreiteten Carricaturen und ſangen Spottlieder. In der einen Carricatur wurde Lange als wildes Thier dargeſtellt, das in die Hölle gezogen wird, aber, wie es in der Inſchrift heißt, den ganzen Höllenpfuhl verſtänkern wird. In der andern, überſchrieben: „Fidebus (sic) für rechtliche Leute", ſitzt er an einen Pfahl angebunden auf einem Scheiterhaufen, in der Hand ein Buch: „Matthäi am letzten". Ferner wurde ein Farbendruck verbreitet mit der Ueberſchrift: „Finale des Verfaſſers des Telegraphen-Lange oder Langens Ankunft und Empfang am verdienten Ort." Er ſtellte dar, wie Lange von einem hölliſchen Diener weggeſchnappt wurde. Ihm kamen die Worte aus dem Munde: „Wey mir, ich bin ja Alexander, David's Sohn." Ein Franzoſe, der ihn am Rockſchoß packte, rief verwundert aus: „Potz Teufel, er iſt ja unſer Hofrath." Im Höllenrachen lief ihm ein Hahn entgegen mit dem Rufe: „Kikiriki, biſt Du endlich da?" Der Teufel, der ihm ſeine Krallen entgegenſtreckte, begrüßte ihn: „Willkommen, Herr Doctor." Das Spottlied, dem, die damalige ſittliche Auffaſſung Berlins kennzeichnend, ein recht freies Klagelied einer Berlinerin über das Aufhören der Einquartirung folgte, rief alle Thiere niederer Art, Raubthiere und Gewürm zuſammen, um die Leichenfeier des Entſchlafenen zu begehen. Denn, ſo ſchließt der Dichter:

Es iſt ein Mann geſtorben,
Gott ſei es Lob und Dank,
der ſich den Ruhm erworben:
er zankte lebenslang.
Der kühne Geißelsſchwinger,
der Vaterlandsdeſpot,
ſchläft zugedeckt mit Dünger,
denn er iſt mauſetodt.

Der Mann, der Fluch und Schrecken
rings um uns her geſtreut,
der Fürſten durfte necken
mit kecker Sicherheit,
der Fiſcher in dem Trüben,
der hämiſche Zelot,
der Lange Herr, ihr Lieben,
der Telegraph iſt todt.

Glücklicherweiſe ſind jene poetiſchen Erzeugniſſe, das Begrüßungsgedicht der Truppen und die Spottverſe auf Lange nicht die einzigen Denkmäler der damals in Berlin herrſchenden Geſinnung. Auf die Tage unmännlicher Feigheit und unwürdiger Selbſterniedrigung folgten lange Jahre ernſter innerer Arbeit. Wie die Männer, welche an der Spitze des preußiſchen Staates ſtanden, durch ihre ſegensreichen Reformen eine neue Zukunft vorbereiteten und die traurigen Zuſtände vergangener Zeiten vergeſſen zu machen ſuchten, ſo erwuchs in Berlin ein neues Geſchlecht, das, Fichte's Lehren beherzigend, die innere und äußere Befreiung vorzubereiten verſtand.

Ein merkwürdiges Bild von dem Umſchwung der Anſchauungen und Verhältniſſe bietet der Roman „Die Verſuche und Hinderniſſe Karls. Eine deutſche Geſchichte aus neuerer Zeit. Erſter Theil. Berlin 1808.“ *) Er iſt hauptſächlich eine gemeinſame Arbeit Varnhagen's und Wilhelm Neumann's. Dieſer ſeltſame Roman, deſſen an manchen Stellen hervortretende Goethe-

*) Nähere Deutung der Einzelheiten des Romans durch Cl. Brentano in Görres' Briefen II, 83 fg. Danach hätte Fouqué das Schlußkapitel geſchrieben. Vgl. beſonders Varnhagen, Denkwürdigkeiten II, 15 fg. Goedeke, Grundriß alte Ausg. III, 81. Hoffmann, Serapionsbrüder. 2. Abſch. ed. Hempel I, 116.

begeisterung, dessen satirische Schilderungen litterarischer Zustände und Persönlichkeiten, z. B. Jean Paul's, Voß' und anderer, hier unbeachtet bleiben müssen, erzählt die Geschichte eines Jünglings, dem das Leben nichts ist als der Inbegriff von sinnlichen und geistigen Genüssen, nichts als eine ewig wechselnde Befriedigung seines schrankenlosen Egoismus. Unthätig und doch immer scheinbar beschäftigt, richtet der gut geartete, aber zum Bösen bestimmte Held nichts als Unheil an: er bringt seine Geliebte, eine verheirathete Frau, in die schrecklichste Lage, ist schuld an dem Tode ihres Mannes, tödtet ihren Bruder in einem Duell, verletzt die Nächststehenden, schändet ein Mädchen, das die Braut eines Anderen ist, und verursacht den Tod des Bräutigams dieses Mädchens. Er ist ein Genießling, der träumerisch, nur nach geistiger Anregung sich sehnend und in geistiger Aufregung schwelgend, sein Leben verbringt, Begeisterung für die schöne Natur und alleinige Erquickung im Umgang mit sogenannten höheren Kreisen empfindet. Der Staat existirt für ihn ebenso wenig wie das Volk. Da muß er nun die Leiden des Volkes mit ansehen und die Zerstörung des Staates: Das friedliche Leben des Schlosses, dem er freilich durch sein unglückliches Geschick schon zwei Wunden zugefügt hat, wird durch die Schrecken dieses Krieges völlig vernichtet, einer der ständigen Gäste des Schlosses stirbt in der Schlacht, ein anderer, der vorübergehend daselbst geweilt, wird verwundet dorthin gebracht. Der gleichfalls verwundete Romanheld pflegt seine Wunden und läßt sie pflegen, so lange er jenes Scharmützel, in welchem er selbst verwundet worden, als einen kleinen Unglücksfall betrachtet; als er aber, durch den Brief eines Freundes unterrichtet, die Niederlage der Seinigen und die schmerzliche Uebergabe der Festungen erfährt, verschmäht er weitere Pflege und verabscheut das Leben. Er reißt seinen Verband auf, läßt sein Blut dahinströmen und stirbt. An seinem Bette findet man ein langes Gedicht: „Nach Petrarcas sechzehnter Canzone gebaut", in welchem zum Schluß den Freunden verkündet wird:

Daß hier das Herz auf tönenden Geſchoſſen,
Frei in Geſang ergoſſen,
Noch wolle Gott anſagen,
Wie gleicher Weiſe, wenn des Himmels Zeichen
Zum Freiheitsbunde tagen,
Es frei hinſtrömte wohl den blut'gen Streichen.

In den letzten Fieberphantaſien aber war der Unglückliche emporgehoben über das Leid der Gegenwart, aus dem Traum heraus rief er mit großer, gewaltſamer Anſtrengung ſeiner Kräfte: „Drauf! drauf! wer ein braver Preuße iſt! Wir haben's gleich.“ Denn das iſt eben der Gehalt des Romans und die wahre Bedeutung des Zeitumſchwungs: Die Verzweiflung trieb nicht nur in den Tod, ſondern ſie ſchuf auch Männer. Mancher Brave aber, der für ſich nichts mehr von dem ſchnöden Leben erwartete und freiwillig oder der Natur gehorchend dem Tode verfiel, ſchloß ſelig lächelnd ſeine Augen in der Hoffnung auf eine ſchöne und freie Zukunft.

Zweites Buch.

Wiedergeburt und Befreiung.

(1808—1815.)

Achtes Kapitel.

Neue Epoche wissenschaftlichen Lebens.

Selbst die langlebigen Männer der Aufklärungsperiode waren dahingegangen. Nicolai, der einer ganzen litterarischen Epoche sein Gepräge verliehen hatte und der am längsten lebte, starb 1811. Noch bis zuletzt hatte er seine aus Stolz und Bescheidenheit gemischte Stimmung bewahrt*): „Ich bin keineswegs der Hohepriester im Tempel der Litteratur, sondern allenfalls der vieljährige Küster desselben, welcher die Schlösser treulich bewahrt und hin und wieder die Wechsler und ander Volk, welches den heiligen Opferheerd entheiligte, herausgetrieben hat."

Er mußte es erleben, daß zwei, die er gewiß zu jenen Wechslern zählte, das wissenschaftliche Leben Berlins erneuerten: Fichte und Schleiermacher, und daß zwei andere, denen er bei seiner Einseitigkeit nie gerecht geworden wäre, mit jenen wetteiferten: Wolf und W. v. Humboldt. Diese Erneuerung des wissenschaftlichen Lebens ist eines der wesentlichsten Momente der inneren Wiedergeburt, die sich in Berlin und ganz Preußen während der Anwesenheit, besonders nach dem Wegzug der Franzosen vollzog.

Der erste der vier Männer, der dauernd nach Berlin übersiedelte, war J. G. Fichte**) (schon 1799), geboren 1762, ge-

*) An Böttiger 31. Mai 1810.

**) Für Fichte sind benutzt: Leben und litt. Briefw., hgg. von dem Sohne, 2 Bde. Sulzbach 1830fg. Kuno Fischer, A. D. B. VI, 761ff., aus dem einige über Philosophie handelnde Sätze entnommen sind.

ſtorben 1814. Während man bei andern Philoſophen über dem Syſtem die Perſon vergaß, wirkte ſein Charakter weit mehr als ſein Syſtem. Der Mann feſſelte und imponirte in höherem Grade als ſeine Werke. „Ich kann noch garnicht das Verſchwinden dieſes ſo kräftigen, herrlichen Mannes faſſen und begreifen," jammerte bei ſeinem Tode Einer, der von ſeiner Philoſophie wenig hielt oder verſtand. Mannesmuth und Würde hatten Fichte bei allen Gelegenheiten geziert: in den Tagen, da die Blut- und Greuelherrſchaft in Paris die zahlreichen in Deutſchland rege gewordenen Sympathien für die franzöſiſche Revolution jählings zerſtörte, ſuchte er die Idee, welche die Revolution hervorgerufen hatte, zu retten und edirte ſeine Schrift, in der er dies verſucht hatte, aufs Neue, obgleich es damals auch in Deutſchland nicht ungefährlich war, frei zu ſprechen. Trotz der auf Atheismus lautenden Anklage hielt er ſeine freie religiöſe Ueberzeugung aufrecht und ergriff lieber den Wanderſtab, als daß er ſeine ehrliche Meinung opferte. In den Zeiten der Franzoſenherrſchaft, unbekümmert um einheimiſche und fremde Späher, machte er kein Hehl aus ſeiner Gewißheit von der Geſundheit der Volkskraft und verkündete ſeine Hoffnung auf die Zukunft. Er gehörte zu den Wenigen, die ſich rühmen durften, „daß er frei geathmet, gelebt, gedacht habe und ſeinen Nacken nie unter das Joch des Treibers gebogen". Er war es auch, der am liebſten als eine Art weltlicher Prediger den König in den Feldzug begleiten wollte, und der trotz der Ungewohntheit militäriſcher Uebungen beim Landſturm eintrat, wobei er freilich den Carricaturenzeichnern nicht entgehen konnte; er ſtarb als ein Opfer des Krieges, angeſteckt durch ſeine Frau, die auf ſeinen Antrieb in den Lazarethen die Verwundeten treu gepflegt hatte.

Schmoller, Fichte, Jena 1865. Zeller, Fichte als Politiker (Sybel, Hiſt. Zeitſchr. IV). Einzelnes: K. v. Wolzogen, Nachlaß II, 445; Varnhagen, Denkwürdigkeiten I, 235; Wundt, Deutſche Rundſchau 1891, Aug. S. 195; Uhden's Aeußerung, Euphorion I, 373, 379; Briefe Sander's an Böttiger. Ueber die Reden an die deutſche Nation oben S. 241.

In Berlin hatte er ſich nicht eben rühmlich eingeführt, denn zu ſeinen erſten Berliner Arbeiten gehörte das Pamphlet gegen Nicolai, das dieſen trotz allem verdienſtvollen und ehrwürdigen Greis, der allerdings krankhaft alles Neue und daher auch jede neue Philoſophie bekämpfte, unfläthig als „armen Wicht, allererbärmlichſten Geſellen", ja als „litterariſches Stinkthier und Natter" geißelte. Kein Wunder, daß Nicolai und die Seinen Fichte Schwierigkeiten in den Weg legten, z. B. ſeinen Eintritt in die Academie zu hindern ſuchten,*) wenn dieſe Schwierigkeiten auch nicht ſo groß waren, wie Fichte in ſeiner übergroßen Empfindlichkeit meinte. Seit ſeinem erſten Erſcheinen in Berlin durch den König geſchützt, der bei ſolcher Abwehr offener und geheimer Denunciationen einen ſchönen Muth zeigte, gewann er bald feſten Fuß.

Fichte mußte mühſam ſeinen Platz behaupten. W. v. Humboldt, der die Berliner Stimmung gut kannte, ohne ſie immer zu billigen, meinte noch 1801: „Die Meiſten halten Fichte für einen unſchädlichen Grübler, Manche aber für einen Tollhäusler."

Ohne ſichere äußere Stellung, ja auch ohne einen materiellen Rückhalt zu haben — die Erlanger Sommerprofeſſur behielt er nur ein Semeſter und das Verweilen und Lehren in Königsberg war gleichfalls nur Epiſode — begann er Vorleſungen zu halten. Zu ihnen drängte ſich ein großes Publicum, Männer und Frauen, Gelehrte und Künſtler, ſelbſt Staatsmänner erſten Ranges, ein Publicum, das er freilich manchmal durch ſeine brüske Art verletzte. Aber ſeiner herben Natur war das Kämpfen nothwendig: mit ſeinen Zuhörern kam es, wie Sander berichtet, zu argem Streit, ſo daß einmal, nach einer gröblichen Invective, kein Menſch erſchien; mit ſeinen Collegen an der Univerſität gerieth er in ſo ſchwere Differenzen, daß er nur mit knapper Mühe das Rectorat erlangte und während ſeiner amtlichen Thätigkeit durch

*) Sander an Böttiger 21. März 1805. Fichte fehlte nur eine Stimme an der Majorität; dieſe gab Tralles gegen ihn ab, weil Fichte ihn nicht beſucht hatte.

ſein allzuſtraffes Auftreten Viele verletzte; ſeine Stellung war ſo wenig haltbar, daß er, um den beſtändigen Differenzen zu entgehen, ſich geneigt zeigte, ſeinen Abſchied zu nehmen. Nur mit Wenigen lebte er in ungetrübter Intimität, z. B. mit Bernhardi, den er gern als den Braven und Wackern bezeichnete, mit den meiſten gleichzeitigen Philoſophen ſtritt er einen ſchweren Kampf, der nach der Sitte jener Zeit von häßlichen Perſönlichkeiten nicht frei war; eine merkwürdige Ausnahme machte ſeine Stellung zu Peſtalozzi, deſſen Erziehungsſyſtem er als das wahre Heilmittel für die kranke Menſchheit erklärte.

Fichte's Vollendung ſeines Syſtems und die tiefere Ausbildung ſeines Weſens gehört der Berliner Zeit an. Dem „geſchloſſenen Handelsſtaat" und „der Beſtimmung des Menſchen" folgte ein dreijähriges Schweigen. Dann erſchienen aber, unmittelbar nachdem ſie vor einem großen Publicum gehalten waren, raſch hintereinander die Vorleſungen „Ueber die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters", „Ueber das Weſen des Gelehrten", „Ueber die Religionslehre", denen die ſchon gewürdigten „Reden an die deutſche Nation" als Schlußſtück angefügt wurden. Seinem klaren deutſchen Denken ebenbürtig war ſeine reine deutſche Sprache.

Fichte's Thema war „die Entſtehung und Entwickelung des Bewußtſeins des Weſens des Geiſtes". Daraus entſtand das Entwickelungsgeſetz, die Wiſſenſchaftslehre, die von dem Ich oder dem Selbſtbewußtſein ausgingen. Die letzteren Theile waren das eigentliche Element ſeiner Philoſophie, die Sittenlehre ſein reifſtes Werk. Der Menſch ſollte zum Handeln erzogen werden, zu einem derartigen Handeln, das ſtets den ſittlichen Grund formulirte; Liebe, Mitleid, alle Weichheit der Natur ſollten nur ſoweit zugelaſſen werden, als dadurch das Handeln gefördert wurde; Lüge als auf Feigheit beruhend galt als verabſcheuungswürdig. Dabei ſollte das Ziel der Sittenlehre die Freiheit von der Welt bei abſoluter Lauterkeit der Geſinnung und des Willens ſein. Neben Fichte den Philoſophen tritt der ſociale Schriftſteller

und Politiker. Nach seiner Meinung war der Staat durch einen Vertrag entstanden. Der Philosoph wies dem nur von einer Oberbehörde, dem Ephorat, überwachten Staate eine erschreckende Omnipotenz zu, die jeden individuellen Willen unterdrückte, Recht, Erziehung, Arbeit, Wissenschaft unter seine Fittige nehmen, die Einzelnen geradezu auf eine bestimmte Thätigkeit hinweisen, Grund und Boden an die Bürger vertheilen, dagegen dem Individuum innerhalb seines Hauses die unbedingteste Freiheit gewähren sollte.

Erst durch die Noth der Zeit verwandelte sich Fichte's weltbürgerliche Geringschätzung der Nationalität und des Vaterlandes in eifrigen Patriotismus. Hatte er früher die Wirksamkeit des Staates allein auf die materielle Wohlfahrt einschränken wollen, so lehrte er später, daß sich der Staat die sittliche Bildung zum Ziele setzen, und daß Deutschland als das Land, von wo aus allein die Bildung sich verbreiten könnte, wiedergeboren werden müsse.

Ohne Berücksichtigung der Bedürfnisse der Zeit wollte er ein durch den Staat eingeführtes und nach seinem Werthe bestimmtes Geld, womöglich vollständige Unterdrückung des Handels mit dem Ausland, höchstens Gestattung dieses Handels als Staatsmonopol. Den Adel des Rechts hatte er früher für vollkommen unbillig gehalten und nur den Adel der Meinung gelten lassen wollen; später mäßigte er diese Ansichten. Die Kirche dagegen — nicht die Religion, deren Ewigkeit er anerkannte, ohne einen menschlichen Bestand anzunehmen, und deren treuer Diener selbst in äußerlichen Dingen er war — galt ihm stets als eine Art durch Vertrag begründete Gemeinschaft, die aufgehoben und deren Güter durch die Gesammtheit zu ihren Zwecken verwendet werden dürften. Denn Kirche und Staat betrachtete er stets nur als Gemeinwesen, die zur Zeit noch nicht entbehrt werden könnten; als das Höchste erschien ihm das Ueberflüssigwerden jeder Staatsverbindung, sobald die Vernunft als allgewaltige Richterin anerkannt würde, dann werde das

Ideal, nämlich die Gemeinschaft aller Wissenden, Gebildeten und Gelehrten eintreten.

Doch bei Fichte wie bei anderen bedeutenden Menschen besteht der Einfluß, den sie üben, weniger in einzelnen Schriften oder einer wichtigen Hauptlehre, als in der Gesamtwirkung, die von ihrer Persönlichkeit ausgeht. Als ein „herrlicher, göttlicher" Mann erschien Fichte manchen Jüngeren, z. B. Varnhagen und Chamisso; für sie „blieb fortan über allem tauben und irren Gewoge des Lebens dieser Stern in hellem Glanze leuchtend und leitend, zu dem wir zuversichtlich emporblickten, um uns zum Rechten und Wahren zu reinigen und zu stärken".

Der zweite unter den Neubegründern des wissenschaftlichen Lebens war F. A. Wolf, 1759—1824, von 1781 bis 1806 in Halle, von 1807 bis fast zu seinem Tode in Berlin.*) Dort weilte er zuerst als Gast ohne eine bestimmt ihm zugewiesene Thätigkeit, blieb aber, obwohl er sich aus der großen geräuschvollen Stadt nicht selten fortsehnte, dort bis zum Antritt seiner letzten großen Reise, die er wenige Monate vor seinem Tode unternahm. Er war eine Zeitlang Visitator der Berlinischen Gymnasien, speciell des Joachimsthal'schen, dann, allerdings auch nur kurze Zeit, Director der wissenschaftlichen Deputation in der Section des öffentlichen Unterrichts, Academiker, später Ehrenmitglied der Academie, Lehrer der Universität, ohne als wirklicher Professor aufgeführt zu werden. Seine Lehrthätigkeit in Berlin war mit der in Halle nicht zu vergleichen. An jenem Ort war Lehren sein vornehmstes Geschäft gewesen, an diesem unterbrach er seine Thätigkeit durch viele Reisen, willkürlich gewählte und langausgesponnene Ferien. Doch war er einer der Hauptanreger

*) Für F. A. Wolf sind benutzt die speciellen Werke von Körte, 2 Bde., Essen 1833, und Arnoldt, 2 Bde., Lzg. 1861; Bernays, Goethe's Briefe an Wolf, Leipzig 1868; Wolf's Briefe an Goethe, G. J. XV, 54—68, 81—96; Peters' Progr., Frkft. 1890; Bursian, Geschichte der klass. Phil. 512—550; Schrader, Gesch. der Univ. Halle, Berlin, 2 Bde., 1894, bes. I, 434—462; Varrentrapp, Johannes Schulze, Lpz. 1889, passim. Einzelne Notizen aus Uhden's Briefen, Euphorion Bd. I, 366, 372.

der Berliner Universität und verharrte musterhaft in den schweren Zeiten von 1813, als Andere fahnenflüchtig zu werden Miene machten. Hatte er in seiner ersten Hochschule immer mehr anschwellende Scharen um sich gesehen, so mußte er sich in Berlin oft mit Wenigen begnügen;*) seine Berliner Zeit war „ein trüber Epilog zu dem herrlichen Schauspiele seiner früheren Wirksamkeit". Daher entwickelten sich seine herben Seiten immer mehr: seine Widerborstigkeit, seine Lust am Widerspruch, seine Selbstunzufriedenheit, seine Unbeständigkeit und Unfähigkeit zu praktischen Geschäften, seine Herrschsucht, die sich bis zu der naiven Tyrannei verstieg, daß er den Befehl erließ, in seinem Hause dürfte nicht geträumt werden, und die ihn in mannigfache Fehden mit Gelehrten, in unangenehmen Schriftwechsel mit Behörden verwickelte, sein geringer Sinn für die Kunst, der ihn ungerecht gegen deren allmählich sich vollziehende Entwickelung machte und ihn dazu verleitete, das ganze Kunstgebiet den Kennern zu verschließen und den Künstlern allein zu überlassen. Aber die Größe seiner Persönlichkeit, die durch derartige Mängel nicht verkleinert wird, und die Gewalt seines Einflusses zeigte sich auch in Berlin. Wolf war und blieb ein glänzender Lehrer. Er wollte zeitlebens nicht Schriftsteller, sondern Lehrer sein. Wenige verstanden es wie er, der ausgestattet war mit einem wohlklingenden Organ, mit wunderbarer Klarheit der Gedanken und behendem Witz, durch das freie, erst im Augenblick gestaltete, dem Bedürfnisse der Zuhörer und der eigenen Stimmung angemessene lebendige Wort das lebendige Wissen zu überliefern. Er bethätigte vollkommen seinen Wahlspruch: „Habe Geist und wecke den Geist"; denn nicht die einzelnen Thatsachen zu überliefern, vieles Unbekannte zu lehren erachtete er für seine Aufgabe, sondern wie er es selbst einmal ausdrückte: „Grundsätze mitzutheilen, die zur Erwerbung eigener Einsicht reizten und leiteten."

*) Schon die Privatvorlesungen 1807—8 fanden so wenig Anklang, daß er sie gar nicht lesen wollte. Fritz von Bülow an Ernst Schulze 1809, Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage 12, 1891.

Daher wurde er nicht müde, in academiſchen Programmen, in Vorleſungen, in dem zu Halle begründeten philologiſchen Seminar, ſeiner Meiſterwerkſtatt, und wo er ſonſt an die Jugend das Wort richtete, auch in heiterer Geſelligkeit, wobei er in Trinken und Scherzen mit den Jüngſten wetteiferte, zur Pflege des idealen Sinnes zu mahnen, der beim Lernen und Forſchen von jedem äußeren Vortheil abſehe und ermangelte nicht andererſeits das frühzeitige Pflegen eines beſtimmten Faches anzurathen, damit das geiſtige Streben nicht zerſplittert und das Sammeln eines wirklichen, wenn auch beſchränkten Wiſſensſchatzes an die Stelle ſchöngeiſtiger Oberflächlichkeit und dilettantiſcher Genäſchigkeit geſetzt werde. Er gewann auf die Jugend eine gewaltige Einwirkung und pflanzte einer ganzen Generation außer einem Theil ſeines ausgebreiteten Wiſſens beſonders ſeinen Eifer und ſeine Forſcherluſt ein. Er ſchuf ein Geſchlecht von Lehrern, von Schulmännern für die Gymnaſien, denen ein früher nothwendiges Requiſit, nämlich die theologiſche Vorbereitung und Drillung, völlig abging, ſtellte gelehrte Philologen auf, die freilich zu ihrem und ihrer Schüler Nachtheil praktiſcher und theoretiſcher pädagogiſcher Ausbildung und Erfahrung ermangelten, die ſich aber wenigſtens eines unbeſtrittenen Beſitzes, nämlich einer ſelbſtändigen Kenntniß der alten Sprachen rühmen durften. Er konnte ſich mit Recht als ein Erſter in ſeinem Fach, als ein vielgeprieſener Führer einer großen jugendlichen Schar betrachten und der Hoffnung hingeben, daß ſeine Einwirkung mit ſeinem Hinſcheiden nicht zu Ende ſein würde. „Ich genieße," ſagte er einmal, „ein Glück, das Wenigen in meiner Lage zu Theil worden iſt, noch lebend zu ſehen, was die mühſamen Pflanzungen für die künftige Zeit verſprechen, und wie ſie gedeihen möchten, wenn man nicht mehr dabei iſt."

Wolf wurde der Begründer der Philologie und Alterthumswiſſenſchaft. Obwohl zuerſt als Profeſſor der Pädagogik berufen, wandte er von vornherein ſeine ganze Thätigkeit auf die Philologie; er befreite ſie von jeder Verbindung mit der Theologie,

von jeder Bevormundung durch diese. Er war ein Lateiner ersten Ranges, zugleich ein deutscher Schriftsteller von eigenthümlicher Kraft, der Ausländern gegenüber zu jeder Zeit, seinen Landsleuten aber vornehmlich in der Periode nationaler Noth die heimische Sprache nachdrücklich in Schutz nahm. Unter ihren Vertretern pries er als bedeutendsten Goethe und wußte ihn, der in Halle gelegentlich sein Zuhörer gewesen war, durch sein mächtiges Wort auch in Berlin zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Die Schriftsteller des Alterthums waren ihm so vertraut wie Individuen, deren persönlicher Bekanntschaft er sich erfreut hatte; die Philologie nicht eine Wissenschaft neben anderen, sondern die Wissenschaft, deren Resultate ebenso überzeugend sein sollten, wie die Beweise der exacten Wissenschaften. In seiner größten wissenschaftlichen Einzelthat, den „Prolegomena zu Homer", hatte er mit kühner, dabei aber umsichtiger und besonnener Methode der Forschung, mit historischer Kritik, durch die er schwächliche, ästhetische Betrachtungsweise entthronte, das allmähliche, verschiedenen Menschen und Zeitaltern angehörige Entstehen des größten Epos des Alterthums darzulegen gesucht, das man Jahrhunderte lang als die Schöpfung eines großen Dichtergeistes anzustaunen gewohnt war. Durch solche Darlegungen, die schaffenden Künstlern widrig sein mußten, daher außer begeistertem Zujauchzen heftige Entgegnungen hervorriefen, hatte er Untersuchungen angeregt, die nicht bei einem Dichtwerke des Alterthums stehen blieben, sondern für die epische Poesie überhaupt nutzbar gemacht werden konnten. Die von ihm geübte Kritik wurde nicht bloß für die Philologie, sondern auch für die Geschichtswissenschaft fruchtbar: Niebuhr ward durch seine Untersuchungen angeregt, und Dahlmann bekannte, von Niemandem so nachhaltig bestimmt worden zu sein, als von Wolf. Eine solche Einwirkung konnte namentlich deshalb erfolgen, weil ihm überall, auch in derartigen Untersuchungen, nicht das Einzelne Selbstzweck war, sondern das Allgemeine; sein über Winckelmann gebrauchtes Wort läßt sich auch auf ihn anwenden: „die Blume

aller geschichtlichen Forschung sind die großen und allgemeinen Ansichten des Ganzen". Daher erschöpfte er sich nicht in einzelnen gelehrten Abhandlungen und Emendationen, in Erklärungen und Uebersetzungen klassischer Schriften ins Lateinische und Deutsche, obwohl er ein ebenso gelehrter Sprachkenner und trotz alles Belferns der damaligen geschworenen Uebersetzergilde ein ebenbürtiger Dolmetsch der Gedanken der Alten war; Recensionen schrieb er nicht, theils weil die ihm darauf verwendete Zeit zu kostbar dünkte, theils die Schriften veraltet schienen, ehe die Besprechungen ihnen nachhinken konnten. Vielmehr legte er die Frucht seines Nachdenkens und seiner Forschung in wenigen allgemeinen Darlegungen nieder. Unter diesen sind die im „Museum der Alterthumswissenschaft" 1807 — einer in Berlin erschienenen, Goethe zugeeigneten Zeitschrift — die bedeutendsten. Dort tritt seine Wissenschaft, die Philologie oder Alterthumswissenschaft, nicht als eine Sammlung zufällig miteinander in Berührung gekommener Einzeldisciplinen, sondern als eine aus mannigfachen einzelnen Theilen zusammengesetzte Wissenschaft auf, die trotz ihrer Verschiedenheit zu einer Einheit hinstreben und nur in dieser Einheit begriffen werden können. Alterthumswissenschaft war ihm nach seinen eigenen Worten „Inbegriff der Kenntnisse und Nachrichten, die uns mit Handlungen und Schicksalen, mit politischen, gelehrten und häuslichen Zuständen der Griechen und Römer, mit ihrem Kultus, ihrer Sprache, Künsten und Wissenschaften, Sitten und Religion, Nationalcharakter und Denkart bekannt machen". Diesem allumfassenden Begriffe entsprach auch das Ziel dieser Wissenschaft. Denn ein solches Ziel bestand nicht in der Häufung gelehrter Kenntnisse zur Lösung manches Zweifels und zur Beantwortung vieler Fragen, sondern einerseits in der Kenntniß der alterthümlichen Menschheit selbst, andererseits in der harmonischen Ausbildung des Geistes und Gemüths der gegenwärtigen. Ein zu derartiger Harmonie strebender, trotz aller Schwächen vornehmer Mann war er, ein Mann, der den alten Hellenen in Weltanschauung und äußerem

Behaben nachzukommen ſich bemühte. Mit Würde trug er die Anerkennungen, die ihm als Ehrenzeichen der Großen und als Lob der Beſten zu Theil wurden. Denn trotz mancher Feindſchaften und ſchneller Entfremdungen ging er nicht einſam durchs Leben. Goethe's Bewunderung und Wilhelm von Humboldt's thatkräftige Freundſchaft genoß er ungetrübt Jahrzehnte lang. Aber auch minder bedeutenden Zeitgenoſſen, von denen leider keiner den Beruf fühlte, ſein Wirken zu ſchildern, ward es klar, daß er nicht bloß ein kenntnißreicher Gelehrter und ein ſtrenger Forſcher, ſondern ein umfaſſender Geiſt war, deſſen Wirken nach Varnhagen's ſchönen Worten darin beſtand, „die alten Sprachen und die Werke der Claſſiker aus dem verjährten Staube der Schulen in die freie Gemeinſchaft aller Bildungskreiſe einzuführen".

Während Wolf ſich in Berlin niemals heimiſch fühlte, Fichte nur einem kleinen Kreiſe angehörte, wurde F. D. E. Schleiermacher (1768—1834)*) als Seelſorger und Redner eine populäre Figur. Die Kraft und Eindringlichkeit ſeiner Gelegenheitsreden wurde von Hoch und Niedrig empfunden, und gar Mancher datirte von der Predigt, mit der er durch Schleiermacher in den Bund der Kirche eingeführt wurde, eine neue Epoche. Welcher Unterſchied zwiſchen dem Jüngling, der als angehender Gelehrter und Prediger in einem beſcheidenen Zimmerchen Genoſſe der Romantiker geweſen, die „Lucinde" vertheidigt hatte und als Intimer der ſchönen Frau Herz Zielſcheibe mancher ſpottfrohen Berliner geweſen war (1796—1802), und dem durch Seelenleiden und ernſte Studien gereiften Manne, der 1807 nach

*) Für Schleiermacher: Dilthey, 1. (einziger) Band, Berlin 1868, derſ. A. D. B. XXXI, 422—457. (Daſelbſt die Litteratur.) Aus Schleiermacher's Leben in Briefen, 4 Bände, Berlin. Geſammelte Predigten, 10 Bände, einzelnes Lommatzſch S. 163. Beſ.: Schrader, Univ. Halle I, 615 ff.; Lommatzſch, Geſch. d. Dreifaltigkeitskirche, Berlin 1889; L. Geiger, Geſch. der Juden in Berlin, I, S. 15 ff., 108, II, 151 fg. — Schleiermacher's praktiſches Wirken für Liturgie und Union, ſeine Thätigkeit im Agenda-Streit gehört einer ſpäteren Epoche an.

Berlin kam. Durch seine Plato-Uebersetzung, seine „Kritik der Sittenlehre", den Entwurf zu einem neuen ethischen System und die erste Probe neutestamentlicher Kritik hatte er sich als Philosoph und Theolog einen bedeutenden Platz erobert. Seit 1808 war er Prediger an der Dreifaltigkeitskirche, seit 1809 Director der Berliner wissenschaftlichen Deputation, seit 1810 Professor der Theologie an der Universität, an deren Begründung er mit in erster Reihe betheiligt war, seit 1811 las er auch grundlegende philosophische Collegien, war in den schwersten Jahren als Politiker, seit 1815 auch als praktischer Theologe thätig und entfaltete auf allen diesen Gebieten eine Wirksamkeit von einer geradezu unvergleichlichen Vielseitigkeit. Bei Schleiermacher ähnlich wie bei Fichte und Wolf liegt der Nachdruck mehr auf dem gesprochenen als dem geschriebenen Wort. Der Schriftsteller in ihm gehört der deutschen Litteratur, der Redner Berlin an. Er hatte, wie er in seiner früheren Zeit 1802 einmal bekannte, „einen wahren Schauder vor dem Schreiben". Durch solche Arbeiten wurde er seinem Geständniß nach verzehrt, im Reden wurde ihm wohl. „Das Predigen," sagte er gelegentlich, „ist jetzt das eigentliche Mittel von persönlicher Wirkung auf den gemeinschaftlichen Sinn der Menschheit in Masse."

Nur zwei Schriften waren es eigentlich, die an der Spitze von Schleiermacher's litterarischer Laufbahn stehen, ihm einen Platz unter den führenden Geistern gaben und sowohl gleich bei ihrem Erscheinen als auch später eine große Einwirkung auf die Leser übten: die „Reden über die Religion" und die „Monologen". Schleiermacher war kein epochemachender Neuerer. Er hatte sich an Spinoza, Leibniz, Kant theils in stiller Nachahmung, theils in bewußtem Gegensatz gebildet. Er war, wie er einmal sehr anschaulich sagte, „wie jeder Theologe nur reif geworden durch Zweifel und Anfechtungen". Er war von den Romantikern ausgegangen. Was ihn mit diesen vereinte, war „die Sehnsucht nach dem Unendlichen bei gleichzeitiger Werthschätzung des sonderartigen Ich"; was ihn von jenen trennte und von der Romantik

befreite, war der ſittliche Zweck und die Selbſtbeſinnung. Jene traten den äſthetiſchen Anſchauungen der Aufklärungszeit, er den religiöſen entgegen. Ihm galt es, die Religion wieder zu Ehren zu bringen unter ihren Verächtern, daher konnte er keinen ſtarren Kirchenglauben predigen, ſondern wollte die Vereinbarkeit echter Frömmigkeit mit tiefer geiſtiger Bildung lehren und gelangte zu einem vergeiſtigten Pantheismus, der den ſtrengen Kirchenwächtern ſeiner Zeit unmöglich gefallen konnte. Er lehrte, daß Religion keine Kenntniß von Dogmen, keine Wiſſenſchaft, ſondern Gefühl ſei. „In den Einwirkungen des Univerſums und dem, was dadurch in uns wird, alles Einzelne nicht für ſich, ſondern als einen Theil des Ganzen, alles Beſchränkte nicht in ſeinem Gegenſatz gegen Anderes, ſondern als eine Darſtellung des Unendlichen in unſer Leben aufnehmen und uns davon bewegen laſſen, das iſt Religion.“ Er zeigte, daß religiöſe Regungen nicht aus Furcht, ſondern aus Betrachtung der Natur und Geſchichte entſtehen, und daß nur die Verkennung zu ihrer Verachtung führen könnte. Er ſah in Gott und Unſterblichkeit nur nothwendige Vorausſetzungen, die nur, inſofern ſie vom Gefühl der Menſchen geſtaltet ſeien, zum Begriff der Religion gehörten, und befürchtete, daß in der Vereinigung von Staat und Kirche die Religion mit Fehlern behaftet und ihrer Freiheit beraubt, durch die Verbindung von Prieſtern und Laien die Bedürfniſſe der letzteren nicht befriedigt und die Wirkſamkeit der erſteren gehemmt würde. In den Monologen ſuchte er die Stellung des Einzelnen, die ſittliche Freiheit, die der Menſch ſich ſelbſt durch ſeinen eigenen Willensact ſchafft, die Theilnahme am Unendlichen darzuthun. Aber auch die ſittliche Pflicht in weiteren Kreiſen wünſchte er zu lehren: die Theilnahme am Staat, in dem er kein nothwendiges Uebel oder Maſchinenwerk ſehen wollte, die Ausbildung der Sitten, die „Gewand und Hülle der inneren Eigenart“ ſeien.

Keine der ſpäteren Schriften hat auf die große Menge ſo beſtimmend eingewirkt wie dieſe beiden. Vieles, wie die plato-

nischen Studien und Uebersetzungen, wendete sich an die Philologen, die neutestamentlichen Untersuchungen an den engeren Kreis theologischer Fachgenossen. Schleiermacher entwickelte in unermüdlichem Nachdenken sein System; erkannte Irrthümer gestand er offen ein, seine unbestechliche Wahrheitsliebe gewährleistete ihm die geistige Selbständigkeit. Von der größten Bedeutung wurde seine „Glaubenslehre" (1821—22, zweite Auflage 1830). Sie führte manche Sätze der Jugendschriften aus, vor allen den, daß Religion nicht Dogma sei, sie stellte fest, daß Religion eine nothwendige Funktion des Menschen sei und erkannte in der Offenbarung einen über das Christenthum hinausreichenden religiösen Vorgang.

Einen ähnlichen Einfluß wie durch seine Jugendschriften erzielte Schleiermacher durch seine Predigten. „Die höchsten Wirkungen seines Genies waren von der Kanzel", sagt sein Biograph. Er sprach einfach, ohne Bilder, ohne Anführung von Versen, doch konnte er warm und begeistert sprechen, gerührt und rührend, wenn er von Tod und Unsterblichkeit, Grab und Leiden zu reden hatte. Auch in diesen Predigten war es ihm weniger um die Unterweisung seiner Zuhörer in der Glaubenslehre, als um ihre sittliche Erziehung zu thun. Die Person des Erlösers war er bemüht in den Vordergrund zu stellen, die, ein Muster der Vollkommenheit, vorbildlich für jeden Einzelnen werden sollte. Die enge Verbindung von Religion und Leben schwebte ihm als Ideal vor. Seine Predigten waren von tiefer Sittlichkeit und warmem Patriotismus erfüllt. Schon 1808 verkündete er von der Kanzel als seine Ueberzeugung, daß das Vaterland aus Drangsal und Gefahren in Kurzem herrlich hervorgehen werde. Die Predigt zum Andenken der Königin Luise, die Reden, mit denen er die Neuordnung der städtischen Verhältnisse begleitete, die mächtigen Predigten aus dem Jahre 1812, die gewaltigen Ansprachen, mit denen er den heiligen Krieg, den Aufruf des Königs an sein Volk verkündete und die freiwilligen Jäger einsegnete, sind bewundernswerthe Denkmäler

oratoriſcher Kunſt. Patriotiſchen Muth bewährte er auch in den ſchweren Zeiten der inneren Kämpfe Preußens. Wollte er auch nicht die Kanzel zum Kampfplatz machen, ſo hielt er doch ſelbſt in den bedenklichſten Tagen nimmer feige den Ausdruck ſeiner Ueberzeugung zurück. Wenigen Predigern war es gleich ihm vergönnt, die Sittlichkeit ſeiner Hörer zu ſtärken und ihren Patriotismus zu beleben, „eine tiefere religiöſe Geſinnung“ hatte er, wie Steffens von ihm rühmte, „in die Familien der höheren Stände, in die Werkſtätte des Bürgers hineingetragen.“

Wenn bei Geiſteshelden eine Rangordnung angenommen werden kann, dann ſteht unter den vier Begründern des wiſſenſchaftlichen Lebens Wilhelm von Humboldt auf der höchſten Sproſſe. Was jene Gutes hatten, beſaß Humboldt in Vollkommenheit; wenn bei ihnen Mangel waltete, herrſchte bei ihm Reichthum und Ueberfluß. Jene drei führten ein gutes häusliches Leben, waren wackere Gatten und gute Väter, aber das Harmoniſche fehlte im Hauſe: die Frauen waren gute, kleinbürgerliche Naturen, ſo daß Haus und Ehe einen etwas philiſterhaften Anſtrich empfingen, bei Humboldt dagegen waltete der Vater als Patriarch neben einem hochbegabten, tüchtigen Weibe, und Kinder entſproſſen der Ehe, eines ſchöner als das andere, die meiſten von hoher geiſtiger und künſtleriſcher Begabung, die das Haus zu einer geweihten Stätte erhoben und dem Leben einen idealen Anſtrich gaben. Humboldt war kein Puritaner: ein ſtarker ſinnlicher Zug war in ihm nicht zu verkennen, aber doch waltet in ſeinen außerehelichen Beziehungen — er konnte nun einmal nicht ohne das Ewigweibliche exiſtiren — echte Leidenſchaft, gepaart mit männlich ſchöner Ritterlichkeit gegenüber der hausbackenen Moral des Einen, dem antiken Frauenhaß des Andern und dem weiblichen Anlehnungsbedürfniß des Dritten, bei dem die Grenzen zwiſchen Liebe und Freundſchaft ſich oft völlig verſchoben. Mit der Noth des Lebens hatten die erſten drei Männer zu kämpfen, ſie alle hatten Momente, wo ſie der Armuth ins düſtere Antlitz ſchauten und ſelbſt zu den Zeiten, da es ihnen wohl erging, als gut-

geſtellte Beamte mußten ſie haushälteriſche Gewöhnungen bekunden, bis auf Wolf, dem bei ſeinen verſchwenderiſchen Neigungen der Erwerbsſinn abging. Humboldt war ein großer Herr, deſſen vornehme Gelüſte durch ein großes Vermögen befriedigt werden konnten, und der ſelbſt in den Zeiten allgemeiner Noth trotz thätiger Theilnahme für die Leiden der Menge wie ein grand seigneur ſchaltete. Wolf war ein einſeitiger Philologe, Fichte ein Philoſoph, der ſeine Escapaden auf andere Gebiete mit einem Theile ſeines Anſehens büßte, Schleiermacher war und blieb Theologe, allerdings mit Seitenſprüngen in andere Fächer, welche die Gewandtheit ſeines Geiſtes und die Vielſeitigkeit ſeiner Begabung bekundeten. Humboldt war von einer bewundernswerthen Vielſeitigkeit: Aeſthetiker, Sprachforſcher, Kunſtkenner, Dichter, politiſcher Schriftſteller und Staatsmann. Denn obwohl auch Humboldt ſeine Zeiten hatte, in denen er die Sorge des Staates für den Wohlſtand der Bürger als verderblich auffaßte und in denen er als das Höchſte erklärte, daß Jeder ſich ſelbſt nur um ſeinetwillen entwickele, lebte er dennoch der Gegenwart und dem Vaterlande. Während Wolf unpraktiſch der Zeit entrückt dahinwandelte, Fichte zwar den Zeitideen diente, aber kein Organ beſaß, ſich praktiſch zu bethätigen, Schleiermacher infolge ſeines Berufs auf das Wort mehr als auf das Thun hingewieſen war, wirkte Humboldt, der die Gegenwart bezeichnete als „eine große Göttin und ſelten ſpröde gegen den, der ſie mit einem gewiſſen heitern Muthe behandelt“, als Staatsmann, als Geſandter in Rom und Wien, als Bundestagsbevollmächtigter in Frankfurt, als Miniſter mit großem Sinn und freiem Geiſt, befürwortete den Werth der öffentlichen Meinung und vertrat moderne Forderungen, wie Preßfreiheit und Einrichtung von Landſtänden. Nicht ungeehrt gingen jene drei durchs Leben: ſie hatten Schüler, Bewunderer, Freunde, auch die Gunſt Großer, ſelbſt die Achtung der Größten wurde ihnen zutheil, aber dieſe erſcheint als gelegentlicher Tribut, nicht als freie Gabe. Humboldt dagegen war Herzensfreund Schiller's und der geehrte Freund

Goethe's, selbst diesen Größten gegenüber erscheint er nicht wie der Begnadete, sondern spendete in gleichem Maß wie er empfing.

Wilhelm von Humboldt*), geboren 1767, gestorben 1835 lebte nicht dauernd in und bei Berlin, vornehmlich auf dem Landgute Tegel, das seit Nicolai's Zeiten eine traurige Berühmtheit erlangt hatte, durch Humboldt aber der Sitz eines reichen geistigen Lebens wurde. Er hielt sich vielmehr in Berlin nur auf bis 1787, dann 1791, ferner 1809—10, endlich fast ununterbrochen von 1818 bis zu seinem Tode.

In den ersten 32 Jahren seines Lebens war er ein geistreicher Dilettant, in den nächsten 20 Diplomat, in den letzten 16 Forscher. Von den Aufklärern war er ausgegangen und hielt zeitlebens an dem Guten fest, das er von ihnen gelernt hatte; eine gewisse Sentimentalität, die er sich in dem von Henriette Herz präsidirten Tugendverein angeeignet, verleugnete er auch später nicht. Als drittes kam ein starkes Gefühl des Deutschthums hinzu. Die stillen Jahre ländlicher Ruhe und die ertragreichen, mit den Geistesfürsten zugebrachten Monate bildeten die beste Vorbereitung für den langen Pariser und den längeren italienischen Aufenthalt, wo er trotz mannigfacher Geschäfte mit Leidenschaft und Virtuosität im Schönen und in der Kunst

*) Für W. v. Humboldt ist benutzt R. Haym, Berlin 1866. Alfr. Dove in A. D. B. XIII. Ges. Werke, 7 Bde., 1841—52. Dort die Briefe an Forster und Wolf. Die Corr. mit Schiller zuerst 1830, neue Ausgabe von F. Muncker, Stuttg. 1893; mit Goethe, Lpz. 1876 und Goethe-Jahrb. Bd. 8; mit Körner, Berlin 1880, Jacobi, Halle 1892, Schweighäuser, Paris 1892 (hübsche Einleitung von Laquiante); mit der Tochter Gabriele v. Bülow, Berlin 1893; Briefe an eine Freundin, zuerst 1847, in neuer Ausg. 2 Bde., Stuttg. 1886. Ueber Kunth die auch sonst wichtige Biographie von F. und P. Goldschmidt, 2. Aufl., Berlin 1888; die höchst merkwürdigen Briefe an Joh. Motherby, hgg. von H. Meisner, Leipzig 1892. Merkwürdige Aeußerungen der Rahel, Bd. I, 382, II, 185: „Er sei nur etwas, so lange er nichts sei. So wie er etwas werde, sei er gleich nichts". Und: „Wenn ich ihn wirklich weinen sehe, weiß ich nicht, ob es Thränen sind".

ſchwelgte. Dann kam eine kurze Zeit, wo er als Praktiker einen überraſchenden Scharfſinn, ſtaunenswerthe Arbeitskraft und zähe Energie bewies. Die letzten Jahrzehnte gehörten ausſchließlich wiſſenſchaftlicher Arbeit und philoſophiſcher Betrachtung an. Humboldt war ein ungemein vielſeitiger Schriftſteller, aber keiner, der durch den Glanz ſeiner Diktion packen und fortreißen kann. „In meiner Manier den Stoff zu behandeln", ſagte er einmal ſelbſt, „liegt etwas, das nothwendig auf die Form nachtheilig wirken muß." Von ſeinen größeren Arbeiten iſt entweder in Folge des entlegenen Stoffes oder der ſchweren Ausdrucksweiſe keines in die Maſſe gedrungen. Während man daher das Weſen Wolf's, Fichte's und Schleiermacher's andeutet, freilich nicht erſchöpft, wenn man die „Prolegomena", die „Reden an die deutſche Nation" und die „Reden über die Religion" nennt, giebt es für Humboldt kein einziges irgendwie bekanntes Werk, das im Stande iſt, einen vollſtändigen Begriff von dem Reichthum ſeines Geiſtes zu geben. Unter ſeinen politiſch-theoretiſchen Schriften die eigenthümlichſten waren die „Ideen zu einem Verſuch, die Grenzen der Wirkſamkeit des Staates zu beſtimmen" 1791, in denen der Staat einzig als Nothanſtalt zur Befriedigung der Sicherheit hingeſtellt wurde. Unter den Staatsſchriften, deren größter Theil noch der Herausgabe harrt — übrigens einer glänzenden Widerlegung ſeiner Jugendanſichten — war die bedeutendſte die „Ueber preußiſche Verfaſſung" 1819, die, ohne unmittelbare Wirkung zu üben, zu dem Reifſten gehört, was damals politiſch gedacht wurde. Seine Anſchauungen über Hellenenthum, z. B. in der „Skizze über das Hellenenthum" ausgedrückt, gaben Wolf Anregung und wurden von ihm verbreitet, dachte er doch ſelbſt an eine Geſchichte der griechiſchen Republik, die eine Mahnung und Anſtachelung für die Deutſchen der eigenen Zeit werden ſollte. Sein Enthuſiasmus für griechiſche Sprache und Litteratur, die ihm die höchſte Blüthe des Menſchengeiſtes darſtellten, bekundete er durch Ueberſetzungen aus Aeſchylus und Pindar. Seine vielfältigen Reiſen veranlaßten ihn zu Charakteriſtiken der Völker

und Länder, die in Briefen und in der inhaltreichen wenn auch poetisch werthlosen Elegie „Rom" niedergelegt wurden. Eine ausgebreitete Sprachkunde, vereint mit tiefer philosophischer Erkenntniß, befähigte ihn zu dem „Grundriß der Sprachphilosophie", 1821, dem er, nachdem er sich mit Sanscrit, chinesisch und den Südseesprachen bekannt gemacht, sein großartiges Werk „Ueber die Kawi-Sprache" anschloß, in dessen Einleitung „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts" er seine Lehre vom Ursprung und Leben der Sprache niederlegte, die bahnbrechend für die gesammte moderne Linguistik wurde.

Waren alle diese Schriften naturgemäß auf kleinere Kreise beschränkt, so richteten sich zwei durch ihre Bestimmung und ihren Stoff an das große Publikum: die „Briefe an eine Freundin" und der „Aesthetische Versuch über Hermann und Dorothea". Grade sie, die von Humboldt's Schriften am häufigsten genannt werden, sind vielleicht am wenigsten zu einer vollen Würdigung seines Wesens geeignet, der Versuch nicht, weil er bei allem tiefen Gehalt durch seine trockene fast scholastische Darstellungsweise seinen Zweck, dem Leser Goethe's herrliche Dichtung näher zu bringen, vollständig verfehlte, die Briefe nicht, weil sie trotz ihres wahrhaft humanen Inhalts gar zu sehr von der gewohnten Geisteshöhe des Schriftstellers herabsteigen, um sich in der Tiefe heimisch zu machen. Besser, wenn auch nicht vollständig, geeignet, um Humboldt's große Auffassung und gewichtige Darlegung kennen zu lernen, waren seine „Vorerinnerungen über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung", sowie seine Anzeige von Goethe's „zweitem römischen Aufenthalt". Denn in beiden Aufsätzen, dem Klarsten was Humboldt geschrieben, ist das zu finden, was diesen Schriftsteller am anziehendsten macht: sein Mitleben mit den großen Geistern, seine Fähigkeit, sich in den Gedankenkreis Anderer zu versenken trotz alles entschiedenen Festhaltens an der eigenen Anschauung. Dieses Mitleben mit den Großen bekundet sich am besten in seinen Briefen. Hum-

boldt's Briefe, an wen sie auch immer gerichtet sind, an Schiller und Goethe, Forster und Wolf, F. H. Jacobi und Körner, Nicolovius und Schweighäuser, Stein und Kunth, besonders aber die herrlichen Briefe an seine Kinder (die an die Frau, obwohl erhalten, sind noch nicht gedruckt), auch seine Jugendbriefe an Henriette Herz und seine Liebesbriefe an Johanna Motherby beweisen einen Ueberschuß von Lebenskraft, eine Vielseitigkeit des Interesses, eine Tiefe des Gemüths, eine Lust am Spenden, die unvergleichlich ist. In allen diesen Briefen gab er sich weit mehr als in seinen Schriften. Denn er fühlte sich noch weniger als Wolf zum Schriftsteller geboren, ja leugnete geradezu, daß Schreiben seine Bestimmung sei. Aber während jener wenig schrieb, weil er sprechen und lehren wollte, konnte dieser nur in mündlichen und schriftlichen Unterhaltungen die Fülle seines Wesens erschließen. Zum eigentlichen Produciren besaß er überhaupt nicht das ihm nöthig scheinende Selbstbewußtsein. Er war ein langsamer Arbeiter, der beständig feilte und sich nie genug that. Anderer Bemerkungen konnte er während der Arbeit nicht hören, erst nach vollendetem Werke war er im Stande, ihre Kritiken zu vertragen. Aber in Briefen und Unterhaltungen zeigte er eine, wie Schiller einmal sagte, „äußerst seltene Totalität in seinem Wesen." Er zwang Correspondenten und Unterredner zur größten Bestimmtheit des Ausdrucks und wußte mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit die Gedanken der Anderen zu prüfen und die in ihnen schlummernden Ideen zu wecken. Er war im Ganzen ein ruhiger Mann, nur „manchmal gerieth er", wie er selbst sagte, „ohne Grund in einen heiligen Zorn". Denn vor Allem gehörte zu seinem Wesen die beständige Heiterkeit des Denkers, die ihm selbst die größten Schmerzen verklärte. War sein ganzes Leben nur der wissenschaftlichen Ausbildung, der inneren sittlichen Vertiefung geweiht, so bildete er sich gerade in den letzten Jahrzehnten zum vollkommenen Menschen aus. Immer tiefer suchte er in das Geheimniß einzudringen, „was der Mensch seinem Vermögen nach, das All zu erfassen und selbst mit um-

zuſchaffen, wirklich ſei." Vom platoniſchen Stoicismus ausgehend, gelangte er allmählich zu frommem Theismus; nun ſetzte er die Vorſehung an Stelle des Geſchicks und vertraute ſich der ewigen Güte an, die über dem Schickſale der Menſchheit wie dem jedes Einzelnen walte. Satt an Tagen, voll Erinnerungen an die Vergangenheit, die ihm das Schönſte geboten hatte, in unmittelbarer Nähe der Grabſtätte, die ſein Liebſtes barg, ſank er ins Grab mit dem Bewußtſein, das Gute und Treffliche wahrhaft genoſſen und ſtets gefühlt zu haben. Den Seinen rief er faſt zuletzt noch zu: „Gedenket meiner nicht in Trauer, ſondern in Heiterkeit." Und ſo enteilte er friedlich nach dem Ort

„Der rein von allem irdiſchen Entzücken
Allein umwebet iſt von Himmelsfrieden."

Neuntes Kapitel.

Patriotiſche Stimmung 1809.

Die Neubelebung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes war ein Mittel, die geſunkene Stimmung zu heben. Ein anderes beſtand darin, das Intereſſe der Unterthanen am Staate zu beleben und die Freude der Staatsangehörigen am aufſtrebenden Gemeinweſen zu erhöhen durch weiſe Reformen. Dieſe Erneuerung des Staates von innen heraus, die Geſchichte der preußiſchen Reformbeſtrebungen kann und ſoll naturgemäß hier nicht erzählt werden, theils aus dem äußern Grunde, weil ſich, wenigſtens im Jahre 1809, dieſer Proceß gar nicht in Berlin vollzog, theils aus dem innern, daß die Staatsgeſchichte von dieſer litterariſchen Betrachtung ausgeſchloſſen bleiben muß. Ebenſowenig kann an dieſer Stelle eine Stadtgeſchichte verſucht werden. Nur muß hier ein kurzer Hinweis darauf ſtehen, daß am 19. November 1808 „die Ordnung für ſämmtliche Städte der preußiſchen Monarchie“ erlaſſen wurde, und daß in Folge dieſer Städteordnung vom 18. bis 22. April 1809 durch die Berliner Bürgerſchaft 102 Stadtverordnete gewählt wurden. Zur Stadtverwaltung gehörten außerdem ein Oberbürgermeiſter, ein Bürgermeiſter, drei Stadtſyndici, drei beſoldete und zwölf unbeſoldete Stadträthe, ein Kämmerer und ein Baurath. Als erſter Oberbürgermeiſter wurde der Kammergerichtspräſident von Gerlach am 1. Mai 1809 gewählt und am 9. beſtätigt. Die erſte Stadtverordneten-Verſammlung fand am 25. April im jetzigen Univerſitätsgebäude ſtatt, ſeit 1814 in der damaligen Börſe. Durch dieſe Neuordnung der

städtischen Verhältnisse wurde Litterarisches nur wenig hervorgerufen. Außer der schon (S. 264) erwähnten Schleiermacher'schen Predigt wurde eine andere sehr fromme Rede gehalten, in der Religion und Gerechtigkeit als Hauptsache verkündet wurden. Die Städteordnung fand nicht allgemeine Billigung. Auch in Berlin gab es gewiß Manche, wie in Potsdam, die ihrer Kritik Bibelsprüche (Sirach 39, 25, 39) zu Grunde legten und es für höchst ungeeignet hielten, Handwerker zur Regierung zuzulassen.*) Eine andere Schrift mag erwähnt werden, weil sie in die Verhältnisse gut einführt, obwohl nicht verhehlt werden kann, daß der Verfasser, der jedenfalls selbst Hausbesitzer war, von grenzenlosem Mitleid gerade für diese Klasse der Einwohner erfüllt ist.**) Aus der Schrift geht hervor, daß vom December 1806 jeder Hausbesitzer $^1/_{00}$ der Versicherungssumme zur Bestreitung der Kriegskosten bezahlt hatte und daß von einem mit 20 000 Thalern in der Feuerkasse stehenden Hause 200 Thaler Contribution und 460 Thaler unzinsbarer Vorschuß gefordert worden war.

Die noch fortdauernde Noth der Zeit und die Versuche zu ihrer Abhülfe können an einem Beispiel dargelegt werden.

Zur Zeit der französischen Occupation, während deren die Zuschüsse aus den Königl. Cassen fortfielen, ging es den Lehrern noch schlechter als sonst. Aus einem an den Stadtrath Uhden erstatteten, speciell das Friedrichwerder'sche Gymnasium angehenden Bericht (10. Juli 1809)***) erhellt, daß Bignon einige 1000 Thlr. in Tresorscheinen zu diesem Zwecke assignirte, daß aber das Oberconsistorium die Gelder unter die Geistlichen vertheilte, „ohne auf die armen Schulmänner Rücksicht zu nehmen."

*) Vgl. die naiven Bemerkungen in „Reise von Wittenberg nach Berlin im Monat Februar 1809" von Joh. Maaß, privatisirendem Gelehrten. Wittenberg 1810. S. 11.

**) „Sendschreiben des patriotischen Bürgers an die neuen Stadtverordneten der königlichen preußischen Residenz-Stadt Berlin über die Frage, wie kann dem gänzlichen Ruin der hiesigen Eigenthümer für jetzt noch am zweckmäßigsten abgeholfen werden?" Berlin 1809.

***) G. St. A. R. 76.

1809 wurde dem Friedrich-Wilhelm-Gymnaſium der erbetene Zuſchuß von 1400 Thlr. bewilligt. Zur Charakteriſtik der damaligen Zuſtände ſei aus dem Schreiben Sack's an Uhden (28. September 1809), in dem dieſe Bewilligung ausgeſprochen wurde, folgende Stelle mitgetheilt: „Im Allgemeinen bin ich vollkommen überzeugt, daß E. W. mit Berückſichtigung des großen Geldbedürfniſſes aller Branchen der Staatsverwaltung und der vorhandenen beſchränkten Mittel ihm abzuhelfen, mir nur vorzüglich dringende Zahlungen empfehlen und ſelbſt ermeſſen werden, welche zurückſtehen können und inwiefern zweckmäßige Erſparungen Platz greifen können. Meinerſeits wird es mir ſtets zu einem wahren Vergnügen gereichen, Ihre Wünſche hierunter erfüllen zu können, die wahrlich! ſobald ſie die Erhaltung und Förderung des öffentlichen Unterrichts angehen, auch die meinigen, leider! aber durch dringendere Bedürfniſſe jetzt nur zu ſehr beſchränkt ſind."

Trotz dieſer Noth der Zeit, die in vielen Kreiſen, nicht bloß denen der Schulmänner, empfindlich gefühlt wurde, regte ſich ein neuer Geiſt.

An den meiſten anderen Orten der preußiſchen Monarchie ſchloſſen ſich die edler denkenden, die einer beſſeren Zukunft hoffnungsvoll vertrauenden Männer in dem „Tugendbund" zuſammen. In Berlin dagegen hatte dieſer Verein keine rechte Stütze (vgl. oben S. 240). Vielleicht wirkte darauf das Bedenken ein, durch ſolche Conventikel in der Hauptſtadt den Argwohn der Feinde zu ſehr zu erregen und gewaltſame Unterdrückungen hervorzurufen; eine gewiſſe Eiferſucht auf Königsberg, von wo der Bund ausgegangen war, mag mitgewirkt haben; hauptſächlich war es wohl die ſkeptiſche Auffaſſung der Berliner, die ſie an dieſem Treiben kein Gefallen finden ließ. Beweiſe dafür bieten zwei Aeußerungen namhafter Berliner Schriftſteller. Heinrich v. Kleiſt ſagte in ſeiner im December 1808 beendeten „Hermannsſchlacht" mit offenkundigem Hinweis auf den Tugendbund (IV. Act, 3. Auftritt):

„Die ſchreiben, Deutſchland zu befreien,
Mit Chiffern, ſchicken mit Gefahr des Lebens
Einander Boten, die die Römer hängen,
Verſammeln ſich um Zwielicht — eſſen, trinken
Und ſchlafen, kommt die Nacht, bei ihren Frauen."

Chamiſſo ſchrieb an Fouqué, 7. Januar 1809 (Werke V, S. 223): „Ich könnte Dir von den abgeſchmackten Plattheiten ein Breites und Langes hergießen, die um uns tauſendfältig ſich verſchließen; von ihrem artigen Tugendbund z. B., der die Generationen von allem gefährlichen Wunſch abhalten und zur Tugend und zur Liebe des Königs zurückführen ſoll. Darin aufgenommen zu werden iſt die erſte conditio sine qua non, daß man beweiſe, wie man Macht auf 10 Menſchenſeelen ausübe, die man an der Naſe herum und in die Tugend hinein und zur Liebe des Königs führen könne und dieſelben namhaft macht und dergleichen mehr." Daher konnte es in einem officiellen Bericht vom 22. April 1809 heißen: „Der Tugendverein hat nach der Verſicherung zweier ſeiner erſten hieſigen Mitglieder weder Local noch Verſammlungen, ich werde alſo in Rückſicht ſeiner Obſervation hier wenig thun können."

Der ſolches ſchrieb, war Juſtus Gruner (1777—1820), einer der verdienſtvollſten Kämpfer gegen die napoleoniſche Gewaltherrſchaft, der ſeit 1802 in verſchiedenen Städten der preußiſchen Monarchie einflußreiche Aemter bekleidet hatte, am 5. April 1809 zum Polizeipräſidenten von Berlin ernannt worden war und ſein Hauptaugenmerk auf die Erzeugung einer beſſeren Stimmung richtete. Aus ſeinen Berichten an den Miniſter Dohna iſt es möglich, genaue Mittheilungen über die damals herrſchende Stimmung und einige wichtigere Vorgänge zu machen.*)

In einem langen Schreiben vom 29. April bis 2. Mai berichtete Gruner, daß bei dem franzöſiſchen Geſandten Nachrichten von einem Siege Napoleons über den Erzherzog Karl eingetroffen ſeien. Dann fährt er fort:

*) G. St. A. R. 77.

„Man hielt sie für erdichtet und bestürmte den österreichischen Gesandten um Widerlegung. Mißmuth, Zorn und Besorgniß zeigten sich auf allen Gesichtern. Es waren den ganzen Tag hindurch Unter den Linden, in der Nähe des französischen und österreichischen Gesandtschaftshotels, große aus mehr als hundert Menschen bestehende Gruppen. Man las z. Th. die Proklamation vor, begleitete solche mit bitteren Anmerkungen und sah voll Groll zu dem französischen Legationshause hinüber. Auch sollen einige drohende Aeußerungen gefallen sein. Die Stimmung war so lebhaft, daß ich jeden Augenblick einen bösen Ausfall befürchtete. Ich ließ daher unaufhörlich Polizei-Offizianten vigiliren und, weil Gewalt das Uebel nur hätte ärger machen können, zuweilen höflich zur Ruhe und zum Auseinandergehen ermahnen. Dies und meine Gegenwart wirkte auf Augenblicke, besonders da selbst der Herr Gouverneur das Gleiche that. Indeß sammelten sich stets aufs Neue viele Menschen und es ward bis spät in die Nacht nicht leer. Doch ging Alles ruhig ab, ebenso im Theater, wohin ich mich auch persönlich begab.

„Heute hat sich die Bewegung etwas gelegt, auch das üble Wetter die Versammlungen verhindert. Indeß ist vorherzusehn, daß solche sich erneuern werden und daß, kommen glückliche Nachrichten über Fortschritte der österr. Waffen, die Bürger im Freudentaumel, entgegengesetzten Falls aber aus Groll und Wuth sich an der Wohnung des franz. Gesandten vergreifen würden."

Um die Ansammlungen des Publikums Unter den Linden zu vermeiden, ließ Gruner die neuesten Nachrichten, die ihm sofort gemeldet wurden, an einigen öffentlichen Plätzen anschlagen. Daß dies geschehe, sowie daß Extrablätter der Zeitungen ausgegeben werden sollten, wurde in der Polizeiverordnung vom 2. Mai mitgetheilt, die Versammlungen vor den Gesandtschaftshotels verboten. Am 3. Mai nachts riefen ein paar Personen auf der Straße: Es lebe der Erzherzog Karl, wurden aber zur Ruhe verwiesen. Wie gewöhnlich herrschte nachts wieder tiefes Dunkel: es gab keine

Fonds, aus denen trotz der ernsten Zeit für Beleuchtung hätte gesorgt werden können. Am 4. wurden drei französische Soldaten, die, von Küstrin kommend, Quartierbillets haben wollten, umringt und gehöhnt.*) Das Gerücht von einer in Königsberg vorbereiteten Verschwörung gegen den König war allgemein verbreitet und wurde lebhaft besprochen. Von dem Eindruck, den Schill's Thaten in Berlin machten, gibt Arnim Zeugniß, der 1809 an Goethe schrieb: „Diese Unternehmungen, die sich an kühner Verzweiflung fast allein dem Alterthum vergleichen lassen.“**) Die freudigen Gerüchte über Siege Schill's, über eine nahende, ja schon angelangte englische Hülfe durchschwirrten die Luft. Doch wurden sie bald durch traurige Nachrichten verdrängt. Das Publikum befand sich in „dumpfer Gährung“; das Verlangen nach einer Entscheidung, nach der Rückkehr des Königs wurde allgemein.

Am 16. Mai war ein Publicandum in den Zeitungen enthalten, das die Mißbilligung des Königs über die Entweichung Schill's aussprach; an ein anderes über die öffentlichen Gespräche wurde gedacht; ein Bürger, der in einer Tabagie „höchst anstößige Reden“ führte, wurde arretirt. Das Porträt Schill's wurde (30. Mai) überall in der Stille mit Beschlag belegt, den Kupferstichhändlern wurden jedoch Quittungen ausgestellt, auch ward ihnen die Versicherung ertheilt, daß sie die Bilder oder Vergütung dafür seiner Zeit erhalten würden. Gerüchte über die Einnahme Wiens erregten sehr große Verstimmung, aber sie führten nicht zu öffentlichen Aeußerungen. Eine kurze Zeit verbreitete die Nachricht, daß die Franzosen aus den Vorstädten Wiens vertrieben seien, Freude. Die am 29. Mai eintreffenden Nachrichten über den Sieg bei Aspern erregten die lebhafteste Theilnahme. Sehr bald wurde die Freude in „lebhafte Trauer und Sensation“ verwandelt durch das Gerücht über eine Niederlage, ja den Tod

*) Die erregte Menge rief: „Was wollen die Franzosen?“

**) Steig, Goethe und die Brüder Grimm, Berlin 1892, S. 40.

Schill's. Die Nachricht bestätigte sich bald. Aber, so konnte Gruner melden (6. Juni): „Die öffentliche Ruhe ist in diesen Tagen durchaus nicht gestört worden, sondern consolidirt sich täglich mehr. Selbst der Transport der Schill'schen Leute, welche als Arrestanten behandelt werden, erregt nur Neugier, keinen Auflauf." Am 3. Juli schrieb Gruner: „Die Sterblichkeit ist hier leider! sehr groß. In dieser Woche sind 78 Menschen mehr gestorben als geboren. Die Noth tödtet viele Unglückliche mittel- und unmittelbar." Immer mehr erhielt sich das Gerücht von der Ankunft des Königs, für die sogar schon ein bestimmter Tag genannt wurde. Das Vorlesen von Bulletins vor dem österreichischen Gesandtschaftshotel und das ungebührliche Betragen des preußischen Rittmeisters v. Eisenhardt gab Veranlassung zu einer kleinen Reibung des Publicums mit der Polizei.

Trotz aller Erregung ging das gewöhnliche Leben fort. Das übliche Schießen im Schützenhause wurde abgehalten, das 50jährige Amtsjubiläum des Predigers J. C. Koch an der Georgenkirche feierlich begangen, Theatervorgänge fanden lebhaftes Interesse, die Freimaurerlogen feierten ihr Johannisfest. „Die Stimmung im Publicum", schrieb Gruner am 20. Juni, „ist sehr fröhlich. Die in der Zeitung publicirte Nachschrift zu der Aufforderung des österreichischen Majors v. Sinner veranlaßt den Glauben, daß wir wirklich gemeinschaftlich mit Rußland gegen Frankreich agiren würden, worüber denn der Jubel sehr groß ist."

Die patriotische Stimmung wurde durch manches genährt: durch Gedichte, patriotische Predigten, Pasquille, z. B. auf Lange (oben S. 245fg.).

Mit dem Aufruf des Erzherzogs Karl bei seinem Ueberschreiten der deutschen Grenze wurde zugleich ein flammendes Gedicht verbreitet, das auch in Berlin viele Leser fand. Es begann mit den Worten: „Bonaparte! Deine Stunde naht", erinnerte die Deutschen an ihre alte Tapferkeit und schloß mit der Strophe:

Auf denn! wer die Milch der Freiheit ſog!
Auf, wen keiner Sklavin Schooß geboren!
Wen Natur nicht zum Baſtard betrog!
Wer für deutſche Treue nicht verloren!
Wer nicht für den Fremdling ſich verſchworen —
Nie das Knie vor ſeinem Machtwort bog,
Auf! und lehrt ihm, daß die Menſchheit frei
Und kein Spielzeug für Tyrannen ſei.

Wenn Gruner am 29. Juli klagte, die Stimmung ſei nicht gut, er hoffe aber doch noch eine Illumination (zum 3. Auguſt) zu Stande zu bringen, ſo bedeutete das eben die Unzufriedenheit der Menge über das Fernbleiben und die Unentſchiedenheit des Königs. Der Geburtstag wurde durch ein Diner beim Prinzen Ferdinand, durch einen Ball beim Miniſter Goltz, durch eine Soldatenſpeiſung ſeitens der Stadt gefeiert. Im Theater wurde die Oper Anakreon auf Samos zum erſten Mal gegeben und von Iffland eine Rede gehalten. Abends war eine allgemeine große Illumination, von der ſich nur etwa „30 flügelnde, mürriſche" Menſchen ausſchloſſen.*) Gruner hatte die ſtädtiſchen Behörden und die angeſehenen Bürger bei ſich zu Tiſch. Er berichtete (5. Auguſt):

„Die Empfindungen waren gut, ſehr gut. Ich bin an dieſem Tage höchſt glücklich geweſen. Ich habe recht auffallend erfahren, wieviel davon abhängt, dem Volke einen richtigen Impuls zu geben. Die Maſſe iſt gut und reißt das Schlechte

*) Gruner theilt ſolche Aeußerungen in ſeinem Bericht vom 15. Aug. mit, worin er zugleich meldet, daß der Napoleonstag ruhig verlaufen ſei; nur habe man auf einer Bank eine zerbrochene Büſte des Kaiſers gefunden. — Ein ſehr charakteriſtiſches Gedicht, bei Gelegenheit der Illumination gefunden, lautet: „Den 3. Aug. 1809. Illuminire? Nichts wie Papiere Hat der arme Staat, Keinen treuen Rath! Ihr Bürger habt Geld! Gold und Juwelen, Silber und Perlen Schickt er den Franken, Die ſich bedanken. Auch braucht er Helme, Czakos, Federn, Schelme, Aller Art im Reich. Dann zahlt er gleich Die Wittwen-Penſionen, Wenn erſt die Helme thronen. Er ſelbſt kann preſſen, Sein Volk anfreſſen, Er beugt ja ſelbſt den Nacken, Und ließ ſich gar bek—. Seht, Berliner, dies iſt euer Bild, Die Nachtmütz bleibt euer Schild."

zum Beſſern mit fort, wenn ſie nur dahin geleitet wird. Der Barometer unſerer Verhältniſſe ſteht jetzt unendlich niedriger, als er am 10. März ſtand. Und dennoch, welche Verſchiedenheit an jenem Tage und dem vorgeſtrigen. Gewiß, es war ein heiliges, herzerhebendes Schauſpiel, das mich für lange ſchadlos und aufrecht erhalten wird."

Im Ganzen war es eine Feier, wie ſie noch nie vorgekommen war. Iffland's Rede gab der allgemeinen Stimmung, die zwiſchen Schmerz und Freude, Furcht und Hoffnung ſchwankte, angemeſſenen Ausdruck; die Zeitungen, namentlich auch „Berlin oder der preußiſche Hausfreund" drängten auf die Rückkehr des vielgeliebten Monarchen. Doch fehlte es nicht an einzelnen harten Aeußerungen gegen den König, die von der Polizei ſorglich entfernt wurden.

Auch ſonſt bot das Theater Gruner Gelegenheit zu Berichten. Von litterariſchem und künſtleriſchem Klatſch, von Störungen der Vorſtellungen durch Offiziere und Aehnlichem braucht nicht weiter die Rede zu ſein.*) Wohl aber mag darauf hingewieſen werden, daß Iffland dem unruhigen Schauſpielervölkchen „alle politiſchen Geſpräche und Ausſtreuung von Kriegsgerüchten" verbot. Der merkwürdigſte Bericht Gruner's gilt einem Stück Kotzebue's „Noth ohne Sorge und Sorge ohne Noth". Dies wurde am 27. October 1809 in Abweſenheit Iffland's, der auf einer Gaſtreiſe nach Braunſchweig und Hamburg begriffen war, zum erſten Mal aufgeführt und erregte wegen einiger auf Napoleon und die Franzoſen gedeuteten Stellen ſtürmiſchen Beifall. In Folge deſſen wurde alsbald die weitere Aufführung des Stückes inhibirt. Trotzdem wurden von Paris aus wegen dieſes Dramas Reclamationen angeſtellt. Auf dieſe politiſchen Quälereien nimmt Kotzebue in ſeinem „Vorwort" zur erſten Ausgabe des Stückes (Leipzig, Kummer, 1810) Rückſicht. Er erzählt, daß das Stück an mehreren Orten verboten worden, „weil ſich der Verfaſſer

*) Näheres vergl. in meinem Aufſatz: „Litterariſches aus Berliner Polizeiberichten". Voſſiſche Zeitung, Sonntagsbeilage 27, 1893.

hier und da kleine Anspielungen auf die jetzigen Zeiten erlaubt habe". Er fügt hinzu, daß er bei erneuter Durchnahme „alle jene Auswüchse weggeschnitten". Wirklich ist das Lustspiel, das übrigens recht schwach ist, politisch durchaus zahm. Wenn man nicht Stellen, wie „Sie pfiff das alte Liedchen: Freut euch des Lebens! was heut zu Tage kein Mensch mehr singt", oder „Das Bedenken vorher ist gar nicht mehr gebräuchlich in der Welt, nicht einmal in der politischen" für politisch gefährlich hält, so findet man durchaus keine, die Anstoß erregen.

Uebrigens stellte sich bei dieser Gelegenheit heraus, daß das Theater unter keinerlei Censur stand. Gruner wünschte eine solche zu übernehmen. Dies wurde jedoch aus besonderer Rücksichtnahme auf Iffland nicht zugestanden, der wiederum seinerseits sich verpflichtete, im Einvernehmen mit Gruner zu handeln.

Blieb so das Theater von der eigentlichen Censur befreit, so wurde gegen andere litterarische Erzeugnisse eine ungemein strenge Censur geübt. So durfte z. B. ein an Reimann, den Erzieher des Prinzen Friedrich von Preußen gerichtetes, von hochangesehenen Männern, Professoren, Beamten, z. B. Hanstein, Heinsius, Marot, Ribbeck, Wilmsen unterzeichnetes Geburtstagsgedicht nicht abgeschickt werden, obgleich es nur in den Anfangszeilen „Trauer zwar und Gram umschleiert Immer noch des Tages Licht", eine Anspielung auf die Zeitumstände enthielt. Peinliches Aufsehen erregte die Verhaftung des Tabagiewirths Genz, der wohl mehr Renommist als Patriot war und dessen alberne Reden, er vermöge seine Mitbürger kaum von einem fürchterlichen Aufstand zurückzuhalten, er habe 4000 Bürger und 16 Dorfschulzen auf seiner Seite, er rechne auf das Militär, das aus lauter Landeskindern bestehe, unklare Rodomontaden eines ziemlich verkommenen Bürgers waren, der es für leicht hielt, die Rolle eines Andreas Hofer zu spielen. Auch sonst ward ein scharfes Augenmerk auf diejenigen Schriftsteller gerichtet, welche französischer Sympathieen verdächtig oder durch allzu lebhafte Aeußerung ihres Patriotismus der guten Sache gefährlich werden

konnten. Unter den Gruner'schen Papieren findet sich z. B. die Charakteristik eines merkwürdigen, für die Berliner Kulturgeschichte nicht unwichtigen Schriftstellers Feßler 1756—1839, eines katholischen, später zum Protestantismus übergegangenen Theologen, Historikers und Romanschriftstellers. Er lebte von 1796—1809 in Berlin oder auf einem in der Nähe der Stadt gelegenen Landgut, war als Mitarbeiter und Herausgeber an verschiedenen Berliner Zeitschriften thätig (vergl. oben Seite 69, auch S. 201), spielte in der Freimaurerei eine große Rolle und schilderte sein eigenes Leben und seine persönlichen Beziehungen in zahlreichen Werken, wobei er auch den Haß gegen Napoleon in lebendigster Weise zum Ausdruck brachte. Die ihm gewidmete Charakteristik vom 4. April 1809 lautet:

„Feßler, Professor und Autor mehrerer mit vielem Feuer und Phantasie geschriebener Werke. Er hat das Ansehen eines echten Capuziners, hat einen herumwankenden, um sich greifenden Verstand, ist bis zur Falschheit verstochen und verschwiegen, verspricht viel und geschwinde, setzt aber alle seine Wörter mit Ueberlegung. Es dürfte schwer zu errathen sein, ob er Oesterreichisch oder Preußisch gesonnen ist, auf keinen Fall aber Freund der Franzosen, bei deren Heranrücken aus Berlin er sich schnell aus deren Nähe, Niederschönhausen, wo er sich aufhielt, zurückzog ... Durch ein sehr mysteriöses Betragen hatte F., sowie durch Reformen, die er in der Freimaurerei bewerkstelligen wollte, das Vertrauen der Großen auch in Berlin zu gewinnen gewußt ... Mit einem Male kam F. nach Berlin zurück, aber man konnte ihm bei der Untersuchung seiner Papiere nichts anhaben, welches, wie ich glaube, geschehen ist."

Waren Censurschnüffeleien wie die letzterwähnte eher geeignet, die wirklich patriotische Stimmung zu dämpfen als zu erhöhen, so sorgte die Litteratur trotz Allem dafür, den Patriotismus zu stärken. Hier muß in erster Linie Kotzebue's Zeitschrift „Die Biene", der später „Die Grille"*) folgte, sodann

*) „Die Biene", eine Quartalsschrift, später: „Die Biene oder neue

Heinsius' „Hausfreund" genannt werden. Während dieser, der in Berlin erschien, unbehelligt blieb, gab jene zu einer politischen Intervention Anlaß. Der französische Gesandte in Berlin, St. Marsan, beschwerte sich beim preußischen Minister des Auswärtigen, dem Grafen von der Goltz, darüber, daß in einigen Nummern sich unziemliche Ausdrücke fänden, worauf dieser versprach, Gerechtigkeit zu üben; er konnte dies aber nicht thun, weil sich herausstellte, daß das Blatt nicht in den preußischen Staaten gedruckt wurde. Aber gewiß kam die Zeitschrift nach Berlin und fand dort sehr aufmerksame Leser. Die Biene ist keine rein-politische Zeitschrift. Sie brachte keine Neuigkeiten und keine Betrachtungen über Zeitereignisse, sondern eine bunte Sammlung von historischen und geographischen Aufsätzen, Erzählungen und Miscellen. In diesen Beiträgen konnte Kotzebue seine Natur nicht verleugnen. Er wurde, wie in seinen Dramen, rührselig und frivol, ließ gelegentlich die Tugend triumphiren, erzählte aber mit größerem Behagen Lüsternes und Unsittliches. Auch unterließ er sein litterarisches Gepänkel nicht, vertheidigte vielmehr die ihm oft vorgeworfene Vielschreiberei und gab Sticheleien gegen Goethe und die Romantiker, gegen Fichte und auch gegen einzelne seiner ehemaligen Freunde zum Besten. Aber wichtiger als diese litterarischen Sticheleien waren die politischen gegen Lange und andere Zeitungsschreiber. Denn sein Hauptstreben war indirect dem Politischen zugewendet. Brachte er geschichtliche Aufsätze oder Sittenbilder, vielfach aus fremden Ländern, so ließ er Anspielungen auf die Gegenwart einfließen; übersetzte er Stellen aus französischen und anderen Geschichtsschreibern und Moralisten, so unterließ er nicht, auf den Gegensatz der Zeiten und Anschauungen hinzuweisen. In versteckten Anspielungen und in offenen Ausbrüchen männlichen Zorns geißelte er vornehmlich die Feigheit, die sich im preußischen Heer, bei den Commandanten der preußischen Festungen gezeigt, und die

Kleine Schriften von August von Kotzebue", zwei Jahrgänge, der erste à 3, der zweite à 4 Bände, 1808 und 1809, ohne Druckort.

ſclaviſche, ſich täglich neu kundgebende Unterwürfigkeit unter Napoleon. Im Schüren des Haſſes gegen den Eroberer, den Menſchenſchlächter, den Zerſtörer des geſicherten Beſitzſtandes, den Vernichter der Ruhe und des Glücks der Völker ſah er ſeine Aufgabe. Vertrauen auf die Zukunft zu predigen war ſeine, des Streitbaren, Sache nicht; auch auf die langſame, allmählich ſich vorbereitende, von innen heraus ſich geſtaltende Verbeſſerung der Stimmung und Verhältniſſe zu warten, konnte ſeinem Strudelkopfe nicht behagen, ſeine Luſt beſtand im Reizen und Bohren, im Höhnen und Tadeln. Aber wer wollte leugnen, daß grade zu jener Zeit, da ein offenes Ausſprechen dem Journaliſten verwehrt und auch den Leſern, die zu leicht die drohende Geſtalt des Uſurpators oder ſeiner Schergen hinter ſich auftauchen ſahen, nicht ſympathiſch war, dieſes geſchickte Verſteckſpiel außerordentlich wirkſam wurde. Es ſoll Kotzebue unvergeſſen bleiben, daß er zu einer Zeit, da Andere wohlbedächtig ſchwiegen, ſehr kühn zu reden wagte. So rief er bei Erwähnung des ſprüchwörtlichen Ausdrucks „er lügt, wie ein Fleiſchverkäufer“ aus, „vielleicht meinte er eine andere Art von Fleiſchverkäufern, welche Herden von Hunderttauſenden auf die Schlachtbank liefern und die auch noch jetzt mit der Wahrheit ſo wenig zu ſchaffen haben mögen, daß man in der Regel ſtets die Hälfte davon, was ſie ſagen, für eine Lüge halten darf.“ Als er einmal von Bauchrednern ſprach, charakteriſirte er die politiſchen alſo: „hier kommt es nicht darauf an, Eſel reden zu laſſen, ſondern vernünftige Menſchen zum Schweigen zu bringen, hier kommt es nicht darauf an, die Köpfe zu erhalten, und wären es Heiligenköpfe, ſondern ſie womöglich abzuſchlagen, wenn ſie ſich zu denken unterfangen. Es gab zu allen Zeiten große politiſche Bauchredner und es gibt deren auch noch. Bald ſcheint die Stimme aus einer Zeitung zu kommen, bald aus einem Briefe, der nie geſchrieben worden, bald aus einer Senats- oder gar aus einer Volksverſammlung, aber der Zeitungsſchreiber weiß nicht ein Wort davon, der Senat hat weder gedacht noch

gesprochen, das Volk hat stumm und betäubt zugesehen, es waren immer nur die Stimmen des Bauchredners, die sich so geschickt zu vervielfältigen, ja sogar bisweilen die Stimmen von 50000 auf dem Schlachtfelde Gebliebener nachzuahmen wußten, um dadurch zu überreden, sie lebten noch." Alle Stimmen, so schloß er, könnten diese Bauchredner täuschend hervorbringen, nur eine nicht, die Stimme der Nachwelt. Während die meisten Schriftsteller, die ehedem Napoleon als Erzfeind hingestellt hatten, nun ihn als Freund und Beschützer priesen und diejenigen, die Preußens Unbesieglichkeit verkündet hatten, nun im Aufdecken seiner Blößen sich gefielen, blieb er sich getreu in Werthschätzung und Verachtung. So durfte er mit Recht am Schlusse eines Artikels über Schlözer von ihm und sich sagen: „Heil Dir, ehrwürdiger Schlözer! Nimmer hättest Du Deine Stimme für Gold oder sogenannte Ehrenzeichen verkauft. Dein unbestechliches Urtheil hat auch mich, Deinen Schüler, zum Geschichtschreiber erhoben; auf diesen Ruhm bin ich stolz, und Deinem Schatten schwöre ich es, nie soll irgend ein Wahnsinn mich verblenden, den Verbrecher zu preisen, wenn auch aus dessen Verbrechen das Heil der Welt entspränge. Ich habe in einer verhängnißschweren Zeit gelebt, ich will diese Zeit der Nachwelt schildern, und sie wird schaudernd meine Stimme hören, wenn auch Alles, was Clio's spielende Schwestern mir eingaben, längst verhallt ist." *)

In einer ebenso wackeren Weise wie Kotzebue, nur mehr die Tagesereignisse berücksichtigend und positive Vaterlands- und Königsliebe lehrend, hielt sich Heinsius im „Preußischen Hausfreund". Sonst waren Schriftsteller und Dichter ziemlich still. Eine Erwähnung verdient eine Zeitschrift, die, wenn sie auch wissenschaftlichen Charakters war, doch wegen ihres Hinweises auf Altdeutsches die Erinnerung an vaterländische Güter zu

*) Hervorgehoben muß auch werden R. Eylert: Die weise Benutzung des Unglücks, Predigten gehalten in Potsdam 1809 und 1810. Berlin 1810, F. Amelang.

wecken und das Bewußtsein köstlicher geistiger Schätze zu heben bestimmt war.

Es war die zwar kurzlebige, aber durch tüchtige Untersuchungen und Editionen ausgezeichnete Zeitschrift*), an der von Berlinern v. d. Hagen und Büsching sich betheiligten und der auch Jakob Grimm einen Beitrag zuwendete.

In den Jahren 1809, 10 und 11 erschienen einige größere Arbeiten von Arnim. Er lebte damals mit seinem Herzensfreunde Clemens Brentano in Berlin, der aber dort eine zu vorübergehende Erscheinung war, in seinem ganzen Sinnen und Denken zu eng mit Süddeutschland und dem Katholicismus verknüpft, als daß seine damals eifrig geförderten „Romanzen vom Rosenkranz" hier in Betracht kommen könnten. Arnim's „Wintergarten" dagegen, seine Romane, „Armuth, Schuld und Buße der Gräfin Dolores", 1810, und sein dramatisches Spiel „Halle und Jerusalem", 1811, verdienen an dieser Stelle eine Erwähnung. Das erstere Werk, meist eine Sammlung von Nacherzählungen aus alten Büchern, sollte eine Mahnung sein für die Gegenwart durch Hinleitung zur Vergangenheit, als Empfehlung der Frömmigkeit, die in den Uebeln der Zeit tröste; der Roman war theilweise unter dem Eindruck von Goethe's Wahlverwandtschaften geschrieben, das Drama enthielt eine Darstellung eigener Studenten-Erlebnisse, verquickt mit romantischen Anschauungen, die weit von Zeit und Ort wegführte, in denen die Menschen jener Zeit lebten.

Unter den patriotischen Weckrufen des Jahres 1809 verdient Fr. Schlegel's „Gelübde" Hervorhebung.**) Der Dichter, der schon 1800 die Deutschen an ihre hohen Ahnen erinnert und beim Erlöschen von Europas Geist den Quell der neuen Zeit

*) Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst, 2 Bände (der zweite unvollendet). Berlin 1809—11. Vgl. oben S. 118.

**) Fr. Schlegel, Gedichte. Berlin, Hitzig 1809, S. 387, 388. Dies letzte Blatt wurde von der Berliner Censur ausgeschnitten. Vgl. 239 ff. und Berliner Gedichte (1890) S. XVIII, 54 ff.

fließen gesehen hatte, rief nun zum Kampfe, ja zum Tode für die Freiheit auf. Es ehrt ihn mehr, als manche hochtrabende Kritik, daß er damals die schöne Strophe zu dichten wagte:

Es sei mein Herz und Blut geweiht,
Dich Vaterland zu retten.
Wohlan, es gilt, du seist befreit;
Wir sprengen deine Ketten!
Nicht fürder soll die arge That,
Des Fremdlings Uebermuth, Verrat
In deinem Schoß sich betten.

Auch fehlte es in jener schweren Zeit nicht an Zusammenkünften ernster Männer, sinniger Frauen, feuriger Jünglinge, die der Stolz des alten Berlin gewesen waren und die in der neuen Stadt an Stelle des litterarischen ein politisches Gepräge erhielten; das Haus des Buchhändlers Reimer bildete für solche Vereinigungen den Mittelpunkt.*)

In solchen Zusammenkünften oder auf der Straße und in den Familien wurde hauptsächlich ein Gedanke erwogen, ein Wunsch laut: der der Rückkehr des Königspaares. König und Königin, die seit der furchtbaren Katastrophe fern von Berlin weilten, hatten durch ihr Aushalten, ihre muthigen Worte, ihren kräftigen Zuspruch, ihre unermüdliche Thätigkeit, die Gutgesinnten in ihrer Verehrung bestärkt, aber auch die Widerwilligen zum Mitleid gezwungen, ja zur Liebe bekehrt. Sie alle meinten, mit einer Wiederkehr des Königspaares alles Ungemachs enthoben zu sein. Nach manchen Enttäuschungen wurde dieser allgemeine Wunsch befriedigt. Am 9. December 1809 kam Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, am 11. Prinz Wilhelm mit seiner Gemahlin, die im folgenden Jahre nach dem Tode der Königin die erste und überaus würdevolle Repräsentantin des Hofes war, am 23.

*) Varnhagen, Denkwürdigkeiten, II, 43fg., der aber doch vielleicht wider Willen bezeugt, daß inmitten der großen Zeit die Jugend namentlich ihr kleinliches Treiben weiterführte. Das. 96 über das Marionetten-Theater des Mechanikers Schulz; das. 127fg. Zweikämpfe zwischen Preußen und Franzosen.

langte das Königspaar an, das am 15. Königsberg verlassen hatte.*)

Schon in Weißensee hatte die erste Begrüßung stattgefunden. Der Empfang war herzlich und glänzend. „Während der ganzen

*) Die Heimkehr des Königspaares wurde vielfach besungen und geschildert. Die folgende Zusammenstellung, die keine Vollständigkeit beansprucht, ist lehrreich genug. Spenersche Zeitung 30. November 1809. F. H. Bothe, „Die Heimkehr des Landesvaters und der Landesmutter. (Am Tage ihrer Ankunft in Berlin zu singen.) Von demselben erschienen bei Späth: „Gesänge der Vaterlandsfreunde". Von Abramson und D. Loos wurden Denkmünzen angefertigt. Von Seidel erschien „Volkslied bei der Rückkunft Sr. Maj. des Königs" (bei Dieterici). Wiedergedruckt in „Gedichte" 1810, S. 230fg. Bei demselben: Ein paar Feldblumen, auf märkischem Boden gesammelt. Bei der Rückkehr Sr. Maj. Nebst einem Musikblatte. — Bei Maurer: Devisen auf Ihrer Königl. Majestäten von Preußen höchst erfreuliche Rückkunft nach Berlin, von G. W. Eckhardt. — Dem Tage der höchst erfreulichen Wiederkehr beider Königl. Majestäten von Preußen nach Berlin, von G. F. Crome. — Patriotische Trinksprüche mit Chören oder Gegensprüchen, Preußens Vaterlandsfreunden gewidmet von G. W. Eckhardt. — National-Marsch zur Wiederkehr vaterländischer Truppen und der Verein. Vaterländisches Lied von Karl Stein und J. P. Schmidt. — Volkslied beim Einzug des Königs (etwa von Seidel s. o.) mit Melodie von J. P. Schmidt. — Empfindungen am schönsten Tage, ausgesprochen von F. W. Gubitz, in Musik gesetzt von F. L. Seidel. — G. L. Spalding, Ode: Die Wiederkehr des Königs, gelesen in der Ak. d. Wiss. 28. Dec. — Ferner erschienen (wahrscheinlich Prosa): „Die Rückkehr des Königs in seine Hauptstadt. Zur Erinnerung an den 23. Dec. (bei Sander). Berlins Freude bei der Rückkunft des erhabensten Königspaares. Von J. C C. Moritz. — C. Wolfart, Indras Verheißung, eine indische allegorische Mythe. (Allegorie auf die Rückkehr.) — Aufruf zu einer würdigen Feier des 25. Dec. von D. F. Sack. — Predigten bei der kirchlichen Feier von Verschiedenen. — Spenersche Zeitung 23. Dec. Gedicht von —t—. „Der beglückenden Heimkehr" gewidmet und das deutsche „God save the king". — Eine Beschreibung des Einzugs in: Briefe eines Reisenden oder freimüthige Bemerkungen über des Königs von Preußen feierlichen Einzug in Berlin am 23. Dec. 1809. Nebst einem durch dies Ereigniß veranlaßten interessanten Gespräche zweier Bürger, 1810. — Ueber den Einzug und die damalige Stimmung überhaupt vgl. Prinzeß Wilhelm von Preußen geb. Prinz. Marianne von Hessen-Homburg. Ein Lebensbild aus den Tagebüchern und Briefen der Prinzeß, von Wilh. Bauer. 2. Aufl. Hamburg 1889. S. 106fg.

Zeit von dem Thor bis zum Palais", meldete eine fürſtliche Berichterſtatterin, „läuteten die Glocken und die Kanonen donnerten. Der König zu Pferde ſah das Militär vorbeiziehen." Einen beſonderen Eindruck machte die Königin, die in einem von der Stadt Berlin ihr entgegengeſandten, von acht reichbeſchirrten Pferden gezogenen, ſchönen Wagen ſaß. Man erkannte ſie zuerſt nicht wieder, ſo traurig und verweint ſah ſie aus. Das Bernauer Thor, wo der eigentliche Hauptempfang ſtattfand, erhielt ſeitdem den Namen „Neues Königsthor", die Bernauer Straße wurde „Neue Königſtraße" genannt. „Nie hat Berlin ſich in einem ſchöneren Charakter gezeigt, als an dieſem Tage", ſo faßt Gruner in ſeinem Bericht den Eindruck jener Tage zuſammen. Die damals herrſchende Stimmung wird am beſten durch Arndt charakteriſirt, der damals in Berlin ſtill und eingezogen bei Reimers lebte und den Einzug des Königspaares mit anſah*): „Jedes Herz, in welchem noch ein deutſches Fünkchen athmete, war durch das fürchterliche Allen gemeinſame und mehr oder weniger von Allen verſchuldete Unglück, jetzt ein allgemeines deutſches Herz geworden. Das weiland ſo ſtolze und glorreiche Berlin lag ja nun auch da in Staub und Aſche wie eine Königin der Länder, deren Gemahl und Herrſcher von einem böſen Feinde mit Banden umſtrickt iſt. Ich mußte hinaus unter die Jauchzenden und Weinenden . . . Ich ſpreche von Weinenden unter den Jubelnden. O mehr Augen waren naß von Wehmuth und Schmerz als von Freude. Der ſchönen Königin, die ſich dem begrüßenden Volk im Fenſter zeigte, ſah man an den rothgeweinten Augen den tiefen Gram in der Wonne an. Denn wo waren die alten ſiegklatſchenden Adler hingeflogen? Meine Augen ſuchten Scharnhorſt, der blaß und verſchloſſenen Blickes und vornüber gebückt ſich von ſeinem Roſſe unter andern Generalen ruhig forttragen ließ. . . Ich ward mit einigen trefflichen Männern und Jünglingen bekannt, die den Gefühlen, wo-

*) Erinnerungen aus dem äußeren Leben.

durch die Menschen damals zusammengeführt wurden, treu geblieben sind. Es war das doch eine schöne Zeit: alles bedrückt, bedrängt, verarmt und im Wechsel zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwebend; doch wenn auch nur ein Lichtfunken der Hoffnung aufschimmerte, zu welchem hellen Morgenroth der Zukunft entfaltete er plötzlich sein mächtiges Gefunkel! und die Nacht und die mitwissenden Sterne belauschten Worte, welche in Gesellschaften die Furcht damals kaum zu wispern wagte. Es war ja eine Donnerwetterzeit, und man weiß, daß auf den schwärzesten Wolken das Licht sich am schönsten abspiegelt."

Viele Gedichte feierten den Einzug des Königpaares, am Würdigsten unter Allen sprach Heinrich von Kleist (Werke hgg. von Zolling I. 49). Er rühmte den König, der zwar von den Göttern nicht begünstigt, den Menschen gefallen habe, der zwar kein Sieger in der Schlacht, aber Sieger in den Herzenskämpfen geblieben sei und schloß mit der Mahnung und Verheißung:

Laß denn zerknickt die Saat von Waffenstürmen,
Die Hütten laß ein Raub der Flammen sein.
Du hast die Brust geboten, sie zu schirmen.
Der Lethe wollen wir die Asche weihn.
Und müßt' auch selbst noch auf der Hauptstadt Thürmen,
Der Kampf sich für das heil'ge Recht erneun:
Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,
Für bessre Güter in den Staub zu sinken.

In schlichter Einfachheit lehrte Sack, dem zu guter Stunde auch das gute Wort zur Verfügung stand, die Pflichten des wackeren Bürgers, indem er an das Wort erinnerte: „bezahle dem Höchsten Dein Gelübde". Der König selbst begrüßte am 30. December bei dem Empfang der Behörden die Getreuen mit den in ihrer Einfachheit ergreifenden Worten: „Wir müssen nicht an das Vergangene denken, sondern unsern Blick in die Zukunft richten und uns anstrengen, jeder nach seinen Kräften, wieder gutzumachen alles Ueble."

Zehntes Kapitel.

Gründung der Univerſität.*)

Das ſchöne, dem eben angeführten ähnliche Wort Friedrich Wilhelms des Dritten, das er zu Reil und Froriep ſprach, die eine Uebertragung der Univerſität Halle nach Berlin erbaten, „Der Staat muß durch geiſtige Kräfte erſetzen, was er an phyſiſchen verloren hat" ſteht billiger Weiſe am Anfang jeder Erzählung von der Begründung der Univerſität Berlin. Doch nicht dieſe erbetene Verlegung wurde angenommen, ſondern eine Neubegründung. Für eine ſolche fehlte es nicht an Material.

*) Hauptwerk: Die Gründung der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Univerſität zu Berlin. Von Rudolf Köpke. Nebſt Anhängen über die Geſchichte der Inſtitute und den Perſonenbeſtand. Berlin 1860. — Nur ein Auszug mit franzöſiſch-parteiiſchen Bemerkungen iſt E. Lavisse, La fondation de l'université de Berlin. Paris 1876. — Schwebel's Schrift, Leipzig 1892, iſt völlig werthlos. — Von Berliner Rectoratsreden kommen als geſchichtlich wichtig in Betracht die erſte von Th. Schmalz, 1811; die von A. Böckh zur Jubelfeier am 15. Oct. 1860; P. Kleinert, Beziehungen Friedrich's des Großen zur Stiftung der Univerſität Berlin, 1886; J. Bahlen, die Gründung der Univerſität, 1887; R. Gerhardt, 1889; R. Virchow, 1893, Die Gründung der Berl. Univ. u. d. Uebergang aus d. phil. in das naturw. Zeitalter; ferner E. v. Bergmann, Rede z. Geb. d. Kaiſers, 1893. — Ferner L. Geiger, Die Anfänge der Berl. Univ. (Briefe von Uhden an Böttiger 1809 fg. in „Euphorion" 1894, S. 365 ff.) — Ueber die erſte Einrichtung zu vgl. Artikel Berlin in Wildberg's Univerſitätsalmanach f. 1811, Neuſtrelitz 1811, S. 1—19; J. C. Gädicke, Nachrichten für angehende Studirende in Berlin über mehrere hieſige ökonomiſche und wiſſenſch. Angelegenheiten, Berlin 1811; J. E. Hitzig, Berliner Univerſitäts-Kalender auf das Schaltjahr 1812. — Ueber die Frage der Errichtung einer Univerſität in Berlin: A. Stölzel, Die Berliner

Vorlesungen der verschiedensten Art waren seit Jahrzehnten gehalten worden. Es gab Akademien und eine Anzahl höherer, besonders medicinischer Bildungsanstalten (vgl. oben Seite 109 ff.). 1799 war die Bau-Akademie, 1805 das statistische Bureau, 1806 eine landwirthschaftliche Lehranstalt errichtet worden. Von gelehrten Gesellschaften existirten aus dem vorigen Jahrhundert 4: die Gesellschaft der naturforschenden Freunde, die philomatische, pharmaceutische (1796), die Gesellschaft der Freunde der Humanität (1797). Am 6. Februar 1810 bildete sich eine neue wissenschaftliche Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.*) 34 Buchhandlungen (Verlag, Sortiment, französische und solche Buchhandlungen, die mit Druckereien verbunden waren) sorgten für den litterarischen Bedarf.

Der Gedanke, in Berlin eine umfassende höhere Lehranstalt zu begründen, beschäftigte die leitenden Kreise lange Zeit. Der erste, der die Sache praktisch angriff, war Beyme, der 1799 oder 1800 Engel beauftragte, einen Plan einzureichen. Die Absicht dieses Planes, den wir nicht mehr besitzen, dürfte nach

---

Mittwochsgesellschaft über Aufhebung oder Reform der Universitäten (1795) in: Forschungen zur brand.-preuß. Gesch., 2. Bd., Leipzig 1889, S. 200—222 (vgl. oben S. 200). Ferner: Soll in Berlin eine Universität sein? Ein Vorspiel zur künftigen Untersuchung dieser Frage, Berlin 1808 (v. Castillon). Ueber die Begriffe einer Akademie und einer Universität und über den wechselseitigen Einfluß, welchen beide Anstalten auf einander haben können. Eine Vorlesung, geh. in der Kön. Ak. d. Wiss. am 26. Oct. 1809. Schleiermacher, Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn, nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende, Berlin 1808. — Der Aufsatz in den „Neuen Feuerbränden", 18. Heft, S. 71—87: Befindet sich eine neue preußische Landesuniversität vortheilhafter in Berlin oder in Potsdam? plaidirt für Potsdam. Endlich: Ueber die Idee der Universitäten. Vorlesungen von Henrik Steffens. Berlin 1809. (Dazu Steffens: Was ich erlebte. 10 Bände. Berlin 1855 fg.) Ein ausführliches Verzeichniß der damals erschienenen Schriften bei Köpke, S. 138 ff.

*) Also berichtete der Polizeipräsident Gruner, 11. Februar 1810: „Die Versammlungen fanden jeden Dienstag in der Stadt Paris statt und galten nur wissenschaftlichen Gegenständen. Der zeitweilige Präses ist der Obermedicinalrath Klaproth und die angezeigten 12 Mitglieder sind größtentheils Aerzte."

Schleiermachers Zeugniß der Kampf gegen das Zunftweſen der bisherigen Univerſitäten, die Tilgung des Studentengeiſtes geweſen ſein. In einer erhaltenen Denkſchrift aus dem Jahre 1802, die von den Vorzügen einer großen Lehranſtalt in Berlin handelt, hob Engel die Vortheile Berlins als einer großen Stadt für die Hebung der humanen Bildung der Studenten hervor, ließ die Beibehaltung der Facultäten, insbeſondere der theologiſchen, noch fraglich, forderte Aufhören der Examina, der eigenen Gerichtsbarkeit, Verbindung der Akademie mit der Univerſität und Verbannung jedes Zunftzwangs.

In anderen kleinen Aufſätzen und Schriften, die 1800 und 1803 erſchienen, war von der Verlegung der Univerſität Frankfurt a/O. nach Berlin die Rede. Die Engel'ſchen Anregungen fanden die ſtärkſte Mißbilligung durch F. A. Wolf und Schleiermacher. Der erſtere wollte mit einer Anſtalt, die nach Engel'ſchen Grundſätzen eingerichtet ſei, nichts zu thun haben, der letztere behauptete geradezu, daß durch die Ausführung eines ſolchen Planes der wiſſenſchaftliche Geiſt untergraben werde.

Durch Schlegel's und Fichte's Vorleſungen 1801 ff. wurde für weite Kreiſe der Reiz akademiſcher Vorleſungen geſchaffen, durch die Berufung des Letztgenannten, ferner Hufeland's, Johannes von Müller's, Alexander von Humboldt's (1800—4) eine Anzahl von Männern gewonnen, die einer wiſſenſchaftlichen Anſtalt erſten Ranges zur Zierde gereichen mußten. Trotzdem kam die Idee einer Univerſität ihrer praktiſchen Verwirklichung erſt nahe in Folge der furchtbaren Kataſtrophe des Jahres 1806 und nach dem Verluſte von Halle, der die Nothwendigkeit einer neuen größeren Lehranſtalt für Preußen dringend erſcheinen ließ. Durch Beyme, der die Leitung der ganzen Angelegenheit erhielt, wurden einige der bedeutendſten Männer Halles, Wolf, Schmalz und Froriep alsbald nach Berlin berufen, mit andern Hallenſern Reil, Loder, auch mit Schütz wurde angeknüpft. Die größten Hoffnungen aber ſetzte Beyme auf Fichte. „Niemand fühlt ſo lebendig als Sie, was uns Noth thut, und Niemand überſieht

dies so in seiner Allgemeinheit als Sie. Ich bitte Sie daher herzlich, Ihr Nachdenken auf die zweckmäßigste Ausführung der königlichen Absicht zu richten." F. A. Wolf hatte schon unaufgefordert sich an den König mit einer Denkschrift gewendet, daraufhin wurde er nun zu einer neuen Darlegung aufgefordert, in der er als Mitglieder einer Commission zur Prüfung des Planes W. von Humboldt, Uhden und den Obertribunalsrath Klein vorschlug. In den folgenden Wochen liefen verschiedene Gutachten, theils von den Genannten, theils von Andern, wie Nolte und Stützer ein. In diesen Gutachten lassen sich zwei Richtungen unterscheiden. Die Einen, welche mehr die praktische Seite im Auge hatten, wollten sich an dem Ausbau der vorhandenen Einrichtungen genügen lassen, die Andern begehrten einen Neubau von Grund aus. Von vielen Seiten wurde der Name Universität beanstandet, man wollte keine Facultäten, die Wolf geradezu „den Sitz des Zunftgeistes ganz aus der Barbarei befördert" nannte. Man wollte vielmehr verschiedene Classen oder Sectionen (7—8); an der Spitze einer jeden sollte ein Director stehen, die zusammen mit den Secretären der Akademie das Directorium bildeten. Eine völlige Freiheit in der Concurrenz der Lehrenden, in den zu haltenden Vorlesungen, im Fordern der Honorare wurde verlangt.

Die Angelegenheit kam ins Stocken, als Beyme am 3. October 1807 seine Stelle aufgab Sie war schon gefährdet durch die Voreingenommenheit gegen Berlin, die namentlich in auswärtigen Organen zum starken Ausdruck kam. Zu den ablehnenden Stimmen gehörte die 1808 erschienene Schrift „Soll in Berlin eine Universität sein?" Dem Verfasser erschien die Großstadt hinderlich, die vielen Kunstgenüsse schädlich (besser sei eine Universität ohne Theater); er meinte, der Glaube, die Sitten und die Gesundheit der Studirenden würden durch die Verführungen der Stadt große Einbuße erleiden; eine Aufsicht über die Studirenden von Universitätswegen würde unmöglich sein; auch die Theuerung der Hauptstadt wurde als Grund gegen Berlin angeführt.

Dagegen erklärten ſich Schleiermacher und Steffens ſehr lebhaft für eine Univerſität ſtatt einer Akademie und für Berlin ſtatt für eine kleinere Stadt; jener betonte im Weſentlichen das philoſophiſche, dieſer in begeiſterten Ausdrücken das religiöſe Moment. Währenddeſſen laſen manche Neuberufene, wie Wolf und Schleiermacher, Schmalz und Froriep, daneben Alteingeſeſſene wie Fichte Privatvorleſungen aus ihren Gebieten, die, obwohl ſie theilweiſe den Univerſitätsfächern fernlagen, das geiſtige Leben der Hörer und der ganzen Stadt mächtig beförderten.

In eine neue Phaſe trat die Univerſitätsangelegenheit, als Wilhelm von Humboldt zum Leiter des Unterrichtsweſens berufen wurde (20 Februar 1809). Ihn darf man mit Recht als den eigentlichen Begründer, als den geiſtigen Vater der Univerſität anſehen. Seine frühere Abneigung gegen eine in Berlin zu errichtende Hochſchule aufgebend, trug er zunächſt Sorge dafür, daß Fichte, Wolf und Schleiermacher, die Neigung empfanden, den an ſie ergehenden auswärtigen Berufungen Folge zu leiſten, für Berlin gefeſſelt wurden. Ferner berief er Buttmann und ſetzte beim König durch (16. Auguſt 1809), daß der zu begründenden Univerſität das Palais des Prinzen Heinrich (der Prinz war 1802, ſeine Gemahlin 1808 kinderlos geſtorben) geſchenkt und für die Dotirung der Anſtalt aus den Domänen ein jährlicher Betrag von 120 000 Thalern entnommen wurde. Beides, die Uebernahme des Palais und die Dotirungsfrage, machte Schwierigkeiten, die theils in den Verhältniſſen ihren Grund hatten, theils durch die damit beſchäftigten Perſonen entſtanden, dennoch wurden ſie glücklich überwunden. Berliner Zeitſchriften wie der „Hausfreund" unterrichteten das Publicum über jede einzelne Phaſe, über Vollendung einzelner Säle und dergleichen. Schon am 2. November 1809 konnte eine Vorleſung im prinzlichen Palais begonnen werden. Unterdeſſen erfolgten neue Berufungen: der Mediciner Reil, der Philologe Becker, der Chemiker Klaproth und der Juriſt Savigny folgten dem Rufe. Als Leſende neben die eigentlich Berufenen traten

Hufeland, der Mediciner, Hoffmann als Lehrer der Staatswiſſenſchaften ein, auch der Staatsrath Uhden, eigentlich Archäologe, durch langen Aufenthalt in Italien mit der dortigen Litteratur vertraut, las über Dante's Göttliche Komödie. Humboldt, die eigentlich treibende Kraft, ſchrieb am 23. Mai 1810 „daß ein Staat wie ein Privatmann immer gut und politiſch zugleich handelt, wenn er in einem Augenblicke, wo ungünſtige Ereigniſſe ihn betroffen haben, ſeine Kräfte anſtrengt, irgend etwas Bedeutendes, Wohlthätiges für die Zukunft zu liefern und es an ſeinen Namen anzuknüpfen."

Durch Humboldt war die Angelegenheit ſo weit gediehen, daß ſie auch nach ſeinem Rücktritt (14. Juni 1810) nicht ins Stocken gerieth. Die von ihm eingeſetzte „Commiſſion zur Einrichtung der Univerſität", für die Fichte ſich zu unpraktiſch und Wolf zu anſpruchsvoll zeigte, arbeitete in ſeinem Geiſte: vornehmlich die Staatsräthe Nicolovius, Uhden und Süvern. Durch ſie wurden den bereits feſt exiſtirenden 3 Facultäten der philoſophiſchen, juriſtiſchen, mediziniſchen die theologiſche angefügt, die zunächſt aus Schleiermacher, de Wette und Marheinecke beſtand; zu ihnen geſellte ſich bald Neander. Für die philoſophiſche wurde noch der Naturphiloſoph Steffens, für Philologie Böckh und Heindorf, für Geſchichte und Archäologie Rühs, Niebuhr und Hirt, für Altteſtamentliches Bellermann gewonnen, für Germaniſtiſches v. d. Hagen, freilich ohne Gehalt. Eine Gehaltsgewährung für dieſen Vertreter einer neuen Wiſſenſchaft wurde mit der Begründung abgelehnt, „daß der Staat in ſolchen Dingen der öffentlichen Meinung nur folgen und ein neues Studium nicht eher als akademiſchen Lehrgegenſtand hinſtellen ſoll, als bis die allgemeine Stimme ſich ſchon durch die That für dieſe Maßregel erklärt habe."

Univerſitäts-Eintheilung, Vorleſungsdauer und Aehnliches blieben im Weſentlichen die alten. Neu war die Abgrenzung eines Univerſitätsbezirks, in dem Profeſſoren und Docenten wohnen ſollten und zwar die Stadttheile Friedrichswerder, Dorotheen-

und Friedrichsstadt bis einschließlich Marien- und Leipziger Straße, die Gewährung einer Censurfreiheit für die ordentlichen Professoren, aber auch für diese nur in Bezug auf Bücher ihrer Fachwissenschaft. Mit 58 Lehrern, darunter 24 ordentlichen Professoren, wurde die Universität eröffnet. In ihrem Schlußbericht an den König bemerkte die Section des öffentlichen Unterrichts: „keine Universität ist mit einer solchen Anzahl erfahrener Lehrer, mit einem solchen Vorrathe gelehrter Bedürfnisse, mit solchem Glanze ihrer Gebäude aufgetreten."

Unter den Vorlesungen machten die Niebuhrs über römische Geschichte, die sogleich in Buchform verbreitet wurden, das größte Aufsehen.*) B. G. Niebuhr, 1776—1831, durch Stein nach Berlin berufen, wo er am 8. October 1806 eintraf und Jahre lang an der Spitze der preußischen Finanzen thätig war, Berlins erster philosophischer Doctor (2. Februar 1811), seit dem 25. Januar 1810 Mitglied der Academie, hielt zwei Winter hindurch, 1810 und 11, Vorlesungen, die von Savigny mit angehört wurden, einen nachhaltigen Eindruck hervorriefen und für Niebuhr selbst sowie für seine Zuhörer eine neue Epoche wissenschaftlichen Lebens begründeten. Sie brachten tiefe kritische Untersuchungen vieler Einzelheiten, aber sie stellten auch allgemeine Sätze fest, die für die Damalslebenden noch eine besondere Bedeutung haben mußten, z. B. den, daß das Leben eines Volks eine Einheit sei, die sich nach bestimmten Gesetzen entwickelt, daß die Römer nur so lange ein Mustervolk gewesen, so lange sie auf dem Standpunkt eines Landstädtchens in freier republikanischer Tugend geblieben seien. Denn bei aller Wissenschaftlichkeit glaubte Niebuhr Analogien aus neuer Zeit, Anspielungen auf gleichzeitige Vorgänge und Einrichtungen einfügen zu müssen, Diatriben gegen

*) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, 3 Bände, 1837—1839. Schriften von Classen 1876, Eyssenhardt 1886, A. D. B. 23, 646 ff. Vgl. auch Creuzer an Görres (dessen Briefe II, 180). Niebuhr gewann den größten Ruhm „mit einem Colleg über Römische Geschichte, was ein Monstrum von Gelehrsamkeit sein soll. Da laufen dann die Officiere, Geheimräthe u. s. w. schaarenweis hinein. Es ist Mode, es mitzuhören".

den Adel, Lobpreisungen einer ständisch gegliederten Verfassung, polemische Bemerkungen gegen Wolf und die Romantiker.

Sonst mag als besonders charakteristisch für die damaligen Zustände hervorgehoben werden, daß Zeune (1778—1833, seit 1811 in Berlin) dessen wissenschaftliche Leistungen sehr unbedeutend waren, in seinem Colleg (1812) über die Nibelungen*), in dem man patriotische Anregungen zu finden hoffte, mehr als 300 Zuhörer hatte, während Wolf es im Publicum nur auf 170, im Privatum auf 70 brachte.

Am 28. September 1810 wurde als erster Rector Schmalz ernannt, als die vier Decane Schleiermacher, Biener, Hufeland, Fichte. Am 6. October fand die erste Immatriculation statt, im Ganzen sechs Studenten; vor Ablauf des Jahres stieg jedoch ihre Zahl auf 247. Am 10. October war die eigentliche Eröffnung ohne besondere Feierlichkeit. Aus jenen Tagen hat sich Brentano's stimmungsvolle, von Reichardt komponirte Cantate „auf die Einweihung der Berliner Universität" erhalten.**) In frommen Tönen pries der Dichter Gott und Jesus, den Meister der Lehre und huldigte dem König, der diese Anstalt aufgerichtet. In dieser großen Lehranstalt erblickte der Dichter die beste Heilung für die Noth der Zeit; die verarmte Stadt erkannte sich reich durch diese neue Stätte für Kunst und Wissenschaft. Sinnig wurden die vier Facultäten, jede in ihrer Art, gefeiert, die Verbindung der Akademie mit der Universität begrüßt, die große Aufgabe der

*) Sind die öffentlichen Vorlesungen über das Nibelungen-Lied, die Zeune am 5. November 1812 in der Spenerschen Zeitung ankündigte, andere? Jedenfalls war es sonst nicht Sitte, Universitätsvorlesungen in der Zeitung bekannt zu machen. In dieser Anzeige bemerkte er: „Die Stimme eines Predigers in der Wüste, Johannes v. Müller's Aufruf vor mehr als einem Vierteljahrhundert, scheint in unseren Tagen immer mehr und mehr nicht bloß Hörer, sondern auch Thäter des Worts zu finden. . . . A. W. Schlegel sprach es laut aus, daß es erklärt werden solle in den Lehranstalten der Jugend, auf daß sie sich erwärme in den Zeiten kalter Selbstsucht an den großen, hohen Thaten alter Vorzeit."

**) Vgl. Diel-Kreiten, Brentano 1, 310fg.; vollständig abgedruckt das. 415—426.

Lehrer, der schöne Wetteifer der Schüler dichterisch verklärt. Jene deuteten die Bestimmung: Universitati litterariae als „der Ganzheit, Allheit, Einheit, der Allgemeinheit gelehrter Weisheit, des Wissens Freiheit gehört dies Königliche Haus"; diese voll Freude über die neubegründete Hochschule stimmten in den Jubelruf ein:

Glück auf, Glück auf! Victoria!
Es ist im Vaterlande
Ein Musenberg voll Gloria
Mit Gottes Gunst entstanden.

Der Anfang der Vorlesungen war ausnahmsweise auf den 29. October 1810 festgesetzt. Das Universitätsgebäude erhielt die von Wolf vorgeschlagene Inschrift: Universitati litterariae Fridericus Guilielmus III Rex. Bereits im Februar 1811 wurden die nicht graduirten Mitglieder der Facultäten mit einem Grade versehen; die erste Doctorpromotion erfolgte am 11. April 1811.*) Der erste gewählte Rector war Fichte mit 11 Stimmen gegen 10, die auf Savigny fielen. (Erst im vierten Wahlgang wurde dies Resultat erreicht.) Die ersten gewählten Decane waren Marheinecke, Eichhorn, Reil und Weiß. Als erster feierlicher Actus der Universität wurde die Feier des Geburtstags des Königs (3. August 1811) begangen. Der Redner Schmalz äußerte Gefühle der Dankbarkeit gegen den Fürsten, feierte die Würde der Wissenschaft, polemisirte gegen Weltbürgerthum und trat für Vaterlandsliebe ein Aufgabe und Ziel der Lehrenden definirte er dahin: „Nicht was die Beschränktheit nützlich nennen mag, sondern was es in Geist und Wahrheit ist, nicht gewerbsmäßige Tendenz nach dem, was im Leben unmittelbar brauchbar sei, sondern die höhere nach der edelsten Geistesbildung, das ist, wozu der König uns berufen hat." Er

*) Wie schlimm die früheren Zustände in dieser Beziehung waren, lehrt ein Bericht des Polizeipräsidenten Gruner an den König, 11. Juli 1809: „Das hiesige Ober-Collegium Medicinae seufzt sehr nach seiner Auflösung. O. M. R. Becker promovirt hier Studenten zu Doctoren der Medicin durch verstellte Diplome, welche er in Berlin drucken läßt und erga condignum ertheilt."

gelobte für alle seine Collegen, „daß wir nur nach dem Wahren und Rechten mit hohem Ernst streben, daß wir den jungen Männern, welche unsere Lehrstühle umgeben, nur diesen Geist reiner Wissenschaftlichkeit einhauchen wollen, auf daß sie der Wissenschaft ihren Geist wie dem Vaterlande ihr Herz rein und ganz weihen; endlich daß wir ihnen durch Lehre und Beispiel stets vergegenwärtigen, zu welcher Würde der Mensch berufen sei und wie die Arbeiten des Geistes nur dann beglücken, wenn er nie vergißt, woher er stammt, und daß er ein Funke des himmlischen Feuers sei, der sich freimachen soll von der starren Masse, die ihn umschließt, um sich wieder zu erheben zu dem Urquell des Lichts." Die junge Hochschule hatte gar manche Schwierigkeiten zu überwinden. Diese kamen theils von den Studenten selbst, die sich mitunter unziemlich betrugen*), theils sich als privilegirten Stand aufspielen wollten. Gegen solche Ungebühr trat Fichte in seiner bei Beginn des neuen Semesters (19. October 1811) gehaltenen Rede „Ueber die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit" in heftigster Weise auf. Andrerseits lagen die Schwierigkeiten in der precären Lage des Staats, der die Forderungen der Neuberufenen nicht immer zu erfüllen vermochte, theils im Uebelwollen der auswärtigen Zeitungen, gegen welche Uhden durch Böttiger einen kräftigen Damm zu errichten wußte.

Doch entwickelte sich die Universität in herrlichster Weise. Im Mai 1811 waren schon über 450 Studenten, im Winter 1812—13 gegen 600. Auch der Krieg brachte keine völlige Störung. Strömten auch 258 Studenten zu den Waffen, von denen 43 den Heldentod starben und durch eine Gedenktafel geehrt wurden, und widmeten manche Professoren gleich nach dem

*) Bericht Gruner's vom 17./18. Mai 1810. „Acht bis zehn Studenten, Mediciner, sind vor einigen Tagen in die Dalchow'sche Tabagie eingedrungen und haben Schläge angeboten, doch nicht austheilen können, weil die Gäste das Prävenire spielten und die jungen Herren so schnell aus dem Hause jagten, daß sie Hut und Stock im Stiche lassen mußten" und manches Aehnliche.

Aufrufe des Königs, namentlich die Mediciner, dem Vaterland ihre Dienste, so blieben doch die Meisten auf ihrem Posten. „Unser Universitätsgebäude", schrieb Uhden am 2. April 1813, „ist ein wahres Asyl, ein Tempel der Ruhe und des Friedens mitten in dem übrigen Leben und gegenwärtigen Treiben." Allerdings nöthigte später die Errichtung des Landsturms viele Professoren und Docenten zur Theilnahme an kriegerischen Uebungen und unterbrach zeitweilig die Vorlesungen, die durch den Fortgang der Studenten theilweise äußerst spärlich besucht waren. Die großen Siege erheiterten die Stimmung, die von dem Schlachtfelde Zurückgekehrten, und die in froher Hoffnung auf die Zukunft ihre Studien neu aufnahmen, füllten die Hörsäle. Mit verdoppeltem Eifer, um das Versäumte nachzuholen, wurde nun gearbeitet. Selbst der Tod Fichte's, einen so schmerzlichen Eindruck er auch in den weitesten Kreisen machte, bewirkte keine bleibende Schädigung.

Die Universität entwickelte sich in segensreicher Weise. Die Sorge vor all den Gefahren, die man an die große Stadt geknüpft hatte, erwies sich als nichtig. Freilich nicht alle Hoffnungen, die man Anfangs hegte, wurden erfüllt. Störungen blieben nicht aus; widrige Zeitereignisse übten ihre verhängnißvolle Wirkung, aber trotz aller Schwierigkeiten gewährte sie für Nah und Fern bedeutende Anregung und hob das nationale Gefühl. Rein und stark blieb der Geist echter Wissenschaftlichkeit und der ideale Schwung, den die Universität aus der Zeit ihrer Gründung entnahm und behielt.

Elftes Kapitel.

Vor dem Sturme 1810—1812.

Nicht lange konnte ſich Berlin ſeiner ſchönen Königin erfreuen. Sie ſtarb fern von der Hauptſtadt am 19. Juli 1810. Am genannten Tage erſt brachte die Spener'ſche Zeitung die Nachricht von ihrer Erkrankung, von der Reiſe, die der König zu der Leidenden angetreten, am 21. die Nachricht von ihrem Tode, am 26. die Beſchreibung der Leichenfeier. Zahreiche Gedichte erſchienen in der Zeitung, Proſaſchriften, Predigten und Verſe in Sonderdrucken von Friedrich Delbrück, Gubitz, C. F. Lange und vielen Ungenannten.*) Bilder wurden veröffentlicht, Kupferſtiche herausgegeben, die Verklärung der Königin darſtellend. Die Anſtalten, denen die Königin beſondere Theilnahme geſchenkt hatte, die Armenanſtalten des Friedrich- und Luiſenſtifts ehrten die Heimgegangene mit beſonderen Trauerfeierlichkeiten. Am 18. Auguſt wurde eine große Nachtfeier im Opernhauſe veranſtaltet, am 25. fand eine Wiederholung dieſer Trauermuſik ſtatt.

Die Trauer um die Königin war allgemein.**) Selbſt der Polizei-Rapport vom 30./31. Juli wußte zu melden: „Der

*) Zum Angedenken der Königin Luiſe von Preußen. Sammlung der vollſtändigſten und zuverläſſigſten Nachrichten von allen das Abſterben und die Trauerfeierlichkeiten dieſer unvergeßlichen Fürſtin betreffenden Umſtänden. Nebſt einer Auswahl der bei dieſem Anlaß erſchienenen Gedichte und Gedächtnißpredigten. Berlin 1810. Haude- und Spenerſche Zeitungsexpedition.

**) G. St. A. R. 77 Gruner's Berichte.

Schmerz über den Verluſt der geliebteſten Königin hat ſich ſelbſt bei den niederen Volks-Claſſen auf eine zarte und rührende Weiſe geäußert. Am Tage der Einholung der hohen Leiche haben mehrere Bewohner der Ackerſtraße ihre Fenſter mit Flor behangen. Andere haben Stangen mit Flor umwundenen Blumenkränzen vor die Fenſter geſtellt." Auch bei der zum Geburtstage des Königs veranſtalteten Illumination wurde in manchen poetiſchen Inſchriften der friſche Schmerz ausgedrückt. „An einem Hauſe in der Gartenſtraße waren die einfachen Worte „Es lebet der König. Es ruhet die Königin" angebracht und dazwiſchen ein Bruſtbild der Unvergeßlichen mit der Krone und einem Kranze von wildem Wermuth umflochten."

Auch der König wollte ſeine Gemahlin durch ein Grabdenkmal ehren (vgl. Egger's „Rauch" I, 146 ff., beſonders 148), das dank ſeinem Schöpfer Rauch eine der vornehmſten Zierden der Reſidenz wurde (Mauſoleum in Charlottenburg). Die Skizzen zu dem Denkmal, zu dem der Künſtler unmittelbar nach dem traurigen Ereigniß den Auftrag bekommen hatte, dieſe Skizzen, die den König zu Thränen gerührt hatten, wurden vom Volk am 19. Juli 1811 beſichtigt. Am 22. Mai 1815 langte das Monument, zu deſſen Herſtellung ſich Rauch nach Italien begeben hatte, in Berlin an. Am 30. Mai wurde es aufgeſtellt, gerade in derſelben Minute, in welcher der König von Wien zurückgekehrt war. „Die Königin liegt", ſagt Rauch's Biograph, „nicht dahingeſtreckt wie eine Todte, ſondern eingewiegt wie eine Schlummernde, den einen Fuß ſanft über den anderen geſchlungen, die Arme über dem Buſen gekreuzt, das Haupt leiſe zur Seite geneigt. Nur das Diadem im Haar bezeichnet ſie als Königin und der kaum bemerkbare Sternenkranz, der rings um das Haupt aus dem Bahrtuch herausquillt, ſcheint es ſchüchtern auszuſprechen, daß man ſie ſo gerne eine Heilige hat nennen mögen. Kein Hermelin und Schmuck der Erde weiter; ein langwallendes ſchlichtes Sterbegewand legt ſich um die ſchönen Glieder bis über den Fuß herab. Bei dieſer Schlichtheit der äußeren Er-

ſcheinung beſtand die Aufgabe des Künſtlers darin, durch die feinſten Bewegungen die Fülle der Anmuth, welche das Leben beſeelt hatte, auf den Stein aufzuprägen, daß er Leben gewinne."

Die wahre Trauer beſteht nicht in Klagen, wie die echte Freude nicht in Jubel, dieſe äußert ſich in Thaten, jene in ernſter Geſinnung, in heiligen Vorſätzen, ein dem Beklagten würdiges Leben zu führen. Solche Trauer zeigte ſich auch damals in Berlin. In den ſchwerſten Tagen 1806 hatte man, zur Erinnerung an die heldenmüthige, ſchwer verleumdete Königin das „Luiſenſtift" begründet, das ſeinen Zweck, die Sorge für Soldaten-Frauen und -Kinder in trefflicher Weiſe erfüllte (oben S. 235). Nun wollte man, im Andenken an die Entſchlafene (Aufruf an die tiefgebeugten Bewohner des Preußiſchen Staates, 2. Auguſt) Bildungsanſtalten für weibliche Erzieherinnen begründen, um ihr Vermächtniß, Belebung und Stärkung des häuslichen Sinnes treu zu erfüllen. R. Eylert gab ſeine in der Gegenwart der Königin gehaltenen Predigten auf Subſcription heraus;*) von den Zinſen des für jene Zeit geradezu ungeheueren Ertrags — es wurden 4197 Exemplare abgenommen und dafür die Summe von 8148 Thlr. 20 Gr., davon in Berlin etwas mehr als ein Zwölftel, gelöſt — ſollten alljährlich am Todestage einige unbeſcholtene Bräute ausgeſtattet werden. Das Bild der Königin, die wie eine Heilige engelrein und mild erſchien, ſollte voranleuchten in den trüben Tagen, die man zu durchſchreiten hatte. Dieſer Gedanke wurde am ſchönſten von Heinr. v. Kleiſt ausgedrückt, obwohl er ſelbſt nicht den Muth hatte, den ſchweren Weg zu gehen. Denn er ſang ihr bei dem letzten Geburtstag, den ſie feiern konnte, ein Sonett, das mit den Verſen ſchloß:

Dein Haupt ſchien wie von Strahlen mir umſchimmert,
Du biſt der Stern, der voller Pracht erſt flimmert,
Wenn er durch finſtre Wetterwolken bricht.

*) Die Gedächtnißfeyer der verewigten Königin Luiſe von Preußen. Eine Stiftungsſchrift von R. Eylert. Berlin, gedruckt bei G. Decker.

Auch zwei andere wirkliche Dichter ergriffen das Wort.

Aus Rom erſcholl von Werner,*) der Jahre lang in Berlin gelebt hatte und auch in der Ferne ſich als Preußen betrachtete, die Mahnung, daß ihr Wort „vergebens floß kein Blut" ſich bewähre und die Klage: „Luiſa, wie den Reinen Die Seraphim erſcheinen, So rein, ſo ſchön, ſo milde. Spiegel vom ew'gen Licht! Wob Dirs ſich nicht vom Schilde, Dich vor dem wilden Wüthen Des Schickſals zu behüten, Das niedre Herzen bricht? Luiſa, Du, die Reine, Wie mehr wie Du, wohl Keine, Der Himmelskönigin nen An Huld und Qualen gleich; Du mußteſt Dir gewinnen Wie ſie durchs Schwert der Leiden, Die Wolluſt abzuſchneiden in Dein urſprünglich Reich." Der zweite Dichter war Clemens Brentano**), deſſen etwas ſpätere Univerſitäts-hymne bereits (S. 298 fg.) angeführt wurde. Er feierte das Andenken der Königin in frommen, ſchönen Verſen, ſchilderte die unendliche Trauer, die alle ihre Nächſten und das ganze Volk ergriffen hatte, erinnerte an ſehr viel des Guten, das ſie geſtiftet, tröſtete ſich mit der Verheißung „Es blüht Leben über dem Grabe" und ſprach das Bekenntniß und Gelöbniß Vieler in den Verſen aus:

„Ewig, ewig wird ſie leben,
Iſt ſie nicht der Zeit geblieben,
Hat ſie uns doch Kraft gegeben,
Daß wir ſie auf ewig lieben!"***)

Durch den in manchen Gedichten ausgedrückten Gedanken, daß die Königin wie ein Stern in dunkler Nacht leuchte, wurde ihr Andenken lebenweckend und ſpendend. Als Preußens Schutz-geiſt rief ſie auch die Müdeſten wach. Eine großartige Reform des geſammten Staatsweſens, die ſie am freudigſten begrüßt hätte, folgte ihrem Tode. Nach der Ernennung Hardenberg's

*) Werner's Klagen um ſeine Königin Luiſa von Preußen. Rom, den 4. Aug. 1810, 4 Bll. in 4°.

**) Zum erſten Mal gedruckt bei Diel-Kreiten, Band I, S. 427—441.

***) Eine Erwähnung verdient auch Achim v. Arnim's Cantate bei der Einholung der Leiche Ihrer Majeſtät der Königin. Berlin 1810.

zum Reichskanzler (4. Juni 1810), der eine gebietende Stellung den übrigen Miniſtern, dem Staatsrath und Cabinet gegenüber erhielt, wurden wichtige Geſetze über ländliche Acciſe und das Aufhören der Vorſpannpflicht erlaſſen, Gewerbefreiheit, Aufhebung des Zunftzwangs proclamirt, eine Geſindeordnung und das Stempelgeſetz gegeben, die Bauernbefreiung, die Emancipation der Juden vollzogen, die Errichtung von Provinzial- und Landesſtänden in Ausſicht geſtellt und im Februar 1811 der Anfang einer ſolchen Repräſentation mit ernannten Notablen gemacht. Der Werth aller dieſer Neuerungen, an und für ſich ein außerordentlich großer, wurde dadurch noch weſentlich erhöht, daß dieſe Reform in einem mit faſt unerträglichen Laſten beſchwerten, von Feinden halb occupirten, durch Späher ängſtlich überwachten Lande geſchah. Aber gerade dieſe heroiſche Entſchloſſenheit und die angeſpannte Thätigkeit der Regierenden flößten den Regierten Vertrauen ein und ermunterten auch ſie zu erneuter Lebenshoffnung und Thatenluſt.

Eine neue Aera wiſſenſchaftlicher Arbeit und litterariſcher Thätigkeit begann. Als würdige Schweſter ſollte neben die Univerſität die Akademie treten.

In der Akademie wog zunächſt noch immer das franzöſiſche Element vor. Nach Formey war Merian ſtändiger Secretär, nach deſſen Tode (1807) wurde J. W. Lombard, Mitglied ſeit 1803, vom Könige dazu ernannt.*) Gegen dieſe Ernennung proteſtirte die Akademie theils wegen ihres Rechts der freien Wahl, theils wegen Lombard's Unfähigkeit, mußte aber die königliche Entſcheidung anerkennen. Doch erbat und erhielt Lombard aus Geſundheitsrückſichten ſchon 1809 ſeine Entlaſſung. Zu den bemerkenswerthen Ereigniſſen aus ihrer Geſchichte gehört Goethe's auf Antrag A. Hirts erfolgte Ernennung zum Mitglied (13. Aug. 1806).**) Solchem Zuwachs gegenüber brachte die napoleoniſche Zeit manche Schädigung: z. B. die Beraubung des Naturalien-

*) Hüffer, Lombard 335 fg., 396.

**) Vgl. Hirt an Goethe, G. J. XV, 73, 105 fg.

cabinets durch die Franzosen, die auch der Bibliothek und Kunstsammlung übel mitspielten.

Die Neuordnung, die nach dem allgemeinen Zusammenbruch manchen Instituten zu Theil wurde, sollte sich auch auf die Akademie beziehen. Wenigstens schreibt der Archäologe A. Hirt an Goethe (23. Mai 1809, G. J. XV, 75) von einer damals durch ihn vorgeschlagenen Neuordnung. Doch ist nach dem vorliegenden Material (vgl. die Vorrede) über die also geplante Einrichtung nichts bekannt, wenn sie nicht eben die Grundlage der einige Jahre nachher eingetretenen bildete.

Eine wirkliche Neuordnung jedoch fand erst 1811 statt.*) An die Stelle des einzigen ständigen, vom König ernannten Secretärs waren 1809 nach Lombard's Entlassung und einem kurzen Interimistikum des ganz unfähigen Castillon 4 Secretäre getreten, von denen jede der vier Classen — physikalische, mathematische, philosophische, historische — je einen zu wählen hatte. Die erstgewählten waren Erman, Tralles, Ancillon Sohn, Spalding. Humboldt hatte statt Wahl eine Ernennung gewünscht und hätte an Ancillons Stelle lieber Biester gesehen. Nach dem am 24. Januar 1812 erlassenen Statut sollte die Akademie „die Prüfung des Vorhandenen und weitere Forschung im Gebiete der Wissenschaft" anstreben. Ihre Eintheilung in vier Classen wurde beibehalten, ordentliche, auswärtige, Ehrenmitglieder und Correspondenten unterschieden, nur die Zahl der Auswärtigen war auf 24 beschränkt, die der übrigen sollte unbeschränkt bleiben: ordentliche und auswärtige unterschieden sich vor Allem dadurch, daß der Wohnsitz der ersteren in Berlin sein mußte. Jeden Donnerstag sollte eine Gesammtsitzung, jeden Montag eine Classensitzung stattfinden, außerdem dreimal jährlich öffentliche Sitzungen an den Geburtstagen des regierenden Königs, Friedrich des Großen und Leibniz'. In den öffentlichen Sitzungen hatte je ein Secretär, in den Gesammtsitzungen hatten die ordentlichen Mitglieder der Reihe

*) Abhandlungen der Kgl. Ak. aus d. J. 1805—1811. Nebst der Gesch. in diesem Zeitraum. Berlin 1815.

nach Vorträge zu halten, am Leibniz-Tage wurden die Preisaufgaben verlesen, Preise vertheilt, Gedächtnißreden auf verschiedene Mitglieder gehalten. Die in den öffentlichen Sitzungen zu haltenden Reden mußten schon vorher in den Gesammtsitzungen vorgelesen sein. Als Ferien wurden insgesammt 12 Wochen, 8 für die Sommermonate, je eine für die vier kirchlichen Feste bestimmt. Die Akademiker erhielten Censurfreiheit und das Recht, an der Universität zu lesen. Die Abhandlungen des Jahres 1812, die noch in einem Bande erschienen, — später wurde die Theilung in philosophisch-historische und mathematisch-physikalische Bände durchgeführt — bekundeten einen erheblichen Fortschritt gegen die vorhergehenden. Oratorische Prunkstücke und breite philosophische Redereien, die früher einen ziemlichen Raum eingenommen hatten, traten in den Hintergrund und verschwanden bald gänzlich.

Andere Bestrebungen verdienen nicht die gleiche Billigung. So beschäftigten sich damals lebhaft Berliner wissenschaftliche Kreise mit dem von F. A. Mesmer, der zu jener Zeit in hohem Alter in Süddeutschland lebte, entdeckten thierischen Magnetismus, den denkende Männer alles Ernstes als Univerial-Heilmittel ansahen. Justinus Kerner, der selbst ein Gläubiger war, hat diese Theilnahme der Berliner berichtet und mit Beweisstücken belegt (Frankfurt 1856). Unter diesen Theilnehmenden befanden sich Männer von hervorragender Bedeutung: E. L. Heim, 1747 bis 1834, von 1783 in Berlin, als „der alte Heim" einer der populärsten Männer Berlins, durch seine Humanität, Gewissenhaftigkeit und Religiosität bei kleinen Leuten und bei Fürstlichkeiten gleich beliebt, ein reiner Empiriker, ein Mann reichster Erfahrung und strengster Wahrheitsliebe, der seine Irrthümer offen eingestand, und durch Sectionen, die er bei seinen verstorbenen Patienten fast ausnahmsweise vornahm, in erster Linie sich selbst zu belehren strebte. Sodann Ch. W. Hufeland, 1762 bis 1836 (oben S. 114), durch seine Macrobiotik, für die er ja selbst ein klassisches Beispiel war, in weiteren Kreisen; durch Zeitschriften und Einzeluntersuchungen bei den Aerzten bekannt und

berühmt, außerordentlich wirksam als praktischer Arzt, später seit Verschlimmerung seines Augenleidens als consultirender Arzt und als Theoretiker thätig, trefflicher Lehrer an der Universität, Stifter der nach seinem Namen benannten Jahrzehnte segensreich wirkenden Gesellschaft und mehrerer für das Wohl seiner Standesgenossen eingerichteten Anstalten, ein sinniger Betrachter und Gönner neuer Entdeckungen bis in sein hohes Alter und scharfsinniger Beschreiber der großen Epidemien der Zeit. Ferner J. Ch. Reil, 1759—1813, nur kurze Zeit, seit 1810 in Berlin, als glänzender Schriftsteller und vielseitiger Arzt hochberühmt. Endlich waren darunter Männer, die jetzt ziemlich vergessen sind, z. B. J. Kluge, der sich als Praktiker und Theoretiker um die Mesmer'sche Lehre Verdienste erwarb. Die Genannten forderten Mesmer durch Vermittelung K. Ch. Wolfart's auf, nach Berlin zur Verständigung über seine Lehre zu kommen, eine Aufforderung, der Jener nicht nachkam. Doch blieben die Bemühungen der Anhänger nicht ohne Erfolg. Kraft dieser Anstrengungen wurde nämlich seitens der Regierung eine Kommission zur Untersuchung des Magnetismus eingesetzt und Wolfart von ihr beauftragt, zu Mesmer zu reisen und von ihm Alles zu erkunden, was zu näherer Bestätigung, Berichtigung und Aufklärung dieses wichtigen Gegenstandes dienen könnte. Wolfart, der sich selbst als einen eifrigen Apostel des Mesmerismus bezeichnete und später die Lehre des Meisters nach einem französischen Manuscripte in wortgetreuer Uebersetzung herausgab (Berlin 1814), kam durch den Eindruck von Mesmer's Persönlichkeit und durch das Anschauen einzelner von diesem vorgenommener Heilungen erregt, entzückter und überzeugter als er abgegangen zurück. Trotz seiner Begeisterung erfolgte bald der Gegenschlag. Nun wurde in Zeitungen und Broschüren der Kampf gegen Mesmer und seine Anhänger geführt; ein tödtlicher Schlag gegen die Verbreitung der Lehre in Berlin und Preußen war eine öffentliche Erklärung des Ministers Schuckmann*), die gegen

*) Der Erlaß Schuckmann's, Spenersche Zeitung 21. November 1812, lautet: „Die dreiste Behauptung öffentlicher Blätter, es sei ein Abgesandter

den Magnetismus und gegen Wolfart's von Staatswegen erfolgte Sendung protestirte. Dieser Widerstand seitens der officiellen Kreise, andererseits die Kriegsunruhen lenkten für einige Zeit die Geister von solchen Betrachtungen der Nachtseite wissenschaftlicher Erkenntniß ab, die sie lange beschäftigt und beherrscht hatten.

So erregt die Zeiten auch waren, die Zeitungen ließen davon nicht allzuviel spüren. Im Gegentheil wurde jeder patriotische Aufschwung gehindert, wie aus dem folgenden Beispiel ersichtlich ist: Die Spener'sche Zeitung vom 9. März 1811 hatte eine vom Hofrath Becker gegründete geheime Gesellschaft „Der deutsche Bund" erwähnt, der die Beförderung des Wohlseins und der Ehre unserer Nation durch Erweckung des deutschen Geistes, Wiederherstellung ihres alten Ruhmes, der Pietät und Treue zum Zwecke haben sollte. Mitglied konnte jeder Deutsche werden, der Einzelne sollte nicht gefragt werden, ob er Preuße, Sachse, Württemberger u. s. w. sei. Schon in der folgenden Nummer, 12. März 1811, erschien gegen diese Anzeige eine officielle Warnung, dem Censor wurde, weil er sich lässig gezeigt, sein Geschäft abgenommen, der Redacteur auf eine Zeit suspendirt,

von Staatswegen nach Frauenfeld geschickt worden, um Mesmer's Geheimnisse über thierischen Magnetismus zu hören, veranlaßt zur Erklärung: „Wenn gleich bei den so vielfach erneuerten Erzählungen achtbarer Männer von auffallenden Erfahrungen über diesen Magnetismus eine Commission zu deren Prüfung genehmigt worden ist, weil keine wissenschaftliche Untersuchung aus vorgefaßter Meinung gehindert werden darf, auch Niemandem zu verbieten ist, seine Belehrung zu suchen, wo er sie zu finden hofft, so ist doch die Regierung weit davon entfernt, deshalb Kundschafter nach geheimer Wunderkunst auszusenden. Wenigstens sollte man derselben vertrauen, daß sie damit warten werde, bis gründlich geprüft und entschieden werde, ob nicht trotz der angeblichen Heilung mancher hysterischer und nervenschwacher Patientinnen dennoch das Hausmittel der thätigen Erfüllung der häuslichen Pflichten, wozu die Vorsehung das für den Magnetismus so empfängliche Geschlecht bestimmt hat, als Schutz und Heilmittel allem manipulirten Erregen der Gefühle und Einbildungskraft vorzuziehen sei." Uebrigens mag an dieser Stelle bemerkt werden, daß trotzdem 1816 Wolfart auf Hardenberg's Empfehlung zum Professor in Berlin ernannt wurde.

der Expedition eine Rüge ertheilt. „Die Zwecke des genannten Deutschen Bundes", besagte diese officielle Erklärung, „gehören zu dem redlichen Bemühen aller gutgesinnten Bürger. Es bedarf keines geheimen Bundes, um den Gefühlen und Pflichten zu genügen, die jedem Freund des Vaterlandes von selbst heilig und theuer sind." Kein Wunder daher, daß die Zeitungen ihre Nachrichten noch immer aus französischen Quellen und im französischen Sinne brachten. So wurde einmal (Spenersche Zeitg. 16 März 1811) eine Rede des Arrondissements-Präfekten zu Meppen mitgetheilt, in welcher es heißt: „Mit unendlichen Hülfsmitteln ausgerüstet, darf nur der göttliche Napoleon schöpferisch: „es werde!" aussprechen und zweifache Population, vermehrte Industrie und erhöhte Cultur beglückt die Nation."

Ja, man machte sich geradezu über die ganze Situation oder einzelne Einrichtungen lustig. Dies geschah z. B. gegen die Berliner Bürgergarde, die, von den Franzosen eingerichtet, sich während der Franzosenzeit trefflich bewährt hatte, zum ersten Mal die Bürger zur Wahrung von Ruhe und Ordnung, zum Schutz ihrer eigenen Interessen aufgerufen, Juden und Christen unter einer gemeinsamen Fahne vereinigt, militärische Neigung in der Civilbevölkerung genährt und manche friedliche Bürger zur frischen fröhlichen Soldatenstimmung, die sich in einem hübschen, das Volksmäßige hervorhebenden Liederbuche aussprach, angeregt hatte.*) Hätten die Bürger diesen, ihnen von Fremden erwiesenen Dienst richtig erkannt, so würden sie, wie

*) Aus Gruner's Berichten (G. St. A. R. 77, Dec. 1810). „Unter den Linden wurde am 12. nachstehendes Pasquill an einem Baume gefunden und abgenommen: Mit allergnädigster Freiheit erscheint nächstens folgendes interessante Werkchen: Die Berliner Bürgergarde, eine Posse von Jordan und Kiesewetter, ein Weihnachtsgeschenk für Berlins Einwohner, ist in Commission gratis zu haben bei Baumann, Capitän der Compagnie Nr. 8." — Ueber diese Bürgergarde gibt es eine ganze Litteratur. Einzelnes daraus ist Z. f. G. d. Juden in D. IV, 372 erwähnt. Für unsere Zwecke ist nur wichtig A. Büchler. Gesänge für preußische Bürger-Gardisten bei der neuen Organisation des Militärs. Berlin bei Joh. Wilh. Schmidt 1809. 32 SS. In diesem findet sich z. B. ein Lied

der ungenannte Verfaſſer eines zwar recht ungeſchickten, aber geſinnungstüchtigen Liedes zu verſtehen gibt, den Gedanken zur Wehrhaftmachung der Nation dankbar verehrt haben, ſtatt ihn zu verſpotten.

Denn an dieſer Wehrhaftmachung der Nation wurde damals eifrigſt gearbeitet. Mit dankbarer Verehrung muß Scharnhorſt's Name hier genannt werden, der ſeit 1807 als Chef der Militär-Organiſation an der völligen Umgeſtaltung des preußiſchen Heeres arbeitete und die allgemeine Wehrpflicht vorbereitete, deren volle Einführung freilich erſt am 3. September 1814 erfolgen konnte. Zu dieſer Wehrhaftmachung der Nation wirkte vornehmlich ein Mann mit, der in der Berliner Kulturgeſchichte einen bedeutenden Platz einnimmt, Friedrich Ludwig Jahn*) (geboren 1778, geſtorben 1852), der 1809 nach Berlin gekommen war, und der, nachdem ihm die Hoffnung Univerſitätslehrer zu werden, in

---

„Aufmunterung". Aus dieſem mögen zwei Strophen, die zweite und dritte, hier mitgetheilt werden:

Ein glücklich Menſchenleben
Kann Bürgerſinn mir geben,
Er ſchützt den Herrſcherthron.
Gedung'ne Krieger waren
Noch immer in Gefahren
Gewiſſer Tod der Nation.

Durch Bürgermuth und Liebe
Entfalten ſich die Triebe
Für den Gewinn der Zeit.
Der Knabe wächſt zum Rieſen,
Der Jüngling eilt mit dieſen
Ideen zur Unſterblichkeit

*) Für Jahn die Biographie von Euler, Stuttg. 1881. Von demſ. Jahn's Werke, Hof 1884–87, 2 Bände, der zweite in 2 Abtheilungen. Deutſches Volksthum, Lübeck 1810. Ueber Harniſch und Frieſen vgl. A. D. B. s. v. — Ferner: W. Harniſch, Mein Lebensmorgen, voll. u. hgg. von H. E. Schneider. Berlin 1865. — Ueber alle drei als Lehrer oben S. 108. — Ueber das Turnen: Bornemann, Turnplatz in der Hasenhaide, 1812. Derſ.: Lehrbuch der von F. L. Jahn unter dem Namen der Turnkunſt wiedererweckten Gymnaſtik, 1814.

Folge seiner mangelhaften gelehrten Vorbildung fehlgeschlagen war, — ein Mangel, der stets an ihm bemerkbar blieb — als Lehrer am Grauen Kloster und an der Plamannschen Erziehungsanstalt thätig war. Hier lehrte und lebte er mit Friesen und Harnisch zusammen. Jener (1785—1814), seit etwa 1808 in Berlin, war ein vielbeklagtes Opfer der Befreiungskriege, ein eifriger Patriot, „eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden", der mehr durch Sittlichkeit als durch Stärke des Volkes Wiedergeburt durchführen wollte. Dieser (1787—1864), von 1810—13 in Berlin, war ein als Schulmann und Schriftsteller rastlos thätiger Pädagoge, eifrig im Dienste Pestalozzi's bemüht. Die Zeit der gemeinschaftlichen Wirksamkeit mit diesen beiden Männern war die größte in Jahn's ganzem Leben. Was von begeisterndem Patriotismus, von stark machendem nationalen Bewußtsein, von treuer Hingabe an die großen Ideen: Tugend und Vaterland, in ihm lebte, suchte er durch das Wort, wie später durch seine Schriften, seinen Schülern und seinen lieben Deutschen mitzutheilen. Ein großer Schriftsteller wurde Jahn freilich nicht, ja er bildete später die Absonderlichkeiten seiner Sprache in wahrhaft grotesker Weise aus; aber sein Buch „Deutsches Volksthum", das 1810 erschien, ward für Berlin, wenn es auch dort nicht ausgegeben wurde, und für ganz Preußen eine Mahnung und Erweckung. Denn eben in Preußen sah Jahn das künftige Heil Deutschlands und in den Hohenzollern die Bringer dieses Heils. Er ahnte „in und durch Preußen eine zeitgemäße Verjüngung des alten ehrwürdigen deutschen Reichs und in dem Reiche ein Großvolk, das zur Unsterblichkeit in der Weltgeschichte menschlich die hehre Bahn wandeln würde." In ausführlicher Darlegung sprach er von der geographischen Eintheilung Deutschlands, forderte eine Gleichmäßigkeit in der Staatsverwaltung, wobei er die Fragen der inneren Politik, namentlich auch des Unterrichtswesens einsichtig erörterte, verlangte eine Einheit des deutschen Stammes und Volkes, bei welcher Gelegenheit er derb gegen die „Völkleinerei" loszog, und wünschte diese Einheit auch auf Kirche und Volks-

erziehung übertragen. Er brauchte schöne Worte über die Aufgabe deutscher Lehrer und deutscher Dichter, deren einem er wünschte „den vaterländischen Heerbann zu begeistern und Siege zu ersingen." Er ging freilich in seiner Deutschheit oft allzuweit, indem er nackte Statuen öffentlich aufzustellen für undeutsch erklärte, gegen Fremdsprachliches und Mode zu eifervoll wetterte, den „willkürlichen Hagestolzen" das Bürgerrecht aberkennen wollte; aber sein Eifer für deutsches Wesen, für Volksthümlichkeit und sittliche Tüchtigkeit war heilig und gesund, sein Vertrauen in die Zukunft unerschütterlich, seine sichere Erwartung einer baldigen Befreiung stärkte auch die Schwachen. „Keines Eroberers Unersättlichkeit wird seine Völkerfluthen gegen ein solches Vaterland wälzen. Vertilgt kann ein solches Volk werden, aber erobert und zum bereitwilligen Knecht und gehorsamen Dienstling unterjocht in aller Ewigkeit nicht!"

Schon in dieser Schrift hatte Jahn vom Turnen gesprochen und die Leibesübungen als bestes Mittel zur Kräftigung der neuen Generation empfohlen. Gymnastische Uebungen hatte es früher wohl in einzelnen Schulanstalten (namentlich Philanthropinen) gegeben; die regelmäßige Einfügung des Turnens in den Schulunterricht aber, dessen planvolle Benutzung für körperliche Kräftigung der Nation und die innige Verbindung mit sittlich-patriotischem Zwecke ist Jahn's großes Werk. Daher war die Eröffnung des ersten Turnplatzes in der Hasenhaide bei Berlin, Frühjahr 1811, ein hochbedeutsames, von Freund und Feind gleichmäßig gewürdigtes Ereigniß. Auf diesem ersten Turnplatz wurden unter Jahn's Leitung, unter der Führung von Vorturnern wie Ernst Eiselen und anderen jungen Leuten die ersten Turnübungen unternommen; dazu gesellten sich dort und in der Nähe Berlins Spiele, Spaziergänge, Turnfahrten. Die Begründung einer Schwimmanstalt, die Einführung des Fechtens gehören gleichfalls in diesen Zusammenhang. Es galt manche Vorurtheile zu besiegen: der Adligen, die das forsche Auftreten der Turnerjünglinge mit Unwillen bemerkten, der Aerzte, die

Schaden für die Geſundheit befürchteten, der Gewohnheitsmenſchen, die jeder Neuerung widerſprachen, und der Zaghaften, die das Einſchreiten der Regierung oder der Landesfeinde fürchteten. Trotzdem brach ſich das Turnen immer mehr Bahn und ſeine gute Wirkung wurde allgemein anerkannt. Dagegen bedeuteten die Seltſamkeiten, die ſich in einer gewiſſen Abſonderung der Turner, auch in ihrer beſonderen Kleidung, Haartracht u. ſ. w. kundgaben, wenig. Die gute Wirkung beſtand darin, daß die jungen Leute ihre Körperkräfte übten, Alters- und Standesunterſchiede mehr als früher in den Hintergrund drängten, ſich in deutſchem Sinn und in Abneigung gegen ausländiſches Weſen ſtärkten und zum Widerſtand gegen die franzöſiſche Herrſchaft vorbereiteten.

Jahn war es auch, unter deſſen Leitung (14. November 1810) ein „Deutſcher Bund" gegründet wurde, der bis zum Februar 1813 beſtand. Seine Mitglieder verpflichteten ſich, beim Turnen, Fechten, Schwimmen durch mündliche und ſchriftliche Unterhaltungen für die Befreiung des Vaterlandes zu wirken. Eine ſichtbare Thätigkeit des Bundes in einzelnen Handlungen läßt ſich nicht aufweiſen, wie es ja bei einer derartigen, zwar auf eine allgemeine Thätigkeit gerichteten, aber in perſönlichem Einzelwirken thätigen Vereinigung kaum anders möglich iſt. Doch wird man auch ohne Kunde von ſolchen beſtimmten Vorgängen ſagen dürfen, daß der Bund redlich und erfolgreich an der Erzeugung des neuen Geiſtes arbeitete, der die Großthaten des Jahres 1813 ſchaffen half. So bewährte der Deutſche Bund ſeinen von einem Mitgliede alſo bezeichneten Zweck: „Erhaltung des deutſchen Volks in ſeiner Urſprünglichkeit und Selbſtändigkeit, Neubelebung der Deutſchheit und aller ſchlummernden Kräfte, Bewahrung unſeres Volksthums, Schutz und Schirm wider heimliche Verderbung von innen, wider alle Knechtſchaft von außen und alle Kunſtgriffe, Liſten und Bethörungen der Ein- und Umſchmelzung, Hinwirken zur endlichen Einheit unſeres zerſplitterten, getheilten und getrennten Volks."

Auch einzelne andere damals erscheinende Werke außer denen Jahn's halfen mit dazu, die patriotische Stimmung zu erwecken und zu nähren. Zu ihnen gehört das Jahrbuch „Hertha, Germaniens Schutzgeist, herausgegeben von Janisch, Heinsius, Heyne" (1811). Heinsius ist schon vielfach erwähnt, Janisch, 1771—1810, war Prediger in der Nähe Berlins, Friedrich Heyne, geboren 1783, Privatlehrer in Berlin und Verfasser einiger pädagogischer Schriften. Das Jahrbuch hatte eine stattliche Zahl tüchtiger Mitarbeiter, unter denen Max von Schenkendorf und Gubitz besonders zu nennen sind. Nach üblicher Almanachsweise wurden Trink- und Liebeslieder, Gedichte auf Bühnenkünstlerinnen, Weisheitssprüche und salzlose Satiren gebracht, auch wohl Geschichten in frivolem Ton beigemengt, die sich neben den Beiträgen ernster Art übel ausnahmen. Das politische Moment tritt in manchen Andeutungen von Fabeln und Lehrgedichten hervor, in kleinen Satiren, die sich gegen französische Sitten und deren Nachahmung wendeten; auch in ein paar belanglosen Gedichten auf den Tod der Königin Luise, besonders aber in einzelnen Versen, in denen der Aufruf zu patriotischen Thaten, zur Wendung gegen Tyrannei erscholl, vornehmlich auch der Gedanke ausgeführt wurde, daß nur nach innerer Kräftigung die äußere Befreiung folgen könne.

Wichtiger war die Zeitschrift „Die Musen" von Fouqué und Neumann (3 Bände 1812—14). Sie enthielt in erster Linie Beiträge der beiden Herausgeber, daneben waren aber Varnhagen, Fichte, Uhland, Stolberg, Friedrich Schlegel als Mitarbeiter betheiligt. Aus Kleist's Nachlaß finden sich kleine Strophen und große Gedichte. Prosa-Abhandlungen, historische und politische Aufsätze wechseln mit Gedichten ab, gelegentlich finden sich auch Recensionen. Je weiter die Zeit fortschritt, umsomehr nahm die Zeitschrift einen patriotischen Charakter an. Der Jahrgang 1812 ist ziemlich neutral, der von 1813 beginnt Rücksicht zu nehmen auf die große Bewegung, der Jahrgang 1814 ist völlig patriotisch. Da treten neben Fouqué auch Zeune,

Varnhagen, Juſtinus Kerner, Werner, Schenkendorf, Karl Gieſebrecht als patriotiſche Dichter auf. Der Letztere ſchrieb ein 59 Stanzen langes Gedicht auf die Schlacht bei Leipzig. Der erſte der beiden Herausgeber, Neumann, iſt ſchon früher beſprochen; der zweite, Fouqué, verdient eine kurze Würdigung.

Fouqué war ein überaus fruchtbarer Dichter, der ſich in der Vorrede zu einem ſeiner Werke entſchuldigte, daß er „die Saat eines längeren Zeitraums als zuſammengedrängte Erndte darbiete." Seinen vaterländiſchen Schauſpielen, die ſpeciell märkiſche Stoffe behandelten, z. B. „Waldemar, der Pilger, Markgraf von Brandenburg" ließ er „Dramatiſche Dichtungen für Deutſche" folgen, denen er den Titel „Neue Vaterländiſche Schauſpiele" gab.*) In 5 dramatiſchen Gedichten, Schau- und Trauerſpielen behandelte er faſt die geſammte deutſche Geſchichte von der Urzeit bis zu dem ſiebenjährigen Kriege; in Vers und Proſa lehrte er Patriotismus und hoffte durch Erinnerung an frühere Siege der Zeitgenoſſen Kampfluſt zu ſtacheln und ſie zum Siege zu führen.

Außer Fouqué gehörte zu dem damaligen Berliner Litteratenkreiſe für ganz kurze Zeit J. von Eichendorff, der damals nur durch Krankheit in Berlin zurückgehalten war, ferner Arnim, auf deſſen Wirkſamkeit ſpäter noch zurückzukommen iſt (S. 348 fg.), und Brentano, deſſen Gedichte auf den Tod der Königin Luiſe und die Begründung der Univerſität bereits hervorgehoben worden ſind (S. 298, 305 vgl. unten 348), ſodann Graf Löben und Adam Müller. Jener, der unter dem Namen Iſidorus Orientalis dichtete, ließ damals in Berlin, wo er einige Jahre lebte, einen dicken Band Gedichte erſcheinen und den Ritterroman „Arcadien" drucken.**)

Löben's Gedichte ſind faſt ausſchließlich Lyrica. Die wenigen erzählenden Stücke bedeuten nichts. Seine Lyrik nimmt keinen

*) Beide Bände Berlin bei Hitzig 1812—13. Ueber Fouqué im Allg. Goedeke u. A. D. B., beſ. M. Koch's Einl. zu der Auswahl ſeiner Werke (Kürſchner's D. N. L.).

**) Erſteres Berlin 1810, der Roman, 2 Bände, daſelbſt 1811—12.

hohen Aufschwung: Welt- und Staatsereignisse, die dem Fühlenden damals in erster Linie stehen mußten, existirten für ihn nicht, nur die Lebenskunst suchte er zu treiben. Auch Dichtkunst und Dichter behandelte er so gut wie gar nicht und so sehr er die Freundschaft erhob, nannte er doch außer Fouqué keinen Namen. Auch die Religion beschäftigte ihn mit Ausnahme weniger Sonette auf die Jungfrau Maria und die Gottheit durchaus nicht. In seinen zahlreichen Gedichten — 444 Seiten, darunter 72 Sonette — verherrlichte er in gewandter Sprache vielmehr fast ausschließlich die Liebe, bald die Unschuld besingend, bald das Tändeln verklärend; während er einmal den Wahnsinn der Verzweiflung schaudernd herannahen sah, — in den Frauen erkannte er seines Lebens Parzen — freute er sich öfter seines Freiseins von Liebesbanden, um sich freilich alsbald eine Verletzung durch Amors Pfeile zu wünschen.

Adam Müller, 1779—1829, ein Berliner, wurde durch seine „Vorlesungen über Friedrich II., über die Natur, Würde und Bestimmung der preußischen Monarchie" für Berlin von großer Bedeutung. Ursprünglich Protestant wurde er Katholik; zum Theologen bestimmt, schwenkte er später zur Rechts- und Staatswissenschaft über. Obwohl geborener Preuße widmete er Sachsen und Oesterreich seine Dienste. Seine ökonomischen Studien und seine litterarischen Arbeiten im Dienste und zur Aufklärung der Romantik, so bedeutsam auch beide trotz ihrer Unklarheiten und Widersprüche sind, können an dieser Stelle nicht betrachtet werden, sondern nur seine bereits erwähnten, in Berlin 1810 gehaltenen Vorlesungen. Sie waren vielleicht als Gegenstück zu Johannes von Müller's berühmter Rede (oben S. 215) beabsichtigt und sollten die richtigen Folgerungen aus des großen Königs Regierungshandlungen und Grundsätzen ziehen, nachdem die voreiligen Schlüsse der säbelrasselnden Enkel der Fridericianischen Krieger sich so schlecht bewährt hatten. Aber freilich dürfen sie in Ton und Tendenz nicht etwa mit Fichte's Vorlesungen oder Jahn's Schriften zusammengestellt werden. Es sind mehr kühle Reflexionen eines

Politikers als warme Aufrufe eines Patrioten. Der Politiker empfahl Englands Institutionen, obwohl er mehr ein Lobredner des aufgeklärten Absolutismus als der eigentlich ständischen Vertretung war; er untersuchte das Verhältniß der Frauen zum politischen Leben und handelte von der Nationaljustiz, aber auch vom Nationalheer und von der kriegerischen Erziehung der Nation. Grade in Auseinandersetzungen letzterer Art berührte er sich mit den lärmenden Männern des Tages.

Trotz solcher auf Patriotismus und Sittlichkeit zielenden Bemühungen konnte jener nicht allgemein eingeführt und die seit Jahrzehnten arg geschädigte Sittenstrenge nicht mit einem Schlage wiederhergestellt werden. Wer damals zuerst nach Berlin kam, war wie der jugendliche Theologe Twesten über die freien Aeußerungen entsetzt.*) Mannigfacher Aberglaube herrschte.**) So wurden am 12. September 1810 dem hingerichteten, an das Rad geflochtenen Kutscher Duckert beide Hände abgeschnitten, wahrscheinlich um davon einen abergläubischen Gebrauch zu machen. Mannigfache Unsitten und Verderbnisse wurden bemerkt. Eine Spielbank mußte aufgehoben werden, an der Offiziere und Privatleute theilnahmen, Brandzettel wurden in Berlin verbreitet und, wenn auch nicht in Berlin selbst, so doch in der Umgegend vielfacher Brandschaden angerichtet. Einmal wurde ein Tuchmacher verhaftet, „weil er ganz nackend im Thiergarten gelustwandelt"; gegen die öffentlichen Dirnen, die in erschreckender Zahl vorhanden waren, wurde strenge Justiz geübt, eine z. B., die eine Patrouille insultirte, mit 6 Peitschenhieben tractirt.***)

*) C. C. G. Heinrici: A. Twesten, Berlin 1889, S. 117 fg. 1811: „In Kiel nahm man den Wahlverwandtschaften die Aeußerungen des Grafen über den Ehestand so übel; wenn die Kieler doch einmal Berliner über dergleichen reden hörten! Die Freiheit oder vielmehr Frechheit, mit der man von Kindermachen u. s. w. selbst in Gegenwart junger Mädchen spricht, übersteigt alles, was ich mir von *feinen* Menschen und Bildung als möglich gedacht."

**) Das Folgende nach den häufig erwähnten Gruner'schen Polizeiberichten.

***) Im Aug. 1810 verringerte sich die Zahl der recipirten Freuden-

An Luſtbarkeiten war trotz aller tiefempfundenen Noth und Angſt kein Mangel.*) Die alten geſelligen Zuſammenkünfte dauerten fort, manche neue eigenthümliche Feſte wurden gefeiert. So bildete ſich gerade damals eine Zuſammenkunft ehemaliger Hallenſer Studenten aus, bei der mancherlei humoriſtiſche Lieder

mädchen („Lohnhuren") von 382 auf 370. Von dieſen lebten 195 auf eigene Hand, 9 in dem einen öffentlichen Hauſe erſter Klaſſe, 72 in 21 zweiter, 94 in 19 dritter Klaſſe. Im Jan. 1810 befanden ſich 183, im Febr. 233, im Juli 167, im Nov. nur noch 112 Frauenzimmer zur Heilung in der Charité. Einmal wird Jemand wegen „verübter Sodomiterei" gefangen genommen.

*) Die Lebensverhältniſſe waren im Ganzen einfach. Eine gutſituirte bürgerliche Familie gab für eine Wohnung im Centrum der Stadt etwa 200 bis 250 Thlr.; Heizung und zwar mit Holz konnte man während des ganzen Winters mit 100 Thalern beſtreiten; für den Haushalt: Mittag- und Abendeſſen, Kaffee, Thee, Zucker, Wäſche und Licht wurde in einer gut bürgerlichen Familie von drei erwachſenen, zwei unerwachſenen Perſonen jährlich 900 Thlr. berechnet. Daher war etwa für eine größere Familie zum vollſtändigen, aber reichlichen Auskommen die Summe von 1500—2000 Thlr. jährlich nöthig. Dies nach Angaben in einem Briefe Schleiermacher's an Schmidt, 19. Mai 1810. „Zeitgeiſt", Berlin, 30. Nov. 1891. Vgl. ferner Sander an Böttiger (1803). Euphorion 1894, S. 351, wo einige Preiſe angegeben ſind. Aus einer Polizei-Verfügung vom 29. Aug. 1805 ſei notirt, daß vom 1. Jan. 1806 die Preiſe pro Pfund folgendermaßen normirt waren: beſtes Rind- und Schweinefleiſch 3 Gr. 6 Pf., ſchlechteres Rind-, ferner Hammel-, Kalbfleiſch zum Braten 3 Gr., Kalbfleiſch zum Kochen 2 Gr. 6 Pf. — Ueber Schlachtvieh-Conſumption u. Aehnl. 1789—1800 ſehr intereſſante Notizen in der N. Berl. Mon. 1800, Bd. 3, S. 154 ff. — Nicht ausſchließlich auf Berlin bezieht ſich die merkwürdige Schrift: Die Brodnoth, oder partheiloſe Beleuchtung der Frage: Iſt der Regent oder ſind die Räthe oder wer und was iſt an der fortwährenden Brodtheuerung im deutſchen Reiche Schuld? Und welches ſind die zweckmäßigſten Mittel, einen ſtets mäßigen, für den Bürger- und Bauernſtand heilſamen Getreidepreis hervorzubringen und zu erhalten? Berlin bei Friedrich Maurer 1803. 78 S. — Ueber die vom König ernannte Berliniſche Geſellſchaft der Armenfreunde vgl. N. Berl. Mon. 1805, Bd. 9, S. 401 ff. Ueber die Reorganiſation des Armenweſens, auf die im Einzelnen nicht eingegangen werden kann, vgl. Plan zu einer neuen Einrichtung des Almoſenweſens und der Krankenpflege für die Armen in der Reſidenzſtadt Berlin, ſoweit es von dem Berliniſchen Armen-Directorio reſſortirt. De dato Berlin, den 21. Mai 1806. Gedruckt bei Dieterici, 12 SS.

erklangen, z. B. „Das dreifache ſilberne ABC“ von dem vortrefflichen Gelehrten V. H. Schmidt geſungen wurde, das vielfache Anſpielungen auf das ehemalige luſtige Hallenſer Studententreiben enthielt.*) Auch ein anderes Feſt zur Feier der vor 15 Jahren ſtattgefundenen erſten Impfung wurde gefeiert, bei dem Heim präſidirte, Hufeland Theil nahm, und das ſich zu einer Art wiſſenſchaftlicher Verbrüderung zwiſchen England und Deutſchland geſtaltete.**) Luftreiſen fanden auch in dieſen Jahren ſtatt, bei deren einer ausnahmsweiſe auch eine Dame Theil nahm, ein Bauchredner ließ ſich hören, Madame Schütz-Hendel wurde in ihren mimiſchen Darbietungen bewundert, in Concerten wurde eine elfjährige Künſtlerin Klinſing angeſtaunt und in Gropius' mechaniſchem Theater gab es unter anderen auch Vorführungen wirklicher Hanswurſtiaden. An Geſchmack und Sitten vergangener Jahrzehnte erinnerte „ein wunderbar geſchaffenes Kalb mit dem Halſe und den Läufen einer Gemſe, dem Gefräß eines Hundes und dem Rumpfe einer Ziege“ (18. April 1811), das großen Zulauf hatte, obwohl einzelne Berichterſtatter ſich ſkeptiſch dagegen zeigten.

Die Hauptanziehung bot indeſſen immer das Theater.

Das große Intereſſe für das Theater bekundete ſich in Veröffentlichungen mancher Art. Es gab Theater-Kalender, Almanache von Iffland bis Saphir, die neue Stücke abdruckten und Künſtlerbilder brachten. Daneben gab es Theaterjournale, ausſchließlich der Beurtheilung des Berliner theatraliſchen Lebens gewidmet,

*) Vgl. „Jahrbücher der Erinnerungsfeſte des Halleſchen Univerſitätslebens in den Jahren 1780—85 (als Handſchrift für die Mitglieder)“, Berlin, gedruckt bei J. W. Schmidt's Wittwe u. Sohn. 107 S. kl. 8°. Es rührt von K. Müchler her, deſſen Vorrede „im Mai 1820“ unterzeichnet iſt. Das Schriftchen enthält die Beſchreibung der von 1811 an gehaltenen Feſte, die bei dieſen Feſten geſungenen Gedichte, Verzeichniß der Mitglieder u. ſ. w. G. L. St. Einzelne Proben, N. Fr. Preſſe 31. Juli 1894.

**) Vgl. „Lied des fremden Sängers bei der erſten Feier der Schutzblattern-Entdeckung zu Berlin am 14. Mai 1811“, abgedruckt mit Beſchreibung des Feſtes Spenerſche Zeitung 16. Mai 1811.

manche, z. B. ſpäter unter dem Grafen Brühl, geradezu officiöſen Urſprungs und Charakters. Von 1808—11 erſchienen Iffland's und Mad. Bethmann's mimiſche Darſtellungen, von Henſchel gezeichnet, in verſchiedenen Heften, die noch heute als Tracht- und Charakterſtudien werthvoll ſind. Daneben gab es officielle Koſtümwerke: 176 colorirte Koſtümbilder in drei Bänden aus der Zeit von 1805—12, acht Hefte (mit 60 Blättern) aus der Zeit des Generalintendanten Brühl (1818, 19), die nicht bloß den Berlinern als angenehme Erinnerungsblätter lieb waren, ſondern auch in kritiſchen Blättern, z. B. durch C. A. Böttiger, als allgemein beachtenswerthe Erſcheinungen geprieſen wurden. Wenn ſchon in allen dieſen Schriften die Perſönlichkeit der Schauſpieler und Schauſpielerinnen in den Vordergrund trat, ſo noch mehr in Gedichten und Broſchüren, die durch Theaterſcandale, Krankheiten, Eröffnungsvorſtellungen, Jubiläen, Familienereigniſſe hervorgerufen wurden. Der natürliche oder künſtliche Enthuſiasmus, den das ruhmliebende und reclameſüchtige Völklein hervorrief, nahm oft eigenthümliche Dimenſionen an. Epochemachende Neuigkeiten gab es auf dem Theater nicht. Man zehrte zumeiſt von den alten Stücken. Unter den Spendern von Novitäten begegneten Herklots und Kotzebue am häufigſten. Einzelne neue Namen tauchten auf: in der Muſik Meyerbeer*) und C. M. von Weber mit ihren erſten Leiſtungen, unter den Dramatikern Conteſſa, Müllner, Julius von Voß, P. A. Wolff, von denen die beiden letzteren ihre wirkliche Bedeutung für Berlin erſt ſpäter erlangten. Nur zwei Erſtaufführungen verdienen beſonders genannt zu werden: Körner's „Toni" und Goethe's „Taſſo."

Körner erregte durch ſeine Productionen keineswegs allgemeinen Enthuſiasmus. Die Kritik ſeines Dramas Toni (Spenerſche Zeitung 5. Dec. 1812) iſt vielmehr geradezu ver-

*) Ein Gedicht an „Meier Beer", der damals in Frankfurt und Darmſtadt concertirte, von „ſeinen Freunden zu Berlin" brachte die Spenerſche Zeitung 14. Nov. 1811.

nichtend. Die Charaktere werden als völlig verfehlt bezeichnet, die starken Reminiscenzen aus Schiller'schen Stücken als ungehörig getadelt. Der Recensent schließt mit den Worten: „Ist es dem Verfasser nicht möglich im Drama etwas Besseres zu leisten, so wäre ihm zu rathen, daß er sein Talent, einen leichten Vers zu schreiben, in Kleinigkeiten walten lasse, wo er gewiß, wenn er sich der Kürze befleißigt, manchen Theatercoup liefern wird, doch muß er Reime als Augen und rauchen selbst da verbannen und sich sein gutes Gedächtniß überall abgewöhnen."

Am 25. Nov. 1811 fand die erste Aufführung von Goethe's „Tasso" statt mit Bethmann, Lemm, Beschort, Freirück, der Maaß, der Unzelmann-Bethmann. Die Letztere, welche die Leonore Sanvitale spielte — ihr Gatte war Tasso —, schrieb darüber an Goethe*): „Wir hatten uns das Wort gegeben Alles zu thun, was in unseren Kräften steht, diesem göttlichen Werk keine Schande zu machen, und so kann ich sagen, daß Alle mit soviel Liebe zur Sache und soviel Begeisterung ihre Rollen durchgeführt haben, daß wir, wie ich hoffe, auch vor den Augen des Meisters Gnade gefunden haben würden."

Auch Goethe's Bearbeitung von Shakespeare's „Romeo und Julia" wurde durch Iffland auf die Berliner Bühne gebracht. Iffland erhielt sich als Schauspieler und Director in seiner alten Bedeutung. Die Anerkennung, deren er in dieser seiner Doppelthätigkeit — den Zeitgenossen galt er ja auch als großer Dichter — zu erfreuen wußte, hatte sich noch durch die muthvolle Art gesteigert, mit der er sich während der Occupationszeit bewährt hatte: der Patriot imponirte auch denen, die sonst an dem Menschen und Schriftsteller mäkelten.

Ein Dichter jedoch erschien damals nicht auf der Bühne des Berliner Schauspielhauses, der wohl in erster Linie hätte erscheinen sollen, Heinrich von Kleist. (Erst 1822 wurde ein Stück von ihm und zwar „Der zerbrochene Krug" in F. L. Schmidt's

*) Deutsche Dichtung, hgg. von Franzos (1891), Bd. IX, S. 258.

Bearbeitung aufgeführt.) Heinrich von Kleist*), geboren in Frankfurt an der Oder 1777, war Ende 1804 nach einem bewegten Leben, gebrochen an Körper und Seele, nach seiner Heimath zurückgekehrt. Er suchte in Berlin ein Amt und trat, nachdem er in Folge seines excentrischen Wesens manchem Kopfschütteln und mancher Abweisung begegnet war, Anfang 1805 als Diätar bei der Domänenkammer in Königsberg ein. Anfang 1807 kam er nach Berlin zurück, als ein bedeutender Dichter, der durch „Die Familie Schroffenstein", „Robert Guiscard", „Penthesilea" und „den zerbrochenen Krug" den Wissenden die Gewalt seines Könnens gezeigt, aber auf der Bühne und bei der Kritik nur geringe Anerkennung gefunden hatte. Unmittelbar, nachdem er nach Berlin gekommen war, wurde er von den Franzosen gefangen und gelangte, nachdem er eine halbjährige Gefängnißstrafe in Frankreich durchgemacht, Mitte 1807 nach Dresden. Dort wurde durch Adam Müller der Patriotismus in ihm wach; im Verein mit anderen Freunden wurde er Zeitungsschreiber und Verleger. In letzterer Beziehung ging es ihm herzlich schlecht; für den Patrioten war Dresden nicht der rechte Ort. Der Dichter Kleist aber erreichte in Dresden das Höchste, denn drei seiner Werke entstanden dort, die ihn in die erste Reihe der Zeitgenossen stellten: „Michael Kohlhaas", „Käthchen von Heilbronn" und „Die Hermannsschlacht." Während die beiden ersten Dichtungen das Mittelalter schilderten und nur in der großen Novelle gelegentlich das patriotische Element nicht gerade zu Gunsten der Dichtung hervortrat, war die „Hermannsschlacht", trotzdem sie in der Römerzeit spielte, durchaus ein Werk, das in den Zeitverhältnissen wurzelte: die Römer waren dem Dichter die Franzosen, manche Preußen seiner eigenen Zeit mochten sich in den Deutschen des Dramas wiederfinden; die Befreiung eines Volks von aufgedrungener Knechtschaft war sein Thema, und diese Befreiung vollzog sich mit allen Mitteln,

*) Für Kleist: O. Brahm, 3. Aufl., Berlin 1892, dem auch einige Sätze entnommen sind. Werke ed. Zolling, 4 Bände (Kürschner's D. N. L.).

selbst der rohen Gewalt und dem schnöden Verrat; der Held, selbst weich und milde den Forderungen der Gegenwart ergeben und doch befangen im Reiche der Träume, kämpfte mit Gefahr seines Lebens für die Freiheit.

Nach Vollendung dieser Dichtung war Kleist nach Oesterreich gezogen, um dem Kriegsschauplatze näher zu sein, und hatte in patriotischen Liedern und in kurzen prosaischen Dialogen seinem glühenden Haß gegen Napoleon beredten Ausdruck gegeben. Als auch die Hoffnung, durch Oesterreich eine Befreiung Deutschlands zu erwirken, sich als trügerisch gezeigt hatte, kam er Ende 1809 nach Berlin zurück. Er schrieb ein preußisches Drama „Der Prinz von Homburg", in welchem er geschichtliche Thatsachen mit eigenen Erlebnissen und Kämpfen verschmolz und durch Andeutung der großen Siege Brandenburgs über Schweden „auf die Bedrängnisse der Gegenwart ein tröstliches Licht fallen ließ." Die patriotisch-militärischen Stürmer und Dränger der Zeit fanden in dem Helden Kottwitz ihr Abbild; ihnen gegenüber der bedächtige Fürst, der mit seinem Herzen auf der Seite Jener steht, aber ihnen seinen Verstand nicht gefangen geben kann.

Weit mehr als durch dies Drama, das damals nicht zur Aufführung kam und bei der Lectüre verstimmte, beschäftigte sich Kleist mit den augenblicklichen politischen Verhältnissen in den „Abendblättern". Sie begannen am 1. October zu erscheinen, am 22. nannte sich Kleist als Herausgeber. Das Blatt erschien täglich, seine Mitarbeiter waren Arnim, Brentano, Friedrich Schulz, besonders Adam Müller, der, trotzdem Kleist in Beziehungen zu Hardenberg stand, die Abendblätter benutzte, um gegen die politischen Pläne des Staatskanzlers aufzutreten. Nach anfänglicher Verfolgung trat wieder Friede ein. Die Abendblätter sollten sogar eine Art officiöses Blatt werden. Darüber beschwerten sich die bisherigen Berliner Zeitungen, die Vossische und die Spenersche. Auf Grund dieser Beschwerden wurde der Polizei-Präsident angewiesen, nur solche politische Nachrichten

den Abendblättern zuzusenden, die schon in anderen Zeitungen gestanden hatten. Schließlich zog sich die Regierung ganz zurück und das Blatt, das nie recht gelebt hatte, starb Ende März 1811. Die Abendblätter enthielten Erzählungen, unter denen einige Kleist's sich befinden, die den Niedergang seines Talents deutlich bezeugen; Gedichte, Theaternachrichten, Meldungen aus Berlin, zum Theil auch über die damaligen Vergnügungen. Ihre hauptsächliche Bedeutung lag jedoch in den politischen Aufsätzen, von denen freilich mehrere aus einer früheren Zeit stammten. Manches dagegen wurde zur Zeit des Erscheinens, unter dem Eindruck damaliger Vorfälle geschrieben und war besonders für Berlin bestimmt, z. B. die „Satirischen Briefe", in welchen die ganze Schamlosigkeit der ehemaligen preußischen Officiere gegeißelt wurde. Sehr stark trat der Autor gegen die französische Journalistik und deren Lügen und Verdrehungen auf. Prächtig in seiner kernhaften allgemein verständlichen Weise war der „Katechismus der Deutschen abgefaßt nach dem Spanischen zum Gebrauch für Kinder und Alte", der in seinen 16 Kapiteln eine wahrhafte politische Weisheitsbibliothek enthält, von der Zertrümmerung des Vaterlands, vom Erzfeind, von Wiederherstellung Deutschlands sprach, bisweilen in versteckter, vielfach in offener Weise und in der kraftvollsten Art vor Allem in dem „Was gilts in diesem Krieg?" überschriebenen Kapitel die ursprünglich in Bezug auf Oesterreich 1809 geschriebenen Worte auf die Berliner und preußischen Verhältnisse des Jahres 1810 deuten ließ. Der Schriftsteller, der solches schrieb, wurde aber seinen Zeit- und Stadtgenossen kein Führer im Kampfe. Kleist fühlte keine Freude mehr am Leben. Diese Freude war ihm genommen durch den Zerfall mit seiner Familie, und was damit zusammenhing, durch materielle Noth, durch die Nichtanerkennung seitens der Gelehrten und Litteraten, speciell durch Ablehnung seines letztgenannten in Preußen spielenden und für Preußen bestimmten Dramas durch Iffland. Dazu kam der seit lange in ihm mächtige melancholische Zug, der durch die Bekanntschaft (Freundschaft oder Liebe) mit einer

gleichgestimmten Seele, Henriette Vogel, genährt wurde; endlich die völlige Resignation des Patrioten. „Ich sterbe, weil mir auf Erden nichts mehr zu lernen und zu erwerben übrig bleibt" heißt es in einem Briefe an Marie von Kleist, und in demselben weiter, „die Allianz, die der König jetzt mit den Franzosen schließt, ist auch nicht eben gemacht, mich am Leben festzuhalten .. Es ist zwar wahr, es fehlt mir sowohl als den anderen Menschen an Kraft, die Zeit wieder einzurenken, ich fühle aber zu wohl, daß der Wille, der in meiner Brust lebt, etwas Anderes ist, als der Wille derer, die diese witzige Bemerkung machen, dergestalt, daß ich mit ihnen nichts mehr zu schaffen haben mag . . ."

Kurze Zeit, bevor er selbst freiwillig aus dem Leben schied (21. November 1811)*) ist wohl „Das letzte Lied" gedichtet, das

*) In einer Anmerkung sei folgender Brief Rellstab's an Bertuch 1. Dec. 1811 (ungedr.) mitgetheilt, weil er die Stimmung vieler damaligen Kreise gewiß richtig wiedergibt. „Den 21. November erschoß sich der bekannte excentrische Schriftsteller v. Kleist, Verf. des zerbrochenen Krugs und des Schauspiels Käthchen von Heilbronn, in Gesellschaft seiner Freundin, der Frau eines Rendanten Vogel allhier, einer geborenen Keber. Der Mord und Selbstmord geschahe drey Meilen von Berlin auf dem Wege nach Potsdam beim sogenannten Neuen Kruge in einer romantischen Gegend bey einem großen See. Ganz vorüberdacht ist alles gewesen. Die Vogel, eine schöne, schöngeisterische Frau, hat an ihren Mann ein Schreiben hinterlassen, das derselbe mit einer Art Selbstruhm in der Zeitung bekannt gemacht hat und worin sie ihn bittet, nicht zu trauern, indem sie zu einem bessern Leben überginge. Kleist selbst hat ein Testament hinterlassen und einen Kriegsrath Peguilhen zum Ausrichter desselben bestellt. Letzterer hat mit einem Panegyricus in der Zeitung die That bekannt gemacht. Niemand begreift, wie unsere sonst so ängstliche Censur dergleichen hat durchgehen lassen. Er verspricht dabey, noch eine besondere Brochure über die Sache und deren Bewegungsgründe herauszugeben. Kleist hat seine Freundin zuerst erschossen. Sie hat die Brust dazu entblößt, muß aber doch gezuckt haben, denn der Schuß hat mehr die linke Seite unter dem Herzen getroffen, ist indessen doch sogleich tödtlich gewesen, nachher hat er sich die Pistole im Munde gesetzt und sich so das Gehirn zersprengt. — Das was der Verstorbene immer gern wollte und weder durch seine Schauspiele und Gedichte, noch durch sein Abendblatt erreichen konnte: Aufsehn, hat er nunmehr eine kurze Zeit wenigstens bezweckt."

erſt 1818 gedruckt wurde. Der Dichter ſah den „gewitterſchwarzen Krieg", der wie ein „Strom über alle Lande ſtürzte", es „kommt das Verderben mit entbundenen Wogen Auf Alles, was beſteht, herangezogen." Der Dichter ſchließt in tiefer Trauer ſeinen Entſchluß verkündend und zugleich den Gedanken variirend, der ſchon in dem erwähnten Briefe zum Ausdruck kam:

„Und ſtärker rauſcht der Sänger in die Saiten;
Der Töne ganze Macht lockt er hervor,
Er ſingt die Luſt, fürs Vaterland zu ſtreiten,
Und machtlos ſchlägt ſein Ruf an jedes Ohr.
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
Sich näher pflanzen ſieht von Thor zu Thor,
Schließt er ſein Lied; er wünſcht mit ihm zu enden
Und legt die Leier thränend aus den Händen."

Der Eindruck, den Kleiſt's Tod hinterließ, war im Ganzen kein großer. Nachdem die durch die ſchauerliche That erregte Neugierde befriedigt war, ging man über den excentriſchen Dichter, der die Zeitgenoſſen verhältnißmäßig wenig beſchäftigt hatte, zur Tagesordnung über. Die Schwere der Zeit verlangte Männer, welche ſtandhaft der Gefahr ins Auge ſahen, nicht ſich feige davonmachten. Zum Ernſt der Stimmung, ja auch zu Schmerz und Scham war Anlaß genug. Das ſchmerzlichſte Ereigniß, das den Berlinern vorbehalten blieb, war folgendes:*) Das Bündniß zwiſchen Preußen und Frankreich zum Kriegszug gegen Rußland war beſchloſſen und verkündet. Am 28. März 1812 fand der Einmarſch der für den Feldzug nach Rußland beſtimmten franzöſiſchen Truppen ſtatt; officielle Ankündigungen theilten mit, daß dieſer Durchmarſch in Folge des vollkommenſten Einvernehmens mit der franzöſiſchen Regierung geſchähe, die Berliner wurden aufgefordert, die Truppen freundlich aufzunehmen und gut zu verpflegen. Die Haltung der Berliner Bevölkerung dieſen Feinden

*) Gute Notizen in den Memoiren von Gubitz, Schadow, Klöden, vgl. oben S. 207 A.; ferner, auch wichtig für die Zeit von 1813—1815: L. Rellſtab, Aus meinem Leben, 2 Bde., Berlin 1861, und G. Parthey, Jugenderinnerungen, Handſchrift für Freunde, 2 Thle., 1871.

gegenüber, die sich im Ganzen maßvoll, wenn auch bisweilen recht ungenirt benahmen, war ziemlich correct, die Frauen bekundeten ihr Behagen an der französischen Eleganz, die Jugend und der Straßenpöbel konnten sich nicht satt hören an der Musik und nicht satt sehen an dem imposanten Schauspiele der anmuthig marschirenden Soldaten, der riesigen Tambourmajore sowie der schwarzbärtigen Sappeurs. In den Gemüthern der Aelteren und Ernsteren herrschte Wuth und Weh. „Wir empfanden", berichtet ein Zeitgenosse, „als die Truppen des Kaisers als unsere Verbündeten in Berlin einrückten, nichts Anderes als sechs Jahre zuvor. Die Feinde waren da, der Schmerz, der Haß der vergangenen Jahre blieben ganz die alten."

Wie ängstlich man auch die aus Rußland anlangenden Nachrichten verfolgte, wie theilnehmend und sorgenvoll man die preußischen Verluste beklagte, so erfuhr man das gewaltige Gottesgericht, das sich nach dem Moskauer Brand in Rußland an den Franzosen vollzog, mit Dank und Freude. Man ahnte, daß die Stunde der Befreiung nahe sei. Als dann die Franzosen selbst zerlumpt und abgerissen, elend und hülflos durch die Stadt zogen, die sie wenige Monate vorher glänzend und siegesgewiß durchschritten hatten, erschienen Karrikaturen aller Art und das gelegentlich laut werdende Mitleid wurde übertönt durch Witzworte und Spottreden. Unter diesen Karrikaturen ist besonders eine hervorzuheben, die einen Trupp Soldaten im elendesten Zustande zeigte: „Ein Marschall, auf einem nur noch in der Haut hängenden verhungerten Pferde, reitet voran, ihm folgen Offiziere und Soldaten, alle mit erfrorenen Nasen und Ohren, in die abenteuerlichsten Kleidungsstücke gehüllt, in Judenpelze, Weiberröcke oder zusammengeraffte Lumpen, zwischen denen die militärischen Abzeichen und Uniformen durchblicken. An ein am Wege im Schnee liegendes Pferd hat sich die Schar der Hungrigen gemacht und haut begierig die ekle Speise mit den Säbeln herunter. Ueber der Gruppe schwebt ein hungriger Adler, um dessen Schnabel ein Papierstreifen mit den Worten

„ça ira“ hängt.“ Damals (December 1812) entſtand des damaligen Primaners, ſpäteren Rectors des Köllniſchen Gymnaſiums Ferdinand Auguſt (1795—1870) Lied, das ſpöttiſch den Rückzug der Franzoſen beſchrieb, die Trommler ohne Trommelſtock, die Küraſſiere im Weiberrock, die Flinten ohne Hahn, die Stückleute ohne Geſchütz, die Feldherrn ohne Witz höhnte, am Ende jeder Strophe aber die gewaltigen Worte wiederholte, die gewiß tiefer drangen als die wohlfeilen Spottlaute und welche allenthalben die Ueberzeugung wachriefen, daß die Sonne bald genug Kraft haben werde, die Nebel zu zerſtreuen:

„Mit Mann und Roß und Wagen
Hat ſie der Herr geſchlagen.“

Zwölftes Kapitel.

Die Befreiungskriege 1813—15.*)

Der Durchzug der Franzosen durch Berlin hatte, wie eben gezeigt wurde, die antifranzösische Stimmung mächtig erregt. Zwar die Machthaber suchten Alles zu thun, um den Ausbruch niederzuhalten. Ueber die Feier des Geburtstags Napoleons in deutschen Städten wurden enthusiastische Berichte gebracht, z. B. die Verse aus der Illumination in Posen:

„Die Unterdrücker zu vernichten stieg aus der Gottheit Schoße
Der Unterdrückten mächtiger Rächer Napoleon der Große."

Der russische Aufruf an die Deutschen wurde officiös verleugnet und die Erwartung ausgesprochen (23. August 1812), „daß nicht ein Einziger sich dadurch vom Wege der Ehre und der Pflicht ableiten lassen werde"; gegen Einzelne, die sich in russische Kriegsdienste begaben, wurden Steckbriefe erlassen. Am 18. October fand die Räumung Moskaus statt. Dies wurde am 12. November kurz gemeldet und in den folgenden Tagen so dargestellt, daß der Rückzug nur geschehen sei, um für die Truppen andere Winterquartiere zu beschaffen. Einzelne Treffen, die folgten, wurden als glänzende Siege der Franzosen dargestellt, am 29. November hieß es: „Die Armee macht ruhig ihre Bewegungen, es fehlt ihr an nichts." Doch konnte der Rückzug mit all seinen Schrecken nicht verschwiegen werden; der Zusatz zu der Meldung (17. Dec.) von der Ankunft Napoleon's in Glogau und Dresden, „die Ge-

*) Für dieses Kapitel ist, wenn nichts Anderes bemerkt wird, die Spenersche Zeitung der betreffenden Jahrgänge benutzt.

ſundheit ſeiner Majeſtät iſt nie beſſer geweſen", klang wie grauſame Ironie. Am 19. Januar 1813 erfolgte die Mittheilung von der Capitulation des Generals York. Die Zeitungen meldeten, daß der König darüber ſeinen höchſten Unwillen bezeugt habe, „es iſt Seiner Königlichen Majeſtät ſehr ſchmerzhaft geweſen, daß ein corps d'armes, welches während des ganzen Feldzuges ſo viele Beweiſe erprobter Treue und Tapferkeit gegeben hat, in einem ſo entſcheidenden Moment unthätig gemacht worden iſt." Nun aber folgten raſch die entſcheidenden Ereigniſſe: der König verlegte am 23. Januar 1813 ſeine Reſidenz nach Breslau; am 9. Februar wurden die erlaſſenen Verfügungen wegen des freiwilligen Jägerbataillons mitgetheilt, in denen die Worte vorkamen „kein junger Mann, der jetzt 17 Jahre erreicht und noch nicht das 24. zurückgelegt hat und in keinem activen königlichen Dienſte ſteht, kann, wenn der Krieg fortgeſetzt werden ſollte, zu irgend einer Stelle, einer Würde, einer Auszeichnung kommen, wenn er nicht ein Jahr bei den activen Truppen oder in dieſen Jägerdetachements gedient hat." Am 11. Februar erging von einer Anzahl Bürger der Stadt, die nicht Mitglieder der Bürgergarde waren, die Aufforderung: „ſich zu freiwilligen bürgerlichen Dienſtleiſtungen im Intereſſe der Stadt zu vereinigen." Am 22. Februar wurde die Beſtimmung erlaſſen, daß jeder Preuße zeitlebens vom Bürgerrecht ausgeſchloſſen ſei, der ſich dem Kriegsdienſte entziehe, um, wie es hieß, „die einzelnen, wenn gleich höchſt ſeltenen Beiſpiele von Schlechtheit, Schwäche oder Mangel an Gemeinſinn näher zu bezeichnen, zu beſtrafen und unſchädlich zu machen." Die Erlaubniß zur Errichtung des Lützow'ſchen Freicorps wurde am 18. Februar mitgetheilt, der ſpecielle Aufruf für Berlin erfolgte am 5. März.

Noch immer war Berlin von franzöſiſchen Truppen beſetzt. Am 25. Februar erklärte der Herzog von Caſtiglione: „meine militäriſchen Einrichtungen und Ordnungen ſind von den zu begegnenden Abſichten des Feindes abhängig. Er hatte die Abſicht, geſtern die Hauptſtadt zu beſetzen, ich mußte ſein Vorhaben

vereiteln. Dabei iſt und wird jederzeit das Uebel, was die Stadt davon empfinden könnte, nach aller Möglichkeit beſchränkt werden." Erſt in der Nacht vom 3./4. März zogen die Franzoſen ab, am 4. Morgens 5 Uhr rückten die Ruſſen ein. Der Einzug geſchah mit Ruhe und Ordnung bei großem Zuſammenlauf des Volks. Die Ruſſen riefen „es lebe König Friedrich Wilhelm III." Dieſer Zuruf ward von dem Volke mit „hoch lebe Kaiſer Alexander" erwidert. Am Halliſchen Thor kam es zwiſchen den abziehenden Franzoſen und den vorrückenden Ruſſen zum Handgemenge. Bei Schöneberg und Steglitz wurden gegen 400 Mann zu Gefangenen gemacht. Im Theater fand ſtatt des angeſetzten „Othello" die Oper die „Dorfſängerin" und ein Ballet ſtatt. Mannigfache Huldigungen für die Sieger, die man als Verbündete, als Waffenbrüder froh begrüßte, unterbrachen die Vorſtellung, Abends wurde die ganze Stadt erleuchtet. Der Einzug des Hauptcorps unter General von Wittgenſtein erfolgte am 11. März. Es wurde vom Prinzen Heinrich und der Bürgergarde eingeholt. Auch dieſen Soldaten galt Abends großer Jubel im Opernhaus. Eine Illumination der Stadt feierte das große Ereigniß. Wittgenſtein erließ einen öffentlichen Dank „für den Enthuſiasmus, mit welchem die Einwohner die Truppen empfangen." Der Hauptfeſttag war der 17. März. An dieſem Tage zogen unter York's Führung, der in Gnaden wieder aufgenommen und zum Oberbefehlshaber über die Truppen des Generals von Bülow ernannt worden war, die preußiſchen Truppen ein. „Die in unabſehbarer Menge verſammelten Zuſchauer empfingen den commandirenden General und die vaterländiſche Schar verſuchter Krieger, deren kräftiges Ausſehen und militäriſche Haltung allgemeinen Eindruck machte, mit den lauteſten Freudebezeugungen und in der Stille des gerührten Herzens mit inbrünſtigſten Segenswünſchen." Am 18. März erließ Wittgenſtein einen Aufruf, worin die Worte vorkamen „es iſt der Kampf der Freiheit, der Tugend gegen den Feind der Unabhängigkeit aller Nationen." Nachdem der General die Leiſtungen

der Preußen gegen die Ruſſen „wider eure beſſere Ueberzeugung aus reinem Pflichtgefühl“ anerkannt hatte, fuhr er fort, „ihr werdet unüberwindlich ſein, nachdem ihr dieſes Pflichtgefühl mit der erhebenden Ueberzeugung verbinden dürft, für die Selbſtſtändigkeit eures Vaterlands, für die Unabhängigkeit eures Königs, für eure eigene Ehre zu fechten.“ Erſt die Zeitung vom 23. März brachte den „Aufruf an mein Volk“ und die Verordnung über Einrichtung des eiſernen Kreuzes. Der Aufruf, Hippel's Werk, bleibt eins der würdigſten Actenſtücke jener Zeit. In ihm wurde die Nothwendigkeit des Krieges gerechtfertigt, an die Leiden der vergangenen Zeit erinnert, an die nothwendigen Opfer gemahnt, das Beiſpiel anderer Völker, die ſich frei gemacht, der Ruſſen, Spanier, Portugieſen aufgezählt und mit folgenden Worten geſchloſſen: „es iſt der letzte entſcheidende Kampf, den wir beſtehen für unſere Exiſtenz, unſere Unabhängigkeit und unſeren Wohlſtand. Keinen anderen Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch dieſem würdet ihr getroſt entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutſche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuverſicht vertrauen; Gott und unſer feſter Wille werden unſerer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen ſicheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.“

Am 24. März kam der König in Berlin an.

Nun begann zunächſt ein freudiger Wetteifer im Spenden.*) Beamte und Privatleute überboten ſich in Sammlungen. Im Ganzen gab Berlin an baarem Geld 1 629 893 Thaler, etwa ein Viertel deſſen, was der geſammte preußiſche Staat aufbrachte. Außer Geld wurden Ringe und Pretioſen aller Art geſpendet, neue Schriften und Kupferſtiche zum Beſten der Krieger

*) E. Gurlt, „Die freiwilligen Leiſtungen der preußiſchen Nation in den Kriegsjahren 1813–15“, Zeitſchrift für preußiſche Geſchichte 9, 645 bis 697. Die eigentliche Gabenliſte im Intelligenz-Blatt. Viele Aufrufe und Quittungen in der Spenerſchen und Voſſiſchen Zeitung.

verkauft, alte Bücher hervorgeholt, penſionirte Beamte verzichteten auf ihre Bezüge, das Rührendſte mochte ſein „ein Stückchen von einem ſilbernen Pfeifenbeſchlag." Als am 12. Februar*) 1813 der Director Bellermann in die Prima ſeines Gymnaſiums eintrat, um eine hebräiſche Stunde zu geben, trat der Primus auf ihn zu und bemerkte, die ganze Klaſſe ſei entſchloſſen, dem Rufe des Königs zu folgen, er bäte geziemend, ſie zu entlaſſen. Von 45 Primanern gingen ſchon im Februar 39, von 55 Secundanern 32, aus den übrigen Klaſſen 42, ſpäter folgten 12 nach, ſo daß das eine Gymnaſium 125 Krieger ſtellte.

Außer Geld und Gaben galt es vor Allem, die werkthätige Hülfe von Männern und Frauen zur Pflege der Verwundeten zu organiſiren. An die Spitze ſtellte ſich Prinzeſſin Wilhelm**), eine bedeutende Frau, die ſtets mit Stein feſt zuſammengehalten hatte und die, obwohl ſie ſelbſt im Kriege den ſchweren Verluſt ihres Sohnes zu erleiden hatte, in ihrem Eifer nicht ermüdete. Sie war es, der Schenkendorf's Worte galten:

„Alle Herzen ſchlagen, Herrin, ja für Dich,
Alle Zungen ſagen Deinen Namen ſich."

Der im Verein mit anderen Prinzeſſinnen von ihr erlaſſene Aufruf eines Frauen-Vereins zum Wohl des Vaterlandes, der zunächſt eine Verpflegungsanſtalt für kranke und verwundete Krieger begründen ſollte, vom 22. März 1813 hatte den ſchönſten Erfolg.

Auch die Dichtung ſtellte ſich von vornherein in den Dienſt des Nationalkrieges. Für jene Nacht vom 3. auf den 4. März, den Abzug der Franzoſen, wurde ein „Nachtwächterlied" gedruckt, das die Worte enthielt:

„Es muß nicht ganz ſicher ſein,
Die Franzoſen packen ein."

---

*) Parthey I, 335, Bellermann's Programm 1813, Seite 47 ff.

**) Prinzeß Wilhelm von Preußen, geborene Prinzeß Marianne von Heſſen-Homburg. Ein Lebensbild aus den Tagebüchern und Briefen der Prinzeß. Von Wilh. Baur. 2. Aufl. Hamburg 1889. — Gurlt, Die freiwillige Krankenpflege in Preußen von 1806—1870. Berlin 1884.

Es forderte die Jünglinge auf, die Feinde zu züchtigen, und die Mädchen keinen undeutschen Tand zu treiben und schloß mit den Worten:

„All' ihr Wackren laßt euch sagen,
Schön wird bald der Morgen tagen,
Tapfre Russen rücken ein,
Uns vom Joche zu befrein.

Beim Einzug des Yorkschen Corps deklamirte ein Dichter:

„Erwacht, erhoben, neubelebt
Voll hoher Kraft und Würde
Einher der stolze Adler schwebt
Frei von der Fesseln Bürde,
Die hindernd seinen alten Flug
Er nun nicht länger mehr ertrug."

Wenige Tage vorher, am 15. März, hatte Pfuel Heinrich von Kleist's prächtige Ode „Germania an ihre Kinder" in einem Sonderdruck erscheinen lassen mit der Begründung „ein hoher Moment von Begeisterung erzeugte diese schöne Ode und darum wird auch weiter Begeisterung von ihr ausgehen." Schon im Februar wurden Gedichte angekündigt: „Zurufe an die Jünglinge, welche jetzt den Fahnen des Vaterlandes folgen", „Zwei Lieder der tapferen Jugend des preußischen Vaterlandes gewidmet", „Aufruf an die preußischen Krieger zur Erhaltung ihres Wohlseins, ihrer Stärke und Gesundheit", es folgten viele patriotische Dichter, außer manchen ungenannten Koch und Müchler. Jahn gab seine „preußischen Wehrlieder" heraus; viele andere ähnliche Sammlungen folgten. Am 22. April 1813 brachte die Zeitung als Anfang der Deutschthümelei die Verse:

„An die Teutschen."

Ihr habt das T in D verwandelt,
Zum Deut gemacht den Vater Theut.
Verschwunden ist die goldne Zeit,
Wo Teutsche Teutschlands werth gehandelt.
Laßt uns das alte T erwecken,
Ihr seht, das D ist viel zu weich,
Den Feind kann teutsche Tapferkeit,
Nicht deutsche Duldsamkeit erschrecken,
Kämpft für das heilge teutsche Reich."

Derselben Zeit gehört eine Sammlung an „Rußlands Triumph. Oder Sammlung von mehreren Aufsätzen, größtentheils den Rückzug der Französischen Armee und dessen Folgen betreffend. Deutschland 1813" (5 Hefte in einem Bande), in der Prosaisches und Poetisches von Arndt, Kleist, Kotzebue und vielen Anderen zusammengestellt wurde. Unter ihnen begegnet auch zuerst der Name Ernst Raupach's, der in einem außerordentlich kräftigen Aufruf zum Kampfe ermunterte und mit den Worten schloß: „Was zaudert ihr? zu den Waffen! das Ungeheuer muß fallen, vertilgt sein von der Erde, wenn deutsche Freiheit wiederkehren soll. Und ist der Kampf gewonnen, ist des Lebens höchstes Gut, Freiheit, erworben, dann bedenkt, daß euer Vaterland eine wüste Stätte ist, wo ihr einen Neubau aufführen sollt; bedenkt, daß unsers Glaubens großer Lehrer das Reich der Tugend und des dauerhaften Glücks in die Zeit versetzt, wo eine Heerde sein wird und ein Hirte."

Natürlich wurden die Dichter noch eifriger in ihrer Thätigkeit, als die ersten Siegesnachrichten eintrafen, z. B. die von York's Sieg bei Möckern und als die ersten Opfer fielen. Zu ihnen gehörten aus der Zahl der Dichter besonders A. von Blomberg*), geboren 31. Januar 1788, gefallen im Dienst des russischen Heeres in Berlin vor dem Neuen Königsthor am 20. Februar 1813. Er hinterließ**) zwei Dramen, in denen er unter dem Schein des Geschichtlichen die Gegenwart behandelte. In „Konradin" schilderte er die grauenvolle französische Gewaltherrschaft. In „Waldemar" stellte er einen edelmüthigen Grafen von Schwerin dar, der Waldemar, den Völkerunterdrücker und Länderstürmer bändigte. Unter seinen Gedichten behandelte eins den Einzug des Königs, manche Ge-

*) Ihm und zwei anderen Dichtern, die im August starben, Kühnau und Körner, deren erster ein Berliner war, ein vortrefflicher Gelehrter, auch Verfasser von Wehrliedern, widmete Zeune einen Nachruf: „Kleeblatt dreier gefallener Krieger". Berlin 1813.

**) Siehe Blomberg's Dichtungen, hgg. von de la Motte-Fouqué. Berlin 1820.

dichte waren der Königin gewidmet. Sein berühmteſtes und verhängnißvollſtes (es wurde ſpäter Jahn zugeſchrieben, welcher deswegen verfolgt werden ſollte) war ſein „Schwertfeger-Lied.“ Es ſchilderte im Einzelnen die Thätigkeit der Waffenſchmiede für Schwert und Speer; am Schluſſe hieß es (und dies waren wohl die Verſe, die den Demagogenriechern der ſpäteren Zeit ſo anſtößig ſchienen):

„Der Dolch iſt dem Mann ein treuer Hort
In mancherlei Nöthen und Engen,
Auf blutigem Feld, wenn hier und dort
Wild ringend die Haufen ſich drängen,
Ein Löſer aus ſchimpflicher Knechtſchaft Noth,
Ein Retter von ſchmählichem Henkertod,
Der ewigen Treue Siegel und Wache,
Ein Schreck des Verräthers an heiliger Sache.“

„Mit fröhlichem Sinn
Ich hab' ſie erſchaffen
Die eiſernen Waffen
Zum Freiheitsgewinn.
Geſchmiedet ſind ſie mit fröhlichem Muth
Für die deutſche, die heilige Sache,
Geſchmiedet, daß von des Feindes Blut
Sie trieſen zu heiliger Rache.
Drum ſchuf ich ſie ſtark,
Drum ſchuf ich ſie blank,
Und glaub' des zu haben wohl reichen Dank;
Und wer mag andere Waffen bereiten,
Iſt werth, die ewige Knechtſchaft zu leiden.“

Die Regierenden wußten wohl, daß auf eine ununterbrochene Reihe von Siegen nicht zu rechnen ſei, und daß außer der Mannſchaft, die zum Kriege auszog, auch eine große Zahl bleiben mußte zur Beſchützung der Städte. Zu dieſem Zwecke wurde am 21. April 1813 die Errichtung des Landſturmes befohlen. Leider muß konſtatirt werden, daß die Berliner trotz allen Opfermuthes gegen Maßregeln, die ihnen bedenklich erſchienen, auftraten.

Zu dieſen gehörte die von Scharnhorſt und Gneiſenau durch-

geſetzte Verordnung*), „wonach in allen Gebieten, die unmittelbar vom Feinde bedroht würden, die bürgerlichen Behörden ſich auflöſen und das Land verlaſſen ſollten, um dann durch die Bevölkerung unter der Leitung ſogenannter Schutzdeputationen mit allen Mitteln der Zerſtörung den kleinen Krieg zu machen.“ Wie eine Zeitgenoſſin berichtet, kamen (19. Mai 1813) nach Nieder-Mois, wo ſich das Hauptquartier aufhielt, Deputirte von Berlin, darunter die Kaufleute Baudouin, Humbert u. ſ. w., um die Ausführung des Landſturmgeſetzes abzuwenden, welches Tauſende nutzlos elend gemacht hätte. Sie ſahen im Geiſte ihre Häuſer in Aſche verwandelt und waren höchſt beſorgt wegen dieſer fürchterlichen Maßregel. . . Man verſprach den Berliner Herren laut, nur in der allerhöchſten Noth die traurige Maßregel anzuwenden, heimlich wurde ihnen aber geſagt, ſie möchten ſich beruhigen, die Gelaſſenen würden ſchon die Hitzköpfe zügeln, und endlich würde auch der ſo menſchlich fühlende König nicht einwilligen. Wirklich kam es zu einem neuen Erlaß, welcher der Aufhebung des ältern gleichkam.

Sonſt aber entfaltete ſich gerade unter den geiſtig Hochſtehenden das regſte Treiben für die vaterländiſche Sache. Einer der Berliner Gelehrten, Profeſſor de Wette, ſchrieb damals**): „Am intereſſanteſten wäre wohl ein kleines Gemälde von meiner kriegeriſchen Betriebſamkeit, wie wir Alle bei Landwehr und Landſturm beſchäftigt ſind, der Eine iſt Hauptmann oder Lieutenant, der Andere „Schutzdeputirter“, der Dritte ſitzt im „Ausſchuß zur Bildung der Landwehr und des Landſturms.“ Wie regt ſich Alles ſo lebendig, wie iſt der Krieg ſo ganz Sache des Volkes! Berlin iſt verſchanzt, ſo wie jedes Dorf in der Mark. Jeder Fußbreit wird vertheidigt, und Jeder ficht für ſeinen Herd.“ Auch der Berliner Witz war bei dieſer Gelegenheit thätig. So

*) Die angeführten Stellen aus Denkwürdigkeiten von A. und F. von Beguelin, hgg. von A. Ernſt, Berlin 1892, S. 268 fg.

**) An Zimmer, Berlin 22. Juni 1813, vgl. J. G. Zimmer und die Romantiker 1889.

wurde erzählt, daß in der Wilhelmſtraße die Falſtaffiſchen Rekruten alle zuſammen ſeien: „Schatte (Zeune, ein zarter Mann), Schwächlich (Niebuhr), Warze (der kleine etwas verwachſene Schleiermacher), Bullenkalb (der dicke Buchhändler Reimer) mit freiem Hals und herabwallendem Haar.“ Selbſt Tweſten, der ſonſt, wie wir ſahen, auf Berlin nicht gut zu ſprechen war*), ſchrieb: „Hier brennt alles in dem ſchönſten Enthuſiasmus“ und bemerkte, „dringt der Feind wieder über die Elbe, ſo wird der Landſturm aufgeboten. An dieſem nimmt Alles Theil; auch Niebuhr, Schleiermacher, Böckh, Buttmann, Bernhardi haben ſich in den Waffen geübt!“

Solche Anſtalten waren nöthig, um die Bedenklichen zu ermuthigen, die eine Ueberrumpelung Berlins fürchteten und ſchlimme Nachrichten verbreiteten. Daher hieß es in einem Aufrufe vom 9. Mai, der beſagte, daß kein Mittel zur Deckung Berlins unverſucht bleiben werde: „Unnütze Politiker und ſchwachköpfige Neuigkeitskrämer werden wir unter dieſen Umſtänden nach dem Wunſche aller Gutgeſinnten recht ſcharf beſtrafen, und ebenſo auch diejenigen mit gehörigen Ordnungsſtrafen unnachſichtig belegen laſſen, welche ſich Unordnung zu Schulden kommen laſſen, namentlich die, die geſtern und vorgeſtern auch ſelbſt durch Freudeſchießen auf der freien Straße bewieſen, daß ſie weder den Werth des Pulvers noch den Sinn für Ordnung und Folgſamkeit kennen, ohne welchen keine anderen als ſchädliche Folgen aus den angemeſſenſten Einrichtungen hervorgehen können.“ Am 23. Mai mußte der König in einem neuen Aufruf verkünden, daß die Armee dem Feind mit Abſicht gewichen ſei, und hinzufügen: „Ich erwarte dieſen Muth, dieſe Treue, dieſen Gehorſam von meinem Volke, beſonders aber von den Märkern und Schleſiern, denen der Schauplatz des Krieges am nächſten iſt.“ Bülow aber, der am 24. Mai der Berliner Bevölkerung für die Sorgfalt dankte, die man ſeinen Truppen habe angedeihen laſſen, ſprach zu den Berlinern die muthigen Worte: „Habt Vertrauen

*) Heinrici, Tweſten, Berlin 1889, Seite 237.

zu euch und zu uns, und kein Feind wird die Mauern eurer Stadt erblicken. Vereint wollen wir, wenn es einst sein müßte, für dieselbe kämpfen. Laßt euch nicht durch grundlose Gerüchte oder durch das Beispiel einzelner Flüchtlinge zum Kleinmuth oder zur bösen Nachfolge reizen, die Feigherzigen mögen fliehen, wir stehen, fechten und siegen oder fallen." Am 4. Juni wurde der Waffenstillstand geschlossen, der die kurze Zeit einer freilich bänglichen Ruhe gewährte.

Noch einmal im August 1813 sah Berlin schwere Tage, als nämlich der Krieg von Neuem begann. Der Waffenstillstand war am 15. August zu Ende. In Berlin war in den Tagen vom 20. August bis 12. September 1813 die Furcht vor der Wiederkehr der Franzosen groß.*) Die Solches fürchteten, gehörten der französischen Partei an, die mit geringer Hoffnungsfreudigkeit in die Zukunft sah. Manche dieser schlechten Patrioten schickten widrige, zum Genuß kaum taugliche Nahrungsmittel den Soldaten zu, Andere beschwerten sich über die durch „herrenloses Ausschweifen" verursachte Verwüstung der Saatfelder, der von den Offizieren nicht genug Einhalt gethan würde. Wirklich hatten die Franzosen geplant, Berlin zu strafen. Von Seiten der preußischen Befehlshaber war daher der Gedanke an einen entschlossenen Widerstand in Berlin erwogen und der Plan einer Verschanzung Berlins aufgestellt worden.**) Durch die Schlacht von Großbeeren am 23. August und die fernere von Dennewitz am 6. September und durch den für die Verbündeten günstigen Ausgang dieser Schlachten waren die Befürchtungen der Freunde und die Hoffnungen der Feinde vernichtet. Denn der Erfolg dieser Tage bestand hauptsächlich darin, Berlin beschützt und von dem Feinde befreit zu haben. Der Sieger war Bülow, der trotz des Widerspruchs des Kronprinzen von Schweden (Bernadotte)

*) Rapporte an L'Estocq und Sack 1813 im G. St. A., mitgetheilt von E. Wiehr, Bär XIV, Nr. 48 ff.

**) Vgl. namentlich Boyen, „Erinnerungen", Bd. III, Leipzig 1890, Seite 128 fg., 352 ff., 379 ff.

darauf beſtand, die erſtere Schlacht zu liefern, und ſie faſt allein führte. Gleichwohl ſchickten die Berliner nach der Schlacht eine Dankdeputation an den Kronprinzen von Schweden, die an dem Bülow'ſchen Corps vornehm vorbeifuhr, wodurch ein ſtarker Unwille der eigentlichen Sieger erregt wurde. Bülow's Bericht über ſeine Thätigkeit in der Schlacht, den er an die Berliner Zeitungen ſchickte, wurde von der Cenſur unterdrückt, weil, wie Sack ſelbſt eingeſtand, „der Kronprinz alle anderen Relationen, als die von ihm ausgehen, nicht abgedruckt haben will." Daher erklärten Sack und L'Eſtocq in einer am 8. September 1813 erlaſſenen und in zahlreichen Exemplaren in Berlin angehefteten Bekanntmachung:*) „Die vaterländiſchen Truppen haben den ausgezeichnetſten Antheil an dem vorgeſtrigen Siege, der in ſeinem Reſultate von den größten Folgen ſein muß." Schon in dieſer Bekanntmachung wurden die Bewohner der Hauptſtadt zu reichen Spenden für die kärglich ausgeſtatteten Truppen aufgefordert. Nun athmete Berlin auf und verfolgte nicht mehr mit der ängſtlichen Spannung des unmittelbar Betroffenen, ſondern nur mit der frohen Erregung des wahrhaft Antheilnehmenden die kommenden Ereigniſſe. K. Müchler, der Hauptdichter jener Tage, der wenigſtens in den Zeitungen bei jedem frohen Ereigniſſe das Wort ergriff, bedichtete auch die Schlacht bei Großbeeren. Ein feierliches Dankfeſt wurde am 12. September gefeiert. Dieſem einen Dankfeſt folgten viele ähnliche. Die Siegesnachrichten kamen raſch, eine nach der andern. Die Völkerſchlacht bei Leipzig fand auch in Berlin bei Dichtern und Rednern einen reichen Widerhall. Die glänzenden Erfolge gaben den Erregten die Ruhe wieder und erweckten den faſt entſchwundenen Humor. Dieſer zeigte ſich z. B. in dem folgenden Extrablatt**) der Spener'ſchen Zeitung:

---

*) Wiehr, Napoleon und Bernadotte im Herbſtfeldzug 1813, Berlin 1893, S. 491.

**) Ueber die damals erſchienenen Berliner Extrablätter Göritz-Katalog II, 1, S. 153.

Den braven Bürgern dieser Stadt
Gab manches frohe Extrablatt
Zum Guten Kraft und Leben.
Da's lange keins gegeben hat,
Wird heut ein Extra-extrablatt
Ganz gratis ausgegeben.
Ein Wütherich der Höll' entstieg,
Sein Leben war ein grauser Krieg,
Den hat nun Gott entschieden.
Erfochten ward ein Extrasieg,
Vollendet ist ein Extrakrieg,
Dem folgt ein Extrafrieden;
Dem Extravolk der Extrastadt
Verkündet ihn das Extrablatt,
Drob freu' es sich nicht wenig.
Und wer dies Blatt gelesen hat,
Geh seinen Weg und schrei sich satt:
Heil unserm Extrakönig!

Der ernste Sinn dagegen bekundete sich in einem Gedichte Müchler's, das gehaltener und voller tönte als seine sonstigen schnell hingeworfenen Reimereien, und in dem vornehmlich der Gedanke zum Ausdruck kam, daß mit der Niederwerfung des Gegners noch keineswegs alles gethan sei. Denn der Dichter schloß:

„Vollendet nun, was ruhmvoll schon begann,
Ihr aber, Söhne Teuts, zerbrecht die Ketten,
Befreier ziehen sieggekrönt heran
Euch brüderlich aus fremdem Joch zu retten.
Jetzt gilt es: auf! das Rachеschwert zur Hand,
Jetzt gilt es Sprache, Sitte, Vaterland."

Das größte Ereigniß nach der Schlacht bei Leipzig war die Einnahme von Paris (31. März 1814).*) Dies großartige Ereigniß wurde in Berlin erst am 10. April, am ersten Ostertage, bekannt; die damals herrschende Stimmung wurde mit Anspielungen an das kirchliche Fest in einem Gedichte der Spenerschen Zeitung (14. April) gut wiedergegeben:

*) Wie dies Ereigniß auch später noch gefeiert wurde, lehrt ein am 6. Juli 1820 im „Freimüthigen für Deutschland" Nr. 65 gedrucktes Gedicht.

„Frohlockend rollt an Spreas Strom der Donner durch die Luft
Die alten Helden in dem Dom entsteigen ihrer Gruft
Und stimmen, wo in trunknen Reihn die Schaar an Schaar sich preßt,
In ihres Volks Hosiannah ein am Auferstehungsfest. . . .
Drum Heil uns, nur das Schwert zerschlägt den Thron der Welt.
Uns Heil!
Nur in den Arm der Tapfern legt das Weltgeschick sein Beil.
Heil uns! des Friedens Schwäne ziehn prophetisch durch das Land.
In Demuth jauchzt auf euren Knien dem Heil, das heut entstand."

Wenige Tage später traf die Nachricht von Napoleon's Thronentsagung ein. Ueber den Eindruck dieser Nachricht schrieb Prinzessin Wilhelm: „Ich ging zum ersten Mal wieder ins Schauspielhaus, wo Tell von Schiller gegeben ward, was so außerordentlich gut zum Ereigniß paßte. Dieses ward denn vom Theater herab verlesen. Sie können sich denken, welch ein Lärm und welch Vivatrufen im Saale erscholl. Vorzüglich bei der Stelle des Stückes, wo es heißt „Frei sind die Triften, die Berge" u. s. w., „kein Tyrann mehr", das zu hören, worauf man so Jahre lang geharrt hatte, als wirklich am Tage die Nachricht eingetroffen, „kein Tyrann mehr", wirklich es erschien einem wie im Traume. Fassen konnte man es noch nicht ganz."

Am 30. Juli wurde der Pariser Friede geschlossen. Die Meisten hofften, daß das blutige Drama nun endgültig zu Ende sei. Allmählich kehrten die Truppen zurück. Die größten Ovationen galten der am 30. Juli heimkehrenden Landwehr; der König kam am 5. August, eigentlich unerwartet; am 7. August war glänzender Empfang für die Hauptmasse der zurückkehrenden Soldaten. Zwei Ereignisse dieses glorreichen Tages wurden besonders bewundert: die Wiederaufrichtung der von den Franzosen 1806 geraubten Victoria auf dem Brandenburger Thor und die am Abend erfolgte Illumination. Die Hülle der Victoria fiel, als der König an der Spitze der Truppen einzog: „Sinnige Männer", so schrieb Luden,*) „haben uns versichert, daß unter allen An-

*) Die Victoria auf dem Brandenburger Thor. Nemesis 1814, Bd. II, 393 fg., vgl. ferner Inschriften am Denkmale des Sieges, das

ſtalten, welche man mit Geiſt und Geſchmack zur Feier dieſes glorreichen Feſtes getroffen hatte, nichts ſo tief und allgewaltig die Seele fühlender Menſchen ergriffen habe, als dieſe plötzliche Erſcheinung der Victoria." Ueber die Illumination berichtet ein Zeitgenoſſe, Rellſtab (I 216 fg.): „Abends war die Stadt ein Lichtmeer. Unzählige glänzende Lampenfronten wetteiferten mit einander. Allein den Sieg über Alles gewann die Beleuchtung der katholiſchen Kirche, auf deren Kuppel ein einfaches Kreuz errichtet und mit Lampen bedeckt war, das, da das ſonſt unbeleuchtete Gebäude im Dunkel dem Auge entſchwand, wunderbar und hehr in den Lüften zu ſchweben ſchien mit ſeinem milden Glanz. Ein Symbol des Friedens, das Gott ſelbſt aufgerichtet zu haben ſchien in ſeinem reinen Himmel."

Um das Gedächtniß an die beiden größten Tage, die Schlacht bei Leipzig und den Einzug in Paris, zu bewahren, wurde der Platz am Brandenburger Thor Pariſer Platz, das Achteck am Potsdamer Thore Leipziger Platz genannt (15. September). Darauf folgten wenige Monate der Ruhe. Schmerzlich berührte der Tod Iffland's am 21. September 1814. Eine Trauerfeier wurde am 27. September abgehalten. Die Feier des 18. October, zu der Theodor Heinſius am 11. aufgefordert hatte, tröſtete und erhob die Anweſenden.*)

Der 18. October 1814 wurde vom Militär im Thiergarten mit einer großen Feier,**) von der Singakademie mit Abſingung eines Goethiſchen Liedes, bei einbrechender Dunkelheit auf den

---

Friedrich Wilhelm III., aus Paris, wo es ſechs Jahre verborgen ſtand, nach Berlin auf ſeinen alten Standort zurückgeſendet, Berlin 1814. Die Schrift enthält die Inſchriften an den Kränzen oder auf einfachen Blättern, die bei dem Durchzug des Denkmals in Weſtfalen und Hannover von patriotiſch Geſinnten angeheftet oder hingelegt wurden. Ueber die Ausſchmückung der Stadt beim Einzug vgl. die Briefe Schadow's an Böttiger, Weſtermann's Monatshefte Nov. 1894.

*) Für Iffland und den 18. October Gedichte in der Spener'ſchen Zeitung 27. September, 20. October.

**) Ueber die Feier des 18. October 1814 Eilers. „Meine Wanderung durchs Leben", Leipzig 1861, 6, 49 fg.

Höhen in der Nähe Berlins von den Turnern durch Freudenfeuer begangen. Um Mitternacht wurde ein von einem jungen Freiheitskrieger gedichtetes Lied gesungen, das mit folgender Strophe begann:

„Was flimmert dort blendend wie Nebellicht
An der Herbstnacht düstrem Himmel?
Ein hochrother Streifen die Wolken bricht
Und es wächset und wächset das blutige Licht
Wie die Flamme im Kriegesgetümmel.
Es feiern die Himmel in blutiger Pracht
Die Nacht, wo geschlagen die Leipziger Schlacht."

Das Gedicht endete mit der Strophe:

„Die Flamme mag schwinden, mag sinken die Gluth,
Die unsere Feier erhöhet!
Es rauscht in den Adern wie glühendes Blut,
Es bleibt uns im Herzen ein flammender Muth,
Der nimmer und nimmer vergehet.
Und die Enkel feiern den Tag, die Nacht,
Wo geschlagen wurde die Leipziger Schlacht."

Von Festfeiern müde lenkte man neugierige Blicke nach Wien, wo sich auf dem Congreß die Geschicke Europas entschieden. Vom März 1815 an hatte man neue gewaltige Aufregungen durchzumachen durch den Krieg der hundert Tage. Die Kunde von der Entweichung Napoleons aus Elba (3. März) wurde den Berlinern erst in der Zeitung vom 18. März mitgetheilt. Für den neuen Krieg wurden neue Aufrufe erlassen, in denen an die Mildthätigkeit und Opferwilligkeit der Bewohner Berlins appellirt wurde. Diese Aufrufe erschollen nicht vergebens, ja man mußte allzu große Opferwilligkeit, z. B. junger Leute, die gegen den Willen ihrer Verwandten zum Kriege eilen wollten, mit Entschiedenheit abwehren. (Erlaß des Kriegsministeriums 18. April). Die alten Hülfsvereine nahmen ihre unterbrochene und, wie es schien, aufgegebene Thätigkeit wieder auf. Der Landsturm wurde aufs Neue errichtet (23. Mai). Aber kaum einen Monat später, am 27. Juni, konnte der Sieg bei Belle-Alliance verkündet werden. An jenem Tage wurde Blücher's Schreiben an Kalkreuth veröffentlicht, das mit den Worten

ſchloß: „Ich behalte mir die Details vor und bitte nur, den guten Berlinern dieſe frohe Nachricht mitzutheilen.“

Nun war der Krieg endgültig zu Ende. Damals konnte der Gedenktag an die Schlacht von Großbeeren mit Ruhe und Freude gefeiert werden. Am 17. October kehrte der König zurück. Auch in der Zwiſchenzeit war an Feſtfeiern kein Mangel. Zwei mögen kurz erwähnt werden. Am 30. März 1815 fand die erſte Aufführung von Goethe's „Des Epimenides Erwachen“ ſtatt, eines Feſtſpiels, das kühl aufgenommen wurde (vgl. unten Buch 3, Kapitel 13). und von dem nur die auf Napoleon's Entweichen gedeuteten Strophen beſonderen Eindruck machten:

„Doch was dem Abgrund kaum entſtiegen,
Kann durch ein ehernes Geſchick
Den halben Abgrund überſiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück.“

Wenige Monate ſpäter, am 16. Juli, wurde zur Feier der Schlacht von Belle-Alliance Levetzow's Drama aufgeführt, „Das Urtheil des Epimenides“, das aus Goethe's Feſtſpiel zwei Chöre übernahm. Ueber die Dämonen und Genien, außer den Tugenden die hauptſächlichen allegoriſchen Perſonen des Stückes, wurde das Urtheil gefällt, daß die Dämonen in die Hölle geſtoßen, die Genien zu Gnaden aufgenommen werden ſollten, wenn ſie ſich vom Böſen ab zu Glauben, Demuth und Wahrheit bekennten. Den Reigen der Feſte ſchloß die Feier des 18. October ab, die damals in ganz Deutſchland eine allgemeine zu werden anfing*), und die in Berlin der vorjährigen ähnlich genug war. Unter den damals erſchienenen Gedichten verdient eines eine beſondere Hervorhebung.

Clemens Brentano nämlich (Werke II, 61 ff., 66 ff.), der ſtimmungsvoll von dem tiefen Weh der Preußen zu ſingen wußte, gab in einem Gedicht, in dem der 14. October ſelbſt von

*) K. Hoffmann, Des deutſchen Volkes Dank- und Ehrentempel. Offenbach 1815. S. 683 ff.

Allen verflucht und verachtet erſcheint, ſein markiges, vielleicht nur zu frommes „Lied“:

„Die Lüge ſchwand vor Gottes Schwert dahin,
Erfüllet war das Maß von ſeinem Zorn“,

wo die Herrlichkeit des für die Freiheit und Ehre unternommenen Krieges und die Schlacht geprieſen wurde, „die zur Pforte freier Seligkeit wurde.“

„Und auf des Todes grauenvollem Thor
Schwang die Unſterblichkeit ihr Siegspanier.“

Auch Brentano's Freund und Schwager Achim von Arnim gehörte zu den Rufern im Streit. Er war ſeit 1809 (vergl. oben S. 286 fg.) trotz ſeiner Verheirathung mit Bettina Brentano und mancher Reiſen nicht müßig geweſen. 1812 hatte er Erzählungen veröffentlicht, die, nebſt Anſpielungen auf eigene Schickſale und Erlebniſſe der Freunde, Erinnerungen an die Vergangenheit, z. B. ein hübſches Kulturbild aus den Tagen Friedrich Wilhelm's I., auch Hindeutungen — manchen Zeitgenoſſen leicht verſtändlich — auf die ſchweren Ereigniſſe des Vaterlandes und auf die Hoffnung für ſeine Errettung enthielten. 1813 veröffentlichte er den erſten Band ſeiner „Schaubühne“ mit dem löblichen patriotiſchen Zwecke, den Ertrag zur Anſchaffung von Kanonen für ein Bataillon des Berliner Landſturms zu verwenden. Die Dramen, zum Theil Nachbildungen älterer Dichtungen, zum Theil Poſſen, deren Witz dem modernen Leſer unfaßbar bleibt, beſitzen eine zeitgeſchichtliche Bedeutung durch den offen und verſteckt gelehrten Patriotismus. Das Spiel „Vertreibung der Spanier aus Weſel im Jahre 1629“ war eine deutliche Mahnung für die Zeitgenoſſen, die ſtatt der Spanier die Franzoſen und ſtatt des Proteſtantismus deutſches Weſen zu ſetzen brauchten, um die Lehre zu begreifen. Auch die ergreifende Geſchichte der „Appelmänner“ aus dem Jahre 1576, in welcher der übereifrige Sohn des Stargarder Bürgermeiſters, der von ſeinem in den alten Wegen wandelnden Vater zum Tode verurtheilt wird, wieder auflebt und zum Triumphfeſt der

Seinen zurückkehrt, ſoll prophetiſch verkünden, daß die in trüber Zeit Gefallenen nicht umſonſt hinabgegangen, ſondern den Tag der Freiheit vorzubereiten und ſelbſt zu ſchauen beſtimmt ſind. Arnim gehörte ſelbſt dem Landſturm an, wurde von dem königlichen Befehl, der deſſen Aufhebung in den Städten verordnete, tief getroffen und ſuchte, wiewohl vergeblich, deſſen Zurücknahme zu erwirken. Da Arnim mit dem Schwerte den heimathlichen Herd nicht beſchirmen konnte, ſo bemühte er ſich mit den Waffen des Schriftſtellers ſich und Andern Muth einzuflößen. Er übernahm vom 1. October 1813 bis Ende Januar 1814 die Redaction des „Preußiſchen Korreſpondenten.“ Dieſes durch Niebuhr gegründete, ſpäter von Woltmann und Arndt geleitete Blatt war kein dürftiges Nachrichtenblatt mehr wie die früheren Berliner Zeitungen, ſondern es ſollte den Daheimgebliebenen Thaten und Geſinnungen der Fernweilenden mittheilen und zu den Siegesnachrichten, ſobald es ſolche bringen konnte, die frohe Zuverſicht eines dauernden Erfolgs geſellen. Aber, wiewohl Arnim ſeine Fäden nach allen Seiten ſpann, die Nachrichten kamen nicht ſo zahlreich und nicht ſo ſchnell, wie es nöthig geweſen wäre; Kräftiges ſelbſt in den Reden Blücher's und irgendwie Bedenkliches wurde von dem alten ängſtlichen Cenſor, dem Polizeirath Naudé, rückſichtslos geſtrichen. Arnim bewährte ſich als geſinnungseifriger Politiker und als Litterat: patriotiſche Dichter wie Schenkendorf ließ er zu Worte kommen, theilte eigene Lieder mit, würdigte in kräftiger und geiſtreicher Weiſe litterariſche Erſcheinungen und feierte in der letzten von ihm ausgegebenen Nummer den damals geſtorbenen Fichte als den Mann, der zu den Deutſchen ſprach, als die Andern ſchwiegen, der aber nun von einer tückiſchen Zeit zu früh gefällt wurde.

Die eigentliche politiſche Bedeutung des Preußiſchen Korreſpondenten liegt in den Aufſätzen Niebuhr's (vergl. Seite 297 fg.). Theils bezogen ſie ſich auf die allgemeinen politiſchen Händel, theils beleuchteten ſie franzöſiſche Finanzverhältniſſe, unter Anderem die finanzielle Ausſaugung, die von Frankreich gegen

Deutschland geübt wurde, theils waren sie England gewidmet mit einer stark ausgeprägten Vorliebe für das Inselreich, theils und hauptsächlich dienten sie dazu, die Vorliebe für französischen Sinn und Geist und für die Persönlichkeit Napoleon's, dessen Bedeutung und Größe übrigens keineswegs angetastet wurde, in den deutschen Gemüthern zu ertödten, die freie Selbstthätigkeit der Bürger zu rühmen, die mehr wirken könne, als eine von Obrigkeitswegen gegebene Verfassung, und den preußischen Patriotismus zu erhöhen. Die Anschauungen, die Niebuhr nebst seinen Gesinnungsgenossen zu predigen nicht müde wurde, waren dieselben, die er in seiner meisterhaften Schrift „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof" 1814 verkündete: Preußen sei kein abgeschlossenes Land, sondern das gemeinsame Vaterland eines jeden Deutschen, der sich in Wissenschaften, in Waffen und der Verwaltung auszeichne.

Die übrigen Berliner Dichtungen während der Freiheitskriege bedeuten wenig. Arndt und Schenkendorf, Körner und Rückert wurden in Berlin eifrig gelesen. Aber die genannten Schriftsteller können, wenn auch manche ihrer Verse in Berlin gedruckt oder wenigstens in dortigen Zeitungen wiederholt wurden, an dieser Stelle nicht weiter erwähnt werden. Gedichtet wurde in Berlin unendlich viel. Bei Dieterici, dem Berliner Buchhändler, über den wir am besten unterrichtet sind*), wurden außer sehr vielen in jenen bewegten Tagen gehaltenen Predigten, geschichtlichen Darstellungen auch ein Volksspiel, ferner zahlreiche Einzelblattdrucke von Liedern herausgegeben, Liedersammlungen von Pischon, H. Schmidt und Anderen; im Feldzug des Jahres 1815 wurde bei ihm ein Soldatenliederbuch in einer Auflage von 50 000 Exemplaren gedruckt. Von diesen Dichtungen verdienen jedoch nur wenige eine besondere Hervorhebung. Bei Fouqué und Varnhagen lohnt es sich dagegen schon deswegen zu verweilen, weil beide, der erstere in Folge seiner Verwundung freilich nur kurze

*) Vgl. hundert Jahre des Geschäftshauses E. S. Mittler u. Sohn, kurz Toeche-Mittler citirt. Berlin 1889. S. 38 ff.

Zeit, am Kriege theilnahmen.*) Fouqué's Gedichte schildern einige Momente der Zeit und des Krieges, z. B. ein Gastmahl des Königs in Breslau, die Schlacht von Lützen, das Andenken des Grafen von Gröben, sie wußten merkwürdig gut den Volkston zu treffen, dergestalt, daß wenigstens die Anfangszeile des Kriegsliedes für die freiwilligen Jäger „Frisch auf zum fröhlichen Jagen" populär wurde und gaben auch religiösen Empfindungen, die im Gefolge dieses Krieges Viele erfüllten, angemessenen Ausdruck. Varnhagen war mehr ein glatter Verskünstler und gesinnungstüchtiger Patriot als ein wirklicher Dichter. Seine Gedichte galten weniger den Ideen und Thaten als Personen, unter denen die Russen, besonders Graf Tettenborn, dem er attachirt war, die erste Stelle einnahmen. Unbedeutende Dichtungen von Hartwig von Hundt „Harfe und Speer (Berlin und Leipzig 1815)" verdienen nicht wegen ihres poetischen Werths eine Erwähnung, sondern wegen der Naivetät des Verfassers, der seinen Versen das stolze Wort „Monumentum exegi" beischrieb, sodann wegen der Thatsache, daß der Verfasser, unter seinem volleren Namen Hundt-Radowsky, auch später in Berliner Ereignisse litterarisch eingriff, und wegen des überaus heftigen Tons der Gedichte, des Rachegefühls, das der Dichter gegen den blutigen Tyrannen empfand und zum Ausdruck brachte, der Berserkerwuth und des schneidenden Hohns, mit dem er auf den Niedergeschlagenen und Wehrlosen eindrang. Denn man muß leider bekennen: je unbedenklicher es wurde, auf Napoleon und die Franzosen zu schimpfen, um so reichlicher machten die Dichterlinge von ihrer poetischen Fähig-

*) Varnhagen, Gedichte während des Feldzugs 1813. Friedrichstadt 1814. Vermischte Gedichte. Frankfurt 1816. Fouqué, Gedichte während des Feldzugs. Berlin 1814. Mit einer Vorrede von J. E. Hitzig. Vgl. Koch's Ausgabe Fouqué's S. LIV. Die allgemeinen Schriften von Pröhle und Herbst über Dichtungen des Befreiungskrieges, 1857 und 59, sind unbedeutende Vorträge. Selbst französische Dichtungen im preußischen Sinne erschienen in Berlin, vgl. Le chansonnier prussien ou recueil de chansons d'occasion. Berlin 1814. Erwähnt mag werden „Der Ruf des Vaterlands", ein Roman von L. von Germar. Berlin 1814.

keit Gebrauch, am reichlichsten die, welche weislich geschwiegen hatten, als das Reden nicht gefahrlos war. Zu den überaus heftigen, bisweilen alles Maß überschreitenden Spott- und Hohnreden gegen den Korsen kamen bösartige Karrikaturen. Die eine ließ Napoleon vor dem Teufel knieen und von diesem an einem Stricke fortschleppen, die andere auf den Schädeln der von ihm Gemordeten thronen und einen Becher von Thränen schlürfen. Ließ nun die Regierung auch häufig den Schriftstellern und Zeichnern volle Freiheit, so zeigte man gelegentlich Anwandlungen von Aengstlichkeit. So wurde Kotzebue's*) „Noch Jemands Reiseabenteuer", während sein „Flußgott Niemen" in zwei widerrechtlichen Nachdrucken in Berlin verbreitet, im Marionetten-Theater gespielt wurde, in Berlin verboten, obgleich diese Schrift in Königsberg mit Censur gedruckt worden war. Auch den Königsbergern wurde diese Veröffentlichung als Unrecht vorgehalten. Diese jedoch remonstrirten in kräftiger Weise gegen das Verbot mit der sehr gerechtfertigten Bemerkung: „Die von Berliner Behörden ausgehende Verfolgung der den guten und rettenden Volksgeist anregenden und unterhaltenden Maßregeln und Schriften wirkt um so gehässiger, da der Nation noch in frischem Andenken ist, wie zur Zeit des französischen Einflusses fast jede unwahre, vergiftende, das königliche Haus und die Nation herabwürdigende Darstellung von Berlin aus ganz ungehindert ausging."

Aber auch andere widerwärtige Erscheinungen gaben sich nun in der Litteratur kund.

Bald zeigte sich nämlich unter den Sängern jene kindische Beschränktheit**), welche die französischen Streiter als nur „von Tyrannenmacht getrieben" und des durch die Begeisterung entfachten Heldenfeuers entbehrend darstellte, sie bejammerte, weil

*) Die betreffenden Actenstücke, Regierungsverfügungen, auch ein Schreiben Kotzebue's sind gedruckt: Aus den Papieren Schön's, 1883, Bd. VI, S. 596—614.

**) Des Preußen und des Franken Tod auf dem Schlachtfelde, ein Gedicht von Franz Theremin. Berlin bey C. Salfeld, 1813.

sie unchristlich auf priesterliche Tröstung und Segnungen verzichten mußten, sie als Feiglinge erklärte, die an sich selbst verzweifelten, allen Ruhm dagegen auf die Preußen häufte, die außer dem Glück auch alle guten Eigenschaften besäßen, die den Gegnern fehlten.

Noch schlimmer indessen war Folgendes. Als nämlich Zacharias Werner („Die Weihe der Unkraft"), freilich in seiner mystischen, strengkatholischen Weise, aber doch mit Recht, darauf hinwies, daß es mit der äußeren Befreiung nicht geschehen sei, sondern daß eine innere, eine wahrhafte Umkehr folgen müsse, da war es kein Zeichen wirklich guter Denkungsart und wahrhaft patriotischer Gesinnung, wenn K. Müchler, als er diese ernsten, von Nachdenken und treuer Sorge für sein Volk Zeugniß ablegenden Verse neudruckte, ihnen in seiner „Antwort von einem Deutschen" eine grobe Erwiderung anfügte (1815 o. O., wohl sicher in Berlin). Denn es war wohl an der Zeit, daß Werner denen, die nicht mitgekämpft hatten, auch sich mit einschließend, zurief:

Doch dir, du halbergraute Abart der schlechten Zeit,
Durch welche Deutschlands Stärke zur Ohnmacht ward entweiht,
Dir, lauichem Gemengsel von schlechtem Sein und Schein,
Auch ich deines Gleichen war, dir präg' ich Demuth ein!

In der Rückerinnerung an die schmähliche Zeit der Selbsterniedrigung hatte Werner vollkommen Recht, den Deutschen ihre Sünden vorzuhalten und ihnen zu sagen:

Denn hätte freches Meinen geschwächt nicht deutsche Kraft,
Wär' unsers Landes Stärke vom Feind nicht fortgerafft;
Hätt' Jeder nur gelernet täglich seine Lektion,
Würd's, ohne Blutvergießen, wohl im deutschen Hause stohn!

Das Heilmittel freilich, das Werner angab, Rückkehr zum Katholicismus, war schwerlich angebracht, aber die innere Umkehr war nöthig, wenn die erfochtenen Siege die erwünschte Folge haben sollten. Diese innere Befreiung, dieses Sichbesinnen auf seine Aufgabe und seine Pflichten wurde dem Volke von manchen

Dichtern gepredigt, die in der Augenblicksfreude nicht ihr Genügen fanden. Wie sich der ernste Deutsche aber gern in solchen Momenten der Weihe zur Religion flüchtete, so auch damals. So erinnerte unter den Berliner Dichtern de la Motte Fouqué die Deutschen, daß eine höhere Macht ihnen die Kraft verliehen und die Gegner geschwächt habe, und forderte sie auf, von heiligem Zittern durchbebt, wieder das stille Beten zu lernen vor dem „der kann und will". Solche ernsten Töne waren es glücklicherweise, die nun trotz aller Freude über den Sieg, den Heldenruhm, den man erlangt, die äußeren Erfolge, die man davongetragen hatte, von reiferen Männern immer häufiger erklangen. In die Triumphgesänge mischten sich nun Töne des Mitleids; ernste Betrachtungen traten an die Stelle der maß- und geschmacklosen Spöttereien gegen Napoleon und die Franzosen; nach dem Hingang des Großen kam das Gefühl der Nichtigkeit des Erdenruhms zu poetischem Ausdruck. In Stägemann's, eines hohen preußischen Staatsbeamten, „historischen Erinnerungen in lyrischen Gedichten" findet sich eins auf den Tod Napoleons. In elegischen Tönen versetzte sich der Dichter an die öde Grabstätte des Dahingegangenen, beklagte die Mißgunst der verfolgenden Gestirne, welche „auf des Titanenstammes einsamen Geistern" laste und fuhr fort:

Kein Mal erhebt sich. — Keines? Wie Fittige
Von Adlern rauscht es. Fahnen von Austerlitz,
Marengo, Jena, unverweslich,
Senken sich über den Hügel Longwoods.
Sein ruhig Bett umrollen die Wogen. Er
Vernimmt sie nicht. Von Rasen ein Teppich hält
Den Busen überwältigt, der einst
Athmend die Reiche der Welt zersprengt hat.

Die Schreckniſſe des Krieges waren vorüber. Der Taumel der Begeisterung legte sich allmählich. Zahllose Wunden waren zu heilen; man bedurfte nach der jahrelangen Aufregung der Ruhe und der Sammlung. Auf die Zeit starker innerer und

äußerer Aufregung folgte ein Vierteljahrhundert des Friedens. Nun versuchte man, sich der geistigen Schätze zu freuen, die außer Kriegsliedern und patriotischen Aufrufen eine große Vergangenheit hinterlassen hatte und bemühte sich zu zeigen, wie weit man es mit eigener Kraft bringen könnte auf dem Gebiete der Kunst, Litteratur und Wissenschaft.

Drittes Buch.

Fünfundzwanzig Friedensjahre.

(1815—1840.)

Dreizehntes Kapitel.

Goethe.

Im J. 1766 hatte Goethe gemeint, es gäbe keinen so gottlosen Ort, als die Residenz des Königs von Preußen, im J. 1778 hatte er auf kurze Zeit Berlin besucht und seinen Respect vor der Thätigkeit des Fürsten bestärkt. Auf Berlin zu achten wurde er seitdem nicht müde. Doch brauchte er viel längere Zeit, Berlins Werden und Walten zu würdigen, als dieses nöthig hatte, sich in seinen Geist einzuleben. Schon „Götz", unter allen deutschen Städten in Berlin zuerst aufgeführt, hatte manche Parteien entzückt, andere aufgeregt (vgl. I, S. 593). Auch „Werther" theilte die litterarisch Gebildeten in streitende Heerlager. Zwar fand er in vielen Kreisen Berlins ein anerkennendes und begeistertes Publicum, aber der Einfluß Lessings auf seine Zeitgenossen war zu stark, um diese das Werk rein als Kunstproduct genießen zu lassen. Sie sahen, gleich dem Meister, in „Werthers Leiden" etwas Verführerisches und Verderbliches; selbst diejenigen, die später durchaus zu Goethe's Fahne schwuren, lernten niemals, diesem Jugendwerke die rechte Würdigung zu gewähren. Lessing's ernster Widerspruch klang nach in den Worten, welche Mendelssohn 1775 zu Hennings sagte, da er ihm das Goethische Werk vorwies: „Was wollen die Leute, die nichts als Gluth erregen und der erhitzten Phantasie keinen Führer lassen, um sicher hindurch zu kommen?" Lessing's Wunsch nach einem cynischen Schlußkapitel wurde, anders als Lessing es ausgeführt hätte, durch Nicolais „Freuden des jungen Werther,

Leiden und Freuden Werthers, des Mannes" erfüllt. Gar manchem Vernünftler paßte der von dem Aufklärer in seinem Gegenroman gewählte Ausgang, daß Werther sich mittelst einer mit Hühnerblut geladenen Pistole nur besudelte; viele Nicolaiten mochten sich an den schalen Abenteuern von Lottens und Werthers Haushalt ergötzen, an den Irrungen, die ein modisches Kerlchen hervorrief und an den Versöhnungsversuchen, in denen der zurückgewiesene Albert excellirte*). Aber auch Theologen, die nicht ganz von Lessing's Schule waren, fanden an dem „Werther" Manches zu tadeln. Der Prediger Ulrich z. B. in seiner „Moralischen Encyclopädie" (s. v. Roman), mochte er auch die kräftige Sprache loben, und von den Reflexionen sagen, daß sie das Gepräge des hellsten Kopfes an sich trügen, mußte doch bedauern, „daß er das Gift der Unzufriedenheit mit Gottes Welt und mit den Einrichtungen des bürgerlichen Lebens seinen Lesern einhauchte."**)

Stella, das „Schauspiel für Liebende", wurde 1776 in Berlin gedruckt. Der Buchhändler Mylius, der die Originalausgabe veranstaltete, meinte mit den 20 Louisd'or, welche er dem Dichter als Honorar gab, etwas Uebermäßiges gethan und sich das Anrecht auf alle künftigen Productionen Goethe's erworben zu haben. Aber weder er noch die meisten Leser verfielen in den Begeisterungstaumel, der anderwärts die Stürmer und Dränger bei Lectüre dieses Werkchens ergriff, das den Triumph der Leidenschaft über die Convenienz verherrlichte. Vielmehr wünschte der nüchterne Sinn der Berliner auch hier eine Abschwächung: daher folgte auf die Originalausgabe des Dramas ein derselben sorgfältig nachgeahmter Nachdruck***), in welchem

*) R. M. Werner, Der Berliner Werther. Salzburg 1879. Die Schrift Nicolai's ist abgedruckt Kürschner's Deutsche National-Bibliothek, Bd. 72, S. 363 ff. Lessing's und Mendelssohn's Aeußerungen sind häufig angeführt.

**) Ueber Ulrich vgl. oben Bd. I, S. 328 A.; ferner Berliner Neudrucke II, S. XXVI, LI, 108.

***) Stella, 6. Act, Berlin 1776. Die bibliographischen Einzelheiten

den echten 5 Acten ein unechter sechster angefügt war. Darin wurde Fernando entlarvt und wegen vieler Verbrechen zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt. Cäcilie und Stella trösteten sich unschwer über den Verlust des Vielgeliebten, und die schnippische Lucie schloß, auf die ihr gemachte Bemerkung, der Vater sei ein Bösewicht, das Stück mit den Worten: „Mag sein. Habe bisher ohne Vater gelebt. Er hat mir so Weniges zu Liebe gethan. Liebe Mutter, wir wollen uns trösten. Ich habe noch nicht gefrühstückt."

Der Widerspruch gegen diese drei Jugendwerke Goethe's floß aus einer gemeinsamen Quelle: es war eine Reaction des Vernünftigen gegen das Phantastische, der praktischen Lebensklugheit gegen Ansprüche und Forderungen idealen Sinnes. Trotz dieser Nichtübereinstimmung mit dem neuerstandenen Dichtergenie wollten die Berliner sich seine Neuschöpfungen nicht entgehen lassen. Daher warben Berliner Zeitschriften um Goethe's Mitarbeit: die von den Brüdern Jacobi nach Berlin verlegte „Iris" brachte ein Goethisches Gedicht: „Wie Feld und Au, so blinkend im Thau"; die von dem Gothaer Reichard geleitete „Olla Potrida" veröffentlichte „Gesänge aus Lila"; und die „Litteratur- und Theaterzeitung" beschenkte ihre Leser zuerst mit dem Monodrama „Proserpina". Und während Goethe selbst den ersten Druck seiner „Claudine von Villa Bella" einem Berliner anvertraute, raffte ein anderer unternehmender Buchhändler, Himburg, ohne Wissen, ja gegen den Willen des Autors Alles, was er von Goethe kannte oder fälschlich ihm zuschrieb, zusammen, um zu drei verschiedenen Malen, 1775—1779, zuletzt in einer vierbändigen Ausgabe die Welt mit „Goethe's Schriften" zu beschenken. Goethe beehrte die ihm von dem unverfrorenen Verleger zugesandte Ausgabe mit einem heftigen Epigramm.

Als 1786 die erste von Goethe selbst veranstaltete Ausgabe

---

für diese Goethische Schrift und die gleich anzuführenden Drucke von Goethe's Einzelschriften und Gesammtausgaben vgl. in Hirzel's Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek, Leipzig 1886.

ſeiner Schriften zu erſcheinen begann*), war die politiſche und litterariſche Stimmung, der ſie begegnete, dem großen Unternehmen nicht günſtig. Hält man ſich gegenwärtig, daß dieſe erſte zu Leipzig erſcheinende achtbändige Ausgabe, weit entfernt bloß das Zerſtreute zu ſammeln, das bisher Erſchienene zum Theil in völlig umgearbeiteter Geſtalt brachte, außerdem aber Egmont, Iphigenie, Taſſo und das Fauſt-Fragment überhaupt zum allererſten Male veröffentlichte, ſo begreift man kaum die Kühle des ihr zu Theil gewordenen Empfangs, ihren geringen buchhändleriſchen Erfolg und die ziemliche Nüchternheit der über ſie laut werdenden Kritik. Zur Erklärung dieſer auffälligen Thatſachen muß man einerſeits daran erinnern, daß die ältere Generation der Leſer und Kritiker aus Schülern Leſſing's, die jüngere aus Anhängern Schiller's und der Seinen beſtand, andererſeits daran, daß die Intereſſen der Zeit mehr politiſchen und religiöſen als litterariſchen Ereigniſſen gewidmet waren. Die Generation, welche durch Friedrich Wilhelm II. eine Neubelebung des preußiſchen Staats erhoffte, welche über das Religionsedict ſeufzte, die franzöſiſche Revolution neugierig betrachtete, hatte keine reine Freude an den Werken des Genies. Zwar wurden Goethe manche Ehren zu Theil: er wurde z. B. Ehrenmitglied der Akademie der Künſte. Manche ſeiner Dramen, die in Berlin aufgeführt wurden, gefielen, z. B. die Geſchwiſter, die nicht nur durch ihre Darſtellung — Fleck und die Unzelmann ſpielten die Hauptrollen — ſondern auch durch ihre Charakterzeichnung großen Beifall errangen;**) andere, wie der Großcophta, fielen gänzlich durch. Einzelne Schriften Goethe's erlebten auch damals ihren erſten Druck in Berlin, z. B. der „Römiſche Carneval", für welchen es deshalb an Reclameſtößen des Verlegers nicht fehlte; die „Neuen Schriften", in welchen „Wilhelm Meiſter"

*) 8 Bände, Leipzig bei Goeſchen 1786—1790. Die hier und ſpäter erwähnten Kritiken ſind zuſammengeſtellt in J. W. Braun: Goethe im Urtheile der Zeitgenoſſen. 3 Bände. Berlin 1883ff.

**) Vgl. Geiger, Vorträge und Verſuche, S. 175.

zum ersten Male vor das Publicum trat, wurden in Berlin veröffentlicht (7 Bände, 1792—1800). Aber auch diesen gegenüber zeigte sich, wenn man Fr. Schlegel's Verherrlichungen des „Meister" und einige wenige verständnißvolle Charakteristiken ausnimmt, kühle oder feindselige Stimmung. Diese verschärfte sich noch, als Goethe mit Schiller sich vereinte. Die von Schiller unter Goethe's eifrigster Mitarbeiterschaft herausgegebene Zeitschrift „Die Horen" erfuhr in Nicolais „Beschreibung einer Reise durch Deutschland" (11. Band), eine sehr ausführliche und überaus heftige Ablehnung. In Folge dieses Angriffs kam ein Plan der Dichter, der sie schon früher beschäftigt hatte, zur Ausführung, nämlich der, durch ein Strafgericht die Litteratur Deutschlands zu schrecken und zu strafen. Dies geschah durch die Xenien (1795), die gemeinsame Arbeit beider Dichter.*)

Unter den Strafwürdigen nun standen die Berliner obenan. Vier Momente waren es besonders, welche den Xeniendichtern an den Berlinern schon lange mißfallen hatten und nun den Richtern verfielen: die Aufklärungsmanier, der breite und platte Rationalismus, welcher echte Poesie und wahre Philosophie in gleicher Weise befehdete; ferner die Liebäugelei mit der Revolution, welche Frankreich auf Kosten Deutschlands bevorzugte und auch in Deutschland einer Freiheitsschwärmerei huldigte, welche die thatsächlichen politischen Verhältnisse nicht berücksichtigte; sodann die dithyrambische, hochstolzirende Friedrichssängerei; endlich der gespreizte, hochfahrende Ton der Zeitschriften, die keine Autorität kannten und ihrem Dünkel keine Grenze setzten. Als Repräsentant der ersten galt Nicolai, als der der zweiten Reichardt; Jenisch und die Allgemeine deutsche Bibliothek als die der dritten und vierten.

Nicolai erhielt den reichlichst bemessenen Antheil. Seine

*) Für die Xenien und Antixenien vgl. Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf, 2 Bde., Stuttgart 1851, wo auch die auf die Berliner bezüglichen Stellen gut hervorgehoben sind. Jetzt: Schriften der Goethe-Ges. VIII. 1893 hgg. von B. Suphan und E. Schmidt.

Angriffe auf Schiller und Goethe wurden ihm redlich vergolten, seine Ansprüche, die darauf ausgingen, Alleinherrscher im Reiche des Geschmacks zu sein, zurückgewiesen, seine Vielschreiberei und Geschäftigkeit wurden grimmig verspottet. Er erschien den Dichtern als ein schrecklicher Dorn in Lessing's, des Märtyrers, Kranz; er, „Herr Nickel", wurde als der vom Schlage Getroffene bezeichnet, dessen Zunge, statt gelähmt zu sein, nur um so geläufiger fortschwatze, als der empirische Querkopf, der Andere mit dieser Benennung beehre und sich von dem Echo die Titulirung „Leerkopf" gefallen lassen müsse. Denn nichts gelänge ihm, so daß ihn die Horen mit dem selbstbewußten Bekenntniß entlassen konnten:

Unsere Reihen störtest Du gern, doch werden wir wandeln,
Und Du tappe denn auch, plumper Geselle, so fort.

Kaum minder hart wurde Reichardt bestraft. Die Hinneigung zur Revolution, welche er in seinen Journalen bekundete (vgl. oben S. 55 u. 61), wurde ihm verdacht: den Verfassern der Xenien galt er als Philister, Schwärmer und Heuchler, als der schlechteste Priester des erhabenen Triebs der Menschen zum Bessern, der „heiligen Freiheit."

Reichardt und seine Parteigänger wiesen nicht selten mit Hohn auf die Zeiten Friedrich's hin, weil sie glaubten, es weiter gebracht zu haben als jene und weil sie den Despotismus der früheren Zeit verachteten; daneben war aber an Solchen, die auch nach Friedrichs Tod sein Lob verkündeten, kein Mangel. Zwar meinte die Spree in dem Flüsseconcert, das einen Theil der Xenien bildet, bescheidentlich, sie schweige nun, nachdem sie den Mund etwas voll genommen, da sie von Ramler die Sprache und von ihrem Caesar den Stoff erhalten hatte, aber trotz der Versicherung der Spree redeten noch manche Friedrichsänger. Am lautesten vielleicht Jenisch, dessen den siebenjährigen Krieg beschreibende „Borussias" (vergl. oben S. 145) sich gefallen lassen mußte, als „sieben Jahrhunderte während" bezeichnet zu werden.

Endlich verfielen die Zeitschriften den Rächern. Theilweise hatten sie deren Zorn durch ihre allgemeine Richtung erregt, die, dem Oberflächlichen geneigt, den tief in das Wesen eindringenden Kunstrichtern nicht genügte, theilweise durch das speciell in ihnen hervortretende Mißverstehen der Absichten Goethe's und der Leistungen Schiller's. Die ganze Art der deutschen Kritik und Production erfuhr der Dioscuren schärfste Mißbilligung; keine der kritischen Zeitschriften aber wurde mit größerer Verachtung abgefertigt, als die von Nicolai geleitete „Allgemeine deutsche Bibliothek“, welche den ewig ihr anhaftenden Denkzettel empfing:

Zehnmal gelesene Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Blei stumpfer und bleierner Witz.

Die also Angegriffenen blieben die Antwort nicht schuldig. Selbst solche, die gar nicht erwähnt worden waren, erhoben ihre Stimme, z. B. der Vielschreiber Cranz, der unter grobem Titel „die Ochsiade“, die Beurtheilungen der Xenien und Antixenien zusammenstellte und grade die unanständigsten mit dem größten Beifall begrüßte. Andere, die kaum befehdet, nur gestreift worden waren, wie F. L. W. Meyer, wahrten ihre angegriffene Ehre in langen Auseinandersetzungen. Der Letztgenannte meinte allen Ernstes, Vulpius, der Verfasser von Räuberromanen, Goethe's Schwager, sei Haupturheber der Xenien und erging sich in dem lustigen Irrthum, Schiller habe in dem Epigramm „Wohlfeile Achtung“, in welchem ein Beliebiger als „selten erhaben und groß und selten würdig der Liebe“ charakterisirt wurde, keinen Andern als Goethe bezeichnen wollen. Diesen Irrthum, wenn eine solche Beziehung nicht vielmehr absichtlicher Hohn sein soll, beging auch Jenisch, der sonst in seinen „Litterarischen Spießruthen“ manchen brauchbaren Beitrag zum Verständniß der Xenien lieferte. Am ausführlichsten erwiderten aber die beiden hauptsächlich Befehdeten. Reichardt, der als Componist Goethe nahe gestanden hatte und die werthvolle Verbindung auch für die Zukunft nicht aufgeben wollte, ersann, um sich eine Hinterthür offen zu halten, ein seltsames Mittel, in welchem er Nach-

folger fand, nämlich das, Goethe von Schiller zu trennen, Letzteren als einzigen Sündenbock hinzuſtellen, der Idee und Ausführung der Xenien verſchuldet, Goethe's Namen aber nur vorgeſchoben habe, um ſich zu decken. Auch von Seiten Nicolai's wurde Schiller mit den ärgſten Stachelreden bedacht. In den 200 Seiten — denn zu ſolcher Ausdehnung gedieh „das Blatt", das die Xeniendichter dem geſchwätzigen Berliner Aufklärer prophezeit hatten —, einem „Anhang zu Friedrich Schiller's Muſenalmanach" wurde Schiller Unklarheit und Begriffsverwirrung vorgeworfen, daneben Goethe der Eitelkeit und des Hochmuths geziehen; Nicolai ſelbſt dünkte ſich unendlich erhaben über die engverbundenen Dichter und gab ſeiner eitlen Selbſtbeſpiegelung charakteriſtiſchen Ausdruck in folgenden Verſen:

Ich danke Gott mit Saitenſpiel,
Daß ich nicht Goethe, Schiller worden;
Ich wär' geſchmeichelt worden viel
Und wäre bald verdorben.

Die Dioskuren bewieſen der Welt durch unvergleichliche Leiſtungen, daß ſie nicht, wie Nicolai prophezeite, verdorben ſeien. Ihre Größe wurde auch in Berlin nicht länger verkannt. Denn die Antixenien — wie man die Antworten der Angegriffenen mit einem gemeinſamen Namen bezeichnet hat —, ſind weder der Ausdruck eines großen Kreiſes noch der Anfang einer erbitterten Reaction, ſie entſtammen vielmehr zumeiſt den Kreiſen der Schriftſteller alten Schlages, den Reihen der Aufklärer. Dieſe bewahrten freilich ihre Goethefeindſchaft bis ans Ende. Ihr Organ, die „Berliniſche Monatsſchrift", brachte in ihren etwa 60 Bänden nicht nur keinen Beitrag Goethe's, ſondern fügte, wenn ſie Goethe etwa nannte, der Erwähnung einen kleinen Spott hinzu, ſo 1803 eine ironiſche Bemerkung gegen die Jenaiſche Litteraturzeitung, oder 1808 Voß' Gegenſonett gegen Goethe, dem allerdings Goethe's Sonett vorangeſtellt worden war. Die übrigen Zeitſchriften und periodiſch erſcheinenden Werke dagegen rühmten ſich entweder der Mitarbeiterſchaft Goethe's, wie die

„Ephemeriden der Litteratur und des Theaters“ oder suchten ihre Zugehörigkeit zu Goethe durch zustimmende Worte zu bekunden. Dafür sind Zeugnisse Mniock's und Kinderling's Verse in K. Müchler's „Egeria“ (1802), besonders aber die Gedichte, welche der von Chamisso und Varnhagen herausgegebene „Musenalmanach“ (1804—1806) brachte.*) Denn die beiden jugendlichen Herausgeber, wie die ihnen gleichgesinnten Genossen Ludwig Robert, Auguste Klaproth u. A. waren Goetheenthusiasten. Ihnen erschien nicht nur, wie früheren gutgesinnten Kritikern, wohl manch einzelnes Werk des Dichters empfehlenswerth, sondern der Schriftsteller in seiner Totalität war ihnen Vorbild und Meister.

Alle diese jungen Leute standen, wenn sie nicht geradezu Romantiker waren, in enger Fühlung mit der Romantik. Durch die Romantik aber zog Goethe's Name sieghaft in Berlin ein. Unter den begeisterten Jünglingen, welche die kleine, aber bunte Schar der Romantiker bildeten, war keiner regsamer als Friedrich Schlegel. Mochte auch sein Enthusiasmus für Goethe mitbestimmt werden durch seine krankhafte, in Lächerlichkeiten ausartende Sucht, Schiller herabzusetzen, er brach mit elementarer Kraft aus, entzündete die Gleichgesinnten und riß die Widerwilligen mit sich fort. In Kleinigkeiten wahrte sich zwar Schlegel seine Unabhängigkeit selbst wider das freiwillig gewählte Oberhaupt, wie er denn zu eigensinnig und herrschaftslüstern war, um sich völlig gefangen zu geben, im Ganzen aber pries er im „Athenäum“, in den „Charakteristiken und Kritiken“, um nur die von ihm und dem Bruder herausgegebenen Zeitschriften zu nennen, Goethe als den Herrn der Herren. „Hermann und Dorothea“ erklärte er als „das herzlichste, biderbste, edelste, naivste und sittlichste unter Goethe's Gedichten“; durch „Alexis und Dora“ wurde er zu dem Ausruf hingerissen: „Wer so dichten kann, ist glücklich wie ein Gott“; dem „Wilhelm Meister“

*) Neudruck des Almanachs von 1806, Berl. Neudr. II, 1, vgl. oben S. 142 fg.; in der Einl. Abdruck der im Text erwähnten Verse.

widmete er bedeutende Aufsätze, in welchen er die Gedanken des Dichters congenial auszudeuten wußte; und einmal faßte er sein Gesammturtheil, das freilich nur für seine vom Katholicismus noch nicht angekränkelten Jugendjahre gilt, in die Worte zusammen: „Ich bewundere eigentlich keinen deutschen Dichter als Goethe." In dem kleinen Fragment über Goethe, vielleicht dem Einfachsten und Verständlichsten, was Schlegel geschrieben hat, bezeichnete er Goethe's Poesie als „die Morgenröthe echter Kunst und reiner Schönheit" und schloß seine Darstellung mit den bedeutungsvollen Worten: „Wo er ganz frei von Manier ist, da ist seine Vorstellung wie die ruhige und heitre Ansicht eines höhern Geistes, der keine Schwäche theilt und durch kein Leiden gestört wird, sondern die reine Kraft allein ergreift und für die Ewigkeit hinstellt. Wo er ganz er selbst ist, da ist der Geist seiner reizenden Dichtung liebliche Fülle und hinreißende Anmuth." *)

Durch seine Schriften und Briefe, mehr noch durch seine Gespräche trug Schlegel seine Gesinnungen in viele Berliner Kreise und gewann namentlich in den Frauen, die sich bisher dem neuen poetischen Genius gegenüber gleichgültig, ja widerwillig gezeigt hatten, theilnahmsvolle und zur apostolischen Thätigkeit bereite Genossinnen. Einen Vorgänger, sowohl in Litteratur als Gesellschaft, hatte Schlegel freilich gehabt, den „wunderlichen Heiligen" K. Ph. Moritz.**) Dessen Predigten aber waren, sowohl in Folge ihres Uebermaßes als in Folge der Seltsamkeiten des Mannes, der halb Mystiker, halb Einsiedler war, fast so wirkungslos gewesen, wie ehemals seine gegen Schiller gerichteten schonungslosen Tiraden. Zudem galten Moritzens schwärmerische Verherrlichungen Goethe's, die wegen

*) Die letzte Stelle aus Braun a. a. O. Die übrigen aus Fr. Schlegel's Briefen an seinen Bruder Aug. Wilhelm, hgg. von O. Walzel, Berlin 1889.

**) Ueber Moritz vgl. Bd. I passim, bes. oben S. 90—92. Neuerdings Pröhle in seiner Schrift über Moritz 1886. Dessoir, Berlin 1888.

ihrer Ueberschwänglichkeit Schiller in Jena widerwärtig gewesen waren, in erster Linie dem Menschen, dem Kunstbegeisterten, dem Forscher, höchstens dem Dichter des „Werther" und der Jugenddramen, welche den armen „Anton Reiser" einst so mächtig gepackt und aus seinem Elend zur Natur, Kunst und Liebe getrieben hatten. Sie setzten die Kenntniß der Werke, ja eigentlich auch die Bekanntschaft mit dem Menschen voraus und blieben sowohl wegen dieser Voraussetzungen als wegen der schweren Sprache, in der sie vorgetragen wurden, dem großen Publicum unverständlich.

Es ist daher leicht begreiflich, daß nicht gegen Moritz, obwohl dieser zeitlich der bei weitem ältere war, sondern erst gegen Schlegel der Widerspruch laut wurde. Dieser ging von A. v. Kotzebue aus und gipfelte in seiner Zeitschrift „Der Freimüthige" und in seinem vielbefehdeten Scherzspiel „Expectorationen" (vgl. oben S. 149—154).

Solche Bosheiten fanden in Berlin ein großes Publicum. Theils aus Dankbarkeit gegen den Dichter, der damals den Berlinern, wie allen Theaterbesuchern der größeren Städte, die meisten vergnügten Theaterabende bereitete, theils aus dem stillen Behagen, das gar viele Leute darüber empfinden, daß ein Großer herabgewürdigt wird. Freilich fehlte es auch nicht an Widerlegungen. Aus diesen aber läßt sich für das Verhältniß Goethe's zu Berlin nichts entnehmen. Dagegen hatte auch Kotzebue seine Parteigänger, u. A. Garlieb Merkel, seinen Mitherausgeber an dem „Freimüthigen". Dieser stöberte Alles auf, worin er eine Hinneigung für Goethe zu spüren vermeinte und leerte rücksichtslos die Schale seines Zornes auf Alle, die sich eines solchen Vergehens schuldig gemacht hatten.

Die Romantiker waren die Begründer des Sieges Goethe's in Berlin, aber sie genossen noch nicht den vollen uneingeschränkten Triumph. Um diesen herbeizuführen, waren drei Momente besonders thätig: Goethe's offizielle Verbindung mit Berlin, die Propaganda Zelters, die begeisterte Theilnahme der Frauen.

Die offizielle Verbindung Goethe's mit Berlin fällt vor die Zeit, da zwei Weimarische Prinzessinnen, die Prinzessinnen Karl und Wilhelm, in Berlin lebten, aber ist später als die Zeit der Romantiker. Diese, meist jugendliche, unberühmte, namentlich im Kreis der bestimmenden Persönlichkeiten unbekannte Männer, standen dem Theater fern. Von dem Theater aus wurde nun im zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts mit Goethe eine direkte Verbindung angebahnt, die eine ganz andere Bedeutung hatte, als die gelegentliche Aufführung Goethischer Dramen, die schon in den früheren Jahrzehnten stattgefunden hatte und auch ferner nicht aufhörte. Die offiziellen Vermittler waren Iffland und Graf Brühl.

Iffland als Schauspieler gehörte zu den Lieblingen Goethe's. Für den Dichter wie für ganz Weimar war es ein Fest, wenn der gefeierte Schauspieler nach Weimar kam und dort die Gestalten der dramatischen Meisterwerke verkörperte. Als Berliner Theaterdirector trat er Goethe gegenüber anregend und vermittelnd auf (vgl. oben S. 323). Vermittelnd, indem er ältere und neuere Stücke anderen Theatern anbot; anregend, indem er gelegentlich Rathschläge zur Erzielung größerer dramatischer Wirkungen ertheilte.

Derartige Anregungen in größerem Umfang und mit beträchtlicherer Wirkung empfing Goethe durch Iffland's Nachfolger, den Grafen Brühl. Persönliche Beziehungen hatte dieser schon als Knabe (1785) mit Goethe gepflegt und den liebenswürdigen, anmuthigen Verkehr seiner Eltern, des Grafen Moritz und der schönen Tina mit Goethe und dessen Weimarer Freunden mitgenießen dürfen.*) Hatte Goethe sich in den belebten Cirkeln des gräflichen Paares als Gelegenheitsdichter willig gezeigt, so sollte er nun auch auf einer größeren Bühne seine Willfährigkeit beweisen. Auf Wunsch des Grafen Brühl dichtete Goethe einen Prolog zu Deinhardstein's „Hans Sachs" (1828); sein eignes

*) Vgl. die Mittheilungen Suphan's im Goethe-Jahrbuch XI, S. 123 ff. — Die im Text benutzten Briefe Iffland's und Brühl's in Teichmann's litt. Nachlaß. hgg. von Dingelstedt, Stuttgart 1863

Jugendgedicht, durch welches er vor mehr als einem halben Jahrhundert den vergessenen alten Meister wieder zu Ehren gebracht, neu belebend und statt der alten, den Verächtern des Nürnberger Sängers entgegengeschleuderten Verwünschung die Verse anfügend:

Wirksame Tugend nie veraltet
Wenn das Talent verständig waltet.
Wer Menschen gründlich konnt' erfreu'n,
Der darf sich vor der Zeit nicht scheu'n.

Eine größere Aufgabe übernahm Goethe (1821), zu einer Zeit, da er mitten in Arbeiten steckte, die der dichterischen Production sehr ungünstig waren, einen Prolog nämlich zur Einweihung des neuen Berliner Schauspielhauses. In großen Zügen stellte er Aufgabe und Thätigkeit der Muse des Dramas dar, indem er die antike Tragödie, das Drama der großen Meister des 16. Jahrhunderts, das bürgerliche Schauspiel, die verschiedenen Arten des Lustspiels, das Ballet vor den Hörern vorüberführte; er rühmte Schinkel, den großen Künstler, dem man das glänzende Gebäude verdankte, flocht eine feine Huldigung für den König ein und bestimmte in edlen Worten die Wirkung der Kunst:

Die Kunst versöhnt der Sitten Widerstreit,
In ihren Kreisen waltet Einigkeit.
Was auch sich sucht und flieht, sich liebt und haßt,
Eins wird vom Andern schicklich angefaßt,
Wie Masken, grell gemischt, bei Fackelglanz,
Vereinigt schlingen Reih- und Wechseltanz.
Vor solchen Bildern wird Euch wohl zu Muthe.
Empfangt das Schöne, fühlt zugleich das Gute!

Während diese größere Aufgabe zur vollen Befriedigung des damaligen Publicums gelöst wurde und, trotz einiger Längen, den ihr zu Theil werdenden Beifall verdiente, vermochte die größte, welche Goethe zufiel, den gehegten Erwartungen nicht zu genügen. Das Festspiel nämlich, durch welches Goethe, im Auftrage des Grafen Brühl, die Rückkehr der verbündeten Könige und Heere, das Ende des Befreiungskriegs, verherrlichen sollte,

„des Epimenides Erwachen" (1815) (vgl. oben S. 347), rief mit Recht den Berliner Volkswitz hervor: „J wie meenen Sie des?" Denn es erſchien damals und erſcheint noch heute als eine ſchwerverſtändliche Allegorie, deren Idee und Ausführung für Ort und Zeit nicht paßte, denen ſie geboten wurde. Mag Goethe ſelbſt, wie neuerdings*) geiſtreich dargelegt worden iſt, der Schläfer ſein, der den gewaltigen Kampf verſchlafen hat, oder mag der Held der nicht allgemein bekannten antiken Sage durch einige wenige Striche moderniſirt ſein, das Stück wirkt ernüchternd und erkältend, ſtatt zu erwärmen und zu erheben. Die Miſchung von Antikem und Modernem, Allegoriſchem und Hiſtoriſchem macht einen wenig künſtleriſchen Eindruck; das aber, was für ein ſolches Stück am meiſten erforderlich war, das warme, zündende, patriotiſche Wort ſtand Goethe nicht zu Gebote.

Doch gab es Goetheenthuſiaſten, die ſich und Andere über den geringen Eindruck des Stückes zu täuſchen ſuchten. Unter dieſen nimmt K. Fr. Zelter die erſte Stelle ein, Goethe's Freund, der Berliner Maurermeiſter und Director der Berliner Singakademie, eine echte Berliner Perſönlichkeit und eine eigenthümliche Erſcheinung in Goethe's Freundeskreis. Denn außer Heinrich Meyer, dem Künſtler und Kunſthiſtoriker, war er vielleicht der einzige Mann aus dem Volke, mit dem Goethe in innigem Verkehre ſtand. Und es iſt charakteriſtiſch, daß Goethe gerade dieſen beiden die wärmſte Sympathie ſchenkte, dem Weimaraner eine wahrhaft brüderliche Traulichkeit, dem Berliner eine Kameradſchaftlichkeit, ſelbſt mit dem brüderlichen Du gepaart, gewährte, wie ſie ſonſt bei Goethe ſelten vorkamen. Was ihn an Zelter feſſelte, war deſſen Urwüchſigkeit, ſein durch die ſchwerſten Schickſalsſchläge nicht zu beſiegender Humor, die Kernhaftigkeit ſeines Weſens, die Klarheit und Unbeſtechlichkeit ſeines Urtheils. Zelter war der Apoſtel Goethe's in Berlin. Er war

*) Vgl. Burdach im Goethe-Jahrb. XI, S. 16. Morſch im G. J. XIV. Die angeführten Goethiſchen Dichtungen in allen Ausgaben der Werke.

wie Moritz ein Schwärmer für Goethe's Person und wie Schlegel ein begeisterter Lobredner der Goethischen Schriften. Nur daß er nicht wie Jener ein weltabgewandter Sonderling und wie Dieser ein schwerverständlicher Philosoph war, sondern mitten im Leben stehend deutlich und natürlich in kernhafter Weise mit derbem Humor zu reden wußte. Er componirte Goethe's Lieder und machte sie durch gefällige Musik zum Gemeingute der Sangeslustigen. Er predigte sein Evangelium auf den Gassen, in Gesellschaften, im Theater. Er verkündete überall die Liebes- und Weisheitsworte aus Goethe's Briefen und vertheilte dessen Schriften wie ein Missionär seine Tractätlein. Er gab einem Jeden, was seinen Bedürfnissen und seiner Anschauungsweise entsprechen mochte. Vielleicht täuschte er sich manchmal über die Empfänglichkeit des Einen, über die Stimmung des Publicums, vielleicht war er in seiner Bewunderung manchmal zu naiv, in seiner Einwirkungslust zu aufdringlich, aber er wirkte durch sein lebendiges Wort und seine thätige Propaganda mehr als der eifrigste Schriftsteller. Er schuf Goethe eine Gemeinde in Kreisen, in die jener sonst schwer gedrungen wäre und wurde ihr Hohepriester, stets demüthig geneigt vor seinem und ihrem Gotte.

Zu dem Stabe Zelter's gehörten viele junge Frauen; eine seiner Lieblingsmaximen war die, auf die Frauen zu wirken. Die Frauen halfen Goethe's Sieg in Berlin vollenden. Unter den damaligen für Goethe begeisterten und thätigen Frauen lassen sich zwei Klassen unterscheiden: die Frauen jüdischen und diejenigen aristokratischen Ursprungs.

Unter den jüdischen Frauen stellen die drei bekannten Gestalten der Dorothea Veit, Henriette Herz und Rahel Levin (vgl. oben S. 132fg., 193—198) die drei verschiedenen Stufen der Stellung der damaligen Frauen zu Goethe dar.

Dorothea Veit zeigte ein eigenthümliches Gemisch von der kühlen Gesinnung, ja Abneigung ihres Vaters und dem rasch auflodernden Enthusiasmus ihres Geliebten. Selbst zu der Zeit, da Friedrich Lobredner strengster Observanz war, hielt sie sich

in der Reserve; einzelnen fast unwillkürlichen Huldigungsausbrüchen folgte unmittelbar Beschränkung oder Zurücknahme des Lobes. Ihre weibliche Eitelkeit wurde befriedigt, da sie Goethe sah und von ihm ausgezeichnet wurde: diese „unmittelbare Beschäftigung des Gottes" mit ihr war ihr „ein großer, ewig dauernder Moment"; aber das Katholisirende, ja geradezu Mystische in ihrer Natur ließ sie die rechte Beziehung zu dem großen Heiden nicht finden. Es war volle Wahrheit, wenn sie später in ihrer durchaus katholischen Periode die Worte brauchte: „Ich habe, seitdem ich Goethe kenne, immer ein Mißtrauen gegen ihn gehabt." Trotzdem darf die Wirkung, die sie auf die Berliner Gesellschaft zu Gunsten Goethe's ausübte, nicht unterschätzt werden. Sie war einem Pfadfinder vergleichbar, der, glücklich über den gefundenen Weg, in ein Triumphgeschrei ausbricht, den Begleitenden jubelnd zuruft, daß etwas Neues entdeckt sei, aber, alsbald zaghaft geworden, vor den Gefahren warnt und die Verantwortung von sich ablehnen möchte, die Nachfolgenden wirklich zum Ziele zu führen.

Henriette Herz, Dorothea innig befreundet, ging stolz den ihr gewiesenen Pfad. Sie konnte keine neuen Wege finden und auch die Gefahr der Abwege nicht erkennen, aber sie schritt ruhig fürbaß, in der Ueberzeugung, ihr werde der Weg zum Heile gereichen. Unter allen Berliner Jüdinnen jener Tage, die sich aus der Unbildung zu erheben oder aus der Lessing'schen Aufklärungsepoche zu befreien suchten, verstand sie Goethe vielleicht am Wenigsten und wirkte doch für ihn am Meisten. Denn sie war unermüdlich, allen ihren Besuchern, Männern und Frauen, Hohen und Niedrigen das neue Evangelium, das ihr aufgegangen war, zu verkünden. Anmuthige Gedichte klangen von ihren Lippen anmuthiger, und Liebesworte, die sie bei der Lectüre Goethischer Dramen mit vertheilten Rollen klangvoll und mit großer Affectation vorzubringen wußte, mochten manchem ihrer Partner verheißungsvoll ertönen. In Frau Henriettens Salon bildete sich die erste Goethegemeinde: der nach Neuem begierigen Herrin

äußerliche Schwärmerei erzeugte bei tiefer angelegten Naturen innere Erhebung und wahres Verständniß.

Dorothea brachte das Neue, Henriette reichte es zierlich, mit einschmeichelnder Liebenswürdigkeit den Willigen dar, Rahel Levin zwang es auf. Sie las die Schriften Goethe's mit feinstem Verständniß und wußte Jedem das ihm Passende darzubieten. Sie war nicht nur durch die Welt gerannt, sondern hatte Manches erfahren und erlebt, sie hatte geliebt und gelitten. Sie nahm die Schriften nicht in kritisch-zersetzender Manier auf und beliebäugelte sie nicht wie einen zierlichen und kleidsamen Schmuck, sondern sie ergriff dieselben und hielt sie fest als Lebensnahrung und Lebensstütze. Ihr war es oft, als wären diese Schriften für sie geschrieben, denn sie enthielten, was sie in guten und bangen Stunden gedacht und gefürchtet, als wäre sie die Einzige, die den Meister so verstände und würdigte, wie er verstanden und gewürdigt werden müßte, als würde sie ihn immer angebetet und vergöttert haben, selbst wenn kein Anderer ihre Verehrung getheilt hätte. Sie wurde nicht müde, für Goethe zu wirken, wo und wie sie konnte: durch Briefe, durch Gespräche, durch Abhandlungen. Gerne begleitete sie einzelne neu erschienene Schriften mit ihren Anmerkungen; in den verschiedensten Stimmungen wußte sie Goethische Worte zu citiren, welche auf ihren Zustand paßten. Auch sie hatte, wie ihre erwähnten Genossinnen, Gelegenheit, Goethe persönlich nahe zu treten; aber ihre Verehrung wurde durch derartige persönliche Beziehungen in keiner Weise geändert. Nur als Goethe ihr Urtheil billigte, jubelte sie auf, als sie durch ihr Wirken eine Anzahl Zustimmender zu dem Büchlein: „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden" (1823) vereinigt hatte, fand sie sich durch diese That belohnt und durch die Anerkennung, welche der Gefeierte dem Werkchen zollte. Dies war ihre schönste Zier, „der schwarze Adlerorden, der ihr belohntes Herz bedeckte." Wenn das wirklich die echte Liebe ist, die sich ewig gleich bleibt, mag man ihr Alles gewähren oder Alles versagen, so besaß Rahel diese echte Liebe. Der Meister

hätte sie verkennen können, wie er sie anerkannte, sie blieb unbeirrt seine Priesterin und Prophetin.*)

Neben den jüdischen halfen einzelne der Aristokratie angehörenden Frauen den Sieg Goethe's in Berlin vollenden. Unter ihnen mögen statt aller übrigen nur zwei: Amalie von Helvig und Bettina von Arnim**) genannt werden. Die Wirksamkeit der Letztgenannten war aber eine andere und zwar geringere als die der Früherbehandelten; theils lebten sie, wie Amalie von Helvig, nur eine verhältnißmäßig kurze Zeit in Berlin, theils fiel ihr Einfluß, wie bei Bettina, hauptsächlich in die Zeit nach Goethe's Tod. Ein Wesentliches aber hatten sie vor ihren jüdischen Schwestern voraus: nämlich die innigere persönliche Beziehung zu Goethe. Was Rahel Jahrzehnte lang als das größte Gnadengeschenk des Himmels erflehte: Goethe zu sehen und zu sprechen, das war der in Weimar geborenen, aus einer Goethe nahestehenden Familie (v. Imhoff) entstammten Amalie leicht genug geworden. Sie, die selbst dichterisch beanlagt war und schon ehe sie nach Berlin kam, durch Volkslieder, Uebersetzungen und ein großes Epos ihren Namen bekannt gemacht hatte, war eine Schülerin Goethe's und von ihm liebreich behandelt worden. Sie konnte in den höchsten Kreisen — Gneisenau war ihr Hausfreund und auch der Hof war ihr nicht verschlossen — von Goethe reden wie von einem Lebendigen und Wirkenden und, gleich wie von einem väterlichen Freunde, von demjenigen sprechen, den die Anderen nur als Lichtspender und Geistesträger von Ferne verehrten. Sprach Amalie wie eine Freundin, so deklamirte Bettina wie eine Liebende und Geliebte. Diese eigenartige Frau, die noch in der Großmutterhaube etwas vom Kinde an sich hatte, die sich kraft ihrer überquellenden Phantasie eine

*) Ueber andere Berlinerinnen jüdischen Ursprungs, Marianne von Eybenberg und Sara von Grotthus s. Goethe-Jahrb. XIV.

**) Ueber Amalie von Helvig das Buch von H. von Bissing, Berlin 1888; für Bettina H. Grimm (Goethe-Jahrb. Bd. I). G. von Loeper in der Allg. d. Biogr. II.

Welt geſtaltete, zu welcher die Wirklichkeit nur Bruchſtücke geliefert hatte, ſie, die auf dem Schemelchen zu den Füßen der Frau Rath geſeſſen hatte und ſich wenigſtens einbildete, Goethe's Liebesſtammeln gehört und ſeine Sonette für ſich erhalten zu haben, hatte ſich von Goethe ein Bild componirt, das zuſammengeſetzt war aus Zügen des ewig jugendlichen Dichtergottes und des donnerſchleudernden Zeus. Wie ſie dies Bild im Herzen trug, alſo verkündete ſie's auch der aufhorchenden Schar ihrer Freunde und Bewunderer. Wie Achim von Arnim, ihr Gatte, übrigens ſchon einige Jahre bevor er ſich mit ihr verband, in ſeiner „Tröſteinſamkeit" einmal an Stelle des Namens Goethe einfach das Sonnenzeichen geſetzt und gedichtet hatte:

Und erſcheint als Gott Dir Goethe
Auf der Menſchheit heiligem Thron,

ſo weihte auch ſie, hierin ihrem Gatten gleich, dem Dichter und Menſchen eine übermenſchliche Verehrung.

Die Theilnahme für Goethe zeigte ſich ſelbſt in den Hofkreiſen.*) Während Prinzeſſin Wilhelm, eine Hauptſtütze der frommen Cirkel, für die falſchen Wanderjahre Partei nahm, verkündete der Kronprinz eine „glänzende Lobpreiſung" Goethe's, ja ſelbſt der König, der geringe litterariſche Neigungen hatte, gewöhnte ſich daran, Goethe gelten zu laſſen, wenn er auch ſeine Schwiegertöchter Auguſta und Marie gern mit dem großen Weimarer Schriftſteller neckte. Durch dieſe kam dann eine lebhafte, auch auf perſönliche Verehrung gegründete Antheilnahme ſelbſt in die excluſivſten Kreiſe. Freilich ſoll der König, ärgerlich geworden über die vielen Ehren, die Goethe von Potentaten und Berliner Zeitungen zu Theil wurden, jene beſpöttelt und dieſen das Wiederholen der Lobeserhebungen unterſagt haben. Als die erſte Lieferung von Goethe's Werken in Berlin ausgegeben wurde (1826), worin z. B. Helena und die Gedichte auf Ulrike von Levetzow neu waren, wurde ſie lebhaft beſprochen. Die Nachricht von Goethe's

*) Varnhagen Bll. II, 402, 411; III, 411; IV, 413, 417. — Ferner mündliche Mittheilung des verſt. Herrn Grafen von Redern.

ſchwerer Erkrankung (1823) — eine ſcheinbar authentiſche Nachricht von ſeinem Tode war bereits verbreitet — erregte in Berlin großen Schrecken.

Der Sieg Goethe's in Berlin war entſchieden; das letzte Jahrzehnt von Goethe's Leben half nur den Triumph nach allen Seiten verbreiten und die Kreiſe ausdehnen, in denen Goethe herrſchte.

Zunächſt beugten ſich die Künſtler. Zwar hatten einzelne derſelben auch ſchon früher mit ihm in gutem Vernehmen geſtanden. Chodowiecki, der von Goethe ſehr bewundert worden war, hatte ſeine geſchickte Hand nicht bloß den Himburg'ſchen Nachdrucken geliehen, ſondern nebſt einigen anderen Berliner Stechern und Radirern auch an den echten Ausgaben der Werke mitgearbeitet. Die Berliner Kunſtakademie hatte ſich, wie oben (S. 362) gezeigt wurde, zumeiſt wohl auf Moritz' Antrieb, eine Ehre daraus gemacht, Goethe unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Gleichwohl fehlte es am Anfange des 19. Jahrhunderts nicht an Mißverſtändniſſen und Gegenſätzen. Goethe hatte (1800) in einer „flüchtigen Ueberſicht über die Kunſt in Deutſchland" geſagt: „In Berlin ſcheint außer dem individuellen Verdienſt bekannter Meiſter der Naturalismus mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeitsforderung zu Hauſe zu ſein und der proſaiſche Zeitgeiſt ſich am meiſten zu offenbaren." Gleichzeitig hatte er mahnend darauf hingewieſen, daß es keine patriotiſche Kunſt und Wiſſenſchaft gäbe. Gegen dieſe Ausführungen proteſtirte Gottfried Schadow in einem von der Zeitſchrift „Eunomia" abgedruckten Aufſatze. Schadow, der durch ſeine Werke Goethe erſt ſpäter nahe trat, beſonders bei Gelegenheit des Blücherdenkmals für Roſtock, für welches Goethe die bekannten, den Fürſten gut charakteriſirenden Verſe ſchrieb, ſtellte ſich im Weſentlichen auf den realiſtiſchen gegenüber dem von Goethe vertretenen idealiſtiſchen Standpunkt. Bei aller Achtung vor Goethe, dem er die „unverzeihliche Beſcheidenheit verbieten" wollte, als letzten Homeriden ſich zu erklären, lehnte er die von jenem geſtellte

Forderung ab, sich die Antike zum Muster zu nehmen und ließ es an kleinen Sticheleien gegen die von Weimar ausgehenden Bilder nicht fehlen.

Es dauerte jedoch nur wenige Jahrzehnte, so wurden in Berlin die von Weimar ausgeschriebenen Preise begehrt, die dort festgehaltenen hochgepriesenen Muster der Antike angenommen, Goethe's und der Weimarer Kunstfreunde Kunsturtheile als Orakel erklärt. Die Bedeutung des Berliner Umschwungs wird dadurch um so größer, als er zusammenfällt mit der Kriegserklärung der Weimaraner gegen die neudeutsch-religiös-patriotischen Kunstbestrebungen. Die damaligen tonangebenden Berliner Künstler Rauch, Schinkel, Fr. Tieck — auch der jüngere Rietschel wurde durch seinen Meister Rauch in denselben Anschauungen erzogen — standen durchaus auf Goethe's Seite und schickten ihm oder seinem Getreuen Heinrich Meyer, der von dem Meister nach Berlin geschickt worden war, um eine Generalinspection über das Geleistete zu halten, Berichte über die neuen Ausstellungen und die Fortschritte der Kunst überhaupt. Sie erbaten Urtheile über ihre Werke, deren Stiche sie, wie Schinkel, nach Weimar sendeten, sie drängten sich dazu, Goethe's Bild der Nachwelt zu überliefern. Rauch, der zu wiederholten Malen dies schwierige Werk versuchte, brachte es zu solcher Vollendung, daß sein Name mit dem Goethe's dauernd verknüpft ist. Eine derartige Verkörperung der Züge des Dichters trug viel zu seiner Popularität bei. Denn die Vervielfältigung der bisherigen Bilder, Stiche, Silhouetten gaben in Folge der noch sehr mangelhaft entwickelten Reproductionstechnik keine genügende Vorstellung des Menschen; erst die Wiederholungen von Rauch's mannigfachen Versuchen befestigten das Bild des Dichters in dem Gedächtniß der Zeitgenossen.*) Daß Rauch sich aber so lange

*) Interessante Briefe Berliner Künstler an Goethe und Meyer sind abgedruckt Goethe-Jahrb VII, 202—205, 217fg., 219 fg., Bd. XV. Speziell über Rauch: K. Eggers, Rauch und Goethe, Berlin 1889 (vgl. G. J. XI, 260). — Ueber die Rauch'schen Darstellungen Goethe's und die Versuche

und vielfach bemühte, bis es ihm gelang, den Dichter so lebenswahr darzustellen, war nicht bloß ein Zeugniß der Gewissenhaftigkeit des Künstlers, sondern auch eine Folge der nur allmählich sich gestaltenden Vertrautheit des Dichters und Künstlers, die aber dann fest und innig wurde. Rauch, der sich nicht scheute, fachmännischen Rath von Goethe zu erbitten, der ihn ehrte als Fortsetzer des von Winckelmann und Lessing begonnenen Werkes, liebte ihn als Freund und wurde von ihm wiedergeliebt. Wie er in dem Goethischen Kreise charakterisirt wurde als der „liebenswürdigste Künstler, schön wie ein Grieche, einfach, bescheiden, offen, schnell auffassend, von der heitersten Gefälligkeit", so sah Rauch, welcher die in Weimar verbrachten Tage als „unvergeßlich schöne" bezeichnet, in Goethe den göttlichen Menschen, dem näher zu sein es ihn stündlich dränge. So oft er von Weimar zurückkam, war er, wie ein dem Dichter und dem Künstler gleich nahestehender Berichterstatter sich ausdrückt, „in einem gewissen höheren Gefühle, welches ich auch an Anderen, die von Ihnen kamen, bemerkt habe, ja selbst mir persönlich bewußt geworden bin. Es ist etwas Aehnliches von Verklärung und Standeserhöhung oder vielmehr Heiligung."

Auch die Vertreter der anderen Künste traten zu Goethe in ein näheres Verhältniß, besonders die Musiker. Dies Verhältniß war angebahnt worden durch Reichardt, der, trotz der kleinen Mißhelligkeiten, von denen früher (S. 364 fg.) die Rede war, treu

---

überhaupt, Goethe's Bild festzuhalten: H. Rollett. Die Goethe-Bildnisse, Wien 1883; F. Zarncke, Kurzgefaßtes Verzeichniß der Originalaufnahmen von Goethe's Bildniß, Leipzig 1888. — Genaueres über den brieflichen Verkehr und die persönlichen Beziehungen Goethe's und der einzelnen Berliner Künstler und Schriftsteller bei Strehlke, Goethe's Briefe, 3 Bde., Berlin 1882—1884. — Die Stelle über Rauch in dem noch unten benutzten Briefwechsel Goethe's mit dem Staatsrath Schultz, hgg. von H. Düntzer, Leipzig 1852. — Ueber Schadow s. dessen kleine Schriften, hgg. von J. Friedländer 1860, und H. Grimm, Vjschr. für Littgesch., Bd. I; neuerdings L. Geiger, Vom alten Schadow (mit ungedruckten Briefen Goethe's und den Briefen Schadow's an Böttiger) in Westermann's Monatsheften 1894, Oct.-Dec.

bei Goethe verblieb und der als Componiſt Goethiſcher Lieder mit Recht weit größere Erfolge erzielte als Zelter; es war durch den Ebengenannten fortgeſetzt worden und wurde durch Zelter's Schüler, Felix Mendelsſohn-Bartholdy zu ungeahnter Herzlichkeit erhoben. „Ich bin Saul und Du biſt mein David; wenn ich traurig und trübe bin, ſo komme Du zu mir und erheitere mich durch Dein Saitenſpiel", ſagte Goethe zu dem jugendlichen Freunde, der ſein ganzes Herz gewonnen hatte. Niemand vielleicht verſtand ſo gut wie dieſes frühreife Kind — er war 12 Jahre, als er das erſte Mal, und 21 Jahre, als er zuletzt in Weimar erſchien — die Wunderkraft der Muſik an dem Meiſter zu üben, ihn zu tröſten, über die Kümmerniſſe des Erdendaſeins hinwegzuheben und durch ungewohnte Genüſſe zu erquicken. Und Niemand vielleicht verſtand ſo gut wie der alternde Meiſter, den Knaben und Jüngling anzuſpornen, ihn durch ſchwierige Aufgaben zu reizen und den „himmliſchen koſtbaren Knaben", wie er ihn gelegentlich nannte, zu belobigen und zu belohnen. Was Felix in Weimar erfahren und in ſich aufgenommen hatte, verarbeitete er auf ſeinen weiten, mit Erfolg gekrönten Reiſen; dort wurde er nicht müde ſein Goetheevangelium zu predigen. Aber wie er zu wahrer innerer Ruhe erſt gelangte, wenn er nach Hauſe zurückgekehrt war, ſo wurde er in Berlin erſt recht des weihevollen Segens inne, den er von dem Großwürdenträger im Reiche des Geiſtes erhalten hatte. Seine Eltern rühmten den Meiſter, zuerſt weil er den Sohn geweiht hatte, ſodann, weil er ſie durch ſeine Schriften erquickte; ſeine Schweſter Fanny, durch ein Goethiſches Verſchen geehrt, componirte manches Goethiſche Gedicht; das Mendelsſohn'ſche Haus, ſeit lange ein Sitz edelſter Herzens- und Geiſtesbildung, wurde und blieb für die ganze ſich immer mehr entwickelnde Stadt ein Mittelpunkt wahrer Goetheverehrung und eine Stammburg echter Goethereife.*)

*) Ueber Felix Mendelsſohn und Goethe: Geiger, Vorträge S. 240 fg. und die dort angeführte Litteratur. S. Henſel, Die Familie Mendelsſohn. 5. Aufl. Berlin 1889; ſpeciell Goethe-Jahrb. IX, 352 fg., XII, 77 ff., 110 ff.

Wie aber ein König von den verschiedenen Ressortministern Berichte, so erhielt Goethe auch von den Vertretern anderer Künste und Gewerbe Anschreiben und Mittheilungen. Unter den Führern der damaligen Berliner Kulturbewegung waren Beuth und Thaer Goethe's Correspondenten. Von den großen für Landwirthschaft, Bauwesen, Handel und Gewerbe geplanten und theilweise ausgeführten Veranstaltungen erhielt Goethe direkte Kunde; Manches, wie die „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker", beurtheilte er und gab durch solche Beurtheilungen Anregungen zu Aenderungen und Neuschöpfungen. Ein Zweig des Kunstgewerbes, der bei Goethe und anderen Weimaranern besonders beliebt war, die Medailleurkunst, hatte in Berlin hervorragende Vertreter gefunden; mit einem der geschicktesten unter denselben G. L. Loos stand Goethe zeitweilig in Verkehr.

So großen Raum die bildende Kunst unter Goethe's Beschäftigungen während seines letzten Jahrzehnts einnahm — führte doch die von ihm herausgegebene Zeitschrift den Titel „Kunst und Alterthum", — so blieb doch die Wissenschaft die Hauptangelegenheit seines Lebens. Mit welchem Eifer und welcher Zähigkeit bemühte sich Goethe an der Schwelle des Greisenalters der arg verfehmten Farbenlehre zum Siege zu verhelfen. Zu diesem Kampfe warb er aller Orten um Bundesgenossen. Wie froh war er daher, für seinen Streit freiwillige Hülfstruppen in Berlin, wo ihn die Akademie der Wissenschaften 1806 zum Mitglied ernannt hatte und wo ihn unter den Männern der Wissenschaft besonders Wolf förderte und verehrte, zu finden (vgl. oben S. 306 und 260). Der eine Helfer war der Staatsrath Schultz, ein hoher Staatsbeamter, der aber unfreiwillige Muße genug hatte, um sich der Wissenschaft hinzugeben. Schon früh hatte er sich in Goethe's Farbenlehre vertieft, und da er ihr unbedingten Beifall schenkte, seit 1811 versucht, öffentlich für dieselbe einzutreten. Doch beschränkte sich, wie dies bei Goethe und den Seinen charakteristisch ist, die Correspondenz zwischen beiden Männern nicht auf ihre gemeinsame wissenschaftliche Angelegenheit, sondern

erſtreckte ſich auf manche andere Gebiete; die wiſſenſchaftliche Annäherung gedieh zu perſönlicher Freundſchaft.

Noch erfreulicher, als die Kampfgenoſſenſchaft dieſes Mannes, der zwar wiſſenſchaftlich gebildet, aber doch nicht eigentlich Fachmann war, mußte für Goethe das Eintreten eines wirklichen Fachmanns ſein. Die Vorleſungen, welche dieſer, Herr v. Henning, damals kaum dreißig Jahre alt, an der Berliner Univerſität über Goethe's Farbenlehre hielt, galten Goethe für ein hochwichtiges Ereigniß. Er ermüdete nicht, ſeinen Correſpondenten rühmend davon Mittheilung zu machen. „Eigentlich", ſchrieb er einem der Vertrauteſten, „darf ich ſagen, daß ich wohl verdiene, nach dreißigjährigem Schweigen zu der niederträchtigſten Behandlung, die ich von meinen Zeitgenoſſen erduldete, endlich durch eine friſche, hochgebildete Jugend zu Ehren zu gelangen."*) Auch dem jungen Genoſſen ſelbſt ſchrieb er manch freundliches ermunterndes Wort, unterſtützte ihn mit mancherlei Anweiſungen und überſandte ihm die nöthigen Apparate. Freilich überſchätzte er ſeinen jugendlichen Bundesgenoſſen, deſſen Wollen ſtärker war als ſein Können und gab ſich Täuſchungen über die Einwirkung jener Vorträge hin. Denn das Heer der geſchworenen Gegner Goethe's, die Newtonianer, die berufsmäßigen Phyſiker konnte dieſer Parteigänger ſchon aus dem Grunde nicht überzeugen, weil er nicht Phyſiker, ſondern Philoſoph war.

In den Reihen der Philoſophen nun fand Goethe ſeine Getreuen; das damalige Haupt derſelben, Hegel, ſtand treu auf ſeiner Seite. Schon als Jenaer Dozent war dieſer Goethe perſönlich näher getreten. Goethe blieb für den Philoſophen der Dichter, deſſen Werke Grundlage wurden für die neuzuerbauende Aeſthetik, der Forſcher, deſſen naturwiſſenſchaftliche Methode grade wegen ihrer philoſophiſchen Art Hegel imponirte, der „ewig junge" Menſch, „ein ehrwürdiges, gutes, fideles Haupt, daß man den hohen Mann von Genie und unverſiegbarer

*) W. Arndt's Veröffentlichung der Briefe an H. Goethe-Jahrb. III, S. 199—221.

Energie des Talents darüber vergißt." Hegel warb ſeine Schüler für Goethe und nahm ſich Fremder an, ſobald er in ihnen die gleiche Begeiſterung für den Meiſter ſpürte, die er ſelbſt hegte.*) Daher intereſſirte er ſich für den jugendlichen K. E. Schubarth**), der von Berlin aus in eigenartiger, aber für einen größeren Kreis wirkungsloſer Weiſe das Verſtändniß Goethe's auszubreiten und in das Weſen der Fauſtdichtung einzudringen bemüht war. Unter ſeinen eigenen Schülern rüſtete er beſonders zwei Kämpen für Goethe aus: den Aeſthetiker Hotho und den großen vielſeitig gebildeten Juriſten Ed. Gans.***) Die Genannten und manche jüngeren Hegelianer in Berlin und anderwärts wurden Propheten für Goethe's Ruhm, einſeitige und eigenſinnige, die ihre Philoſophie in des Dichters Werken wiederfanden oder ſie in dieſelben hineindeuteten, durch ein ſolches Verfahren Manches, z. B. den „Fauſt", der Menge ungenießbar und unverſtändlich machten, daher der allgemeinen Anerkennung von Goethe's Schriften mehr ſchadeten als nützten.

Nur dadurch, daß ſie die „Berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik" in Goethe's Dienſt ſtellten, nützten ſie dem Patriarchen. Denn ſie forderten ihn nicht bloß zur Mitarbeit auf und erhielten wirklich einige Recenſionen von ihm zugeſandt, ſondern ſie verkündeten gerne ſeinen Ruhm. Das geſchah nicht bloß in vielen gelegentlichen Bemerkungen, ſondern in größeren Arbeiten, die Goethe's geiſtiges Weſen und die Art ſeiner Einwirkung auf Deutſchland darzulegen ſuchten. Gehörte doch Varnhagen v. Enſe zu den Begründern der „Jahrbücher", er, der ſeit ſeinen poetiſchen Jugendverſuchen ſein Verſtändniß für Goethe vertieft hatte und in ſeiner Gattin Rahel die unermüdliche Anſpornerin fand, ſeinem Enthuſiasmus Worte zu leihen.

---

*) Briefe von und an Hegel, hgg. von K. Hegel, 2 Bde., Leipzig 1887, vgl. G. J. IX, 301 fg.

**) Zur Beurtheilung Goethe's, 1820. — Briefe Goethe's an ihn: Hettner, Deutſche Rundſchau, Bd. 2.

***) Vgl. Geiger, Vorträge und Verſuche, S. 255 und 280.

Aber auch Wilhelm v. Humboldt zählte zu den Mitarbeitern, und selten ist etwas Besseres über Goethe geschrieben worden, als Humboldt's Analyse und Betrachtung von Goethe's zweitem römischen Aufenthalt, welche zuerst in den „Jahrbüchern" erschien. Humboldt war Goethe immer nahe geblieben und genoß die wehmüthige Freude, Goethe's letzten Brief, nach dem Abschlusse des „Faust" zu erhalten, eine Art geschäftlichen Rückblick über jene Dichtung und Goethe's dichterische Thätigkeit überhaupt.*) Solche Männer wie Humboldt, von vornehmer Geburt, von vielseitiger Bildung, durch keinen Beruf beengt, durch keine Rücksichten gehemmt, mußten durch ihr Wort für Goethe weit nachhaltiger wirken als Fachgelehrte.

Der Dichter aber sprach am liebsten durch seine dichterischen Arbeiten zu seinen Zeitgenossen. Das Theater stand ihm auch in den letzten Jahren offen. Zwei seiner treuesten und begabtesten Schüler, das Ehepaar Wolff, Pius Alexander und Amalie, verbreiteten seinen Ruhm, indem sie seine Stücke spielten und die Lehren beherzigten, welche sie von ihm empfangen hatten. Im „Königstädtischen Theater" und als Vorleser wirkte K. v. Holtei, der lange in Weimar geweilt hatte und im Goethischen Hause ein beliebter Gast geworden war. Er gab sich Mühe für eine Bühnenaufführung des „Faust", für welche auch Höhere eintraten. Die Musik, welche Prinz Radziwill zu einzelnen Scenen geschrieben hatte, fand in Weimar Beachtung und trug dem hochgeborenen Componisten kleine dichterische Beiträge des Meisters ein. Die Vorführung dieser Musik fand vor einem ausgewählten Kreise statt. Denn die Zeit war noch fern, da der ganze „Faust" von der Bühne herab zu der Menge sprechen sollte. (Die erste Aufführung des ganzen ersten Theils erfolgte in Berlin 1838; die erste Aufführung des Gesammtwerkes 1878.) Und da der Abschluß des Werkes noch immer vergeblich erwartet wurde — nur Bruchstücke des zweiten Theils waren in die

*) Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern Humboldt, ed. Bratranek, Leipzig 1876. Vgl. oben S. 269fg.

Oeffentlichkeit gedrungen, — fehlte es nicht an eigen artigen Versuchen Unberufener zur Ergänzung des 1. Theils. Ein Berliner, K. J. Schöne, wollte in seinem „Faust" den wahren Abschluß gefunden haben, indem er den Helden zum Glauben zurückführte und durch die Religion sühnte, plagiirte sonst Goethe in schnödester Weise und zog sich dadurch die Verspottung des Dichters zu.*) Ein anderer, Julius v. Voß, ergänzte in seinem eigenartigen, aus Klinger'schen und Schink'schen Entlehnungen zusammengesetzten Schauspiele**) die Goethischen Lücken durch ein politisches Getriebe, einen aus einer Revolution sich bildenden demokratischen Staat, in welchem der Titelheld des Stückes das große Wort führte. In dieselbe Zeit (1828 und 1829) gehören noch andere Bemühungen, den Faststoff zu dramatisiren: K. v. Holtei's Spektakelstück, Dr. Johann Faust, der wunderthätige Magus des Nordens, das der Dichter zuerst die Unverfrorenheit hatte, als unter Goethe's Mitwirkung entstanden darzustellen und J. C. Bernard's Operntext. Beide hatten mit Goethe's Dichtung wenig zu thun: Holtei's Stück, im Königstädtischen Theater aufgeführt, behagte am meisten dem Conditor, der Hunger und Durst der lange Zeit hingehaltenen Zuschauer gern befriedigte; Bernard's Oper brachte es, trotz Spohr's vielgerühmter Musik und der ausgezeichneten Darstellung im Opernhause binnen 14 Jahren nur zu 11 Vorstellungen.

Waren derartige Versuche auch sehr wenig im Sinne Goethe's, so arbeiteten dagegen andere Dichter und Schriftsteller ihm zu Liebe. Der von F. W. Gubitz viele Jahre hindurch herausgegebene „Gesellschafter" ließ sich gern zum Sprachrohr der Goetheverehrer gebrauchen. Eine andere, von Fr. Förster, dem Dichter der Verse, „Als ich ein junger Geselle war", die lange

*) Die Beiträge Goethe's zu Radziwill's Musik unter den „Paralipomena" (Weim. Ausg. Bd. XV, 1). K. J. Schöne, „Faust", Berlin 1822; Goethe's Gedichte gegen ihn, Gedichte ed. Strehlke III, 215.

**) Julius v. Voß, Faust, Berlin 1833. Neudruck von G. Ellinger, Berliner Neudrucke II, 2, Berlin 1890. Vgl. „Die Nation" 1889, S. 504 fg.

für Goethe's Eigenthum gehalten wurden, begründete Zeitschrift „Neue Berliner Monatsschrift“ (1821) ließ sich geradezu angelegen sein, im Gegensatze zu ihrer längstvergangenen Namensschwester, Goethe zu verherrlichen. Sie wurde eröffnet mit einem „Bericht an Goethe über die Kunstausstellung in Berlin zum Herbst 1820“; sie enthielt den ersten unvollständigen Druck von Goethe's Prolog zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses; sie brachte eine begeisterte Recension der damals erschienenen „Wanderjahre“*) und veröffentlichte einige enthusiastische Gedichte an Goethe.

Vielleicht die reinste Anerkennung fand Goethe in einem Kreise begabter und bedeutender Männer verschiedenen Standes, einem zwanglosen Verein, der sich unter dem Namen der „Berliner Mittwochsgesellschaft“ 1824 in Berlin gebildet hatte. Allwöchentlich kamen Dichter und Liebhaber der Dichtung, Chamisso, Varnhagen, Fouqué, Neumann, Hitzig, Simrock, Eichendorff u. A. zusammen, um sich neue Gedichte und Aufsätze von Nichtmitgliedern mitzutheilen und sich an litterarischen Gesprächen zu erfreuen. Sie waren Alle, jung oder alt, einig in ihrem Cultus der Großen und feierten als einzige Festtage die Geburtstage der Dichterheroen. Zu Goethe's Geburtstag erschien wiederholt ein Liederbüchlein, Gedichte enthaltend, die in Folge eines Preisausschreibens für das beste Lied zur Feier des 28. August eingelaufen waren.**) Neben manchem Werthlosen enthalten diese Heftchen viel Schönes. Die Dichter fühlten sich mit ihrem Meister aufs Innigste verbündet, sie wünschten, ihres Werthes sich bewußt, von ihm erkannt zu werden, sie sahen ihre Lebensaufgabe in seiner Verherrlichung. Sie feierten, nachdem sie von 1824 an wiederholt den 28. August festlich begangen hatten, auch den 28. August 1832. Wilh. Neumann, einer der begabtesten

*) In diesen Zusammenhang gehört auch der Protest mancher Berliner, z. B. L. Tieck's, gegen die „falschen Wanderjahre“, welche allerdings von einzelnen Berliner Blättern gegen die Goethischen ausgespielt worden. Vgl. Strehlke a. a. O. III, 213fg.

**) Ueber diese Liederbüchlein und die Mittwochsgesellschaft überhaupt vgl. Geiger, „Der Bär“, Jahrg. 14, Nr. 46, Feuilleton. Vgl. unten Kap. 16.

aus jener Schar, rechtfertigte den festlichen Schmuck des Saals am Gedenktage, auch nach dem Tode des Meisters, mit dem Hinweis auf das Schiller'sche Wort, daß die Todten leben, wenn die Lebenden ihnen im Geiste nahe seien, feierte Goethe's Wesen, zählte auf und würdigte die, welche ihm ins Jenseits vorangegangen oder nachgefolgt waren. Er schloß mit der Strophe, die gewiß die Empfindungen Aller ausdrückte und vielleicht am besten das Verhältniß Berlins zu Goethe bezeichnet:

So hast Du, Goethe, glücklichster der Todten,
Der Freunde reiche Schar um Dich vereint;
Schon grüßt auch Zelter Dich, doch nicht durch Boten;
Der stirbt Dir lieber nach, als daß er weint.
Und wir? — Doch Stille sei dem Schmerz geboten,
Die Klage weiß nicht, was die Gottheit meint,
Tod ist uns Nacht, dem Todten Morgenröthe!
Ergreift die Becher, trinkt! — „Es lebe Goethe!"

Vierzehntes Kapitel.

Die Reaction.

Goethe's Name bedeutete eine geiſtige Weltmacht, die nicht durch die Landesgrenzen beſtimmt wurde. Gegenüber dem weltbürgerlichen Charakter, den dieſer Name und ſeine Einwirkung bekundeten, trat naturgemäß eine erhöhte nationale Stimmung, die Antrieb und Nahrung in den großen Siegen der Befreiungskriege fand. Deutſche oder vielmehr teutſche Sprache und Tracht wurden nun mit voller Entſchiedenheit beanſprucht. Jahn's, Arndt's und Anderer Anregungen fielen auf einen nur allzu günſtigen Boden. Was die Tracht anging, ſo wurde für die Männer das ſammetne Wamms mit offener Bruſt und langherabwallenden Locken gefordert. Die Prinzeſſin Wilhelm ſchlug vor (Baur, S. 189), obwohl ſie es ablehnte, eine vollkommene Tracht anzuregen, eine Art von deutſchem Modejournal einzuführen: das würde das Fremde verbannen, die Gemüther vorbereiten und den Fabrikanten nicht ſchaden, wie die einförmige Tracht.

Viel allgemeiner wurde das Pflegen der Deutſchthümelei in der Sprache. Vor dem Kriege (1805) hatte man ſich weidlich luſtig gemacht über Sprachreinigungsverſuche, über die Benennung der Interpunktionszeichen: Deutling, Erläuterling, Befeſtling, Schließling, und über die Vertauſchung der Fremdwörter durch deutſche: Lexicon, Epoche, Hypochondrie, Paroxysmus durch Sprachnachſchläger, Fallfriſt, Rippenknorpelſucht, Saufbrauſeſturm. Jetzt aber begann ein Sturmlaufen gegen die franzöſiſche Sprache, deren Allgemeinheit bekämpft und deren Verdrängung

durch die lateinische Sprache vorgeschlagen wurde.*) Noch weiter gingen Andere, die im Deutschen alle Vorbedingungen zu einer allgemein herrschenden Sprache sahen und geradezu als Ersatz für die französische empfahlen.**) Solche Empfehlungen und Schriften fanden durch Jahn geradezu begeisterte Lobpreisungen in den Worten:***) „Die Vielsprecherei ist der Sündenpfuhl, woraus aller Büchernebel dunstet ... Noch immer behauptet die deutsche Sprache im siegreichen Kriege ihr Urrecht als Ursprache ... Die Fremdsucht ist ihr Galle, Gift und Greuel, ein Irrleuchten im Dämmer und Nebel ... Ein Fremdwort bleibt immer ein Blendling ohne Zeugungskraft; es müßte dann sein Wesen wandeln und selber als Urlaut und Urwort gelten können. Wälschen ist Fälschen, Entmannen der Urkraft, Vergiften des Sprachquell, Hemmen der Weiterbildsamkeit und gänzliche Sprachsinnlosigkeit." Freilich konnte Jahn, ebenso wie die übrigen Turner, trotz aller Begeisterung für Blücher dem Helden nicht vergeben, daß er bei seinem Erscheinen auf dem Turnplatze die Turner mit „Messieurs" anredete und von den „Fatiguen" sprach, für welche sie sich kräftigen sollten.†) Auf eine sprachliche Kleinigkeit mag besonders die Aufmerksamkeit gelenkt werden, theils weil sie rein berlinisch war, theils weil sie eigenthümliche Folgen hatte. Am 11. Februar 1815 machte Theodor Heinsius in der Spenerschen Zeitung den Vorschlag, daß statt Mamsell und Madame, zwei Bezeichnungen, die durchaus aufhören müßten, die Titulaturen „Ehrenfräulein, Fräulein und Jungfer" und für die Verheiratheten „Ehrenfrau, edle Frau" eingeführt werden sollten. Dagegen schlug in der Vossischen Zeitung Jemand für Fräulein: Kunkel vor, wogegen Heinsius sich lebhaft wandte

*) Betrachtungen am Grabe der Frankensucht von J. F. Rosenheyn. Berlin 1814. Die Verdeutschungen S. 389 aus e. Rec. der Spenerschen Zeitung 1805.

**) Kolbe: Ueber Wortmengerei. 2. Aufl. Leipzig, Reclam 1812. Abgerissene Bemerkungen über Sprache. Nachtrag zur ersten Schrift. Leipzig 1813. Noch ein Wort über Spracheinheit. Berlin 1815.

***) Jahn: Die deutsche Turnkunst. Berlin 1816, S. XXI.

†) Parthey, Erinnerungen I, 423.

(25. März) mit der Begründung, ein ſolcher Vorſchlag „heiße der guten Sache geradezu entgegenwirken und dem Spott des Auslands Nahrung geben.“ Am 10. October wurde dann ein neuer Vorſchlag gemacht, man ſolle „das edle Wort“ Jungfrau allgemein anwenden. Wirklich hörte ſeitdem allmählich die Bezeichnung Mamſell auf und das Wort Fräulein trat an deſſen Stelle, freilich nicht ganz ohne Widerſpruch. Noch 1826 nämlich*) wurde über das Wort Fräulein ſelbſt im Miniſterium debattirt. Kamptz wünſchte das Wort nur für adlige junge Mädchen angewendet, während Schuckmann auf die Autorität Luther's hin jedem weiblichen unverheiratheten Weſen dieſe Bezeichnung belaſſen wollte. Auch die übrigen Miniſter gaben Gutachten ab. Der König, der in den Komödienzetteln darauf ſah, daß Demoiſelle, nicht Fräulein, geſetzt wurde, wünſchte nicht die Einführung der letzteren Bezeichnung in die bürgerliche Geſellſchaft.

Das puriſtiſche Streben, das ſolchen Abſonderlichkeiten zu Grunde lag, war ebenſo verkehrt wie die Bemühungen, das Wort deutſch durch teutſch zu erſetzen. Wie falſch dieſe letztere Veränderung iſt, zeigte ſpäter Jacob Grimm an vielen Stellen.**) Gegen die Verkehrtheit des erſteren, gegen die Sprachreiniger, traten Dichter, z. B. Goethe, in heftigen Xenien auf, die damals gedichtet, freilich erſt 1833 gedruckt wurden. Uebrigens wurde „deutſch“, nicht „teutſch“, 1816 nach Bundesbeſchluß für richtig erklärt. Der „Geſellſchafter“ 1817, 18. Januar meldete: „was die Orthographie betrifft, ſo hat ſich der Bundesrath auf die deutſche Seite gegen die teutſche geſchlagen; ſo gering dies auch ſcheinen mag, es iſt doch für den, der mehr als den Buchſtaben leſen kann, nicht ganz nichts.“

Das Deutſche wog nun auch in der Muſik vor. Bernh. Anſ. Weber, der bekannte Berliner Muſiker, ſchreibt in einem ungedruckten Briefe (10. März 1814): „Es iſt noch eine anſehnliche, gegen alles Deutſche übelwollende Parthei in Berlin, die

*) Vgl. für das Folgende Varnh. Bll. IV, 78fg., 82.

**) Vgl. Deutſches Wörterbuch, Bd. II, 1043.

nur ſchreit: Italieniſch, Italieniſch, die mich wegen meinem deutſchen, biedern Sinn verfolgt ... Nach dem Kriege hat ſich der König beſtimmt für die große deutſche Oper erklärt. Der Herr Iffland hat ihm durch den Herrn Staatskanzler die ital. Oper proponirt. ‚Ich will keine italieniſche Oper mehr', war ſeine Antwort. ‚Ich habe nichts dagegen, daß man fremde Kunſtwerke in meinen Theatern gibt, ich will aber, ſie ſollen in unſere biedere, kraftvolle Sprache übertragen werden.'"

Zur Pflege der deutſchen Sprache wurde in Berlin „die Geſellſchaft für deutſche Sprache" am 5. Juni 1815 gegründet, die Statuten am 20. December angenommen.*) Ihr Zweck war die wiſſenſchaftliche Erforſchung der deutſchen Sprache in ihrem ganzen Umfange. Dieſem Zweck ſollte ein Wörterbuch, eine Sprachlehre und eine Geſchichte der deutſchen Sprache dienen. Die Abhandlungen wurden in einem Jahrbuch veröffentlicht. Die einkommenden Gelder ſollten zur Verbeſſerung des Unterrichts in der Mutterſprache in den Volksſchulen verwendet werden. Zu den Stiftern gehörten Wolke, Zumpt, Ribbeck, O. L. Schulz. Außer dieſen vortrefflichen Zwecken diente die Geſellſchaft aber auch einſeitigem Purismus und ziemlich leerem Formelkram. Die Beamten der Geſellſchaft führten deutſche Bezeichnungen: Ordner, Aelteſte, Pfleger, Schriftwart, Schaffner. Das Protocoll hieß Berichtbuch, Archiv = Schriftenthum, Honorar = Ehrengeld, Redacteur = Druckordner, Circulation = Sende. Die Ordnung der Geſellſchaft war ſehr ſtreng. Jedes Mitglied war verpflichtet, die Sitzungen regelmäßig zu beſuchen; wer ein Vierteljahr ausblieb, wurde ausgeſchloſſen. Alles war bis ins Kleinſte feſtgeſtellt. Eine Viertelſtunde nach angeſetzter Zeit hatte der ältere Pfleger zu ſagen: „Meine Herren, ich rufe zur Arbeit!" Hatte der Vortrag über die angeſetzte Zeit hinaus gedauert, ſo mußte der ältere Pfleger auf den Tiſch klopfen und

*) „Geſetzurkunde der Berliniſchen Geſellſchaft für deutſche Sprache. Berlin 1816. Ein Originalexemplar mit eigenhändigen Unterſchriften der erſten Beamten in der G. L. St.

rufen: „die Zeit des heutigen Vortrags ist verflossen.“ Da die Gesellschaft nebenbei auch die Geselligkeit pflegte, so wurde für sie eine Art Commersbuch hergestellt, dessen Lieder freilich meistentheils mit den Zwecken der Gesellschaft nichts zu thun haben.*) Es sind fast ausschließlich ältere Lieder von Simon Dach, Claudius, Voß, oder Lieder der Zeitgenossen Schenkendorf, Uhland, auch Goethe. Der Zweck des Vereins trat eigentlich nur in zwei Gedichten hervor, dem einen von Schmidt von Lübeck, welches das deutsche Lied pries, es aber keineswegs nur als Eigenthum eines kleinen Kreises verehren wollte, sondern weitherzig genug schloß:

„Er (der Deutsche) läßt den Nachbar links und rechts,
Wes Landes, Glaubens und Geschlechts,
Nach Herzenslust gewähren.“

Das Schlußlied von A. F. Ribbeck ging direkt auf den Bund ein:

„Muttersprache! dich zu schauen,
Wie du warst in alter Zeit;
Neu den Tempel dir zu bauen,
Den ein fremder Dienst entweiht;
Licht der Wahrheit zu entzünden,
Um in deiner Tiefen Grund
Edlen Lebenskeim zu finden,
Das gelobe sich der Bund.“

Die Gesellschaft konnte im Laufe der Jahrzehnte, nachdem sie die auch von Jacob Grimm gebührend gegeißelte „unerlaubte Sprachreinigung“ aufgegeben hatte, eine weit ausgedehnte und erfolgreiche Wirksamkeit üben.

Weit wichtiger jedoch als diese war eine andere Gesellschaft, deren Anfang nach Berlin gehört. Es war die „Gesellschaft für Deutsche Geschichte“, die einem Plane des Freiherrn vom Stein ihr Entstehen verdankte, deren eigentliche Grundlage aber in Berlin gelegt wurde. Der „Berliner Plan für deutsche Geschichte“**) wurde im Sommer 1816 an einige hervorragende

*) Lieder für die deutsche Sprachgesellschaft, Berlin 1820, gedruckt bei W. Dieterici.

**) Für das Folgende R. Steig, Goethe und die Brüder Grimm, Berlin 1892, S. 129ff.; vgl. auch S. 196. Die wichtigsten Actenstücke waren schon G. J. IX, 34ff. von mir mitgetheilt; vgl. daselbst S. 88–93.

Männer, unter Anderen an Goethe und die Brüder Grimm, geſchickt. Die neue Geſellſchaft ſollte mit Hülfe der beſtehenden oder neuzubildenden Provinzialgeſellſchaften eine große Quellenſammlung gedruckter und ungedruckter deutſcher und lateiniſcher Geſchichtswerke aller Art herausgeben, beſonders auch die Kunſt und Litteratur in den Bereich ihrer Sammler- und Forſcherthätigkeit ziehen. In letzterer Beziehung ſollte ebenſo wie für die eigentlichen Geſchichtswerke die Reformation die Endgrenze bilden. Es lag im Plane, Grammatik und Wörterbücher herauszugeben, deutſche Volksbücher neu zu ediren. Grade der letztere Plan, für den die Brüder Grimm mit rühmlichem Eifer eintraten, wurde fallen gelaſſen und auch der erſtere kam wenigſtens nicht damals und nicht in Berlin zur Ausführung: Erſt 1819 wurde von Stein in Frankfurt die „Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde" gegründet. Erſt Jahrzehnte ſpäter wurde Berlin Sitz der Centraldirection der von jener Geſellſchaft ins Leben gerufenen „Monumenta Germaniae historica".

Solche Pflege des Deutſchthums, berechtigt als Widerſpruch gegen das frühere unmännliche Beugen unter Fremdes, zeigte ſich aber auch in unberechtigtem Auftreten gegen die, welche man für Fremde hielt, gegen die Juden. Dieſe, die durch eine eifrige Bildungsarbeit ſich in den letzten Jahrzehnten deutſche Bildung angeeignet, und durch Opfermuth und Tapferkeit, die ſie während der letzten Jahre bekundet, ſich der ihnen nach langen Kämpfen gewährten Gleichſtellung (11. März 1812) würdig gezeigt hatten — mochte es auch hämiſche un- und antideutſche Aeußerungen Einzelner geben, die man ungerechter Weiſe der geſammten deutſchen Judenheit ſchuldgab — wurden durch Theaterſtücke und Spottreden gereizt und durch obrigkeitliche Verfügungen in ihren Rechten gekränkt. Eine Poſſe von Seſſa „Unſer Verkehr", zuerſt verboten, nachträglich erlaubt, die Unſitten geißelte, welche auch bei Juden vorkamen, wurde im Theater bejubelt und ſchürte, namentlich auch in Folge von Broſchüren, die der Aufführung folgten, ſtark den Judenhaß.*)

*) Vgl. Geiger, Geſch. d. Juden in Berlin II, 191 fg.

Eine Broſchüre von Fr. Rühs ſprach den Juden wegen angeblicher Mängel die Fähigkeit ab, Bürger zu werden und verlangte ihre Beſchränkung auf eine gewiſſe Anzahl, Tragen eines Abzeichens und Zahlung eines Schutzgeldes. Wurden auch derartige Forderungen nicht zum Geſetz erhoben, ſo zeigten ſich doch als Folge ſolcher Wühlereien wörtliche und thätliche Ausſchreitungen, Zurückſetzung der Kämpfer, die durch ihre in den Befreiungskriegen davongetragenen Opfer und Wunden Anſpruch auf Verſorgung erlangt zu haben meinten. Ein jüdiſch-deutſcher Tempel mit deutſchen Gebeten und Reden wurde in Berlin geſchloſſen, die jüdiſchen Schulen für chriſtliche Kinder wurden unterſagt, akademiſche und andere Aemter den Juden durch Verordnung verweigert, die alten Schranken, die man glücklich durchbrochen wähnte, wieder aufgerichtet.

Das übertriebene Deutſchthum, wie es in derlei Ausſchreitungen ſich kundgab, zeigte ſich auch in der deutſchen Burſchenſchaft, die, an Berliner Anregungen von 1811 anknüpfend, dem rohen Landsmannſchaftsweſen vergangener Zeiten entgegenzutreten beabſichtigte. Sie wurde 12. Juni 1815, unter Mitwirkung des Berliners Maßmann, in Jena gegründet und gewann bald in Berlin feſten Fuß. Urſprünglich nur dazu beſtimmt, Sittlichkeit und Vaterlandsliebe unter der ſtudirenden Jugend zu erhöhen*), wollte ſie, oder vielmehr die Extremen unter ihnen, bald eine politiſche Rolle ſpielen. Bei dem großen Burſchenfeſt auf der Wartburg, 18. Oct. 1817, an dem unter 500 Burſchen 30 Berliner Theil nahmen — der Fahnenſchütz

*) Damals erſchien gewiß als eines der erſten in ſeiner Art: Berliniſches Commersbuch, Berlin 1817 bei Th. J. C. F. Enslin. Auf dem Titelblatt etwa in der Mitte zwei gekreuzte Schwerter, dazwiſchen ein Hut; auf dem Tiſche: Becher, Liederbuch und eine Traube. Das Buch, beginnend mit Arnim's Berliner Studentenlied, das o. S. 298 hätte erwähnt werden ſollen, enthielt 105 Lieder von Walter de Mapes und Fiſchart bis auf Rückert und Körner. Am zahlreichſten waren die allgemeinen Commerslieder. Daneben gab es 16 patriotiſche und Kriegsgedichte; auf 18 Weinlieder kam ein Bierlied; eigentliche Liebesgedichte kamen gar nicht vor, nur unter den Commersliedern einzelne Liebesklänge.

Aegidi unter den Aelteren und D. Schlotmann wurden besonders genannt — wurde auf Maßmann's Antrieb, dem Jahn nicht fernstand, unter Anwesenheit einer verhältnißmäßig sehr geringen Zahl von Theilnehmern*), ein Autodafé schlechter oder vaterlands- und freiheitsfeindlicher Bücher veranstaltet. Auch unter den Berlinern fanden sich Vertheidiger dieser übermüthigen That; die unreifen Jünglinge liebten es, sich mit Luther zu vergleichen. Das Gerechte ihres Thuns stand für sie ebenso fest, wie die Schädlichkeit der von ihnen verurtheilten Schriften: „Darüber", schrieb einer von ihnen**) „haben längst und vor unserm Gericht entschieden gar viele rechtschaffene deutsche Männer, denn es gibt fast keines unter den verbrannten Büchern, das nicht schon seinen freien und lauten Widerleger gefunden hätte." Diese unbesonnene That, die unter den Jenenser Professoren Lobredner fand, beförderte in Preußen und ganz Deutschland eine gewaltige Reaction, die durch die Aengstlichkeit der Regierung vor dem freiheitlichen Aufschwung hervorgerufen, durch Schriften, die in jeder freien Regung Verschwörung und Empörung sahen, genährt wurde.

Den Anstoß zum unwürdigen Sturmlaufen gegen alle freiheitlichen Bestrebungen gab Schmalz' zur traurigen Berühmtheit gelangte Schrift „Ueber politische Vereine." Traten gegen diese Schrift und fernere Insinuationen der „Schmalzgesellen" auch besonnene Männer, Niebuhr, Schleiermacher und Fr. Rühs, auf, die das „Märchen von den Verschwörungen"***) nachzuweisen

*) Dies bezeugt ausdrücklich F. J. Frommann (Vorrede unterz.: Berlin 6. Dec. 1817), Das Burschenfest auf der Wartburg am 18. und 19. Oct. 1817, S. 47 fg. Auch einige andere Notizen sind diesem Schriftchen entnommen.

**) Freies Wort trotz Hetzern und Fehmlern! Sprachs Rudolf von Fraustadt, Bursch in Berlin 1818. Die Schrift richtete sich gegen Schmalz: Rechtliche Erörterung über die öffentliche Verbrennung von Druckschriften.

***) Berlin 1815. In einem ungedruckten Briefe von Fr. Rühs an Bertuch, 16. März 1816, heißt es: Die Vorspiegelung mit den geheimen Brüdern sollte wohl eine größere Wirkung machen, allein die Urheber der Minen haben sich sehr verrechnet, es erhoben sich so viele Stimmen dagegen, die vorgeschobenen Sprecher und Wortführer waren so dumm

ſuchten, ſo war doch Mißtrauen geſäet gegen alle freiheitlichen deutſchen Beſtrebungen. Eine Verfaſſung*), welche freiheitliebende Männer, auf ein königliches Wort trauend, erhofft hatten, ſchien ſich nicht zu verwirklichen. „Von der Konſtitution wird wohl bisweilen geſprochen, und es wird wirklich noch daran gedacht, aber ich zweifle ob ſie zu Stande kommt.“ **)

Vielleicht hätte ſich trotz dieſer Wühlereien von unten und trotz der nur allzu großen Bereitwilligkeit von oben, ſich die volle Autorität zu verſchaffen und jedes Selbſtändigkeitsgelüſt zu unterdrücken, das richtige, in ſchöner Eintracht zwiſchen Regierenden und Regierten beſtehende Verhältniß allmählich herausgebildet, als eine unſelige That jedes friedliche Zuſammenwirken unmöglich machte und alle freiheitliche Bemühungen zu verbrecheriſchen Thaten ſtempelte.

Kotzebue's Ermordung durch Sand (23. März 1819) machte in Berlin außerordentlichen Eindruck. Von dieſem Ereigniß erfuhren die Berliner erſt am 6. April. Die Spener'ſche Zeitung des genannten Tages brachte einen Artikel aus Jena (26. März), daß dort bei dem Prorector die Nachricht von der Ermordung Kotzebue's eingegangen ſei, und ein langes Schreiben aus Mannheim (24. März), das der Allgemeinen Zeitung vom 29. entnommen war. An die umſtändliche Erzählung von Sand's Vorbereitungen, That und Unterſuchung knüpfte die Zeitung folgende Notiz: „Sand iſt vor 7 bis 8 Monaten auf kurze Zeit auch hier in Berlin geweſen; er war ſchön und ſtark gewachſen, braunen Angeſichts mit ſchwarzen feurigen Augen. Er kam mit Empfehlungsbriefen von mehreren Profeſſoren zu Jena hierher und ſoll ſich in aller Art ſeinen Empfehlungen würdig hier betragen haben.“ Hatte man früher in Kotzebue den fruchtbaren Luft-

und ungeſchickt, daß man ſie ſelbſt fallen laſſen mußte; öffentlich hat noch Niemand geſprochen als Herr Schmalz, Herr v. Cölln; Herr v. Kamptz, aber wohlweislich im ſtrengſten Incognito.

*) Ueber die preuß. Verfaſſungsfrage 1817 vgl. Alfred Stern in Deutſche Zeitſchr. f. Geſchichtswiſſ. IX, S. 1—38.

) Rühs an Bertuch ſ. S. 396 A. *

ſpieldichter und den muthigen Franzoſenfeind geachtet, ſo argwöhnte man nun in ihm den ruſſiſchen Spion. Sand wurde daher von Manchen geradezu als Freiheitsrächer und Tyrannenmörder verherrlicht. Als Berliner Wortführer dieſer Stimmung erſchien der Theologe de Wette, Profeſſor an der Univerſität.*) Er ſchrieb (23. April 1819) an die Mutter Sand's, von der er früher gaſtlich aufgenommen worden war, einen Brief, der alsbald in den Zeitungen veröffentlicht wurde. In dieſem erklärte er, Sand's „Entſchluß ſei aus einem Irrthum hervorgegangen und nicht ganz frei von Leidenſchaft", fuhr aber fort: „der Irrthum wird entſchuldigt und gewiſſermaßen aufgehoben durch die Feſtigkeit und Lauterkeit der Ueberzeugung und die Leidenſchaft wird geheiligt durch die gute Quelle, aus der ſie fließt; daß beides der Fall bei Ihrem frommen und tugendhaften Sohn geweſen, bin ich feſt überzeugt. Er war ſeiner Sache gewiß; er hielt es für recht das zu thun was er gethan und ſo hat er recht gethan ... So wie die That geſchehen iſt durch dieſen einen frommen Jüngling mit dieſem Glauben, mit dieſer Zuverſicht, iſt ſie ein ſchönes Zeichen der Zeit ... Ein Jüngling ſetzt ſein Leben daran, einen Menſchen auszurotten, den ſo viele als Götzen verehren. Sollte dieſes ohne Wirkung ſein?" Die unmittelbarſte Wirkung hatte dieſe Erklärung für den unvorſichtigen Briefſchreiber, der ſeiner Stelle entſetzt wurde. Andere nahmen gegen Sand Partei**) und ſuchten, wiewohl vergeblich, die Verantwortung für den Mord von dem liberalen akademiſchen Deutſchland abzuwälzen. Die Dritten***) erklärten ſich, ohne Kotzebue's

*) Actenſammlung über die Entlaſſung des Profeſſors D. de Wette vom theologiſchen Lehramt zu Berlin. Zur Berichtigung des öffentlichen Urtheils von ihm ſelbſt herausgegeben. Leipzig 1820 in Comm. bei F. C. W. Vogel. Am 7. Juli 1820 erſchien eine Schrift Beckendorf's gegen de W. Varnh. Bll. I, 65.

**) H. v. Hundt-Radowsky, Kotzebue's Ermordung in Hinſicht ihrer Urſachen und ihrer wahrſcheinlichen litterariſchen Folgen für Deutſchland. Berlin 1819.

***) Der Mord Auguſt's von Kotzebue. Freundes Ruf an Deutſchlands Jugend von Friedrich Baron de la Motte-Fouqué. Berlin 1819.

Gesinnungen und Thaten irgendwie zu billigen, gegen die That und den Thäter: nicht in Kotzebue sei der Erbfeind erschlagen, dieser sei vielmehr der Voltairische Sinn, „der irdisch-listige, gierige Geist, entsprungen aus dem glaubenslosen Hirn Erdsüchtiger Menschen", ein verderblicher Geist, dem der Dichter seine tapfere Hand entgegenstrecken zu wollen erklärte.

Von officieller Seite aus wurde zunächst eine Ehrung für Kotzebue, den Theaterdichter, beschlossen. Auf dem Berliner Theater sollte eine Todtenfeier veranstaltet werden. Man hatte den 23. als den Tag des Mordes ausersehen; Mai und Juni gingen vorüber, ohne daß die Feier stattfand. Das Gerücht ging, der König habe anonyme Drohungen aus England erhalten: die Gestaltung der Feier könne sehr ernstliche und bedeutende Folgen haben. Die Abhaltung der Feier war aber des Königs ernster Wille (wie es in einem offenbar inspirirten Artikel des „Gesellschafters" 20. Juni 1819 heißt)*), nur sollte dieselbe zugleich zur Unterstützung der Familie benutzt werden, die keineswegs in glänzenden Umständen zurückgelassen war. Am 3. Juli fand die Vorstellung statt, am 1. Juli war dieselbe erst angekündigt worden; da bei der zweiten Ankündigung und auf dem Theaterzettel der wohlthätige Zweck der Vorstellung verschwiegen war, und weil sich gewiß ein großer Theil der Bevölkerung fern hielt, so betrug der Ertrag nur 1000 Thlr. Bei der Vorstellung wurde Kotzebue's letztes Schauspiel „Hermann und Thusnelda" gegeben. Dem Stück ging ein von de la Motte Fouqué gedichteter Prolog voran. Darin beklagte Germania den Fanatismus, der solche That geboren, rühmte den gemordeten Dichter und verkündete, daß das Angedenken der bösen That stets an des Verbrechers Seele nagen werde.

Weitreichende Folgen knüpften sich an diese That. Es begann in Preußen die tolle Demagogenriecherei, die eine Ver-

*) „Der Gesellschafter", 16. Juli, 20. Aug. Voss. Ztg., 6. Juli. Teichmann, 131—135. Stägemann an Carmer, 10. Juli 1819, in: Briefe von Chamisso u. s. w. II, 75.

ſchwörung der geſammten deutſchen, namentlich akademiſchen Jugend vorausſetzte, ihr den Plan zum Umſturz der deutſchen Verfaſſung, zur Begründung einer Republik ſchuldgab und in jedem unſchuldigen Worte Empörung witterte. Gleich in den erſten Tagen des Juli wurden in Berlin v. Henning, Bader, Jung, Rödiger, v. Wangenheim verhaftet. Dieſe blieben Wochen und Monate im Gefängniß, andere wurden nach unerhörten Unterſuchungen zu jahrelanger Feſtungsſtrafe verurtheilt, an Leib und Seele eine ganze Generation geſchädigt, deren einziges Vergehen in unbeſonnenen Worten beſtand. Die Veröffentlichungen aus aufgefangenen Briefen, die in der Allgem. preußiſch. Staatszeitung (20. Juli) begannen und die ſpäter aus den Verhören fortgeſetzt wurden, erregten, weil ſie weithin herrſchende Geſinnungen ausſprachen, Mitleid und Sympathie. Noch heute wird man urtheilen müſſen, wie Gaß an Schleiermacher (1. Auguſt 1819) ſchrieb: „Was die Zeitungen bis jetzt darüber ſagen, iſt das erbärmlichſte was darüber geſagt werden kann und erfährt auch, ſoweit ich hören kann, eine allgemeine Verachtung. Alle Rechtlichen und Guten ſind zur Zeit um Keinen, deſſen Namen bisher genannt worden, auch nur im Mindeſten beſorgt und ſie erwarten, daß die Kamptziſchen demagogiſchen Umtriebe mit den Schmaltziſchen geheimen Verbindungen in dieſelbe Kategorie gehören und daß, wie die Geſchichte auf dem naſſen Wege der Tinte angefangen, ſo auf dem trocknen des allgemeinen Gelächters enden werde."

Der Jüngling, deſſen That alle dieſe Verfolgungen hervorrief, wurde (20. Mai 1820) hingerichtet. In einem merkwürdigen, von Schöll geſchriebenen Artikel der Voſſ. Ztg. (27. Mai), gegen den die Badiſche Regierung Beſchwerde erhob, wurde derſelbe gefeiert. Die Studenten veranſtalteten in der Haſenhaide eine Todtenfeier, in ihren Kreiſen circulirte ein Gedicht von ſeinem Tode.*)

*) Varnh. Bll. I, 141 ff., 147.

Unter den Opfern, welche die Demagogenhetze sich ausersah, befand sich auch Jahn. Schon durch seine Billigung der Wartburgfeier hatte er Anstoß gegeben. Dann begann man seit dem Erscheinen der Steffens'schen Schrift in dem Turnen etwas Staatsgefährliches zu sehen. Anfang 1819 wurden die Turnanstalten unter die Aufsicht der königlichen Regierung gestellt, und da Jahn protestirte, der Turnplatz im März geschlossen. Am 14. Juli wurde er verhaftet, wegen des Verdachts demagogischer Umtriebe und der Billigung des einer bestimmten Person (v. Kamptz) angedrohten Meuchelmords. Obwohl die Nichtigkeit dieser Anklagen erkannt wurde, wurde er beinahe ein Jahr in Berlin gefangen gehalten (bis zum 13. Juni 1820) und mußte bis zum 15. März 1825 in der Festung Colberg leben, ehe er freigesprochen wurde. Auch dann freilich blieb ihm der Aufenthalt in Berlin dauernd untersagt. Diesem Opfer einer durch sinnlose Angst verblendeten Behörde wendete sich die allgemeine Theilnahme zu. Unmittelbar vor der Verhaftung wurde Jahn von einem Dichter als Freiheitsheld gefeiert;*) während der Verhaftung wurde er auch von denen, die nicht seiner Ansicht waren, als Märtyrer geehrt.

Wie weit die Sorge der Regierung ging, sei an folgendem Beispiel erläutert.**) Am 6. April 1824 erließ Oberpräsident

*) Vgl. Euler, Jahn. Stuttg. 1881. Varnh. Bll. I, 123—150 passim. Das Gedicht, unterzeichnet: Prag, Leop. Friedr. Schmidt, in „Der Freimüthige für Deutschland, Zeitschrift für Belehrung und Aufklärung", Nr. 114, Berlin 8. Juni 1819, beginnt mit folgenden Strophen:

An F. L. Jahn.

Du deutscher Mann, dem ernste, tiefe Rede,
Ein Flammenstrom, vom kühnen Munde fließt,
Der Wahrheit nicht wie Kindertrank versüßt,
Und gegen Wahn zieht in die offne Fehde.

Wie auch die schwarze Schaar mit Augenblöde
Auf Dich des Hasses giftige Pfeile schießt:
Sey herzlich mir als Freimuth mir gegrüßt;
Dein kräftig Wort sinkt nimmer mir in Lethe.

**) G. L. St. Bellermann'sche Briefs. Bd. IV.

v. Heydebreck an den Director Bellermann ein Schreiben, in dem er ihn um Beantwortung der Ende 1819 ergangenen Aufforderung bat, zu melden, ob der Geist des ihm unterstellten Gymnasiums, des Grauen Klosters, „eine dem öffentlichen Wohl zuwiderlaufende Tendenz athme und einerseits durch die lare Disciplin, andrerseits durch unvorsichtige Aeußerungen, vorzüglich der jüngeren Lehrer der Anstalt genährt würde." Darauf antwortete Bellermann: „Die bedachtsamen älteren Lehrer, als Fischer, Köpke, Stein, Heinsius, Wald u. A., die monatlichen ordentlichen und fast wöchentlichen außerordentlichen Conferenzen, in welchen sehr oft dieser wichtige Punkt zur Sprache kommt, lassen einen solchen bösen Geist nicht aufkommen; ich weiß kein einziges Beispiel, daß ein Lehrer, älterer oder jüngerer, ein Urtheil geäußert, das einer Rüge bedurft hätte, welche nicht ausgeblieben sein würde."

Vielleicht war jene Aufforderung durch folgenden Vorfall veranlaßt.*) Der 14jährige Tertianer des Klosters Wilhelm Wackernagel — später als Dichter und Germanist rühmlichst bekannt — richtete am 27. Nov. 1819 an seinen Bruder Philipp in Breslau einen Brief, in dem er eine Theilung Deutschlands in 14 Kreise vorschlug. Durch Adel und Volk sollten Kreisräthe, von diesen Herzöge gewählt, von diesen wiederum ein Kaiser ernannt werden, der mit einem Reichstage regieren solle. Dieser Brief wurde aufgefangen und veröffentlicht. Wilhelm, der seine Sache noch durch eine ohne Erlaubniß nach Breslau unternommene Reise verdarb (Juni 1820), wurde von dem Gymnasium entfernt und sollte auf obrigkeitlichen Befehl durch seinen Vormund gezüchtigt werden. Erst nach langen Mühen der Geschwister wurde die Züchtigung in eine dreitägige Gefängnißstrafe verwandelt. Wilhelm konnte seine Studien auf dem Friedrichs-Werderschen Gymnasium zu Ende führen.

*) Rud. Wackernagel, W. Wack.'s Jugendjahre. Basel 1885. Brief Ph. W.'s an Bellermann, 26. Juni 1820, in Z. f. vgl. Litg. N. F. III, 358 fg

Während die Demagogenverfolgungen sich meist außerhalb Berlins abspielten und Nichtberliner trafen, bezog sich Beschränkung und Unterdrückung des geschriebenen Wortes auf Berlin. Dies geschah auf Grund von Maßregeln, die nicht von Preußen allein ausgingen, sondern von den zur heiligen Allianz verbündeten Mächten beschlossen und ausgeführt wurden.

Das Censuredict vom 18. Oct. 1819*), eine prompte Wirkung der Carlsbader Beschlüsse, war im Großen und Ganzen eine Wiederholung des alten Edicts von 1788; neu war darin die auf 5 Jahre erfolgte Suspendirung der Censurfreiheit für die Akademie und die Universitäten und die völlige Knebelung der periodischen Presse. Zeitungen und Zeitschriften, die über Religion, Politik, Staatsverwaltung, Geschichte handelten, durften nur mit Genehmigung des Ministeriums des Auswärtigen erscheinen „und sind von demselben zu unterdrücken, wenn sie von dieser Genehmigung schädlichen Gebrauch machen." Im Zusammenhang mit diesem Edict stand die Schaffung eines Ober-Censur-Collegiums (25. Nov. 1819), das bis zum 1. Juli 1843 bestand. Aber seine Wirksamkeit war gering, weil Ministerien und Oberpräsidenten oft ohne, manchmal gegen das Collegium zu Werke gingen, weil dieses ohne Fonds, ohne Amtslokal, Jahre lang keine Sitzungen hielt. Die Instructionen für dieses Collegium gingen dahin, die Zeitungen anzuhalten, nur politische Thatsachen zu berichten, in den etwaigen Betrachtungen aber stets die Anschauungen der Regierungen zu vertreten. Beide Berliner Zeitungen wurden wegen des in ihnen hervortretenden „schlechten Geistes" und der schlimmen Art, mit der sie sich gegen Mahnungen vertheidigten, ernstlich verwarnt (28. Febr., 20. Sept. 1820).

Gegen das neue Censurgesetz richtete sich von Anfang an heftiger Widerstand. Am energischsten trat Wolf, freilich nur in Privatgesprächen auf, indem er erklärte, die Gelehrten sollten

*) Kapp, Preuß. Preßgesetzgebung seit 1815, Arch. f. Gesch. des Buchh. 6, 185–250.

öffentlich bekannt machen, daß sie binnen fünf Jahren nichts drucken lassen wollten. Doch wurde die Abneigung auch seitens der Gelehrten geringer, da das Ober-Censur-Collegium, in dem die Freisinnigen, z. B. Wilken und Raumer, die Oberhand hatten, seine Sache im Allgemeinen liberal trieb, da ferner die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften wieder censurfrei wurden (Mai 1820). Im Allgemeinen jedoch blieb die Censur ungemein streng, übersah freilich manchmal in unbegreiflicher Verblendung verwegene Dinge. So erschien als Anhang zu Manso's „Preußischer Geschichte" ein Aufsatz F. v. Raumer's „Ueber die Verfassung der Behörden in Preußen", in dem republikanische Einrichtungen in der Monarchie lebhaft vertheidigt wurden. In der Spener'schen Zeitung ließ die Censur einmal einen Aufsatz stehen, des Inhalts, man solle nach Maßgabe seiner Arbeit, nicht nach Vorrechten Vermögen haben. In der Voss'schen Zeitung und im „Gesellschafter" blieben Artikel gegen die Mainzer Commission und die Diplomatie (Griechenfeinde) unbeanstandet. Actenstücke aus Frankreich und Amerika erhielten unbedenklich die Druckerlaubniß, obwohl sie völlig den Geist der Freiheit athmeten. Die „Schnellpost" brachte kühne Dinge über preußische Verhältnisse, indem sie einfach statt Kamptz „Karuketetschi" (mit Anspielung auf sein Stottern) sagte und das von ihr Erzählte nach der Türkei verlegte. Selbst ein so zahmer Politiker wie Clauren erlaubte sich im „Bräutigam aus Mexico" Anspielungen auf die preußischen Finanzzustände, die die Censur unbeanstandet ließ, der König aber sehr übelnahm.

Manche Censurstreiche, wobei freilich manchmal die Ober-Censur-Behörde Befehle des Censors unterdrückte, sind kaum verständlich. So durften Ulrich von Hutten's Werke nicht weiter gedruckt werden, mit Rücksicht auf den Papst. Der dritte Theil von Nettelbeck's Leben wurde verboten; Venturini's Chronik, ein Bändchen der Taschenbibliothek wurde wegen einer Uebersetzung von Alfieri's „Versuch über die Tyrannei" confiscirt, Friedrich Buchholz erhielt wegen seiner beständigen Verunglimpfung des Katholicismus in seiner Zeitschrift einen Verweis. In Tieck's

Novellen wurden einige Worte vernichtet (März 1822), während der erſte Cenſor ganze Seiten geſtrichen hatte. 1824 wurde dem Buchhändler Reimer nicht erlaubt, Fichte's Reden wieder abzudrucken, 1825 in Menzel's „Deutſche Geſchichte" der Satz geſtrichen „Kaiſer Friedrich II. war in Sicilien beim Volke ſehr beliebt", aus einer Recenſion über Ranke entfernte man einen über Machiavelli handelnden Satz Ranke's, der in dem gleichfalls zu Berlin erſchienenen Buche unbeanſtandet geblieben war. Die deutſche Ueberſetzung von Napoleon's Memoiren wurde verboten, während das Original frei verkauft wurde. Der Brockhaus'ſche Verlag durfte nur nach beſonderer Cenſur verkauft werden, „weil in den meiſten ſeiner Schriften eine ſehr ſchlechte Geſinnung herrſcht". Ein Aufſatz Achim von Arnim's über Grimm's Rechtsalterthümer blieb ein Jahr bei der Cenſur liegen, weil der Cenſor ſich nicht entſchließen konnte, die Rühmung des alten Rechtsverfahrens durchzulaſſen. Manche Blätter wie der „Zuſchauer" von Symansky, das „Litterariſche Converſations-Blatt" wurden einfach unterdrückt, meiſt wegen recht kleinlicher politiſcher Indiscretionen. „Der Freimüthige für Deutſchland. Zeitſchrift für Belehrung und Aufklärung" erſchien im Jahre 1819 bis zum 16. Mai 1820 (4 oder 5mal wöchentlich). Herausgeber waren K. Müchler und J. v. Symanski, im zweiten Jahrgang nur der Letztere. Das Blatt war durchweg litterariſch, enthielt höchſtens gelegentliche politiſche Anſpielungen, brachte einmal eine Verherrlichung Jahn's (vgl. 401 A.) und ſpottete mitunter über die Juden. Am 16. Mai 1820 hörte es plötzlich auf. Der Grund für das Verbot des Weitererſcheinens kann nur in folgendem Gedichte von L. Jeitteles liegen, das an der Spitze der zuletzterſchienenen Nummer ſtand:

Neue Mähr.

Es kommen aus fernen Landen
Drei Ritter des Wegs daher;
Gott grüß' euch, herzliebſte Ritter!
Was bringt ihr für neue Mähr?

Der Eine beginnt: Im Osten
Da sah ich ein Ehepaar,
Das liebte nach zwanzig Jahren
Sich noch wie im ersten Jahr.

Der Zweite beginnt: Im Süden,
Da sah ich einen Diener des Herrn,
Der, was er lehrt auf der Kanzel,
Im Leben auch übte gern.

Der Dritte beginnt: Im Norden,
Da sah ich mit Mild' und mit Kraft
In gleichem Maaß ausgerüstet
Einen König, der Glückliche schafft!

Die andern zwei Ritter, sie neigen
Vor dem dritten sich tief: Wir gesteh'n
Herr Ritter, ihr habt das Schönste
Und auch das Neuste geseh'n.

Manchmal, freilich nur selten, übte auch der König Kritik. Bei der Enthüllung von Scharnhorst's Denkmal hatte Friedrich Förster ein Gedicht gemacht „Die Landwehr rüstet sich zum Streit." Der König änderte die ersten Worte, so daß es nun hieß „Ein jeder rüstet sich zum Streit." *)

Auch über Theaterberichten waltete die Censur. Tadel gegen die Direction wegen der Besetzung von Rollen waren nicht erlaubt. Neue Stücke durften erst nach der dritten Aufführung recensirt werden. Durch derartige Zwangsmaßregeln veranlaßt oder mindestens unterstützt, verbreitete sich im Publicum eine große Mißstimmung gegen das Theater, zu deren Dolmetsch sich W. Häring (Conversations-Blatt, Juni 1828) machte. Er gestand den Verfall offen ein, tadelte die Fehler der Verwaltung, die Absonderung von der Oeffentlichkeit, die Mißhandlung des Publicums und der Autoren, die Schläfrigkeit der Aufführungen.

Zur Besserung des öffentlichen Geistes sollten durch die Directoren der Gymnasien die Leihbibliotheken durchsucht und aus ihnen „alle Schriften entfernt werden, welche in religiöser, sittlicher oder politischer Beziehung als nachtheilig, leichtsinnig

*) Die meisten Angaben von S. 404 an aus Bll. I bis V passim.

oder auch nur bedenklich erscheinen";*) fernerhin solle darauf geachtet werden, daß diese Anstalten nur solche Schriften enthalten, welche Religiosität, Sittlichkeit und gute Gesinnung überhaupt befördern, wissenschaftliche und gemeinnützige Kenntnisse verbreiten oder eine damit vereinbarte Erholung gewähren.

Um dem trotz aller Censurscherereien herrschenden schlechten Geiste entgegenzutreten, wurde eine officiöse Zeitung gegründet, die „Allgemeine Preußische Staatszeitung". Doch erfüllte sie ihre Aufgabe, trotz redlichen Willens der Redacteure, schlecht, zunächst weil ihre Leitung eine ungenügende war, sodann weil ihre Verbreitung den gehegten Erwartungen nicht entsprach. Der Redacteur war zuerst Heun, der selbst gesagt haben soll, in dem Titel sei das „All, Preußische, Staats" zu viel, sie sollte bloß heißen „die gemeine Zeitung". Eine Zeit lang dachte man an Oelsner als Redacteur, später (October 1822) wurde Hofrath Cottel Leiter, dann folgte John, dann der Schriftsteller von Witzleben-Trommlitz; unter allen jedoch ging die Zeitschrift sehr schlecht und erlebte manchmal das Mißgeschick, aus anderen Zeitungen Dinge zu übernehmen, die der Tendenz eines officiellen Blattes zuwiderliefen. Selbst conservative Staatsmänner erklärten, „sie sei ohne Farbe und Richtung, ohne Saft und Kraft". Auch der Versuch, sie Abends statt Morgens erscheinen zu lassen, konnte den Absatz nicht heben.**)

Zur antifreiheitlichen Bewegung gehörte auch die Beschränkung des Theaters. Deswegen blieb der „Egmont" von der Bühne verbannt. Für Tell interessirte sich der Kronprinz, daher wurde eine officiöse Nachricht verbreitet, daß nur die theuren Decorationen die Aufführung hinderten. In Houwald's „Der Fürst und der Bürger" wurde der Schluß weggelassen, wo der Fürst die Berufung der Stände ankündigte. Dafür rächte sich das Publicum, indem es z. B. Gern's Späße über die schlechte Obrigkeit, die er als Ortsrichter in den „Quäl-

*) Schreiben des Pol. Präs. an Dir. Bellermann 1821. Handschr. G. L St.
**) Bll. I bis V passim.

geistern" (nach Shakespeare von Beck) vorbrachte, übermäßig bejubelte, indem es antifürstliche Stellen in „Kabale und Liebe" mit demonstrativem Beifall begrüßte oder Robert's kleines Stück „Es wird zur Hochzeit gebeten", in dem es aristokratische Tendenzen witterte, unzweideutig ablehnte. Der König liebte im Allgemeinen nur die kleinen Lustspiele. Durch Einfluß der Fürstin von Liegnitz, die für das Trauerspiel schwärmte, und die Nothwendigkeit, dem Königstädtischen Theater Concurrenz zu machen, wurde auch das ernstere Spiel wieder in den Vordergrund gestellt. Im Mai 1825 wurden „Die Räuber", 1828 freilich nur in Abwesenheit des Hofes und nach der durch Robert vorgenommenen Milderung mancher Stellen „Der Prinz von Homburg" aufgeführt. Scandalgeschichten, wie die Verwundung des Schauspielers Stich durch den Liebhaber seiner Frau, einen Grafen Blücher, wurden viel beredet und machten durch die Nachsicht, mit der man dem gräflichen Attentäter begegnete, viel böses Blut. Madame Stich, sonst der Liebling des Publicums, hatte bei ihrem ersten Wiederauftreten und lange nachher einen schweren Stand.*)

Die Stimmung der Berliner Bevölkerung war im Allgemeinen unfroh und gedrückt. Darf man Varnhagen glauben, so herrschte die Befürchtung einer gewaltsamen Erhebung vor. Jedenfalls war eine dumpfe Resignation eingetreten, wie sie natürlich war bei der Zerstörung gehegter Hoffnungen und der Nichterfüllung gegebener Verheißungen. Die Enthüllung der Denkmäler von Helden der Befreiungskriege erregte mehr Schmerz als Freude; z. B. die im J. 1820 stattfindende Errichtung des Siegesdenkmals auf dem Kreuzberge. Die Feier war flau, entsprechend der Stimmung des Volkes Gegenüber den frischen, muntern Volksliedern, welche die einzelnen Ereignisse der Befreiungskriege begleiten, wirkt erkältend ein gekünsteltes Lied von Stägemann (Hist. Erinner. in lyr. Ged. S. 287), das also anhebt:

*) Ueber andere Theaterscandale vgl. Gneisenau's Bericht, Bissing, A. v. Hellvig, 405.

Der Schlachten Denkmal, eiſerner Zeiten Bild
Ein friſches Laubwerk brenniſcher Säulen, weih't
Dein König, Dir, bekränzt vom Lorbeer,
Reicher, o Volk! von der Treue Palmzweig.*)

Einer der Wenigen, der den Muth nicht verlor, freiſinnigen Anſchauungen ſtets treu blieb, aber deswegen auch manche Widerwärtigkeiten zu erfahren hatte, war Schleiermacher. Er war für de Wette eingetreten und äußerte ſich offen zu Gunſten Hoffmann's. Er wurde einmal von einem Offizier auf der Straße inſultirt und häufig verhört, z. B. wegen Witzeleien auf den König in ſeinen Briefen an Arndt. Seine Univerſitätsvorträge wie ſeine Predigten wurden von Spionen beſucht. Er fand ſelbſt in Univerſitätskreiſen Gegner, z. B. an Hegel, der ſich in einem Colleg hämiſch gegen ihn ausließ. Er wurde derart chicanirt, daß ihm einmal jeder Reiſeurlaub verweigert wurde, ſodaß er direct bis an den König gehen mußte, um verreiſen zu können. Der Kronprinz gewährte ihm volle Gunſt. Er ſelbſt glaubte ſich öfters in Gefahr, plötzlich abgeſetzt zu werden. Noch 1828 erhielt er von dem Miniſter einen Verweis, daß er ſich den Facultätsarbeiten entziehe. Damals wurde ihm nahe gelegt, ſeine Profeſſur aufzugeben.**)

Schleiermacher's Name iſt eng verknüpft mit den religiöſen Neuordnungen jener Zeit. Auch ſie dürfen im Zuſammenhang der Reaction genannt werden. Denn der Geiſt, der ſie dictirte, war der enge kirchliche und die Einmiſchung des Königs in dieſe kirchlichen Angelegenheiten bezeugte eine Geſinnung, die man, abgeſehen von der Wöllner'ſchen Epiſode, in Preußen ſeit Jahrzehnten nicht gewohnt war. Schon am 17. Sept. 1814 war

*) Stägemann's Gedicht zuerſt gedruckt „Der Geſellſchafter" 1820, Nr. 156, 27. Sept., „dem Herrn Generalmajor v. Clauſewitz zugeeignet. — Ueber die Errichtung vgl. „Das Siegesdenkmal auf dem Kreuzberge bei Berlin". Berlin bei Logier, o. J. (Mit Abbildung des Denkmals. 63 SS.)

**) Bll. I bis V passim.

eine neue zur Aufstellung liturgischer Formen bestimmte Commission, bestehend aus Sack, Ribbeck, Hanstein, Hecker, Offelmayer, Eylert, ernannt worden, die gegenüber öffentlich geäußerten Bedenken erklärte, auf Einförmigkeit und Unveränderlichkeit der Formen zu verzichten.*)

Das Wichtigste war die Einführung der Union. Schon 1798 hatte der König seinen Wunsch ausgedrückt, dieses sehnsüchtige Verlangen seiner Vorfahren zu befriedigen; Schleiermacher war 1803 zu einem Gutachten aufgefordert worden, Sack hatte 1812 eine merkwürdige Schrift geschrieben; am 31. Oct. 1817, im Anschluß an den zu Berlin und in ganz Deutschland lebhaft gefeierten dritten Säculartag der Reformation,**) wurde die Union eingeführt. „Hinfort sollen die beiden Kirchen eine evangelisch-christliche Kirche sein, nicht soll die eine zur andern übergehn, sondern beide eine Kirche sein, in der die Unterschiede zwischen beiden Confessionen als unwesentlich, in der Hauptsache im Christenthum beide Confessionen als übereinstimmend erkannt sind." Am Tage vorher (30. Oct.) hatte in der Nicolaikirche die vom Könige bestimmte reformatorische Abendmahlsfeier statt, an der 63 Berliner Prediger, die theologischen Lehrer der Universität und viele staatliche und städtische Beamte theilnahmen. Zum äußern Zeichen der vollzogenen Einigung reichten sich Marheineke, der Lutheraner, und Schleiermacher, der Reformirte, die beide schon schriftstellerisch für die Union eingetreten waren, vor dem Altare die Hand. Seitdem war die Union fest begründet, der gegen sie laut werdende litterarische Widerstand ging nicht von Berlin aus.***)

*) Glückwunschschreiben an die Commission, Berlin 1814. Antwort das. — Für das Folg. Litt. über Schleiermacher oben S. 261; ferner C. Schulz, Union, Gotha 1868; Brandes, Kirchliche Politik Brandenb. Gotha 1872 fg.

**) Dabei gab's im Theater Aufführung von Werner's „Luther" mit unangenehmen Zwischenfällen. Ueber eine Recitation aus dems. Stück im Gymn. z. Gr. Kl. (ungedr.) Brief Schleiermacher's an Bellermann, 4. Nov. 1817.

***) Im G. St. A. R. 77. CCCCIV Relig. Kirch. Pol. Sachen Nr. 18,

Im Gegenſatz zu der einmüthigen Annahme der Union ſtand der vielfache Widerſpruch gegen die Liturgie. 1816 wurde eine ſolche für die Garniſonkirche eingeführt, die von Schleiermacher einer ſtarken Kritik unterzogen wurde, dann für die Domgemeinde; 1822 wurde den Conſiſtorien eine Liturgie zur allgemeinen Einführung empfohlen. Dagegen erhob ſich ein ſtarker Widerſtand, ſowohl gegen den Inhalt der Liturgien, als gegen die einſeitige königliche Verordnung. Zwölf Berliner Geiſtliche proteſtirten wider ſie, beſonders wegen der dadurch erfolgten Erniedrigung der Predigt und des Herabdrückens der Mitthätigkeit der Gemeinde, ebenſo der Berliner Magiſtrat in einer kühnen Erklärung (31. Juli 1824).

Die Schrift der zwölf Prediger, von Hoßbach verfaßt, aber von Schleiermacher beeinflußt, machte gewaltiges Aufſehen. Der Magiſtrat ſtellte wegen Nichtbeſtätigung zweier von ihm gewählter Prediger, welche die neue Liturgie nicht annehmen wollten, Klage beim Kammergericht an. Der König ſchlug aber durch eine Cabinetsordre dieſe Klage nieder, „weil er ſein liturgiſches Recht keinem Zweifel und keiner Unterſuchung bei einem Gericht auszuſetzen geſonnen ſei“*) Jene erhielten einen Verweis; der Widerſpruch des Magiſtrats hatte einen neuen Erlaß des brand. Conſiſtoriums zur Folge, daß die Gemeinden die neue Agenda annehmen oder zum buchſtäblichen Gebrauch der früher eingeführten zurückkehren ſollten (21. Juli 1825). Ein neuer Schriftenwechſel erfolgte, an dem der König ſelbſt ſich betheiligte**) und Schleiermacher mit einer bedeutenden Schrift***) antwortete, in der das Recht der

finden ſich intereſſante Actenſtücke über die der Union entſagende „evangeliſch-lutheriſche Gemeinde“, 1835. Dem Prediger Gueride in Halle wird die Spaltung ſchuldgegeben; als eigentliches Haupt erſcheint ein „ſchlechtes Subject“, der Prediger Rückert; die Repräſentanten der Gemeinde waren ein Galleriediener, Schuhmacher, Schneider, Butterhändler.

*) Bll. IV, 131, 148, 166, 262 fg.

**) Luther mit Beziehung auf die preußiſche Kirchenagende. Berlin 1827.

***) Geſpräch zweier ſelbſtüberlegender Chriſten über die Schrift L. ꝛc. Ein letztes Wort oder ein erſtes. Leipzig 1827.

Gemeinde lebhaft befürwortet wurde und die Worte vorkamen: „Jemehr der Landesherr fortfährt, die Kirche von seinem Hoflager aus zu verwalten, die Behörden sich für Staatsdiener anzusehen, die Geistlichkeit sich der Autorität zu freuen, die sie auf ihrer Seite hat und mit Großwürdenträgern und Ordensobern aus ihrer Mitte zu prunken, um desto mehr wird auch die Verachtung des geistlichen Amts zu einem opus operatum herabsinken und um desto mehr auch, ist einmal der Weg gebahnt, wird Alles, was vom Geist bewegt wird und Ernst machen will mit dem kirchlichen Leben, zum Behuf wahrer Frömmigkeit sich von dieser Gemeinschaft ab und Kleinerem zuwenden."

Aus der größeren Liturgie wurde eine kleinere bearbeitet und am 12. April 1829 ziemlich widerspruchslos eingeführt; bei ihrer Beobachtung gestatteten sich freilich die Prediger mancherlei Freiheiten.

Ein neues, von einer Commission von Geistlichen seit Jahren bearbeitetes, 1830 erschienenes und gleich in 30 000 Stücken hergestelltes Gesangbuch fand bei den Frommen erbitterten Widerstand.

Neben der Neuordnung der Liturgie stand eine andere Gestalt der Kirchenverfassung. Sie wurde durch einen am 2. Jan. 1817 veröffentlichten „Erlaß einer Synodal-Ordnung" geregelt, wonach Synoden, d. h. Vereinigungen von Geistlichen, eingerichtet wurden — die von Gaß, Schleiermacher u. A. gewünschten Zusammenkünfte von Geistlichen und Laien-Aeltesten wurden nicht gewährt — eine brandenburgische Provinzialsynode, freilich ohne volle Einigkeit, versammelte sich 1819. Doch hörte die ganze Einrichtung schon 1822 auf, theilweise aus politischen Bedenken, weil man fürchtete, „daß dadurch dem Verlangen nach repräsentativer Verfassung auf staatlichem Gebiete möchte Nahrung gegeben werden."

Politische und kirchliche Verhältnisse verstimmten in gleichem Maße. Ein großer Stoff von Unzufriedenheit wurde aufgehäuft, der freilich noch Jahrzehnte brauchte, bis er sich entlud. Bei

den Meiſten indeſſen wurde das politiſche Intereſſe, das während der Befreiungskriege und unmittelbar nach dieſen in den Vordergrund getreten war, zurückgedrängt Da gar Manche an ihrem eigenen Leibe zu erfahren hatten, daß das politiſche Lied ein garſtiges Lied ſei, ſo wandten ſich grade die Beſten von der Politik ab. Sie flüchteten ſich in die Litteratur, aber nicht in die, welche als vollkommener Ausdruck der Zeitideen diente, ſondern in die, welche ſich von der Gegenwart, deren erkältenden Hauch fürchtend, zurückzog, um in der Vergangenheit ihr Heil zu ſuchen. Die Romantik wurde in Berlin herrſchend.

Fünfzehntes Kapitel.

Die jüngere Romantik.

Seit Kleiſt's Tode war Berlin der Romantik verfallen. Zwei Sammlungen erſchienen am Anfange unſeres Zeitraums, die Poeſieen Aelterer und Jüngerer vereinigten: Die Bundesblüthen 1816 und Die Sängerfahrt 1818. Erſtere enthielt patriotiſche und Liebes-Dichtungen von fünf jungen Freunden, die ſich zufällig in Berlin zuſammengefunden hatten, bald aber, außer W. Henſel, dem Maler-Dichter, Berlin den Rücken kehrten, und von denen Keiner, außer W. Müller, eine wirkliche Bedeutung erlangte. Letztere, von Fr. Förſter herausgegeben, vereinigte Bekannte und Unbekannte, Berliner und Nichtberliner zu einem ſtattlichen Bande, in dem die merkwürdigen Abbildungen faſt ebenſo wichtig waren wie die Gedichte. Der Sammler trat mit ziemlicher Beſcheidenheit zurück und überließ jüngeren Freunden und älteren Führern das Wort; von Letzteren waren außer Clemens Brentano, der doch nicht zu den Berlinern gerechnet werden darf, ſo gern man auch ſeine „Chronika eines fahrenden Schülers" in dieſem Zuſammenhang ſehen möchte, Tieck, Chamiſſo und Arnim vertreten.*)

*) Ueber die Bundesblüthen Voſſ. Ztg. 18. Aug. 1894. Die „Sängerfahrt" Goedeke III (alte Ausg.), 234. — Auch Wilhelm Müller erſcheint hier durchaus als Romantiker, der den „blauen Mondſchein" leuchten läßt und von dem unvergänglichen Liebeszauber poetiſch ſpricht. Von Berlinern waren unter den Beitragenden fünf recht unbekannte: Kalbe, Buchhorn, Neumann und zwei Namens Meyer auf dem Titel genannt. Doch

Adelbert von Chamisso*), 1781—1838, seit 1796 in Berlin, nach seiner dreijährigen Weltreise Custos am botanischen Garten, wurde 1885 durch ein Denkmal auf dem Monbijouplatz geehrt. Er war als Knabe mit den Seinen der Revolution entflohen und wurde nach schweren inneren Kämpfen ein Deutscher. Schon dadurch wurde ihm eine Doppelseitigkeit aufgedrückt, die sein ganzes Wesen durchzieht.

Chamisso feierte die deutschen Dichter. Nicht bloß die dichtenden jugendlichen Genossen, die dem Freunde das Lob eifrig und überreichlich zurückgaben, sondern Schiller und Goethe, denen er persönlich ganz fern stand. Schiller pries er als den Dichter der Ideale und meinte, höher als aller weltliche Ruhm müßte seines Herzens Preis gelten; Goethe's Ruhm verkündete er in Prosa, die Varnhagen für würdig erachtete, einen Platz in den Zeugnissen der Mitlebenden über Goethe einzunehmen, und in Versen, letzteres gemeinschaftlich mit den Mitgliedern der gleichgestimmten Berliner Mittwochsgesellschaft, gern und häufig.

Aber in seiner Verehrung der Dichter beschränkte er sich nicht auf Deutschland. Für ihn hatte das Schöne kein specifisches Vaterland. Derselbe Mann, der Goethe und Schiller rühmte, verherrlichte französische Dichter, übersetzte Gedichte Einzelner und gab eine Auswahl aus Béranger's Poesien heraus.

---

wird ihnen im Inhaltsverzeichniß kein einziges Gedicht zugeschrieben (freilich sind manche Gedichte anonym, die den Ebengenannten gehören könnten). Dagegen werden im Buche selbst Gedichte einiger Dichter, darunter des uns bekannten Grafen Löben (Isidorus), mitgetheilt, die auf dem Titel als Mitarbeiter keinen Platz gefunden haben. — Ob „Der Kolibri. Eine der Unterhaltung gewidmete Quartalschrift, hgg. von K. Müchler und J. F. Schink. Berlin, Rücker 1817" auf Zeitverhältnisse und romantische Ideen eingeht, vermag ich nicht zu sagen.

*) Für Chamisso vgl. O. F. Walzel's Ausg. (Kürschner) und die dort verzeichnete Litteratur. Die kleine sehr seltene Schrift (G. L. St.) „An Adelbert v. Chamisso zu seinem 51. Geburtstage am 27. Jan. 1832. Berlin, Gubitz" enthält je ein Gedicht von Simrock, F. Kugler, zwei von W. Wackernagel und bekundet die herzliche Theilnahme, die dem älteren von den jüngeren Poeten zu Theil wurde.

Dieſe Werthſchätzung der Franzoſen, die ihm in der Achtung verſtändiger Beurtheiler den Ruhm eines wackern Kämpen für den Begriff einer Weltlitteratur verſchafft, mag ihm in den Augen einſeitiger Teutonen geſchadet haben, die ihm ſeine franzöſiſche Abſtammung eher verziehen als ſeine franzöſiſchen Sympathien.

Die Doppelſeitigkeit im Weſen Chamiſſo's zeigte ſich aber nicht bloß in dem Umſtande, daß er ein geborener Franzoſe war, der doch Deutſcher werden wollte und wirklich ward. Auch in ſeiner Dichtung beſchränkte er ſich nicht auf ein einzelnes Gebiet, ſondern ſchweifte in die Ferne; man könnte ſeine Poeſie in höherem Grade als die anderer Dichter als „Eigenes und Angeeignetes" bezeichnen. Er war in keiner Weiſe originalitätsſüchtig, ſondern liebte es geradezu, Vorbilder zu wählen; zu dieſer Wahl beſtimmte ihn aber nicht die Sucht, vielſeitig und ſprachenkundig zu erſcheinen, ſondern das Verlangen, dem Schönen, das anderwärts genoſſen ward, Heimathsrecht auch im Deutſchen zu verſchaffen. So dichtete er außer franzöſiſchen Liedern und jüdiſchen Legenden däniſche Gedichte nach, finniſche Volkslieder, ruſſiſche Märchen, arabiſche Erzählungen; die ihm bekannte litthauiſche Litteratur wurde von ihm in gleicher Weiſe benutzt, wie die malayiſche. Das Merkwürdige iſt nun, daß dieſe Nachdichtungen uns nicht etwa fremd geblieben, ſondern daß gerade ſie tiefer ins Volksbewußtſein gedrungen ſind als etwa die Bearbeitungen deutſcher Sagen. Denn wohl keine der letzteren iſt ſo allgemein bekannt geworden, wie die aus „Tauſend und eine Nacht" geſchöpfte Geſchichte des Abdallah mit ihrer lehrhaften Tendenz und ihren feinen ironiſchen Zügen, oder jenes herzergreifende Gedicht „Der Soldat" nach Anderſen, in welchem der Freund dem Freunde den Tod gibt, während die übrigen zur Execution befehligten Kameraden fehlſchießen; oder die nicht minder rührende, dem Litthauiſchen nacherzählte Geſchichte: „Der Sohn der Wittwe", wo der zum Krieg ausgezogene, von Braut, Schweſter und Mutter bang Erwartete nicht zurückkehrt, — das

herrenlos heimkehrende Roß bringt den Wartenden die Kunde von dem schweren Verlust.

Ebenso wie der Dichter in zwei Welten lebte, der alten und der neuen Heimath, der Heimath überhaupt und der Fremde, so lebte er auch in verschiedenen Zeiten, in der Vergangenheit und in der Gegenwart. Die Romantiker, denen Chamisso zuzurechnen ist, haben im Allgemeinen keine bestimmte Zeitfärbung: sie geben weder klar erkennbare Bilder aus der Umgebung, in welcher sie leben, noch geschichtliche Schilderungen, die man ohne Commentar begreift; Chamisso dagegen hat den richtigen Blick für die kleinen Vorgänge, die er mitansieht, und für die Ereignisse der Vergangenheit. Jenen bekundet er in der anmuthigen, wahrhaft plastischen Schilderung der „alten Waschfrau", in sehr bemerkenswerthen, damals von den Dichtern, als Vertheidigern des alten „gemüthlichen" Schlendrians, durchaus nicht allgemein getheilten Lobsprüchen der neuen Erfindungen und Einrichtungen, z. B. der Eisenbahnen, diesen in der poetischen Wiedergabe mancher Volkssagen und geschichtlicher Anekdoten aus dem Leben der Corsen und anderer Völker. Er ist kein Alterthümler und kein Anmerkungenhäufer, aber er weiß vergangenen Zeiten ein so frisches Colorit zu geben wie etwa den Schilderungen, die er den auf seinen Reisen beobachteten Gegenständen gewährte.

Aber die merkwürdigste Ausprägung dieses zwiespältigen Wesens zeigt sich in Chamisso's Liebesgedichten. Die meisten erotischen Dichter preisen die Liebe zum Weibe und schildern die Geliebte, sie überlassen es den Dichterinnen, das Bild des Geliebten auszumalen. Dieser übrigens natürliche Gegensatz männlicher und weiblicher Dichter geht so weit, daß selbst die geistlichen Dichter fast ausnahmslos die Jungfrau Maria preisen, während die Dichterinnen in echt weiblichem Schwächegefühl sich an einen starken Heiland anlehnen oder Christus mit allen körperlichen und seelischen Vorzügen eines menschlichen Geliebten schmücken. Chamisso ist fast der einzige Dichter, der gerade in lyrischen Gedichten die Empfindungen der Frau darzustellen

liebt, nicht etwa bloß die Klage der verlaſſenen — und es iſt ja charakteriſtiſch, daß gerade letzteres von männlichen Dichtern nicht ſelten verſucht wird —, ſondern den Jubel der liebenden und die Treue der vermählten Frau. Zwar in einer der früher angeführten Balladen tritt auch in dieſer Beziehung ſein ſkeptiſcher Sinn hervor, — über den ſo traurig verunglückten Helden läßt er die Braut drei Wochen, die Schweſter drei Jahre klagen und nur die Mutter ihren Schmerz bis an ihr Lebensende tragen und hegen, — aber im Allgemeinen iſt er der innige und ſinnige Verkünder der Frauenliebe, der Lobredner ihrer Treue und der Herold des Ehe- und Mutterglücks. Denn das Weſen des Weibes iſt ihm Liebe. Darum iſt auch, wie der Dichter in dem ſchönen Gedichte „Die drei Schweſtern" ausführt, nicht diejenige die unglücklichſte, die, des Geliebten unmännlichen, verderbten Sinn erkennend, ihn verſtößt, nicht diejenige, welche, im bräutlichen Schmucke des Verlobten harrend, ſtatt des Erwarteten ſeinen Leichnam gebracht bekommt, ſondern diejenige, welcher niemals die Liebe gelächelt. Chamiſſo's Gedichtcyklen „Frauen-Liebe und Leben" und „Lebens-Lieder und Bilder" ſind tief empfundene und ſchön ausgedrückte Zeugniſſe echter und wahrer Zuneigung, erquickende Liebesidyllen, ebenſo frei von entnervender Unſittlichkeit — nur eine geſunde Sinnlichkeit predigend, wie etwa in dem Gedichte „Küſſen will ich, ich will küſſen" — wie von himmelſtürmender Leidenſchaft. Denn nicht die ſtolze Schöne feiert der Dichter, welche, von einer Schar von Bewunderern umgeben, durch einen Blick einen Verehrer beſeligt und einem anderen Verderben bereitet, ſondern das liebliche Bürgermädchen, das trotz aller keuſchen Zurückhaltung dem Geliebten ſich entgegenſehnt und, gerade weil ſie ihn über Alles liebt, alle Zärtlichkeit, deren ihr ſtark fühlendes Herz fähig iſt, ihrem Gatten aufſpart. („Die Braut".) Dieſe bürgerlichen Kreiſe haben jedoch nichts vom Spießbürgerlichen, Philiſterhaften, es iſt deutſche Minne, ſittlich, edel und rein von allem Unwürdigen.

Aber Chamiſſo verſetzt ſich nicht bloß in das Gefühl Anderer,

in die Empfindungen des anderen Geschlechts, sondern, da er selbst fühlt und empfindet, sucht er auch seine eigenen Gefühle auszudrücken. Er liebte, irrte und litt. Eine Französin, der er als Jüngling warme Huldigungen darbrachte, wollte ihn mit lauer Freundschaft abspeisen, die Mädchen, die er in seiner Strebezeit liebte oder zu lieben glaubte, peinigten ihn abwechselnd mit Kälte und mit Eifersucht, erst spät fand er eine würdige Gefährtin seines Lebens (Antonie Piaste) und kostete die wahre Liebe, nach der er lange sehnsüchtig, aber vergeblich verlangt hatte (1819). Mochte er früher nur im Anschauen des Glückes Anderer Liebe und Treue gefeiert haben, mochte er, eben weil er stark und wahr zu empfinden wußte, den schwierigen Versuch wagen und glücklich durchführen, ein altes Volkslied „es steht eine Linde im tiefen Thal" in neue Form zu bringen und durch diese noch eine erhöhte Wirkung hervorzurufen; jetzt, da er die Geliebte gewonnen hatte, besang er Liebe und Treue aus eigener Erfahrung. Seine Lieder an seine Braut und seine Frau sind sehr schön, frei von Uebertreibung, fern von Enttäuschung, der Ausdruck reinen und sicheren Glücksgefühls. Ehe er seine Braut gefunden, hatte er sich elend und verlassen gefühlt, nun erschien er sich durch ihre Einwirkung und ihr Verdienst reich und groß, jung und stark:

Du, die Du Alles, Alles gibst,
Du segnest mich, wie Du mich liebst.

Dieses Glücksgefühl erhielt sich lange, aber die Kräfte dauerten nicht aus. Vielleicht hat der Dichter, der während seiner letzten Lebensjahre schweres Siechthum zu erdulden, aber dabei der treuen Pflege seiner Gefährtin sich zu erfreuen hatte, im Hinblick auf diese unwandelbare, nie ermattende Treue eine Nachdichtung des „armen Heinrich" versucht, jenes hohen Liedes von Frauentreue und weiblichem Opfermuth.

Chamisso's zwiespältiges Wesen zeigt sich aber am besten darin, daß er in seiner Stimmung schwankt zwischen sonniger Heiterkeit und tiefem Weh, daß er bald ein ungetrübt fröhlicher

Humoriſt, bald ein ſchwermüthiger Tragiker iſt. Er iſt wohl der Schöpfer oder wenigſtens der Fortbildner der humoriſtiſchen Romanze, aber durchaus nicht ein Humoriſt, der ſeine ſchöne Schöpfung durch „ätzende Schärfe" ſelbſt verdirbt. Wie lieblich und niedlich ſind ſeine Schilderungen kleiner Vorgänge und vorübergehender oder bleibender Stimmungen, wie etwa ſeine „Tragiſche Geſchichte", „Recht empfindſam", „Der rechte Barbier", „Hans im Glücke". Wer möchte aus ſolchen und ähnlichen Dichtungen, die ganz zum Volkseigenthum geworden ſind, etwas Anderes entnehmen als echten Humor, der zwar der Zwillingsbruder des Ernſtes, nicht aber der Schärfe und des Spottes iſt.

In dieſer Dichterſeele war eben auch Raum für den Ernſt, das Tragiſche, ja geradezu das Grauſige. Manchmal ſcheint er ſich darin zu gefallen, die düſterſten Bilder aus dem Volksleben, Blutrache und ſonſtige Gewaltthätigkeiten, dem Leſer vorzuführen, wie er im Leben ſchwankte zwiſchen tollem Humor und drückendem Ernſt. Denn ſeine Weltanſchauung iſt im Ganzen trübe. Er, der ſchwere Zeiten durchgemacht hat, ſieht ſchlimmere Zeiten kommen, und wenn er auch den Einzelnen und den Völkern Zufriedenheit mit ihrem Looſe predigt („Die Kreuzesſchau"), ſo kann er nicht frohgemuth in die Zukunft blicken. In dieſer traurigen Stimmung zweifelt er an ſeinem Dichterwerth und fürchtet wirkungslos dahinzugehen; er vergleicht ſich dem „alten Sänger", der in die Wüſten ſchreit. Nennt er ſich einmal verwöhnt von dem Erfolg, ſo zeigt er ſich öfters unzufrieden mit der Anerkennung, die er gefunden, und gibt, wie ſo viele Dichter, den böſen Kritikern Schuld an dieſem Mißerfolge. Trotz alledem weiß er, daß er ein Dichter iſt, und verkündet z. B. in dem Gedichte „Nachhall" ſeinen Genoſſen die Pflichten ihres hohen Berufes. Er mahnt ſie, ihrer großen Aufgabe eingedenk zu ſein und ſich niemals zu erniedrigen, mit Ernſt und Strenge ihr Amt zu erfüllen und nur in geweihten Momenten der Poeſie ſich hinzugeben.

Das ist des Dichters Religion, die ihn stärkt und erhebt; der Kirchenglaube, in welchem viele trübangelegte Naturen einen Trost finden, vermag ihm diesen Trost nicht zu spenden. „Bin ich selber ein Christ, ich weiß es nicht", schreibt er in einem Briefe. Er reimt wohl Bibelstellen, aber er schwankt, ob er dem Pharisäer oder dem Zöllner nachsprechen solle, er ist Katholik, aber er schreibt eine „Klage der Nonne", in welcher die Klagende die göttliche Vergebung besonders für die Blinden und Bethörten erfleht, die an ihrem Unheil schuld sind. Er ist nicht ungläubig, aber er fühlt sich durch die Fesseln einer bestimmten Confession beengt; er kann, wie jener jüdische Märtyrer, den er so schön geschildert hat, die drei Güter: „frei denken, sprechen, frei athmen Gottes Luft" nicht entbehren; wir dürfen auch auf ihn anwenden, was er von Jenem zu rühmen weiß:

Er hat des Wortes Fesseln gesprengt mit Geisteskraft,
Er hängt am Guten, Wahren so recht mit Leidenschaft.

Den größten Erfolg hatte Chamisso mit seinem „Peter Schlemiehl", einem echten Erzeugniß der Romantik (geschrieben 1813).*) Mit den Motiven vom verlorenen Schatten und dem der Siebenmeilenstiefel, anknüpfend an das Fortunatus-Märchen, unter Verwerthung vieler Züge aus seinem äußeren Leben und inneren Wesen, bei künstlerischer Mischung des Wunderbaren und Wirklichen, gab er die Geschichte eines Pechvogels, der zu Nichts kommt und sich doch als Etwas fühlt — ein treffliches Bild der Zeit und des Dichters.

Wie Chamisso, so gehörten auch Arnim und Fouqué zu der älteren Generation (J. v. Eichendorff kam erst 1831 nach Berlin, nachdem er seine romantischen Träume fast vergessen hatte). Beide wurden schon mehrfach erwähnt, Arnim genugsam behandelt (oben S. 131 fg., 286, 305 A., 348 fg.). Fouqué**)

*) Vgl. O. F. Walzel, Allg. Ztg. 1891, Beil. 180.

**) Vgl. Goedeke a. Ausg. III, 56—61. Lebensgesch. Halle 1840. Briefe an F. Berl. 1848. Ausgewählte Werke, 12 Bde., Halle 1841. Koch's Auswahl in Kürschner's D. N. L. Undine auch bei Reclam. — Ueber die Quelle der Undine, Fouqué, Die Musen, 1812, S. 199.

wird man nicht gerecht, wenn man ihn nur als patriotischen Dichter würdigt (vgl. oben S. 317, 351), noch weniger, wenn man ihn, wie es der Berliner Volkswitz that, als Donquixote de la Marcha bezeichnet. Auch er wandte sich gern in eingebildete Zeiten und wagte einen Ritt ins wunderbare Land. F. H. K. de la Motte-Fouqué, 1777—1843, lebte eigentlich erst seit 1840 dauernd in Berlin, war aber häufig auf kürzere Zeit dort und stand von seinem Gute Nennhausen aus mit den Berlinern in regem Verkehr. Fouqué war Adliger und Officier und mochte in Leben und Schriften Geburt und Stand nicht verleugnen. Aber mit seiner Verherrlichung des Ritterstandes hatte er kein Glück, mochte er nun in breitem Selbstlob von seinem eigenen Leben und seiner Zeit berichten, oder, in vergangene Zeiten herabsteigend, von wirklichem oder nur erträumtem nordischen Wesen erzählen und darstellen, wie herrlich es im alten Deutschland gewesen. In durchaus conventioneller Manier schilderte er Ehre, Treue und Liebe, und mühte sich vergeblich, das Evangelium der romantischen Reaction zu verkünden. Er überlebte seinen kurzen Ruhm; der dichtende Kavallerieofficier wurde wirklichen Poeten eine komische Figur. Eine einzige seiner Schriften wurde bei ihrem Erscheinen populär, gab zwei Componisten Anregung zu Opern, die sehr beliebt wurden, und wird noch heute vielfach gelesen: Undine. Fouqué bekennt, als Quelle zu dieser Erzählung oder vielmehr zur Darstellung der Tödtung des Ritters durch die Wasserfrau bei seiner zweiten Vermählung Th. Paracelsus benutzt, alles Uebrige aber frei erfunden zu haben. Er gestaltete ein Märchen, dem trotz aller Nixen, Kobolde, Wassermänner, trotz des verrufenen Waldes und des Zaubergoldes die echte Märchenpoesie fehlte. Es ward vielmehr unter seinen Händen zu einer wundersamen Erzählung voller Abenteuer und Spannung, zu einer Rittergeschichte, in der Ritter Hildebrand, wie der Schuldige, so die Hauptperson ist. Denn nicht kraft ihres Wasserwesens muß Undine wieder in das Element zurückkehren, das sie verlassen hatte, sondern nur in Folge der Untreue des

Geliebten, der ſinnlich und haltlos die Pflegetochter des Herzogs, obwohl er weiß, daß ſie eine Fiſcherstochter iſt, höher ſchätzt als ſein liebreizendes, ſeelenloſes und doch ſo ſeelenvolles Weib. Dieſes Rittermäßige verdirbt dem modernen Leſer die ganze Geſchichte: das Gezierte und Hofmäßige in der ganzen Erzählungsart und Sprechweiſe des Dichters; der Unwille des Ritters darüber, daß die Fiſchersleute es wagen, ihr Pflegekind, das ſeine Braut iſt, zu ſchelten, das Entſetzen der Bertalda in dem Moment, da ſie, die eine Herzogin zu ſein vermeinte, erkennen muß, daß ſie von Fiſchern geboren iſt. Nur Undinens kindlich-liebliche Art, die den Sturm beſchwichtigt in der Natur, wie in der Menſchenbruſt, Allen gebietet, indem ſie zu gehorchen ſcheint, und Sonnenſchein erſtrahlen läßt, ſobald ſie auftritt, breitet noch heute über das Werk einen eigenartigen Reiz.

An Fouqué kann E. T. A. Hoffmann ſchon aus dem Grunde angeſchloſſen werden, weil er deſſen „Undine" zu einer Oper bearbeitete und dadurch populärer machte. Hoffmann (1776 bis 1822)*), für kurze Zeit 1806 fg., ſeit 1814 dauernd in Berlin, Kammergerichtsrath, der ſeinen Freiſinn und ſeine Unabhängigkeit in den Zeiten der Demagogenriecherei bewährte, erregte durch ſeine Schriften großes Aufſehen und gewann in und außer Deutſchland, namentlich in Frankreich**) Verbreitung und Beifall.

Hoffmann war eine merkwürdige Perſönlichkeit: es herrſchte in ihm ein jäher Uebergang von trübem Schmerz zu ausſchweifender Luſtigkeit. Dieſe konnte leicht ins Barocke und Fratzenhafte verfallen; jene ging in ſelbſtquäleriſche Schwermuth über, die

*) Alle frühere Litteratur iſt verzeichnet bei G. Ellinger: E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und ſeine Werke. Hamb. u. Lpz. 1894. Derſ. ſchon früher zwei Aufſätze in „Deutſche Dichtung", 1889. — F. Muncker in A. D. B. XII, 575—583. Vgl. Goedeke III (a. Ausg.), 406–420.

**) Vereinzelt ſteht das Urtheil Balzac's über Hoffmann. Lettres à l'étrangère. Revue de Paris. Bd. I, H. 3, 1894. „J'ai lu Hoffmann en entier; il est au-dessous de sa réputation; il y a quelque chose, mais pas grand chose; il parle bien musique; il n'entend rien à l'amour ni à la femme; il ne cause point de peur; il est impossible d'en causer avec des choses physiques."

[illegible]

[illegible]

[illegible]

neben ſeinen Hang zum Somnambulismus und Magnetismus. Auch die Opernbearbeitung von Fouqué's „Undine" brachte er nach Berlin mit (zuerſt aufgeführt am 3. Auguſt 1816), das Bedeutendſte, zugleich auch das Letzte, was Hoffmann muſikaliſch ſchuf. In demſelben Jahre erſchienen die „Nachtſtücke" und die „Elixire des Teufels". Jene waren eine Sammlung Erzählungen von ungleichem Werth in Erfindung und Behandlung, die, wie ſchon ihr Titel beſagte, in die Nachtſeiten des Menſchenlebens einführten, mit dem Schauerlichen und Unheimlichen des Räuber-, Studenten-, Künſtler-Treibens den Leſer bekannt machten; dieſe ein größerer Roman, nach engliſchem Vorbild geſtaltet, aber mit Selbſterlebtem verquickt, ſchilderten die Geheimniſſe der Kloſterwelt und arbeiteten mit großer Kunſt die aus Fouqué entlehnte Figur des Doppelgängers aus.

Die wichtigſten Werke der Berliner Zeit waren die „Serapionsbrüder" und der „Kater Murr". Der „Kater Murr" kann ſchon wegen ſeiner Abſonderlichkeit, der Durcheinandermengung der Memoiren des Katers und der Lebensbeſchreibung des Kapellmeiſters Kreisler, keinen vollendet künſtleriſchen Eindruck machen, um ſo weniger, als der dritte Theil, der das Ende bringen ſollte, nicht erſchienen iſt. Aber trotz des Abgeriſſenen und der ſeltſamen Miſchung zweier Geſchichten iſt eine gewiſſe Einheit unverkennbar, da einige Perſönlichkeiten beiden gemeinſam ſind. Grade der Gegenſatz des Philiſterhaften, deſſen Vertreter der Kater, und des Ideal-Genialen, deſſen Träger Kreisler iſt, der ſchließlich dem Wahnſinn verfallen ſollte, feſſelt ungemein. Erlebtes und Nachgeahmtes, wobei Tieck wiederum der Löwenantheil zukommt, wechſelt hier wie in allen Werken des Dichters; neben der anmuthenden Schilderung kleinbürgerlichen Treibens ſteht ein mit ſtarker Ironie gezeichnetes Bild oder geradezu Zerrbild des Lebens an kleinen Höfen. Begeiſterte Liebe zur Kunſt, namentlich zur Muſik, wird gepredigt, Verherrlichung des Katholicismus und ſeiner Inſtitutionen wagt ſich vor; daneben regt ſich manch Zauberhaftes und Wunderbares, geheimnißvolle

Thaten, die nicht ganz aufgeklärt, Erscheinungen, die nur angedeutet sind, erregen das Interesse und halten es wach.

Die „Serapionsbrüder" mögen wirklich trotz der Nachahmung von Tieck's „Phantasus" Gespräche mit den Berliner Freunden und Erlebnisse des dortigen Kreises benutzt haben. Sie flechten in die Unterhaltungen der Gefährten, die ihren Bund nach einem wahnsinnigen Einsiedler Serapion benannt haben, Novellen ein, die freilich mit den Gesprächen oft recht äußerlich verknüpft sind. Diese Novellen sind theils humoristisch, theils tragisch, bald der Gegenwart, dem wirklichen Leben, mit vielfachen Hinweisen auf die eben vergangenen Befreiungskriege, bald dem Gebiete üppigster Phantastik entnommen; einige spielen in Berlin, sowohl dem des 19. als dem des 16. Jahrhunderts, und wissen in sehr geschickter Weise Straßen und Plätze, die Altstadt und den Thiergarten zu beleben, andere in fremden Ländern, unter denen Italien mehr als Frankreich und Spanien bevorzugt wird. Unter diesen Novellen befinden sich Hoffmann's meistgelesene, allbekannte: „Doge und Dogaressa, Meister Martin und seine Gesellen, das Fräulein von Scudéry" neben anderen weniger bekannten Meisterstücken: „Aus dem Leben dreier Freunde" (eine echt Berlinische Geschichte jener Zeit), „Die Brautwahl", „Signor Formica". Die meisten dieser Geschichten waren Chroniken entnommen; Einzelnes wurde wohl mündlicher Ueberlieferung verdankt. Die Anregung zu manchen Geschichten wurde durch Bilder gegeben. Das Wenigste entstand aus völlig freier Erfindung. Oft wird der Sieg der Liebe dargestellt, die über alle von eigensinnigen Vätern, rachsüchtigen Nebenbuhlern, widrigen Umständen bereitete Hindernisse triumphirt, die Freundschaft wird verklärt, Tapferkeit belohnt. Kleinbürger und Kriegsmänner, Beamte und Adlige, Förster und Bergleute sind die Hauptpersonen; am liebsten aber wählt der Dichter seine Helden aus Künstlerkreisen und zwar lieber Maler und Bildhauer als Poeten. Dazwischen treten alle Arten Sonderlinge auf, die trefflich charakterisirt werden. Die Künstler bewegen sich gern in phantastischen

Koſtümen, aber auch Anderen erſcheinen Spukgeſtalten und Geſpenſter. Träume und Erſcheinungen kommen häufig vor, einmal wird ſogar ein Vampyr geſchildert, und gelegentlich ſpielt der Teufel perſönlich eine Rolle. Schwärmerei wird geſtraft, ſchlechte Dichter werden gehöhnt, außer Seitenhieben auf die deutſche Burſchenſchaft werden auch Stiche gegen Demagogenriecherei ausgetheilt. Erlebniſſe des Dichters ſelbſt werden verwerthet, das Verdienſt anderer Dichter, Goethe's und W. Scott's, gebührend gewürdigt, aber auch Z. Werner wird ſtark gelobt. Gegen ſeine eigenen Leiſtungen war der Poet kritiſch; die Beurtheilung mancher Novellen, wie ſie ſich in den Geſprächen der Freunde findet, iſt oft ſcharf genug. Das Ganze iſt ein vielgeſtaltiges, inhaltsreiches, trotz mancher Längen und Seltſamkeiten vollwerthiges Buch.

Unter den jüngeren Romantikern verdient Michael Beer eine Stelle. M. Beer (1800—1835)*) war ein Berliner, Bruder des Componiſten Meyerbeer und des Aſtronomen Wilhelm B., Mitglied einer durch Bildung und Reichthum ausgezeichneten jüdiſchen Familie, deren weibliches Haupt, die von dem Sohne angebetete und poetiſch verklärte Mutter, ſcherzhaft „Königin-Mutter" genannt wurde. Er war auf dem Werderſchen Gymnaſium unterrichtet, durch Boeckh in den Geiſt der Claſſiker eingeweiht, ſtudirte an der Berliner Univerſität und genoß ſchon als 19jähriger das Glück, ſeine Tragödie Klytämneſtra auf der Berliner Hofbühne aufgeführt zu ſehen. Später lebte er hauptſächlich in Paris, Rom, München; am letztgenannten Orte iſt er auch geſtorben. Er nahm die Eindrücke, die er ſich auf ſeinen großen Reiſen, in der Weltſtadt Paris und in der Kunſtſtadt Rom verſchaffte, in einem empfänglichen Gemüthe auf. Denn er liebte die Kunſt und feierte Macht und Eindruck der Poeſie und Muſik in manchem Gedichte. Doch war er kein welt-

*) G. Manz bereitet ſeine Biographie vor. Stücke aus der ungedruckten Corr. Allg. Ztg. 1890, Beil. 262. Goedeke (a. Ausg.) III, 465 bis 473. Werke u. Briefw. hgg. von E. v. Schenk, Lpz. 1835 u. 37.

abgewandter Träumer, sondern achtete aufmerksam auf die Bewegungen der Zeit, ohne darüber zum Freiheitsapostel zu werden, und beschäftigte sich mit religiösen Fragen, wurde aber dadurch weder ein eifervoller Jude noch etwa ein Christenhasser. Daher sind seine Trauerspiele — die einzige Dichtungsart, in der er wirklich Werthvolles leistete — dem Alterthum, Italien, der Politik und Religion entnommen. Am eigenartigsten zeigte sich jedoch sein Talent in je einem politischen und religiösen Drama „Struensee" und dem „Paria".

„Struensee", 1828 in München zuerst aufgeführt, ist die Verklärung des damaligen Liberalismus und der Aufklärungsideen des 18. Jahrhunderts. Nicht ohne Absicht wird in diesem Drama, in dem der Dichter den kühnen Wurf wagte, Personen auf die Bühne zu bringen, die erst vor Kurzem gestorben waren, England als politisches Muster erhoben und Friedrich der Große gerühmt*) — freilich erhält auch Shakespeare eine lange Verherrlichung. Der Held selbst, der Bürgerliche, der durch eigene Tüchtigkeit, wenn auch von Hofgunst unterstützt, emporgekommen, ist der liberale Idealmensch: edelmüthig bis zur Schwäche, der selbst in den Momenten höchster Noth die ihm angebotene Befreiung deshalb zurückweist, weil seine Gefährten leiden, zu großherzig zur Rache, erhaben gegen Furcht und Argwohn, fern von jedem Hervordrängen seiner Person, ein Feind des Adels, dessen Vorrechte er mit starker Hand zerstört, ein treuer Diener seines Königs. Das Romantische in ihm ist die Liebe zur Königin, die mit Verehrung beginnt, mit Leidenschaft schließt, die, wenn auch von der Königin getheilt, in den Grenzen eines keuschen Verhältnisses bleibt, aber den Lebensinhalt beider ausmacht und beider Verderben besiegelt: alle Vergehen gesteht er reuig dem väterlichen Beichtiger, und bereut sie, nur jene Liebe will er als köstliches Gut

*) A. III, S. 6. Das Volk des großen Friedrich aber will Das Große, und ein thatbegehrend Wort Des Königs findet muth'gen Widerhall In seiner Preußen Herzen.

ohne Reue bewahren. Gemahnen ſolche Züge an die „Jungfrau von Orleans", erinnert die ganze Hof- und Verrathstragödie an „Maria Stuart" und „Wallenſtein", an jenes das Gegenüberſtehen zweier Königinnen, an dieſes Vieles in der Figur des Helden, Träume und Treue der Untergebenen, der Verrath bei einem großen Gaſtmahl — die Figur des Oberſt Köller iſt eine Copie Buttler's —, herrſchen in den Volks- und Gefängnißſcenen Reminiscenzen an „Egmont" vor und ſchlägt in dem ganzen Drama Schiller'ſches Pathos an unſer Ohr, — das Ganze iſt trotz ſeiner Länge ein achtunggebietendes Werk. Das Schickſal eines ganzen Volkes und Landes, nur zu hiſtoriſch und etwas zu ausführlich, ſpielt ſich vor dem Zuſchauer ab, das Ganze mit ſeinen Liebes- und Freundſchaftsſcenen, ſeinen Haupt- und Staatsactionen und vertraulichem Geplauder, militäriſchem Getümmel und Alkoven-Intriguen athmet echtes und volles dramatiſches Leben. Manche Fehler ſchwülſtiger Diction, auch der dramatiſche Mangel, daß der Held von der erſten Hälfte des 3. bis zur zweiten des 5. Actes verſchwindet, vermögen den Eindruck der Tragödie, die mit der Hinrichtung des Helden ſchließt, nicht zu ſchwächen. Es iſt kein Werk unvermittelter Gegenſätze; dem Idealhelden ſtehen keineswegs lauter Böſewichter gegenüber: neben den Verräthern der Gegenpartei, den Rachſüchtigen, Undankbaren, Intriguanten, ſteht als Haupt der Adelspartei Graf Rantzau, ein edler, wahrhafter, patriotiſcher, hochherziger Mann, der, ehe er ſich in die Verſchwörung einläßt, ſeinen Gegner umzuſtimmen ſucht und auch, nachdem er den entſcheidenden Schritt gethan, ihm Mahnungen entgegenbringt und zur Flucht verhelfen will. Gerade dieſe Schilderung kräftiger, edelmüthiger Männer ohne Sentimentalität gelingt dem Dichter am beſten.

Wie „Struenſee" die Hoffnung auf politiſche Freiheit, ſo verkündete der 1823 in Berlin aufgeführte, auch von Goethe freundlich beurtheilte „Paria" die religioſe Freiheit:

Der Menſch allein zerſtört mit frecher Hand
Den gleichen Spiegel ſeines edeln Weſens,
Und Glauben — Glauben nennt er ſeinen Wahn.
Doch Brama lächelt ſchonend, ſich ins Licht
Der Wahrheit tauchend, bis auch wir zum Tag
Des Wiſſens aus der Nacht des Irrthums ſcheiden.

Es iſt die Geſchichte eines indiſchen Paria, der das junge, blühende Weib eines alten Rajah nach deſſen Tode gerettet und ſie, freilich zu ihrer hohen Wonne, ſein jammervolles Leben theilen läßt. Nur einmal hat ſie die Hütte verlaſſen, als ihr Kind ſich verlief, und dabei einen vornehmen Inder getroffen, der, durch ihre Schönheit geblendet, ihr nachſtellt. Das Unglück will, daß dieſer, übrigens ihr Bruder, verwundet in die Hütte kommt. Er beſchließt, trotz der ihm von ſeinen Gaſtfreunden zu Theil gewordenen Heilung, trotz wieder aufflammender Leidenſchaft und trotz der nach der Erkennungsſcene ſich regenden Bruderliebe, den Tod der Schuldigen. Dieſe aber kommen dem Unheil zuvor, indem ſie Gift nehmen und freiwillig ſterben. Das Rührſelige wiegt in dem Stück allzu ſehr vor, der verhältnißmäßig kurze Einacter hat zu ſchnelle Uebergänge und zu gewaltſame Löſungen; faſt alle Neigungen und Leidenſchaften ſind übertrieben. Nur die Liebe des Weibes zu Kind und Mann wird glaubhaft dargeſtellt. Der dichteriſche und kulturhiſtoriſche Werth des Stückes liegt aber beſonders in der Schilderung des ungerecht Unterdrückten, der nicht durch Schuld, ſondern durch den Zufall der Geburt zurückgeſetzt iſt, in der Darſtellung ſeiner Sehnſucht, aus dieſer unwürdigen Lage ſich zu befreien: „dürft' ich nur Menſch ſein unter Menſchen".

Das Verlangen, dem der Paria in folgenden Verſen Ausdruck gibt:

Ich hab' ein Vaterland, ich will's beſchützen.
Gebt mir ein Leben und ich zahl's mit Wucher,
Wo die Gefahr der Schlacht mit ehrnen Zungen
Die Opfer heiſcht und an des Lebens Fülle
Sich bis zur Ueberſätt'gung nährt und ſtirbt.
Wagt's und erprobt des Unterdrückten Kraft.

war auch das Verlangen der Glaubensgenossen des Dichters. Sie nahmen (vgl. oben S. 274) nach kurzem Freiheitstraum die alte Pariastellung wieder ein. Da der Staat ihnen nicht das gewährte, was sie zu fordern berechtigt waren, so flüchteten sie zur Litteratur und Kunst. Sie suchten die Wissenschaft zu pflegen und sich zu veredeln. Damals (1821) begründete L. Zunz (1794–1886, in Berlin seit 1816) die Wissenschaft des Judenthums, indem er mit überaus gelehrten, scharfsinnigen, trefflich geschriebenen Abhandlungen und Werken die jüdische Litteratur des Mittelalters, aber auch die biblischen Schriften kritisch untersuchte, die Theilnahme der Juden an den allgemeinen Bildungsbestrebungen feststellte. Zugleich stiftete er in Verbindung mit Gesinnungsgenossen, dem bescheidenen, geistvollen, vielseitig thätigen Kaufmann M. Moser und dem großen Juristen E. Gans den „Verein zur Beförderung der Kultur unter den Juden", der außer Pflege des Geistes auch die Beförderung des Handwerks unter seine Zwecke aufnahm. Die Parias der Gesellschaft waren echte Romantiker, die aus der Zeit, die ihnen nichts bot, in erträumte Länder und vergangene Perioden flüchteten.

Unter den damaligen Berliner Dichtern gibt es kaum größere Gegensätze, als Ludwig Robert (1778—1832) und Friedrich von Uechtritz (1800—1875).*) Jener war Berliner, der, wenige Reisen und einen kurzen in Süddeutschland genommenen Aufenthalt abgerechnet, dauernd in Berlin lebte und trotz mancher Bespöttelungen, die er wie ein richtiger Berliner gern vorbrachte, seine Vaterstadt groß und schön fand. Dieser war ein Fremder, welcher nur die Jahre seiner juristischen Vorbereitung in Berlin zubrachte und trotz aller Hochschätzung der dortigen geistigen Cirkel seine Heimath nur in seiner geliebten Lausitz sah. Robert war ein unabhängiger, vermögender Mann, der ohne bestimmte Berufsthätigkeit seinen litterarischen Neigungen folgen konnte und gerade, weil er Muße hatte, wenig producirte: Uechtritz,

*) Der Kürze halber sei auf Goedeke a. Ausg. III, 425–432, 953 fg. verwiesen; für Uechtritz: H. v. Sybel. Leipzig 1876.

bei den mißlichen Vermögensumſtänden der Seinigen früh in die Beamtenlaufbahn gedrängt, war Richter und Poet, und mußte, eben weil er nur ſpärliche Muße beſaß, dieſelbe ſorgſam zuſammenhalten und aufs Fleißigſte ausnutzen. Während Uechtritz von den Seinen, die, ohne ungebildet zu ſein, doch in ihrem Landſtädtchen in litterariſcher Abgeſchiedenheit gelebt hatten, wie ein Wunderkind angeſtaunt wurde und dadurch der Selbſtüberſchätzung nahe genug war, wurde Robert durch ſeine geiſtesmächtige Schweſter Rahel eher gedrückt als gehoben — zeitlebens bekannt als Bruder einer berühmten Schweſter und Mann einer ſchönen Frau — und gewöhnte ſich an eine Mißachtung ſeiner Fähigkeiten, die auf ſeine Schaffensfreudigkeit lähmend wirkte. Robert war als Jude geboren, ein Freigeiſt, ſo lange er dem jüdiſchen Bekenntniß anhing, und ein Philoſoph, ſobald er, durch Fichte angeregt, mit chriſtlicher Weltanſchauung den chriſtlichen Glauben angenommen hatte, meiſt ohne religiöſe und immer ohne ſpecifiſch confeſſionelle Färbung. Uechtritz dagegen war eine durchaus religiöſe Natur, der, wie er als Jüngling mit Vater und Kameraden große religiöſe Auseinanderſetzungen hatte, als reifer Mann ſeine Abrechnung mit dem Katholicismus hielt, ſeine ſtrenge proteſtantiſche Ueberzeugung lebhaft betonte und den Sieg des Chriſtenthums über das heidniſche Rom zum Gegenſtand einer ausführlichen Darſtellung in einem ſeiner großen Romane wählte. Sind dieſe Romane ſein eigentliches Lebenswerk, das, worin er ſein Beſtes geboten zu haben glaubte, ſo ſind ſie, trotzdem ſie verhältnißmäßig neuen Datums ſind, verſchollen, und nur ein Jugenddrama ſichert ihm eine gewiſſe litterariſche Bedeutung. Robert dagegen hielt ſich für einen Dramatiker, wenn er auch mit keinem ſeiner Dramen die gewünſchte Wirkung zu erzielen vermochte, war aber viel eher ein ſtimmungsvoller Lyriker. Und während heutzutage der Dramatiker mitten im Leben ſteht, der Lyriker dagegen oft den Anſpruch erhebt, ſich aus dem Leben in eine erträumte Idealwelt zu flüchten, beſchäftigte ſich der Lyriker Robert mit politiſchen, religiöſen und geſellſchaftlichen Zeitfragen;

Uechtritz, der Dramatiker und Romanschriftsteller, versetzte sich in das ferne Alterthum und wählte aus ihm die Stoffe seiner Dichtungen.

Unter Robert's lyrischen Dichtungen sind die übrigens wirkungslos verhallten „Stimmen der Zeit", 1816 gesammelt herausgegebene Lieder aus den Befreiungskriegen, formell und inhaltlich die schwächsten. Er war kein Politiker, daher machen seine Proteste gegen die Revolution von 1830 keinen Eindruck und sein Auftreten gegen die Diplomaten, die er als Pfiffiologen verhöhnt, erscheint grundlos. Da er geringe theologische Neigungen hatte, so sprach er in seinen Gedichten selten über Religion, benutzte nur manchmal alttestamentliche Stoffe zu Erzählungen und Legenden. Sein Interesse war wesentlich ein litterarisches, er suchte französische Schriftsteller älterer und neuerer Zeit durch Nachdichtungen in Deutschland einzubürgern, erklärte sich oft gegen die Recensenten und stark gegen die Tendenzmacher und gab seinem Hasse gegen seine Feinde, seiner Liebe zu den Freunden entschiedenen Ausdruck. Unter den Gehaßten befand sich Friedrich Schlegel, dessen Mysticismus und Unklarheit Gegenstände des Spottes wurden, unter den Geliebten Rahel, vor Allem Goethe. Auch die bildende Kunst wurde von ihm verherrlicht, z. B. Danneker's und Rauch's Werke. Dem Berliner Schauspielhause, das seine Schöpfungen nicht allzu freundlich behandelt hatte, war er nicht eben günstig gesinnt. Vielmehr tadelte er das Haus und die Gaben des Hauses; diese, weil in ihnen die ausländische Production zu sehr bevorzugt wurde, jenes seiner engen Logen wegen und des schmalen unter der Treppe befindlichen Eingangs, während die große Freitreppe unbenutzt bliebe. — Weniger als man bei der sprüchwörtlichen Zärtlichkeit Robert's zu seiner schönen Frau denken sollte, behandelte er die Liebe; einmal setzte er sehr schön auseinander, wie seine Gattin die Eigenschaften des Freundes, der Geliebten, der Gattin, des Kindes in sich vereine. Auch der Freundschaft

huldigte er selten; laut bekannte er sich nur als dankbaren Jünger seines Meisters Ludwig Tieck.

Uechtritz' eigenartigste Leistung ist sein in Berlin geschriebenes und aufgeführtes Drama „Alexander und Darius" (Berlin 1827). Goethe soll, nach Holtei's Erzählung, an dem Drama sich ungemein ergötzt haben; jedenfalls ist es eines der interessantesten und würdigsten Werke unter denen, durch welche die Berliner Dichter das Alterthum poetisch darzustellen suchten. Uechtritz besaß gewiß nicht Raupach's scenisches Geschick, aber einen weltmännischer gebildeten Geist, eine poetischere Sprache und ein tieferes Verständniß der Vorzeit. Ohne Tendenzmacherei, ohne Seitenblicke auf die Zeit, in welcher er lebte, stellte er das Ringen zweier Weltmächte, Asiens und Europas, der geschwächten, innerlich verderbten Barbaren und der unverdorbenen, mit griechischen Elementen vielfach vermischten Macedonier dar. Seine Erfindungsgabe setzte er in keinerlei Unkosten, behielt vielmehr den von den alten Geschichtschreibern überlieferten Stoff in seinen Einzelheiten, selbst bis auf die Worte bei. Aber er verstand es, eine lebensvolle Schilderung der macedonischen Helden und der persischen Satrapen zu geben. Alexander in seinem kühnen Uebermuth, der sich manchmal bis zum frevlen Leichtsinn steigert, in dem gewaltigen Eindruck, den er durch seine Erscheinung, Worte und Thaten auf alle ihm Begegnenden macht, tritt ebenso deutlich hervor, wie des Darius weichliches Schwelgen, seine träumerisch schwächliche Hingabe an Prophezeiungen und Sagen, seine Abhängigkeit von seinen Dienern, deren unumschränkter Herr er zu sein wähnt, seine Lust an Prunk und an entnervenden Genüssen. Neben den beiden hauptsächlichen Männercharakteren stehen zwei bedeutsame Frauengestalten: Statira und Thais. Statira ist die Gemahlin des Darius, die für den Geliebten bangt und zittert, sich bräutlich schmückt, um den aus der Schlacht Heimkehrenden mit neuer seit lange ungewohnter Reizung zu empfangen, ihn im Kampfgewühl sehen möchte, aber bald seine Niederlage ahnt, in der Verzückung den

Sieger kommen ſieht und todt niederfällt, da Alexander wirklich eintritt. Denn es ſoll durch die ganze Schilderung ihres Weſens angedeutet werden, wie auch ſie, die eine Zeit lang bei Alexander Gefangene, im Geheimen den Heros bewundert und durch ihre hervorragende Schönheit keinen geringen Eindruck auf den Helden macht. Offener glüht Thais, die gefeierte Schauſpielerin und Tänzerin, für den Eroberer; vor ihm zu ſpielen, ihn zu küſſen, iſt ihres Lebens Ehrgeiz. Das Bacchanal, in welchem ſie ihn zum Taumel fortreißt und ihn, der kurze Zeit willenlos der Sirene folgt, zur Verbrennung des Palaſtes von Perſepolis beſtimmt, iſt dichteriſch glanzvoll dargeſtellt. Durch dieſen Brand wird das Geſchick des Perſerreiches, das kraft eines Orakels ſo lange beſtehen ſollte wie der Palaſt, beſiegelt, Darius von den Seinen getödtet; ſeine Hauptführer enden durch Mord und Selbſtmord. Alexander aber, auch mit der Herrſchaft über des Darius ganzes Reich nicht zufrieden, beſchließt das Stück mit den Verſen:

Und biſt du ewig, oder wirſt auch du
Dich einſt dem Lete vermählen, alte Erde,
Bräutlich geſchmückt mit deiner Söhne Ruhm?
Zeus, nimm in meine Heimath mich hinauf!
Doch nein! um deinen Thron dort müßt ich ringen.
Wohl fühl' ich tief, daß du mich nicht verkannteſt,
Als du in nicht'gen Menſchenleib mich banneteſt!
Doch ob du deinen Sohn von dir verbannt,
Die Götter alle bleiben ihm verwandt!
Bei ihnen — mag die Erd' in Trümmer fallen! —
Wird Alexander's Name nicht verhallen!
Nach Indien laßt meine Fahnen wallen!

Wie in der Litteratur, ſo begann auch in der Malerei die Romantik ſich zu regen. Einflüſſe Italiens machten ſich dabei geltend, ein unklares Schwärmen, Hang zum Abſonderlichen und Myſtiſchen drängte ſich hervor; das Mittelalter und der Katholicismus übten auf die jungen Künſtler wie auf die Dichter eine unheilvolle Einwirkung; ein übermäßiges Deutſchthum begann ſich zu entfalten. Freilich gehört die volle Ent-

wickelung des romantiſchen Geiſtes in der Kunſt dem Berlin der vierziger Jahre an; der Romantiker, der auf dem Throne ſaß, zog ſeine Geſinnungsgenoſſen, mochten ſie ſich mit Philoſophie, Dichtung, Kunſt beſchäftigen — man denke nur an Schelling, Tieck, Cornelius — an ſeinen Hof. Aber ſchon gegen Ende des zweiten Jahrzehnts wirkten die römiſchen Vorbilder auf Berlin; ein preußiſcher, in amtlicher Stellung zu Rom lebender Kunſtfreund unterſtützte die neuen Beſtrebungen. Daher mochte der kalte Waſſerſtrahl, der ſchon 1817 ſich von Weimar her gegen die neudeutſch-religiös-patriotiſche Kunſt ergoß, auch in Berlin erkältend wirken. Der alte Schadow aber, der an ſeinem eigenen Sohne Wilhelm die Hinneigung zu jenen Kreiſen erlebte, konnte ſich mit den „preziös-ſchraffirten", geſchickten, aber gezierten Zeichnungen und Bildern nicht befreunden, ſah in den geprieſenen Erzeugniſſen der Cornelius und Overbeck gar zu viel Schulſchnitzer, verlangte, daß man erſt „gut und gerecht" malen ſolle, ehe man „ſchön" zu malen ſich befleißige, mußte aber reſignirt bekennen*): „Die hieſigen Myſtiker werden hoffentlich dies Entzücken auch fühlen und ſo: lasciamo andare."

*) Dies und das Vorige aus Briefen an Böttiger. Weſtermann's Monatshefte, Nov. 1894.

Sechzehntes Kapitel.

Litterariſches Stillleben.

Alle die genannten Romantiker und viele nicht genannte, Berliner und Fremde, wie Houwald und W. Müller, Goethe und H. Heine, Dichter und Künſtler fanden ein allzeit bereites Organ in F. W. Gubitz' „Der Geſellſchafter".*) Dieſe Zeitſchrift, die von 1817 bis 1848, vier Mal die Woche erſchien, Kunſt- und Muſikbeilagen, ſowie Annoncenblätter brachte, war lange Zeit das tonangebende Journal Berlins. Auf Politik und Wiſſenſchaft ging es nur mit kurzen Notizen und gelegentlichen Hinweiſen ein, Religiöſes ließ es ganz unbeachtet, pflegte vielmehr ausſchließlich das weite Gebiet der Litteratur, durch Veröffentlichung von Novellen, Gedichten, Theater- und Kunſtberichten, Briefen und anderen Reliquien Verſtorbener, Epigrammen und Anekdoten. Litterariſche Streitigkeiten vermied es nicht, verwies ſie aber in einen Nebentheil. Obgleich es in Berlin erſchien und weſentlich, trotz ſeiner durch ganz Deutſchland verbreiteten Mitarbeiterſchar, von Berlinern Beiträge erhielt, war es kein ausſchließliches Organ der Hauptſtadt. Am Anfang ſchloß es

*) Der Geſellſchafter, oder: Blätter für Geiſt und Herz. Beginnt 1817, endet 1848. Der erſte Jahrgang hat 213, der vorletzte 210, der letzte 205 Nummern à 4 SS (2 Bll.) in 4°. (Er erſchien 4 mal die Woche: Montag, Mittwoch, Freitag, Sonnabend.) Die Beiträge daraus von Achim von Arnim ſind Berl. Neudrucke III, 1, einzelne Aufſätze von Schadow in d. Ztſchr. f. bildende Kunſt 1891, von Zunz in d. Z. f. G. d. J. in Deutſchland V, 223 ff. wieder abgedruckt.

ſogar das Reinberliniſche aus; erſt ſeit Ende 1820 enthielt es einen ſtändigen Artikel „Allerlei aus Berlin", ohne dadurch ſeiner Neigung untreu zu werden, auswärtige Litteratur- und Kunſtvorgänge zu berückſichtigen. Mit beſonderer Vorliebe brachte es kurze Notizen aus franzöſiſchen und engliſchen Blättern, die für Geſtaltung der Zeitſchrift ſichtbares Vorbild waren. Der Herausgeber Gubitz gab auch als Holzſchneider gern Proben ſeiner Kunſt, indem er die am Kopfe des Blattes ſtehende zierliche Vignette oft erneuerte, nicht ſelten mit Bezug auf den Inhalt der Nummer, z. B. bei Säkulartagen berühmter Männer.

Keine andere Zeitſchrift darf ſich eines ähnlich langen Beſtandes rühmen und konnte auf eine gleich große Zahl von Mitarbeitern und Leſern hinweiſen. Manche dieſer Zeitſchriften ſind ſchon gelegentlich genannt, wie die „Neue Berliner Monatsſchrift" (S. 387) oder der „Freimüthige für Deutſchland" (oben S. 405), deſſen Herausgeber Symanski vorher eine „Leuchte" und ſpäter einen „Zuſchauer" herausgab. Alle dieſe ephemeren Erſcheinungen überdauerte der „Beobachter". Er war kaum anders und gewiß nicht beſſer als früher (vgl. S. 220); vielmehr brachte er weiter „Nuditäten der höchſten Potenz und gehaltloſe Gemeinheiten"*), aber gerade deswegen fand er ein großes Publicum — 4000 Abnehmer.

„Der Freimüthige", der ſog. „alte", Jahre lang von A. Kuhn herausgegeben, ſchleppte lange ſein Leben fort, konnte aber keine ſonderliche Bedeutung erlangen. Zuletzt wurde er mit dem von F. Förſter herausgegebenen „Berliner Converſationsblatt" vereinigt, aber auch unter dem gemeinſchaftlichen Titel waren beide Hungerkandidaten kaum im Stande, ihr armes Leben zu friſten.

Derartige Zeitſchriften, die ihrem Publicum verſchiedene, leichte, billige Koſt boten, gleichwohl aber von den Leſern wenig

*) A. v. Schaden, Berlins Licht- und Schattenſeiten, Deſſau 1822, S. 66, deſſen Notizen über die Zeitſchr. werthvoll ſind. — Sehr unbedeutend v. Biedenfeld, Der hinkende Teufel zu Berlin, 1827, 3. Heft, S. 34—68.

genoſſen wurden, gab es in den Jahrzehnten von 1820—40 ſehr viele. Die meiſten ſind heute verſchollen, manche ganz unauffindbar. Daher lohnt es ſich kaum, von ihnen zu reden.*) Anders verhält es ſich mit den Witzblättern mit politiſchem Beigeſchmack und ohne ſolchen, von denen aber beſſer in anderem Zuſammenhang zu reden iſt.

Damals begannen auch die Kalender zu erſcheinen, die, im Gegenſatz zu den früheren, keine ſtatiſtiſchen Notizen, weniger merkantiliſche und belehrende Mittheilungen, vielmehr namentlich unterhaltende Beiträge und Illuſtrationen brachten. Als Beiſpiel für dieſe ganze Art von litterariſchen Erſcheinungen ſei der „Deutſche Volkskalender" des ſchon genannten Gubitz genannt, der 1835 zu erſcheinen begann und Jahrzehnte lang, auch nach dem Tode des Begründers, erſchien. Sein Werth liegt nicht in den litterariſchen Beiträgen, denn dieſe waren aus mannigfachen Quellen zuſammengerafft, z. B. Brentano's „Geſchichte vom braven

*) Die in dieſer Anmerkung gegebene Zuſammenſtellung macht keinen Anſpruch auf Vollſtändigkeit, iſt aber für das geiſtige Leben Berlins in den 20er und 30er Jahren nicht werthlos. Von Berliner Zeitſchriften ſind mir folgende in einem Bande oder mehreren Jahrgängen bekannt. Berliniſche Zeitſchrift für Wiſſenſchaft und Litteratur, hgg. von F. W. Goedicke, Voſſ. Buchhandlg., wohl monatlich, jedenf. 1824 u. 25. (Jahrg. 1 H. 12, Jahrg. 2 H. 1.) Mitarbeiter u. A.: Gödingk (der einen Brief von und an Nicolai mittheilt), Schink, Zeune. — Berliniſche Blätter für deutſche Frauen. Eine Wochenſchrift, hgg. von Friedrich Baron de la Motte-Fouqué. Maurer 1829. (Gedichte, Anekdoten, Novellen vom Herausg. und ſ. Gattin, L. Robert, F. Kugler, C. Seidel, Varnhagen, A. Zeune u. a. Berlinern; Bd. 3, 137—184 „Aus Denkblättern einer Berlinerin" iſt ſicher von Rahel.) — Berliner Kinder-Wochenblatt, 1832, erſchien jeden Sonntag bei G. Gropius (mit Illuſtrationen). — Erinnerungsblätter für gebildete Leſer aus allen Ständen, J. Lewent, 1833 (wöchentlich, geſch. Aufſätze, Geſchichtstafel, Notizen, Anekdoten, Novellen, Räthſel, erſter Druck des Eckenſteher Nante im Verhör; das Meiſte anonym; als Beilage ein Allg Converſationslexicon). — Erſtes vaterländiſches Pfennigblatt (täglich 2 SS.), Red.: J. C. E. Schwarz, 1. Jahrg. 1833, der erſte Jahrgang begann am 1. Oct., Erzählungen, Geſchichtliches. — Berlin. Eine Wochenſchrift von L. Rellſtab. Duncker u. Humblot, 1835. 52 Num. Von 1836 an: Berlin u. Athen. — Preußiſcher Volksfreund. Ein gemein-

Kasperl und dem schönen Annerl", die er aus seinen 1817 erschienenen „Gaben der Milde", freilich „mit einigen Auslassungen" wiederholte, und zeigten gar zu sehr die Tendenz, das für den Berliner Philister Passende zu geben. Vielmehr liegt er in den Holzschnitten Gubitz' und seiner Schüler — im 1. Jahrgang 100, im 2.: 120 —, die noch heute den Bändchen ihren Werth verleihen: humoristische Bildchen und charakteristische Köpfe gewähren auch dem modernen Betrachter noch besonderen Genuß.

Auch Berliner Musenalmanache begannen wieder zu erscheinen. Der erste von J. Curtius*) 1826 war hauptsächlich von dem Herausgeber verfaßt; von sonstigen Mitarbeitern wären außer den unbekannten Deiters und Schregel nur K. Grüneisen, vor Allem K. Simrock zu nennen. Eine Nachahmung des Ossian und ein dialektisches Gedicht nehmen sich neben den Liebes- und Naturgedichten, die den fast ausschließlichen Inhalt des Bändchens bilden, etwas seltsam aus; bei den Naturliedern ist hervorzu-

nütziges u. unterh. Volksbl. f. geb. Leser, 1836, 180 Nrn. Als Red. zeichnet zuletzt D. G. v. Puttkammer. Viel Naturwissenschaftliches; in den ersten Nummern Manches von K. Witte d. Ä. — Der Neuigkeits-Bote. Ein Tagesblatt von K. Müchler, 1837. — Von vergessenen Zeitschriften, von denen ich einzelne Nummern gesehen habe, seien genannt: Thee- und Kaffeezeitvertreib für Herren und Damen, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung und Nahrung fürs Herz, hgg. von Dr. A. W. Schmolck (1835). — Berliner Modenspiegel in- und ausländischer Originale. Eine Zeitschrift für die elegante Welt, hgg. von A. Cosmar. (1840 erschien der 9. Jahrgang.) — Pantheon. Eine Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung, 1831 (2 mal wöchentlich) bei W. Ratorff u. Comp. — Unbekannt ist mir: Der Berliner Stadt- und Landbote, seit 1829, Volksblatt mit Bildern. — Schon vorher, seit 1819: Der Märkische Bote mit der polit. Beil.: Der Brandenburger Erzähler (die 1. Nummer des 1. Jahrg. ist in m. Besitz). — Iris. Eine Zeitschr. des Schönen, hgg. von J. Heinemann und K. Müchler, 2 Bde., 1823, 24. — Berlinisches Wochenblatt für den gebildeten Bürger und denkenden Landmann, hgg. von Prof. Wadzeck, seit dessen Tode (2. März 1833) von J. G. L. K. Dielitz. — Angekündigt wurde (ob auch erschienen?): Allg. Jugendzeitung oder Blätter zur Beförderung und Ermunterung des Fleißes, 1833, T. Schumann.

*) Musenalmanach für das Jahr 1826 von Julius Curtius. Berlin 1825. Vereinsbuchhandlung. 180 SS. Ex. in K. B. (Bei Goedeke III, 1131.)

heben, daß die Schweiz (Rigi, Grimsel) den Gegenstand der Gedichte bildet, was bei den damaligen Norddeutschen selten war. Der Almanach zeigt deutlich die Nachahmung der Schillerschen Vorgänger: Liebeselegieen nach Goethischem Muster; Xenien (etwa 500, 65 Seiten), auch äußerlich den berühmten nachgeahmt. Sie sind fast ausschließlich litterarisch, nur wenige feiern die Liebe und predigen Gehorsam gegen den Fürsten. Goethe und Schiller werden gepriesen, — ganze Xenienreihen sind gegen Pustkuchen's falsche Wanderjahre gerichtet —, auch von Heine werden große Erwartungen gehegt; der Hauptgegner ist Rousseau, der Rheinländer, der unbarmherzig gestriegelt wird. Sonst setzt es Hiebe gegen Hegel, gegen ältere und jüngere Dichter, Fr. Schlegel und K. J. Schöne, gegen Berliner, unter denen auch Raupach und J. v. Voß, und Nichtberliner, z. B. Immermann, gegen die Dichterinnen: Louise Brachmann und Helwine von Chezy, gegen die Zeitschriften, wiederum nach dem Vorbilde des alten Xenienalmanachs; unter den Zeitschriften steht der „Freimüthige" obenan; nicht übel heißt es wider den „Märkischen Boten":

Märkischer Bote, wie gleichst du so wenig dem Boten von Wandsbeck,
Er trug sua, du schleppst uns aliena nur mit.

Auf diesen gänzlich unbekannten folgte ein etwas bekannterer Almanach*) (1830 u. 1831). Wie aber hatten sich die Zeiten verändert! Goethe, der für die früheren Berliner Almanache nur Spott gefunden, stellte sich hier mit Beiträgen ein; außer ihm gar manche Träger klangvoller Namen, Anast. Grün, Gust. Schwab, Just. Kerner, A. W. v. Schlegel. Aber das Hauptkontingent der Beitragenden stellten doch die Berliner, außer den

*) Berliner Musen-Almanach f. d. J. 1830. Berlin, G. Fincke; 1831 hgg. von Moritz Veit. Vereinsbuchdruckerei Anderer Berliner Musen-Almanach (Parodie) s. Goedeke III, 1165. Landsberg a. W 1829. Die Beitragenden sind bei Goedeke (alte Ausg.) III, 1164 u. 65 zusammengestellt. Dort 1164 eine Nennung aller damaliger Berliner Schriftsteller. Vgl. auch das. 1166—1184. — Ueber H. Stieglitz unten Kap. 19.

Alten: Arnim, Fouqué, Chamisso, auch die Jungen: D. Leßmann, Apollonius v. Maltitz, L. Robert, besonders die Herausgeber: M. Veit, der den zweiten Jahrgang allein edirte, H. Stieglitz, K. Werder.

Gegen diesen ersten Jahrgang des neuen Berliner Musen-Almanachs richtete sich eine satirische Schrift, deren Verfasser K. Halling*), der Schwabe, der sehr verschieden beurtheilte Fischartübersetzer, war. In einer satirischen Wanderung durchschreitet der Verfasser den Musenstall, lobt einzelne Gedichte, namentlich von Stieglitz und Caroline (Fouqué), tadelt aber besonders heftig Veit, dem auch Sprachschnitzer und Mißverständnisse vorgehalten werden, und vor allen Dingen Werder.

Veit und Werder verdienen eine ausführlichere Würdigung, weil sie ihre ganze Lebenszeit hindurch Berlin angehörten; M. Veit (1808—1864), eifervoller Jude, Buchhändler in großem Stil, hervorragender freisinniger Politiker, dessen Haus ein Mittelpunkt seiner Geselligkeit war, K. Werder (1809—1892), Universitäts-Professor, Aesthetiker, der durch seine Vorlesungen, die später auch in Buchform erschienen, das heranwachsende Geschlecht Lessing, Schiller, namentlich Shakespeare verstehen lehrte, und dabei sich eine wunderbare Fähigkeit bewahrte, die moderne Bewegung zu verfolgen und gerecht zu beurtheilen. Doch können beide hier nur als Lyriker betrachtet werden, da ihre anderweitige Thätigkeit einer späteren Periode angehört.**) Veit ist ein nicht unglücklicher, wenn auch in der Form ungelenker poetischer Dilettant. Er erinnert stark an Heine, ohne dessen Frivo-

*) Halling's Autorschaft geht aus den vielfachen Anspielungen auf Fischart, besonders aus einer gegen Daniel Leßmann gerichteten Stelle „ich habe mit ihm wegen seines Romans „Louise von Halling" ein Hühnchen zu pflücken" hervor. Ueber Halling (1806—1837) vgl. Wendeler, Meusebach-Grimm S. LVIIIff.

**) Veit gab mit seinem geistesverwandten Freunde Mich. Sachs 1853 „Stimmen vom Jordan und Euphrat" heraus. K. Werder's Gedichte, gesammelt von Gildemeister, Berlin 1895 (mir durch die Güte der Verlagshandlung F. Fontane in Aushängebogen zugänglich).

lität zu beſitzen. Vielmehr war er ein ernſter Dichter, der, wenn er auch einmal anrieth, ſich in die Launen der Welt zu ſchicken, doch Bethätigung von Mannesmuth der Welt gegenüber empfahl. Er verſuchte ſich im Epigramm und ernſten Lehrgedicht. Er pries Natur und Liebe, empfand im Frühling lauter die Schläge ſeines Herzens, verkündete aber mehr die Sehnſucht nach Liebe, als Befriedigung durch Genuß. Er wandte den Blick gern nach fremden Ländern und entlehnte, wenn er auch einmal einen patriotiſchen Anlauf nahm, ihnen, dem Orient und beſonders Spanien, ſeine Balladenſtoffe. Dabei bewährte er ſeine Vorliebe für bibliſche Stoffe und ſeine Neigung zu jüdiſchen Dingen. Elias und Simſon ſind die Helden ſeiner ausführlichſten Gedichte — für den ſtarken Rieſen war ſeine Theilnahme größer als für den Propheten —; ſein Mitgefühl für die Juden trat einmal hervor, als er in der ſchönen Ballade „Alkanzor" den um ſeine Heimath trauernden Mauren dem ſpaniſchen Juden gegenüberſtellt, der um ſeines Glaubens willen das geliebte Land meiden muß, das ihm Vaterland geworden war.

Karl Werder war Dichter der Liebe. Allerdings verkündete er gelegentlich auch in dunkeln Worten Hegel'ſche Lehren und predigte in einzelnen Gedichten, die in Ueberſchwang des Gefühls und in Gewalt des Ausdrucks an Goethiſche Jugendoden erinnern, den Pantheismus, eine dieſer Oden aber, die den kennzeichnenden Titel „Religion der Leidenſchaft" führt, lehrte, daß Liebe ſeine eigentliche Religion war. In zahlreichen Variationen verkündete er Liebe und Leidenſchaft; ernſten gluthvollen Bitten und Ausrufen wußte er zierliche und neckiſche anzureihen. Bereit, der Geliebten Alles zu opfern, nicht bloß ſein Leben, das ihn wenig dünkt, ſondern auch ſeinen Himmel und ſeine Seele, ließ er dem Sinnenrauſch ſein Recht und verſenkte ſich gern in gluthvolle Phantaſien. Er verkündete die Liebe als ewig und unſterblich, ſchrieb ihr die Fähigkeit zu, den Menſchen zum Gotte zu machen, und bezeichnete als ſein und der Menſchen „Glück":

Iſt nur der Himmel klar und heiter,
Grau ſei die Erde und betrübt.
Greif in die Bruſt! was willſt Du weiter
Als eine Seele, die Dich liebt.

Nur eine Romanze findet ſich in dieſen Almanachen von Werder, „Der Virtuos", aber ſie iſt überaus charakteriſtiſch. Sie behandelt in einer grandioſen Tonmalerei in kraftvoller, ſehr ergreifender Schilderung das Schickſal und die Wirkungen Paganini's, erſteres nach der umgehenden Sage, welche den großen Künſtler zu einem ehemaligen Bagno-Sträfling machte.

Wie Veit und Werder ſo gehören auch zwei andere Lyriker, F. Kugler und W. Wackernagel, in ihrem Wirken hauptſächlich einer ſpäteren Periode an und wandten ſich in ihren Leiſtungen ſpäter anderen Gebieten zu, Kugler dem der Kunſt und Kunſtgeſchichte, Wackernagel, der ſich am zweiten Almanach mit einem Gedicht betheiligte, dem der Germaniſtik. Damals aber gehörten beide dem Berliner Dichterkreiſe an: Kugler (1808—1858), ſeit 1826 faſt dauernd in Berlin, Wackernagel (1806—1869), ein Berliner (vgl. oben S. 402, unten Kap. 18), lebte bis 1833 mit einzelnen größeren Unterbrechungen in ſeiner Vaterſtadt. Ihre Jugenddichtungen*) weiſen nach Berlin. Kugler's Werk iſt ein liebenswürdiges Buch, an welchem neben dem Dichter der Muſiker und Zeichner Antheil hat; letzterer durch allerliebſte Arabesken, erſterer durch Compoſitionen fremder Lieder, Chamiſſo's, Schlippenbach's u. A. Kugler war ein froher Wanderer. Trotzig gegen das Liebchen, düſter in Todtentanzliedern wurde er ſelten, meiſt benutzte er ſeine Wanderungen an der Saale und am Rhein zum frohen Genießen der Natur. Sein munteres Lied „An der Saale hellem Strande" wurde zum Volkslied. Er begehrte nicht, die Gegenden

*) Ueber Kugler vgl. A. D. B. 17, 307 ff.; Wackernagel: Goedeke III, 1180 ff., Raumer, Geſch. d. diſch. Phil., 597 ff., und W. W., Jugendjahre 1806—1833, dargeſtellt von Rudolf W., Baſel 1885. W. Wackernagel, Gedichte eines fahrenden Schülers, Berlin 1828; Ausgewählte Gedichte, hgg. von S. Vögelin. Baſel 1873. — Skizzenbuch von Franz Kugler, Berlin 1830.

zu ſchildern, die er durchwanderte, ſondern Stimmungen wiederzugeben, die er empfand. Fein empfindſam, wie er war, erhielt er durch die Jahreszeiten verſchiedene Eindrücke, aber wiewohl nicht unempfänglich für die ſchauerliche Schönheit des Winters und die erquickende Herbigkeit des Herbſtes, jubelte er am lauteſten im Frühling. Er pries das Glück der Liebe und ſang vom Segen der Kunſt. Durchdrungen von ſeiner eigenen künſtleriſchen Begabung, beglückwünſchte er die Mitſtrebenden und verherrlichte die großen Vorgänger. Auch als Dichter fühlte er ſich, aber band ſich nicht an Regeln und kümmerte ſich nicht um die Kritik. Denn nur für ſich und einen kleinen Kreis Vertrauter wollte er ſingen. In froher Stimmung, die auf der Lebensreiſe ſo wenig ſchwand, wie auf der Wanderſchaft, verkündete er als ſeinen Grundſatz:

Mache dich der Bande ledig,
Vorwärts! ſei dein Loſungswort. —
Und die Götter wehen gnädig,
Kühner Segler, dich zum Port.

Bei Kugler hat man ſtets das Gefühl, daß ein Künſtler ſpricht; bei Wackernagel merkt man, daß ein Gelehrter das Wort ergreift. Nicht in dem Sinne, daß der friſchen, freien Ausdrucksweiſe des Einen pedantiſche Manier des Andern entgegentritt, ſondern in dem, daß an Stelle der Künſtler-Reflexionen und Reminiscenzen ſich litterariſche Beziehungen geltend machen. Während Kugler an Bilder oder Künſtlerfeſte anknüpfte, dichtete Wackernagel Lieder in mittelhochdeutſcher Mundart, überſetzte aus Triſtan und Iſolde, ahmte alte deutſche Volkslieder oder littauiſche Weiſen nach. Pries jener Dürer und Schinkel oder wies er ſchulmeiſterliches Lehren in der Malerei ab, ſo lobte dieſer die Romantiker, denen er ſich dankbar verpflichtet fühlte, tadelte Saphir und machte ſich über die Tagesgrößen und Modeberühmtheiten luſtig, über Deutſchthümler und Griechenfreunde, Byron- und Walter Scott-Schwärmer, Juriſten und Recenſenten, Müllner und Raupach. Bei Kugler iſt alles heiter,

bei Wackernagel alles trübe. Preist dieser den Frühling, so verurtheilt er sich bald zum Schweigen, weil er sieht, daß er der Nachtigall gegenüber ein Stümper ist; bringt er ein Ständchen, so hat er Angst zu verregnen oder droht zu erfrieren; spricht er von Liebe, so denkt er mehr an Leid als an Lust, an Scheiden als an die Freuden des Beisammenseins. Kugler wußte die Natur lebensvoll darzustellen, die er kannte, gern und wiederholt durchstreifte; Wackernagel, der Gelehrte, dessen Lieblingsrevier sein Arbeitszimmer war, sang Jäger- und Schlachtgesänge; er, der Junggeselle, Kinder- und Wiegenlieder. Wenn Kugler's Streben und Gesinnung sich in einem fröhlichen Aufruf zusammenfassen läßt, so gibt Wackernagel als sein Motto:

Ein bitteres Lied nur kann ich singen,
Ein Lied stets alt und ewig neu:
So sing' ich von gebroch'nen Ringen,
So sing' ich von gebroch'ner Treu.

Gönnt meinen Kummer mir alleine —
Ich gönn' euch eure Festesluft —:
Laßt mir den Namen, den ich meine,
Weckt nicht den Wehruf meiner Bruft.

Beide zeigten sich nur insofern als Berliner Dichter, daß der Eine litterarische Vorkommnisse andeutete, der Andere zu Künstlerfesten weihevolle und humoristische Lieder stiftete. Mehr Berlinisches oder wenigstens Preußisches, z. B. ein Huldigungsgedicht der Universität für die Kaiserin von Rußland und Gelegenheitsgedichte, die für Berlin bestimmt waren, findet sich in K. Streckfuß' (1778—1844, seit 1819 in Berlin), des bekannten Uebersetzers Sammlung, während F. von Maltitz' in Berlin erschienene Dichtungen*), Uebersetzungen, Nachahmungen, Fabeln und satirische Ausfälle nur im Titel Berlin als Ursprungsort verrathen.

*) Neuere Dichtungen von K. Streckfuß. Halle 1834. — Fantasiebilder, gesammelt am malerischen Ufer der Spree. Von einem Unbekannten. Berlin, J. G. Hasselberg 1834. Auf meinem Ex. letzterer Sammlung steht von alter Hand: Franz von Maltitz. Bei Goedeke III, 764, 882, 1390

Welch wüste und niedrige Gelegenheitspoesie neben solchen Dichtungen existirte, kann man aus Producten wie „die Verheirathung der zwölf Töchter Schmidt's"*) ersehen. Druck, Papier und Holzschnitte sind ebenso roh wie Sinnesart und Verse des Dichters. Aber echt berlinisch sind sie gewiß: die Mittheilungen Schmidt's über eine Tochter: „Sie hat einen Bäcker, der ihr heiß liebt, Und wo es täglich Kuchen gibt" oder die Kunde der Nachbarin über die 12 hübschen Burschen aus Reckziehn „Die wünschen Frauen sich mit Geld, Weil ohnedem die Liebe fehlt". Fast ebenso geschmacklos war es, wenn einer der ersten Brauer Berlins, der sich durch die Einführung des „bairischen Bieres" Gewinn verschaffte und Verdienst erwarb, Daniel Josty, mittelmäßige Aufsätze moralischen und geschichtlichen Inhalts, Gelegenheitsgedichte, bei denen die Gelegenheit ebenso unbedeutend war wie die dichterische Ausarbeitung, stachellose Stachelverse in drei Sprachen, der deutschen, französischen, romanischen (lingnag romaunsch) als „bière de mon tonneau" veröffentlichte.**)

Die Berliner Schriftsteller, die in Zeitschriften, Kalendern, Almanachen und eigenen Sammlungen vor das Publicum traten, daneben die vielen still dahinlebenden Poeten, welche die Oeffent-

---

ist es nicht verzeichnet; wird aber bestätigt durch Stieglitz, Gruß an Berlin 1838, S. 65. Bei dieser Gelegenheit mag auch gleich an Friedrich Apollonius v Maltitz erinnert werden (1795—1870), vgl. A. D. B. 20, 150 bis 152, der 1821—23 in Berlin lebte und auch ferner Beziehungen mit Berlin unterhielt, wie seine zahlreichen Beiträge zu den beiden Berliner Musen-Almanachen 1830 und 1831 beweisen. Ein dritter Maltitz, G. A. v., ist unten zu erwähnen. — Auch Friedr. Förster's, des Herausgebers der „Sängerfahrt" (vgl. oben S. 414 A.), „Gedichte", 2 Bde., Berlin 1838, verdienen wohl hier ein bescheidenes Plätzchen. Er muß bei Saphir noch einmal genannt werden.

*) Ein Zwiegespräch in Versen und Prosa, Berlin 1832, zu haben in der Zürngiebel'schen Buchdruckerei. 74 SS. (Samml. d. G. f. G. B.)

**) Berlin 1838. (Dies. Samml.)

lichkeit ſcheuten, außerdem die zahlreichen Litteraturfreunde, die, ſelbſt wenig productiv, ſich an den Werken Anderer freuten und deren perſönlichen Umgang genießen wollten, ſchloſſen ſich in Geſellſchaften zuſammen, die ſich von den früher (oben S. 198 bis 203) genannten hauptſächlich dadurch unterſchieden, daß ſie nur aus Dichtern und Dichterfreunden beſtanden. Zwei dieſer Vereinigungen, zugleich die vornehmſten und die, welche ſich durch kleine Veröffentlichungen bekannt machten, ſeien hier genannt.

Die eine iſt die „Mittwochsgeſellſchaft“.*) Als ihren Heros feierten ſie Goethe, aber nicht ihm ausſchließlich galten die Lieder. Vielmehr prieſen dieſe die Geſelligkeit und den Verein, der im Sommer und Winter die Genoſſen zu traulicher Gemeinſchaft lud. In dieſen Vereinigungen fehlte es nicht an einem guten Trunk; ihm als der „Quelle, draus ſich der Geiſt ergießt“, wurde manch feuriges Lied geſungen, das Waſſer ward aber nur geprieſen, weil es Schiffe trage, „die den Wein von ferne bringen“. Auch die Tinte wurde gerühmt als „erſtes unter den Gebräuen, die aller Welten Schöpfer ſchuf“. Von den Zuſammenkünften waren die Frauen zwar ausgeſchloſſen, aber doch galt ihnen, „den Rennern im Lebensbruch“, manch minniges Wort; ja der Vorſchlag wurde laut, ihnen den Männerkreis zu erſchließen. Außer der Liebe wurde die Freundſchaft gefeiert, nicht in der Manier ſchwärmender Jünglinge, ſondern ernſter Männer. Dieſe aber, wenn ſie auch von dem ſchwiegen, von dem Ernſtgeſinnte am liebſten reden, weil es ſie viel beſchäftigt, von Politik und Religion, ſprachen am häufigſten von der Dichtkunſt. Sie waren durchaus nicht alle bloß Schriftſteller, ſondern Beamte in verſchiedenen Berufszweigen, Männer in Amt und Würden, aber ſie verkündeten gern ihre Anſchauung, daß das Amt ſie nicht in ihrer Lieblingsthätigkeit hindern ſolle, daß ſie überhaupt durch keinen Lebenszwang von der Poeſie abgelenkt werden könnten; ja Immermann wurde ganz fromm, wenn er

*) Vgl. oben S. 387 u. A. *.

ihrer gedachte: eine Gottestochter nannte er sie, die heilige, vor deren Altare man das Knie beugt. Am schönsten, weil am bescheidensten, die eigenen Versuche den vorhandenen Meisterwerken unterordnend, wußte Chamisso, der unter den Dichtern wohl auch der bedeutendste war, die Dichtkunst zu verherrlichen („Liederkampf"). Ihren Jünger nämlich ließ er vor die versammelten Meister treten und also sprechen:

Der Palmen nicht begehrend naht'
Ich euch, ehrwürd'gen Meistern,
Vertheilet sie nach weisem Rath
Den sangbegabten Geistern.
Mir schläft das Lied in tiefster Brust,
Und träumt, sich selber unbewußt
Und kann sich nicht gestalten.

Mich laßt, wo ihr begeistert singt,
Bei mächt'ger Harfen Rauschen,
Nach dem, was mir im Busen ringt,
In euren Liedern lauschen.
Es schwellen wogend Lust und Schmerz,
Ich bin ganz Ohr, ich bin ganz Herz,
Und meine Thränen rollen.

Eine zweite Zusammenkunft der Berliner Schriftsteller bildete der Sonntagsverein oder Tunnel an der Spree, einfach Tunnel genannt, gestiftet am 3. December 1827 von Saphir und dem Schauspieler Lemm nach dem Vorbilde der Wiener Ludlanshöhle.*) Ursprünglich war es, wie der Name des Hauptbegründers vermuthen läßt, auf scherzhafte Zusammenkünfte, burleske Reimversuche und dergleichen angelegt; das Vereinsmotto war echt saphirisch „ungeheure Ironie und unendliche Wehmuth"; allmählich wog das Ernstere vor. Nach kurzem Aufblühen hatte der Verein 1828 seine schlimmste Zeit. Da kam es vor, daß nur fünf Mitglieder sich zusammenfanden, oder

*) Verschiedene Drucksachen und Handschriften über diesen Verein wurden mir freundl. von Herrn Lesser in Einbeck und Frau Löwenwald in Berlin zur Verfügung gestellt.

daß der Secretär allein vergeblich versuchte, eine Sitzung abzuhalten. Allmählich gestaltete sich das Vereinsleben frisch und regelmäßig, so daß die Sitzungen gut besucht blieben; der Verein hat sich bis auf den heutigen Tag lebenskräftig erhalten. Die besondere Eigenthümlichkeit der Vereinigung bestand darin, daß die Mitglieder nicht mit ihrem Namen, sondern mit dem Namen berühmter Schriftsteller, Redner, Künstler, Krieger, entsprechend ihrer Beschäftigung, genannt wurden, so daß uns ein Petrarca, Swift, Beethoven, Thomas Moore, Byron und ähnliche begegnen. Nach den 1835 angenommenen Statuten bestand der Zweck des Vereins in dem Vorlegen künstlerischer Productionen der Mitglieder (Späne) und deren Beurtheilung durch den Verein. Diese Beurtheilung in einer Stufenfolge von sehr gut bis sehr schlecht wurde in ein handschriftliches Protokoll eingetragen, dessen Druck ebenso verboten war, wie die Herausgabe irgend einer Zeitschrift. Letzteres Verbot wurde dann aufgehoben, wenn der Verein zu wohlthätigem Zwecke kleine Veröffentlichungen machte; die Bestimmung, daß den Mitgliedern die Arbeit an anderen Journalen untersagt war, wurde nicht beachtet. Es gab gelegentlich Concurrenzen, in denen der Sieger gekrönt wurde. Auch bestand ein vom Verein bestallter Minnehof, der Streitfragen, die Liebe betreffend, zu entscheiden hatte. Wer vier Späne geliefert hatte, wurde arbeitendes Mitglied (Maculatur), die Uebrigen hießen nicht arbeitende (Klassiker). Von bekannteren Mitgliedern der ersten Jahre bis 1840 seien Alexander Cosmar, Friedrich Förster, Graf Strachwitz, August Kahlert genannt. Lange Jahre war die eigentliche Seele des Vereins Ludwig Lesser (1802—67), Kaufmann in Berlin, der unter dem Namen Petrarca im Verein häufig des Amtes eines Leiters waltete und als Ludwig Liber in Berliner und auswärtigen Zeitschriften der 20er und 30er Jahre thätig war. In den dreizehn Jahren von 1827—40 lieferte er die von keinem anderen Mitgliede je erreichte Spänezahl von 400. Er, der schon als Jüngling einen poetischen Verein Athenea begründet und als Leiter dieses in

meiſt handſchriftlich gebliebenen Sammlungen manch poetiſches Blümlein vergraben hatte, verſuchte ſich in allen Arten, ſchrieb formgewandte Sonette, anmuthige Erzählungen, verherrlichte als wackerer Patriot den Geburtstag des Landesherrn und andere vaterländiſche Feſte und wußte in zahmen Satiren ſeine Antipathie und in lauten Hymnen ſeine Zuſtimmung zu bekunden.*) Daneben ſchilderte er wahre oder erborgte Gefühle in Liebesliedern, trug auch in guter Proſa ernſte Mahnungen an Vaterlandsfreunde vor. Er war auch Herausgeber und Hauptmitarbeiter einer von dem Verein veranſtalteten Sammlung.**) In dieſem Bändchen war ernſte und heitere Proſa und Poeſie vereint; liebliche Nichtigkeiten, gefällig, manchmal mit etwas ſtarkem Selbſtbewußtſein wurden vorgetragen. Die Einen ſchwelgen in reicher Phantaſie, die Anderen kriechen im Staube, heften ſich an kleine Vorgänge des Tages, z. B. unbedeutende Bürgerſcenen. Manche lieben litterariſche Verherrlichungen, andere Satiren; Goethe wurde nicht ſehr gefeiert, wie man es ſonſt von den damaligen Berliner Kreiſen gewohnt iſt, unter den ſatiriſch Befehdeten begegnet gelegentlich Börne, der wegen ſeines Auftretens gegen Goethe angegriffen wird, und der wegen ſeiner maßloſen Eitelkeit verſpottete Schreiber. Ludwig Leſſer kamen an Fleiß beinahe gleich Schneider-Campe, Siegmund Stern-Collin, Heinrich von Mühler-Cocceji, H. Smidt-Bürger, Wollheim-Byron. In harmloſer Weiſe blieb trotz mancher ſcharfen Kritik der Verkehr der Mitglieder beſtehen; aus dieſer litterariſchen Geſellſchaft heraus bildeten ſich häufig genug innige Vereinigungen fürs ganze Leben.

*) Fresco-Gemälde und Genre-Bilder. Ein Taſchenbuch für Freunde der Heiterkeit. Satire von Ludwig Liber. Berlin 1833. Ludwig Leſſer, Ausgewählte Dichtungen. Berlin 1870.

**) Spenden aus dem Archiv des Sonntagsvereins. 3 Bde. Berlin 1829—32. Die beiden letzten Bände mit dem Nebentitel „Roſetten und Arabesken. Novellen, poetiſche Gemälde und ſatyriſche Skizzen der jüngeren Serapionsbrüder". Viele Beiträge der Mitglieder ſind in Saphir's Berl. Zeitſchriften gedruckt.

Religion war völlig, Politik so gut wie ganz ausgeschlossen. Eine Bemerkung wie die (III, 58): „Freiheit und Coupons verlieren an Werth, sowie sie beschnitten werden", sollte wohl mehr witzig als politisch sein. Eine charakteristische Ausnahme dagegen macht die Theilnahme für die Griechen. Sie tritt häufig hervor und wenigstens eine Strophe mag hier mitgetheilt werden, die die damalige Gesinnung bekundet.

Und welcher Dämon trieb sie ins Verderben?
Kein Dämon war's, ein Genius des Lichts; —
Des Lebens Höchstes wollten sie erwerben,
Und sanken schmählich in ein endlos Nichts; —
Sie wollten kühn für ihre Freiheit sterben,
Entled'gen muthvoll sich des Schmachgerichts,
Mit dem die Hinterlist sie frech umzogen;
Doch ihre Thaten sind in Nichts zerflogen.

Unter den Schriften Lesser's findet sich auch eine*), die Berlins Lob in allen Tönen singt. Er hatte im Gegensatz zu anderen Einheimischen und Fremden, die an Berlin viel auszusetzen wußten, nichts zu tadeln und brauchte, nachdem er die Vertreter anderer Stände gelobt, über die Schriftsteller folgende Verse:

So wenig als an Richtern
Fehlt es an guten Dichtern.
Kaum erst zog Schlegel heim,
Noch freut uns Langbein's Reim
Und Raupach, Fouqué, Clauren,
Wie auch der Neid mag lauren,
Sind Schmuck für unsre Stadt.

Manche der hier genannten Schriftsteller sind schon behandelt; von Raupach muß noch (S. 480ff.) die Rede sein; eine Würdigung verdienen Langbein und Clauren.

Langbein (1757—1835)**), dessen humoristischer Roman schon

*) Das belobte Berlin. Von Ludwig L—r. Berlin 1828, S. 17.

**) Ueber Langbein und Clauren vgl. Goedeke u. A. D. B. s. v. Für Langbein habe ich die Sämmtlichen Gedichte, 4 Bde., Stuttg. 1854,

(oben S. 229) betrachtet wurde, lebte seit 1800 in Berlin, war von 1820 bis 1832 Censor im Fache der schönen Litteratur und erwarb sich viel Lob in dieser verantwortungsreichen Stellung. Langbein's bändereiche Prosa-Erzählungen, die durch gewandte Darstellung und pikanten Reiz bei ihrem Erscheinen großen Erfolg hatten, sind mit Recht gänzlich vergessen; erhalten haben sich von ihm nur seine Schwänke und Fabeln, seine poetischen Erzählungen und Legenden, die durch leichte Versification, geschickte humoristische Zuspitzung anmuthen, in Folge ihres leichten satirischen Anhauchs nicht verletzen und durch ein bißchen Frivolität nicht gerade abschrecken. Der Dichter sang gern von Liebesgenuß und Wein, tadelte Heuchelei und Hartherzigkeit, strafte trunksüchtige und liebegirrende Geistliche, empfahl Duldung und verkündete gelegentlich Patriotismus. In seinen Gedichten behandelte er vielfach Märchen oder entnahm seine Stoffe bekannten deutschen oder ausländischen Vorlagen, zog aber in seinen Bearbeitungen gegen Begabtere den Kürzeren („das Spielzeug" [Riesenspielzeug], „Das Glockenseil", „Das Hemd des Glücklichen"). Durch andere dagegen wurde er wirklich populär und behielt mit Einzelnen bis auf den heutigen Tag in Lese- und Commersbüchern seinen Platz: „Das große Loos", „Der Kirchenbau in Aachen", „Sanct Petrus und die Gais", „Die Fahrt ins Heu". Langbein, der sonst in seinen Erzählungen Zeitcolorit und Localfarbe gar nicht beachtete, war für Berliner Vereine, Fürstlichkeiten und Privatpersonen ein beliebter Gelegenheitsdichter, er bedichtete Musiker so gern wie Naturforscher — Dichter seltsamerweise gar nicht — und ließ sich auch die Luftreise einer Dame nicht entgehen (oben S. 321 Z. 9).

Nicht in dieser Berücksichtigung des Berlinischen, mehr in der Vorliebe für das Frivole stand Langbein der unter dem

---

benutzt. Ferner: Stieglitz, Gruß an Berlin, S. 97. Jugendleben d. Car. Bardua 219 fg., 229 ff. Wendeler, Meusebach-Grimm S. 398. Für Clauren: Mimili in der Ausg. Adolf Stern's (Reclam 2055). Gute Notiz, Laube, Lit. Gesch. III, 218.

Namen Clauren bekannte Schriftsteller Heun nahe. K. G. S. Heun (1771—1854) lebte seit 1820 in Berlin, zuerst als Redacteur (vgl. oben S. 404), dann als höherer Beamter. Ein reifer Mann, als er seine Thätigkeit als Erzähler begann — „Mimili" erschien 1816 — schilderte er seine behagliche, frivole Lebensauffassung, die ihm und seinem Sohne den Spitznamen „die beiden Klingsberge" verschaffte. Er war halb Kotzebue, halb Lafontaine, mit beiden hatte er eine außerordentliche Beliebtheit gemein, von Jenem hatte er das Frivole, von diesem das Sentimentale und das ewige Einerlei. Nur diese stereotype Manier, dazu die Veränderung des Zeitgeschmacks, nicht etwa Hauff's Satire tödtete ihn, — denn auch nach dieser Parodie (1826) schrieb er lustig weiter und behielt noch Jahrzehnte lang seine treue Gemeinde, wie die seit jener Zeit bis 1851 erschienenen Sammlungen seiner Schriften beweisen. Lüsternheit und sog. Natürlichkeit, gemischt mit ein wenig Frömmigkeit, Patriotismus und Gelehrsamkeit, waren die Elemente, aus denen seine Erzählungen bestanden. Dazu kam als Hauptsache eine Süßlichkeit, die jedem an kräftige Kost Gewöhnten widrig sein muß; aber naive Backfische und unmächtige Greise mochten von gleichem Schauder durchrieselt werden, wenn sie lasen, daß „Mimili aus der süßen Tiefe ihres schneeweißen Busens ein himmelblaues einfaches Blümchen" dem Manne ihrer Wahl reichte.

Gehören die beiden Letztgenannten fast einer älteren Generation an, so war D. Leßmann durchaus ein Schriftsteller jenes Zeitraums und auch L. Rellstab und W. Häring (Alexis), wenigstens in ihren Anfängen sind hierher zu rechnen.

Leßmann hatte mit den Romantikern, zu deren Zahl er aber doch nicht zu rechnen ist, die Sehnsucht nach fernen Ländern gemein. Italien, wo er einige Jahre wirklich zugebracht hatte, war das Land seiner Sehnsucht. Leßmann (1794—1831), seit früher Jugend in Berlin, wo er, die Kriegsjahre und einige größere Reisen abgerechnet, dauernd lebte, war ein reichbegabter, freilich von krankhafter Selbstüberschätzung erfüllter Dichter. Von

einer ſinnigen Freundin*) wurde Leßmann ſo charakteriſirt: „Die gleichmäßig heiterſten Menſchen ſind meiſtens diejenigen, welche Urſache hätten, die unglücklichſten zu ſein. Sie haben entweder den größten Schmerz hinter ſich und ſind ſomit gepanzert gegen jeden neuen, oder ſie ſtehen im Kampf mit einem immer wiederkehrenden und machen ſich immer zum frohen Sieger.“ Bei ihm aber täuſchte die Außenſeite, er war ein Schwermüthiger, mochte er nun durch traurige Lebenserfahrungen überhaupt oder durch den mäßigen, ſeinen Erwartungen nicht entſprechenden Erfolg verſtimmt ſein, ein Schwermüthiger, der in einem beſonders ſchweren Anfall, der vielleicht durch die Furcht vor der Cholera verſtärkt war, freiwillig mit dem Leben abſchloß. Aus Italien — daneben aus Spanien und Frankreich — entnahm er die Stoffe für ſeine Erzählungen und geſchichtlichen Verſuche; ſein Hauptverdienſt beſtand in der Ueberſetzung von Manzoni's „Verlobten“ und in der Einbürgerung italieniſcher Litteratur in Deutſchland. Seine Novellen und Romane, viele Bände, die er in wenigen Jahren zuſammenſchrieb, tragen kaum Züge ſeines eigenen Weſens und entbehren des einheitlichen Grundcharakters. Sie beweiſen keine übermäßig große Erfindungsgabe und keine ſonderliche Darſtellungskunſt, nur daß er in geſchickter Weiſe Spannung zu erregen und zu erhalten wußte, und daß er durch einen oft an Jean Paul erinnernden zerſetzenden Humor, freilich bisweilen mit entſetzlich peinigenden Wortwitzen, ſeine Leſer unterhielt. Merkwürdig genug war es, daß ſeine tragiſchen Liebesſchickſale und die durch ſein Glaubensbekenntniß verurſachten Lebenskämpfe, ſo gut ſie zu Romanen getaugt hätten, von ihm nicht behandelt wurden; nur der kraſſe, abrupte Schluß mancher Novelle erinnert an eigene trübe Lebenserfahrungen. Gelehrte Bemerkungen unterbrechen oft die novelliſtiſchen Schilderungen; in ſcharfen Charakteriſtiken von Völkern und Individuen

*) Charl. Stieglitz, Mundt's Schrift S. 73 fg. D. Leßmann, Goedeke a. Ausg. III, 730 fg. A. D. B. 18, 453 fg. — „Das Wanderbuch eines Schwermüthigen“, neu hgg. von H. Conradi, Berlin 1885.

fremder Länder ruhte seine eigentliche Stärke; hätte er länger gelebt, so würde er vielleicht von hier aus den Weg zum Culturhistoriker gefunden haben.

Schweifte Leßmann in entlegene Länder und ferne Zeiten, so blieben L. Rellstab und W. Häring mit ihren Dichtungen ihrer Zeit und ihrem Lande ziemlich nahe. Häring, bekannter unter seinem Schriftstellernamen Wilibald Alexis, wurde der märkische, speciell der Berliner Poet; Rellstab in einem bedeutsamen Werk der Schilderer der Zeit, die er als Jüngling miterlebt hatte.*) Alexis (1798—1871) lebte von 1817—1852 in Berlin, eine Zeit lang als Redacteur, auch vielfach praktisch thätig, L. Rellstab, ein Berliner (1799—1860) blieb, bis auf längere Reisen, zeitlebens seiner Vaterstadt getreu. Beide waren nicht bloß Dichter, sondern Berufskritiker, Rellstab, auch Componist, kritisirte Opern und Dramen und griff als Theaterreferent, wie später noch zu zeigen ist, gelegentlich durch ein lebhaftes Wort in Berliner Theatervorgänge ein, Häring war meist Kritiker nicht dramatischer Werke. In ihrer Beurtheilung waren beide einseitig genug. Rellstab, von dem einzelne Lieder durch Schubert's Compositionen unsterblich wurden, führte, als geschworener Anhänger der Alten, deren Herrschaft er nicht geschmälert wissen wollte, einen heftigen Kampf gegen alle Neueren, wie Chopin und Schumann. Alexis, der nicht ganz so einseitig war, wurde zwar bitterböse gegen Börne, dessen Bedeutung er nicht verstand, gehörte jedoch zu den Ersten, die das Eigenartige in Heine erkannten und rühmten, wofür er des Dichters dauernde Anhänglichkeit erhielt. Bei beiden liegt indessen der Nachdruck weniger auf dem Kritischen, als, selbst in ihrer dichterischen Thätigkeit, auf dem Historischen. Das war kein Zufall. Denn damals begann auf Leser und Schriftsteller Walter Scott's

*) Rellstab's Memoiren s. oben S. 328 Anm. Vgl. A. D. B. 28, 780ff. Goedeke III, 1175—78. Für Alexis A. D. B. 10, 600fg. Der Roman 1812 ist in der 3. Aufl. Lpz. 1843 (Ges. Schriften Bd. 1—4). Cabanis in der 6. Aufl., Berlin o. J., benutzt.

Einfluß mächtig zu wirken. Die von 1814 bis etwa 1826 erſcheinenden hiſtoriſchen Romane dieſes ungemein fruchtbaren Schriftſtellers, die in ſeinem Vaterlande einen bisher für unmöglich gehaltenen Erfolg hatten und eine Maſſenverbreitung erlangten, die auch ſpäter von wenigen Autoren in ähnlichem Maße wiedererlangt wurde, wirkten in den Originalen und in Ueberſetzungen, deren verſchiedene jenen auf dem Fuße folgten, auch in Deutſchland, ſpeciell in Berlin, ungemein ſtark. Der hiſtoriſche Roman, für den gewiß geſchichtliche Studien gemacht wurden, der aber der geſtaltenden Phantaſie ziemlich freien Spielraum ließ, wurde ſeitdem Mode. Die Wirkung, welche Scott übte, zeigte ſich hauptſächlich in drei Momenten. Die Dichter bewegten ſich in der wirklichen Welt, ſtatt in einer Welt der Einbildung; ſie brachten in ihren Dichtungen mehr Erzählung vor als Reflexion und Betrachtung; ſie vermieden es, den Leſer in fremde Länder zu führen, ſondern hielten ihn feſt im eigenen Lande.

Alexis gewann ſogar ſeinen erſten Ruhm durch Romane, die völlig in Scott's Manier gearbeitet waren und einige Zeit als des engliſchen Dichters Eigenthum galten. Ihm wurde er faſt ebenbürtig durch eine große Reihe von Büchern, die in lebensvoller Schilderung verſchiedene Perioden der brandenburgiſchen Geſchichte vorführten. Die meiſten dieſer Werke gehören einer ſpäteren als der hier zu behandelnden Zeit an, dieſer iſt nur „Cabanis" zuzurechnen (1832, 6 Bde.).

„Cabanis" iſt eine Berliner und preußiſche Geſchichte aus der Zeit Friedrich's des Großen. Sie beginnt mit dem Tode Friedrich Wilhelm's I. und ſchließt mit dem Hubertusburger Frieden. Sie ſpielt in Berlin, Schleſien, Sachſen und behandelt die Friedens- und Kriegszeiten. Ihr Held iſt ein Mitglied der franzöſiſchen Colonie, der Sohn des wunderlichen, reichen, zum Katholicismus übergetretenen Marquis von Cabanis, der ſein Leben hindurch an einer ihm durch den Soldatenkönig zugefügten Ehrverletzung krankt und erſt am Ende durch den alten Fritz

ſich rehabilitirt fühlt. Dieſer Sohn wächſt aber, ohne ſeine Abſtammung zu kennen, im Hauſe ſeines Stiefvaters, eines Berliner Bürgers, auf. Ihm entläuft er, kommt nach Oeſterreich, erſtarkt aber dort in preußiſchem und proteſtantiſchem Bewußtſein und ſpielt im ſiebenjährigen Kriege eine Rolle. Er führt tapfere Thaten aus, wird aber, da bei allen etwas Inſubordination und Abweichen von der ſtrengen Regel ſich findet, von dem König nicht nach Gebühr geſchätzt, bis er ſchließlich den Verdienſtorden und die Kammerherrnwürde erlangt. Auch ſeinen reichen Vater und eine hochgeborene Braut erringt er. Nicht in dieſer abenteuerlichen Liebesgeſchichte liegt der Hauptreiz des Buches. Sie gibt dem Verfaſſer Gelegenheit, von Schloßbränden und Verräthereien — denn der künftige Schwiegervater iſt ein gräflicher Hallunke — zu reden und auf dem Parkett der Salons ſich zu bewegen, auf dem er freilich nicht zu Hauſe iſt. Beſſer behagt er ſich im Lager, auf der Landſtraße, im ſchlichten Bürgerhauſe. Das alte Berlin, mit ſeinen Typen aus der fridericianiſchen Zeit, wird geſchildert: Gardiſten und Gaſſenjungen, Hökerfrauen und Advocaten. Ein Familienrath von älteren Damen und Herren wird mit köſtlichem Humor dargeſtellt, mit noch beſſerem als ein auch recht ergötzlicher Kaffeeklatſch zu Dresden. Scenen aus der Belagerung Berlins (1760) wechſeln mit dem Einzug der Truppen (1763) und einem glanzvollen Feſt im Opernhauſe. Bekannte Perſönlichkeiten treten auf: Erman, der noch 1806 als Greis ſeinen Mannesmuth bewährte, erſcheint als junger Candidat und Ramler in der ganzen Fülle ſeiner gutmüthigen Pedanterie. Es ſind durchaus nicht die Lichtſeiten allein, die hervorgehoben werden. Denn außer dem Helden, der ſchon ein Durchgänger iſt, wird als eine der Hauptperſonen ſein Halbbruder vorgeführt, der von früh an ein wilder Burſch iſt und ſich zum Marodeur, Räuber und Mörder entwickelt. Aber auch er endet ſein Leben als Held, nachdem er ſeine Fehler durch eine heroiſche That gebüßt und geſühnt hat. Denn das Bedeutſame des Buches — und vielleicht liegt auch darin das Geheimniß ſeines großen Erfolges — beſteht

darin, daß es die allmähliche Erstarkung des specifischen Preußenthums, die Entstehung der „fritzischen" Gesinnung aufzeigt, die aus einer Bewunderung des Helden, Verehrung des Menschen und Schwärmerei für die Aufklärung so eigenthümlich gemischt war. „In dem altgewordenen Welttheil", in diese Worte faßt einmal der Held seine Gesinnung zusammen, „wo das reiche, üppige Italien, das hochherzige Spanien, der schwedische Norden untergingen, in sich selbst zerfallend, da stampfte auf angeschwemmtem Sande, am dürftigen kalten Meere, zwischen düsteren Kieferwäldern, trägen Flüssen und monotonen Seen der Fuß eines Königs ein Volk aus dem Boden, dessen Namen man kaum gehört, und auf Sandschollen gründete Friedrich einen Staat, der der Welt in seinem Jünglingsalter schon Gesetze gab."

So preußisch und Berlinisch „Cabanis", so unpreußisch und unberlinisch war Rellstab's großer, zu seiner Zeit gefeierter und viel gelesener Roman „1812" (zuerst erschienen 1834, dann 36 und 42). Hier kommt Berlin überhaupt nicht vor, so oft die Scene auch sonst wechselt und uns nach Italien, Dresden, Polen und Rußland führt. Die zur dichterischen Schilderung so besonders geeigneten Momente, den Durchmarsch der glänzenden französischen Armee und die Rückkehr der ganz zerlumpten Ueberreste (vgl. oben 328fg.) ließ sich der Dichter entgehen, um in dem bei weitem größten Theile seines Romans den französisch-russischen Krieg von seinen Anfängen bis zur Rückkehr der Zersprengten an die preußische Grenze zu erzählen. Daß dabei Ségur's bekanntes Werk seine Hauptquelle ist, versichert er selbst; an sonstigen Quellenstudien dagegen ließ er es fehlen und gab seiner Phantasie freien Spielraum. Diese leitete ihn bisweilen ganz wohl; vom culturhistorischen Standpunkt ist die Darstellung des Rückzugs der großen Armee ein Meisterstück. Doch auch der Dichter findet bedeutsame Momente: die Scene z. B. (10. B., 5 Kap.) wie die Hauptpersonen einen ihrer eben gestorbenen Gefährten unter Aesern und Menschenleichen finden und ihm die letzte Ehre erweisen, ist von herber, aber verklärter Tragik und

die andere (11. B., 4. Kap.) wie der ſchlimmſte Intriguant lebendig in die Flammen geſchleudert wird, erregt ſchauderndes Entſetzen. Zu reinem Genuſſe führt der Dichter den Leſer nie. Denn er ſpielt mit Seltſamkeiten: unwahrſcheinliche Rettungen, wunderbares Wiederfinden, unglaubliches Wirken eines unbegreiflichen Zufalls kommen immer wieder vor. Geſchwiſter, die durchs ganze Leben von einander entfernt waren, finden ſich wieder; Ehen werden getrennt, im Augenblick, da ſie geſchloſſen werden; Todesurtheile nicht ausgeführt, obwohl der an den Pfahl Gebundene ſchon in der anderen Welt zu ſein meint. Ein wildes Morden und Schlachten, aber auch Krankheit und Wahnſinn, rafft die Menſchen hinweg. Der eigentliche Held des Romans Ludwig Roſen, der eine junge ruſſiſche Gräfin und deren Eltern in Italien rettet, ohne zu wiſſen, wen er befreit, wird, um ſeinen franzöſiſchen Verfolgern zu entgehen, Mitglied einer polniſchen Freiſchar und erwirbt, nachdem er faſt ſeinen Häſchern erlegen, aber glücklich von dem Mädchen befreit worden iſt, dieſe, die ihm immer als Ideal vorgeſchwebt. Daneben kommen Liebespaare genug vor, glückliche und unglückliche, ſchwärmende und genießende. Aber wer von den wirren Intriguen, den oft abgeſchmackten Ver- und Entwickelungen ſich unwillig abwendet, wird gefeſſelt von der Schilderung Napoleons. Der gewaltige Mann in ſeinen Wirkungen und in ſeiner perſönlichen Macht wird hier vorgeführt. An die Stelle des Haſſes gegen den Corſen war bei unſerem Schriftſteller und nicht bei ihm allein (vgl. oben S. 354) nun die auch ihrerſeits das Maß überſchreitende Bewunderung des Heros getreten. Und dieſe Bewunderung hatte ihre realpolitiſche Seite. Sie ſollte dem Pygmäengeſchlecht den Rieſen zeigen; daran erinnern, daß in jenem gewaltigen Kriege nicht bloß um Macht, ſondern um Freiheit gekämpft wurde. Fürſten und Völker Europas, an die ſich die kühne Widmung des Buches richtete, wurden daran erinnert, „wie treu, aber auch wie gewaltig damals die Völkerwoge emporbrauſte, durch alle Dämme brach und die dämoniſche

Gewalt fremder Tyrannei zu Boden ſchlug". Als Lehre des Ganzen aber wurde, freilich ſelbſt für den aufmerkſamen Leſer ganz unvorbereitet, verkündet (Bd. 4, S. 309): „Selbſt die Trauer um die Tauſende gefallener Opfer wurde ein wehmuthsvolles Glück; denn es war ja nur Blut der Erlöſung gefloſſen. Alles, Alles ſollte dieſe Zeit verſöhnen, jede Wunde heilen, jeden heißen Schmerz mit reinem Born kühlen — wehe Denen, die ihn vergifteten."

So kam in das litterariſche Stillleben ein lauter, ſchriller Ton, die Anzeichen mehrten ſich, daß eine neue Zeit im Anzuge ſei. Es war Manches neu geworden im alten Berlin. Vielleicht nicht immer zu ſeinem Vortheile. Die kleinen engen Verhältniſſe begannen ſich zu erweitern.

Als Emanuel Geibel (1839) nach kurzem Aufenthalt Berlin verlaſſen hatte und in Griechenland die Befriedigung ſeiner Sehnſucht zu finden glaubte, beſchäftigte er ſich mit einem epiſchen Verſuche „Clotar's Fahrten", der Geſchichte eines Studenten, der, von irrer Sehnſucht geführt, die Welt durchſchweift. Der Dichter beginnt ſein Epos, das wohl ein Stück aus ſeinem Leben hätte werden können, in Berlin:

Berühmt durch Thee, Paraden, Weißbier, Sand
Und tauſend Dichter, welche Niemand kennt.

und widmet, da er den Weggang ſeines Helden von Berlin berichtet, der Reſidenz folgende Strophen:

Doch fürcht' ich wahrlich, mancher wird mich ſchelten,
Daß meinen Helden ich ſo ungerührt
Von dannen ſchicke, und ich laß es gelten,
Berlin hat manches, dem ein Lob gebührt,
Schön iſt's unſtreitig Abends an den Zelten,
Wenn man ſein Liebchen dort ſpazieren führt
Schön iſt's im fiſchberühmten Stralau, Dank o
Neptunus Dir, und ſchön iſt's auch in Pankow.

Schön ist der Staub der wimmelnden Chausseen,
Schön ist der Fähnrichs feingeschnürtes Chor,
Schön sind die nachgeäfften Propyläen
Mit Treppen drauf, das Brandenburger Thor,
Schön des Ballets hochaufgeschürzte Feen
Und schön des Colosseums Damenflor,
Ja, schön sind Menschen, Wasser, Luft und Erde —
Vor Allem die Charlottenburger Pferde.*)

Nicht Alles, was Geibel in diesen Versen streifte, kann hier berührt werden; aber dem Thee, dem sog. ästhetischen Thee müssen einige Worte gelten. Die Vorherrschaft des schöngeistigen Interesses hatte das Gesellschaftswesen umgewandelt. Früher waren die Salons selten gewesen, die Geschlechter waren gesellig getrennt oder hatten sich nur zu Schmausereien vereinigt; jetzt da alle „gebildet" waren, über Litteratur und Kunst mitreden wollten, galt das Pokuliren als zu gewöhnlich und die schöngeistigen Zusammenkünfte, in denen man Geistiges statt Leiblichem bot, wurden allgemein. So entstand der „ästhetische Thee". Sein Wesen kann nicht besser bezeichnet werden als durch L. Robert's Schilderung, die, nach seiner poetischen Fiction, von der Muse der guten Gesellschaft selbst gegeben wird**): „Blumen und Kerzen, Spiegel und Lichter, Geschnürte Herzen, Bewachte Gesichter. — Dort Federn und Spitzen Und türkische Shawle Sind Damen, die sitzen Im Kreise, im Saale, Und ferne stehen Die Söhne, die Gatten, Schwarz wie die Krähen Mit weißen Kravatten. — Grüßendes Neigen, Tonloses Summen, Verlegenes Schweigen,

*) Gedruckt in: Emanuel Geibel, Aus Erinnerungen, Briefen und Tagebüchern von Carl T. T. Litzmann, Berlin 1887, S. 51. — Mit Bezug auf die letzten Worte mag wenigstens daran erinnert werden, daß am 28. Oct. 1828 der Verein für Pferdezucht bestätigt wurde. 1829 und 1830 fanden in Berlin die ersten Pferderennen statt. Vgl. Freimüthige Anschauung der Berliner Pferderennen in den Jahren 1829 und 1830 nebst einer kritischen Beurtheilung der am 23. Juni 1830 stattgehabten Production dressirter Campagne-Pferde den Freunden und Feinden der Pferderennen zugeeignet. Berlin 1831. Bei Krafft u. Mache. XIV und 97 SS.

**) Promenaden eines Berliners, erschienen in Robert's Gedichten, Mannheim 1838, II, S. 139 ff.

Sprödes Verſtummen. Ein laulich Gebräue Mit Zucker und Sahne, Und immer aufs Neue Die ſchwache Tiſane, Und Kuchen und Backwerk Und Backwerk und Torte. Man öffnet zum Hackwerk Das Pianoforte. Nun trinken und ſtümpern Die Virtuoſen, Und Taſſen klimpern Und Diener toſen. Es flüſtern und ziſcheln die Frau'n unerſättlich Und rufen dazwiſchen Ach Bravo, wie göttlich! Es werden die Zimmer Stets heißer und enger, Und immer und immer Die Weile länger, Bis endlich die Wagen Gemeldet werden, Und Dank zu ſagen Für alle Beſchwerden. Zuletzt und am Ende Recht um uns zu necken, Die Diener die Hände Entgegen uns ſtrecken. Die muß man nun füllen, Sie kriegen das Beſte Und lachen im Stillen Des Wirths und der Gäſte."

Berlin war größer geworden, ohne Großſtadt zu ſein.*)

Das Wachsthum der Stadt, verbunden mit der ſich ſteigernden

*) Die folgenden Notizen aus: Statiſtiſche Ueberſicht von der geſtiegenen Bevölkerung der Haupt- und Reſidenz-Stadt Berlin in den Jahren 1815—1828 und der Commune-Einnahmen und Ausgaben derſ. Berlin 1829. Von 1815—1828 vermehrte ſich die Zahl der Häuſer um 837, ſo daß es 1828: 7300 gab. Dieſe neuen Häuſer zuſammen mit den vorſtädtiſchen ergaben 11 229 Quartiere mehr, als 1815 vorhanden geweſen waren. Im Ganzen gab es in Berlin 51 817 Wohnungen, von denen 1882 leer ſtanden. Von dieſen Wohnungen hatten 12 759 einen jährlichen Miethswerth von 8—30 Thlr. (1815 beinahe das Doppelte), von denen nur 6967 zur Communalſteuer herangezogen wurden. Die Hauptmaſſe der Wohnungen 36 846 hatten einen Miethswerth von 31 bis 300 Thlrn.; von 301—400 Thlrn. gab es 941 (1815: 286); von 401 bis 500: 510 (126); 501—1000: 648 (125); von 1001—4600: 113 (34); von den an letztgenannter Stelle genannten Wohnungen ſtanden nur zwei leer. Die Miethsſteuer betrug 1815: 135 171, 1828: 245 835 Thlr. Im Jahre 1815 wurden 1089 Bürger aufgenommen (darunter 97 Juden); dann, nachdem die Zahl bis 1824 beträchtlich abgenommen hatte, folgte 1825 mit dem Maximum von 1330, worauf wieder ein allmähliches Sinken eintrat (1828: 1115). Nach mancherlei Schwankungen ſtieg die Zahl bis 2066 im Jahre 1840. Die Bevölkerung betrug 1828: 219 673 Perſonen (davon 13 307 außerhalb der Ringmauer; ſie hatte ſich ſeit 1815 etwa um $^1/_8$ vermehrt). Bis 1840 hob ſie ſich auf 331 894 Seelen mit Ausſchluß des Militärs, welches etwa 13 000 Köpfe ſtark war. (J. G. Hoffmann [der Statiſtiker oben S. 296], Ueberſicht der Geburten 1843, gibt die Bevölkerungsziffer 1816: 197 717, 1841: 330 230 an.)

Luſt der Berliner, von ſich zu reden und ihre Schätze zu rühmen, erzeugte eine ſpecifiſch Berliniſche Litteratur. Aber dieſe kommt, was das Hiſtoriſche betrifft, nicht über Nicolai heraus, bis nach Klöden's Anfängen Fidicin eine wirkliche Berliner Geſchichtsforſchung ſchuf (1842). Die meiſten derartigen Schriften ſind reine Nomenclaturen, Verzeichniſſe von zweifelhafter Genauigkeit, Lobrednereien mit unterlaufenden ſatiriſchen Bemerkungen oder Satiren, denen man doch die heimliche Bewunderung für das Verſpottete anmerkt.*) Die ſchlichteſten und zuverläſſigſten Nachrichten findet

*) Ohne Anſpruch auf Vollſtändigkeit zu erheben, gebe ich folgende Zuſammenſtellung: Berlin, wie es iſt. Ein Gemälde dieſer Reſidenzſtadt und ihrer Bewohner, dargeſtellt in genauer Verbindung mit Geſchichte und Topographie. Berlin 1830. — Geſchichtlich-ſtat.-topogr. Taſchenbuch von Berlin .. in 2678 Artikeln .. über .. Ortsbeſchreibung, Wiſſenſchaft, Kunſt, Gewerbe, Handel, Staats-, Geſchäfts-, Volks- und Gemeinleben .... Herausgegeben von J. G. A. Ludwig Helling. Berlin 1830 (Wichtig, weil es bei Wundärzten, Journaliſten, Cafés u. a. m. die genauen Adreſſen mittheilt.) — Neueſtes Conversations-Handbuch für Berlin und Potsdam zum täglichen Gebrauch der Einheimiſchen und Fremden aller Stände enthaltend: die Beſchreibung oder Nachweiſung alles Wiſſenswerthen der Oertlichkeit, mit beſonderer Berückſichtigung der Beziehung der Hauptſtadt zu den Provinzen. Herausgegeben durch einen Verein von Freunden der Ortskunde unter dem Vorſtande des L. Freiherrn von Zedlitz. Berlin 1831. (838 SS., 1837 von Jean Eckenſtein neu hgg.) — Taſchenbuch für die Einwohner Berlins und der Provinz Brandenburg. Zum Gebrauch für Hausbeſitzer, Haus- und Familienväter, Lehr- und Brotherren, Gewerbetreibende aller Klaſſen. Auch unter dem Titel: Vollſtändiges Archiv aller Verordnungen, Verfügungen, Polizei-Geſetze und Beſtimmungen, welche auf die bürgerlichen Verhältniſſe und das Geſchäftsleben der Einwohner Berlins und der Provinz Brandenburg Bezug haben. 2 Aufl. Berlin u. Lpz. 1836. (830 SS.) — Berlin und ſeine Umgebungen im 19. Jahrhundert. . . . Text von S. H. Spiker. Berlin 1838. (Wichtig wegen der Stahlſtiche.) — In dieſen Zuſammenhang gehören auch: A. Cosmar, Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit, 2 Bde., 1831. Von demſ.: Die Namen der wichtigſten Straßen, Gebäude, 1831. Aehnliche Schriften 1826—1833 (Art von Fremdenführern) von F. A. W. Retto, A. Doſſe, S. H. Spiker (24 Lieferungen mit Illuſtrationen), 1834, L. Weyl, Der Fremde in Berlin, Potsdam und auf der Eiſenbahn, 1836. F. v. Gaudy's „Berliniſches Bilderbuch", 1. Heft, Berlin 1836, enthält nichts über Berlin, ſondern nur 6 hübſche Stahl-

man in den von den ſtädtiſchen Behörden veröffentlichten officiellen Mittheilungen.*)

Den Ausländern, die an Paris, London, ſelbſt Wien gewöhnt waren, mochte Berlin klein vorkommen; den Berlinern, die an der Scholle klebten und die um 1830 auf eine Zeit vor 40 oder 50 Jahren zurückblicken konnten, erſchien es faſt unheimlich groß. „Sie wiſſen, Berlin iſt ſo groß, daß man dermaßen entfernt wohnt, als lebe man in zwei Städten", ſchrieb Schadow an Böttiger; ſolchen und ähnlichen Klagen begegnet man in damaligen Briefen vielfach. Das Thiergartenviertel, das früher faſt ausſchließlich als Sommerquartier betrachtet wurde, ward allmählich zur Stadt gezogen. Dem Beiſpiel der Familie Mendelsſohn, die 1825 nach der Leipzigerſtraße 3 zog (dem jetzigen Herrenhauſe) und dadurch den Freunden den Klageruf entlockte, „daß ſie aus der Welt und in eine todte Gegend zögen, wo das Gras auf der Straße wächſt"**), folgten gar manche.

Dieſe weiten Entfernungen, die Gewohnheit der Fremden, auch das Verlangen nach größerer Bequemlichkeit gaben Veranlaſſung, auf neue Beförderungsmittel zu ſinnen. Die 1739 eingeführten Fiaker hatten ſich ebenſowenig bewährt, wie die 1779 geſtatteten Sänften (vgl. I, 644), nun hielt die Berliner Droſchke ihren Einzug in die Reſidenz. Im Jahre 1830 wurde der privilegirten Geſellſchaft des Droſchken-Fuhrweſens Ein-

---

ſtiche von 6 in Berliner Privatbeſitz befindlichen Bildern mit je einem Gedichte. — Einiges Andere iſt zuſammengeſtellt bei Göritz Catalog II, 2, S. 59.

*) Bericht über die Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1829 bis incl. 1840. Herausgegeben von den Städtiſchen Behörden. Berlin, gedr. bei A. W. Hayn. XLVII und 382 SS. Enthält als Beilagen viele Tabellen. Aehnliche Berichte für kürzere Zeiten, namentlich ſeitens der Stadtverordneten erſchienen ſchon früher; ſeit 1819? Unſer Band iſt die unmittelbare Fortſetzung zu dem S. 463 A. genannten Schriftchen.

**) Henſel a. a. O. I, 142.

richtung und Tarif bestätigt.*) Der Preis für eine Tour (15—20 Minuten) wurde auf 5 Gr. für eine Person bestimmt; als solche Touren z. B. die vom Alexanderplatz bis zum Potsdamer, Brandenburger bis zum Hallischen Thor, von der Akademie bis Köpenickerstraße 128, vom Dönhoffplatz bis zum Kottbusser, vom Gensdarmenmarkt bis zum Prenzlauer Thor festgesetzt, so daß im Allgemeinen jede mittlere Entfernung innerhalb der Ringmauern als einfache Fahrt gelten konnte. Als Halteplätze waren 16 Punkte, Thore, Plätze, besonders wichtige Gebäude, z. B. das Kammergericht, festgesetzt. Nach 11 Uhr Abends hatten die Kutscher keine Verpflichtung, Fahrten anzunehmen. Die seltsamen, halb offenen, ohne Luxus ausgestatteten, mit buntfarbigen, auf gelben Rädern ruhenden Wagenkasten versehenen Vehikel, deren Kutscher verschiedenartige, ziemlich bunte Livreen trugen, begegneten von vornherein vielem Gespött. Dem Lob Schaden's (a. a. O. S. 186), daß die Droschken rasch und gut führen, stehen witzige, boshafte und resignirte Klagen über das Alter und die Bequemlichkeit der Pferde, über die Grobheit der Kutscher und über die mannigfachen Leiden entgegen, die jeder Passagier zu bestehen habe. Namentlich Saphir war in solchen Klagen unermüdlich; Glaßbrenner und Andere folgten ihm.**) Nicht ohne Witz schilderte ein auch sonst beachtenswerther Anonymus***) dieses Berliner Gefährt: „Mit Blitzesschnelle blieb

*) Die höchsten Orts bestätigte Bekanntmachung vom 1. May 1830 das Droschkenfuhrwerk in Berlin betreffend. Berlin 1830. Gedruckt bei W. Plahn u. Comp. Mit mehreren Abbildungen.

**) Dagegen ist „Die Berliner Droschke. In Trab gesetzt von einem Gardisten. Leipzig 1826" eine Spottschrift gegen Saphir. Nur das Motto gehört hierher: „Dieses Fuhrwerk aufzuhalten, Niemand wird es wohl ergetzen, Der bedenkt, wie schwer es halte, Droschken in den Trab zu setzen." Vgl. Droschkenwitze unten Kap. 18.

***) Spaziergänge eines Menschen-Affen in der Stadt der Affen-Menschen. Skizzirt, radirt und interpretirt von Satyrus silvanus, einem auf Wartegeld sitzenden Orang-Outang. Spaßhafter Fastnachts-Spaß. Verlag von Gebr. Gropius (o. O. u. J.). K. B. Die Schrift wendet sich gegen Saphir, behandelt sonst das „Weinstuben-, Zier-, Wunderäffchen" und Anderes.

eine ſolche Droſchke an ihrem Orte ſtehen, wenn man ſchnell fahren wollte, und ehe man ſich's verſah, waren 2 Stunden vergangen, und man hatte noch gar keine unangenehmen Folgen einer Bewegung verſpürt. Wenn man eine ſolche Droſchke auf den Tag nahm, ſo profitirte man 6 Stunden, da ſie 30 Stunden lang im Tage fuhr. Die Schnelldroſchken wurden von dem Gericht der ſieben Weiſen in Paviana ſehr begünſtigt, damit kein Mädchen entführt und kein Dieb flüchtig werden könne."

Die Droſchken waren ſchon deshalb nöthig, weil das Paſſiren der Straßen zu Fuß weder leicht noch angenehm war. Die Straßenzuſtände hatten ſich nicht weſentlich gegen früher gebeſſert. Die Klagen über mangelhafte Beleuchtung und Reinigung der Straßen ertönten auch damals faſt ſo laut wie früher (vgl. Bd. I, S. 137, 639 ff.). „Der Schmutz war grenzenlos", ſchreibt eine Beſucherin 1827. Vier Monate lang, vom 1. Mai bis Ende Auguſt, lagen die Straßen der Stadt allnächtlich im Dunkel. Die Gefahren, die dann ſelbſt der kundige Bewohner zu beſtehen hatte, beſchreibt Robert in ſeiner ſchon oben benutzten Darſtellung folgendermaßen: „Ihrer Mutter und Schutzgöttin, Der geheimnißvollen Nacht zu Ehren, Löſchet die Polizei, Heut in des Wonnemonds erſter Nacht, Jedes matt-aufdämmernde Flämmchen In den Laternen der Stadt. — Vier Monde dauern die dunkeln Myſterien; Und während vier Monden darf Kein leuchtendes Lämpchen In dem prachtvollen Berlin, In der Hauptſtadt der Brennen, brennen. — Nur nicht ängſtlich, mein Freund. Nur ruhig! ich führe Dich ja, Und kenne genau, Empiriſch, a posteriori, Die Topographie der Vaterſtraßen. — Jetzt geht es bergauf, Jetzo bergab, Gleich kommt ein Brückchen mit ſchwankendem Brett, Ein Rinnſtein jetzt. Nun ſchreite! aber ich bitte, Nur ja recht weit aus; Denn hüben und drüben Pranget in Häuflein Der Schlamm der gereinigten Rinne. Hier iſt ein Loch im Pflaſter, Wir müſſen hinein Und jenſeits hinaus. Fluche nur nicht; das iſt gottlos! Es könnte der Teufel ſein Spiel ... Da haſt Du's! Da liegen wir Beide am Boden!" Aehnliche

Widerwärtigkeiten und Gefahren wie Dunkelheit und Schmutz am Abend bereiteten am Tage Bettlertrupps und Rindviehscharen, denn das zum Schlachten bestimmte Vieh wurde „frei und ungebunden Zur Schlachtbank geführt, Oftmals nur von einem einzigen Schwachen Knaben Unzulänglich begleitet". Zur Verdeutlichung der Gefahren, welche die Vorübergehenden liefen, erzählt Robert eine Geschichte, wie an der Stechbahn eine geputzte Matrone vor dem „schwer und langsam tretenden Hornvieh" in einer „Pracht-Boudike" Schutz gesucht und dem sie fragend anschauenden Ladenbesitzer zugerufen habe: „Verzeihen Sie, hier kommt ein Ochse."

Eine Besserung dieser Zustände wurde freilich vorbereitet durch die Gasbeleuchtung, die seit 1827 allmählich, nicht ohne daß mancherlei Bedenken zu besiegen waren*), eingeführt wurde. Dieselbe Besucherin, die sich 1827 über den grenzenlosen Schmutz beklagte**), constatirte die in Bezug auf Erleuchtung eingeführten Reformen, die zahllosen Röhren, die schon lagen, und meinte: „Die schon hin und wieder angebrachte Gasbeleuchtung ist schön."

Von einem eigentlichen Nachtleben, wie es modernen Residenzen eigen zu sein pflegt, war in dem damaligen Berlin nicht die Rede. Nachtwächter, die es seit 1677 gab — bis dahin hatten Stadtdiener die Stunden abzurufen — sangen oder (seit 1811) pfiffen die Stunden ab. Im Ganzen walteten sie mit Ruhe und Ungestörtheit ihres Amtes. In einer amtlichen Bekanntmachung (c. 1830) heißt es: „Es ist bei uns, Dank sei es der bürgerlichen Ordnung, ein Jeder so sehr an die sog. Bürgerglocke, wie man die zehnte Stunde zu nennen pflegt, gewöhnt, daß man selten nach derselben noch Menschen auf der Straße sieht, denn die wenigen Nachtschwärmer, die ab

*) Vgl.: Die Gas-Erleuchtung. Eine physikalisch-ökonomische Abhandlung über den Nutzen und die vermeinten Gefahren der Gas-Erleuchtung; nebst Beschreibung des dazu erforderlichen Apparats, mit besonderer Rücksicht auf Preußens Hauptstadt. Von Wilhelm Vollmer, Docent der Physik und Chemie. Nebst fünf Steindrucken. Berlin 1826.

**) Vgl. Heinrici, Twesten (1889) S. 400.

und zu noch vorkommen, sind nicht als Norm aufzustellen." Doch muß die Mäßigkeit, die hier so sehr gerühmt wird, nicht so besonders groß gewesen sein, sonst wäre die Bildung eines Mäßigkeitsvereins (1837) schwer begreiflich, der freilich in erster Linie für die unteren Klassen und zur Bekämpfung des Branntweingenusses bestimmt war.*)

Glücklicherweise schwankte das gesellige Leben Berlins nicht zwischen Völlerei und ästhetischen Thees (s. oben S. 462fg.), die beide gleichermaßen den Tod echter Geselligkeit bedeuten. Zunächst versuchte der Hof mit kleineren und größeren Festen, Maskeraden, musikalischen Aufführungen eine größere Zahl von Theilnehmern zu unterhalten. Gerade im zweiten und dritten Jahrzehnt wurden viele derartige Feste gefeiert, wobei die Künstler und Archäologen thätige Hülfe zeigten, von denen eines, das der Hierodulen (1818), Anlaß zu litterarischer Polemik gab.**) Die heranwachsenden Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses liebten derartigen Zeitvertreib; Besuch fremder Fürstlichkeiten, Brauteinholungen und Hochzeitsfeierlichkeiten***) wurden mit vielem Glanz begangen; zu solchen lieferten Kunst und Poesie ihre Beiträge. In vielen Bürgerhäusern wurde eine edle Geselligkeit gepflegt. Der Rahel'sche Salon (oben S. 195ff.) bestand weiter; dieser Varnhagen'sche Kreis, wie man seit 1814 sagen muß, blieb noch Jahrzehnte nach dem Tode der Herrin in altem Flor. Das Reimer'sche und Beer'sche Haus waren andere Centren schönsten geselligen Treibens (oben S. 287 und S. 427)†). Das Haus der Amalie von Helvig (oben S. 376)

*) Kurzer Bericht über die Entstehung und einfache Begründung der Mäßigkeitsvereine in Berlin. 1837. — J. E. Hitzig: Votum über die Bildung eines sog. Mäßigkeitsvereins in Berlin. 1837.

**) Vgl. Nat. Ztg. 15. Dec. 1893.

***) 1823 bei dem Fackelzug zu Ehren des Kronprinzen stürzte eine Brücke ein, wobei viele Menschen umkamen.

†) Ueber das Reimer'sche Haus vgl. E. Förster, Aus der Jugendzeit. Berlin u. Stuttgart o. J. (1887) S. 208fg. E F. ist der Bruder Friedrich's, der Schwiegersohn Jean Paul's, der nur kürzere Zeit Berlin angehörte.

war ein Sammelpunkt für Hofleute, Gelehrte und Künſtler, deren einer, A. B. Marx*), ein anziehendes Bild dieſes Treibens gegeben hat. Viele ähnliche Kreiſe mögen noch exiſtirt haben, denen durch Verſchweigen kein Unrecht angethan werden ſoll. Nur zwei Kreiſe ſeien noch genannt, weil wir gerade über ſie beſſer unterrichtet ſind: das Stägemann'ſche und das Mendelsſohn'ſche Haus.**) Der Stägemann'ſche Cirkel wurde durch die edle Weiblichkeit der Herrin belebt. Dieſe, ſchon 1792 ff. wegen ihrer Lieblichkeit geprieſen (vgl. oben S. 78) zeigte bis in ihr hohes Alter (geb. 1761, geſt. 1835) die Vorzüge der Jugend. Der Gatte (oben 78 und 354), ein hoher Staatsbeamter (1763 bis 1840), war auch als Menſch allgemein geſchätzt und verehrt. In dem geſelligen Hauſe, deſſen Freitagabende berühmt waren, wurde eifrig muſicirt. Aber neben Reichardt und dem Fürſten Radziwill verkehrten Philoſophen, wie Kieſewetter, Schriftſteller, wie Ad. Müller und H. von Kleiſt, Varnhagen, in ſpäteren Jahren die jüngeren Romantiker, außerdem hohe Staatsbeamte und Generale, z. B. Williſen und Clauſewitz. Ein liebevolles Familienleben, durch die Kunſt beſtrahlt und geadelt, zeigte ſich in ebenſo hohem oder noch höherem Grade im Mendelsſohn'ſchen Hauſe. Dort waren nur die Wirthe, Abraham Mendelsſohn-Bartholdy, Moſes' Sohn, und deſſen Frau bloße Kunſtfreunde, die Kinder dagegen, beſonders Felix und Fanny, ausübende Künſtler, der Schwiegerſohn, Wilhelm Henſel, Maler und Dichter. Während bei Stägemanns die Jugend auch ihr Plätzchen hatte, fand ſie bei Mendelsſohns ihr Hauptquartier. Außer den ſchon genannten Kindern lockten Paul, ein tüchtiger Kaufmann, und die geiſtvolle Rebekka, die ſpäter die Gattin des Mathematikers Dirichlet wurde, ihre Altersgenoſſen, und ſo entfaltete ſich hier ein überaus

*) A. B. Marx, Erinnerungen aus meinem Leben. Berlin 1865, I, 179 ff.

**) Vgl. H. v. Petersdorff, Eliſe Stägemann und ihr Kreis. Schr. d. Ver. f. d. Geſch. Berlins 30, 1893; Goedeke III, 233; A. D. B. 35, 383—389. S. Henſel, Die Familie Mendelsſohn; ich citire nach der 2. Aufl., Berlin 1880. A. B. Marx, Erinnerungen, II, S. 107 ff.

reiches, geselliges Leben, an dem besonders junge Künstler, Rietz, Moscheles, Spohr und Marx theilnahmen. Die Musikaufführungen, die meist an den Sonntag-Vormittagen stattfanden, wo Felix' neue Compositionen, aber auch ältere Musikwerke zu Gehör gebracht wurden, boten Hauptanziehungspunkte für die gute, ja beste Gesellschaft der Hauptstadt. Vornehme Fremde nahmen daran Theil; Alles, was auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft einen Namen und was einen socialen Rang hatte, suchte hier Zutritt; die erlesensten Kunstgenüsse, von Dilettanten und Künstlern dargeboten, ergötzten und erhoben viele Menschen, die sonst durch Meinung und Beschäftigung geschieden, in einer Art weltlichen Gottesdienstes sich zusammenfanden.

Ueberhaupt spielte die Musik in dem geselligen Leben jener Zeit eine große Rolle. Von der Oper muß gleich die Rede sein; Concerte gab es außerordentlich viele. Einzelne besonders hervorragende Künstler, wie Paganini und Madame Catalani, die freilich die ganze Welt unter ihrem Bann hielten, erregten speziell in Berlin ein Entzücken, von dem man sich heute schwer eine Vorstellung machen kann. Die nüchternsten Menschen geriethen in hochgradige Begeisterung; zu einer Zeit, da man sich bei der Kleinheit der Stadt immer wieder traf und die Politik kaum einen Gesprächsstoff abgab, nahmen künstlerische Vorgänge das Interesse der Menschen ganz anders in Anspruch, als heutzutage. Eine der vornehmsten musikalischen Vereinigungen war die von Zelter in rechten Flor gebrachte Singakademie, die gegenwärtig auf ein mehr als hundertjähriges Bestehen zurückblicken kann; ihre großen Concerte, besonders die Ostermusiken, letztere für den wackeren Leiter und Meister eine Haupteinnahmequelle, über die er aufgeregt und freudig an Goethe berichtete, waren musikalische Hauptereignisse. Wirkten in der Akademie Männer und Frauen zusammen und waren die Mitglieder hauptsächlich bestrebt, Oratorien und große Chorwerke zur Aufführung zu bringen, so war die Liedertafel, der später eine jüngere Liedertafel in friedlichem Wettstreit gegenübertrat, zur Ausbildung des

Männergesangs bestimmt. Die alte Zelter'sche*), aus Mitgliedern der Singakademie gebildet (2. Mai 1809), verdankte einer Anregung des Königs, der in Memel russische Sänger gehört und die Uebung des von ihnen gepflegten Gesangs auch in Berlin befürwortet hatte, ihre Entstehung; ihr Liederbuch enthielt die Perlen deutscher Dichtkunst; hervorragende Dichter, auch auswärtige, selbst Goethe, beeiferten sich, zu ihren Festen Dichtungen beizusteuern.**)

Auch die bildende Kunst erlangte eine neue Blütheperiode. Schadow sah, ein wenig mißmuthig und doch in seinem Künstlerherzen erfreut über das allenthalben entstehende Große, neue Männer den ersten Rang einnehmen. „König Friedrich und ego sind aus der Mode." Meister Rauch (oben S. 303 und 379 fg.) mit seinen Schülern, unter denen Rietschel kürzere Zeit, Drake, Fischer, Kiß, L. Wichmann und Albert Wolff lange Jahre hindurch Berlin angehörten, herrschte auf seinem Gebiete unbeschränkt.***) Auf diese reiche Thätigkeit bezog sich H. Meyer's Wort, doppelt gewichtig im Munde Eines, der von neueren Leistungen nicht leicht zu befriedigen war: „Berlin dato wahrer Erzschatzmeister der Kunst" (1824). Von großen Denkmälern

*) Die Liedertafel. Berlin 1818 (Gesangbuch). Die Zelter'sche Liedertafel in Berlin, ihre Entstehung u. s. w., von W. Bornemann sen. Berlin 1851. Ueber diese Zelter'schen Ostermusiken vgl. Jugendleben der Car. Bardua S. 276. — Eine Parodie auf Paganini von H. Laube (ps. H. Campo) wurde 1830 in Berlin aufgeführt.

**) Musikalische Zeitschriften gab es in Berlin verschiedene; die wichtigsten dürften wohl die von Reichardt, Rellstab, Marx sein. Reichardt's Berliner musikalische Zeitung erschien 1805 u. 6. — Marx' Berliner „Allgemeine musikalische Zeitung" seit 1820? (auch A. D. B. 20, 534 gibt nicht das Datum der Entstehung an), vgl. Erinnerungen II, 52—58, 82—106, wo der Verleger Schlesinger gerühmt, Freunde und Gegner genannt, aber kein bestimmtes Datum gegeben, ja nicht einmal der Titel genau angeführt wird. — Rellstab, Iris im Gebiete der Tonkunst, 1830—41.

***) Vgl. schon oben S. 379 A. — Das Hauptwerk für Rauch ist das von F. und K. Eggers, Christian Daniel Rauch, 4 Bände, Berlin 1873 bis 1887, das wichtige Mittheilungen über das gesammte Kunstleben Berlins enthält.

Rauch's wurden bis 1840 in Berlin aufgestellt: Blücher, Bülow, Scharnhorst, das Kreuzbergmonument. In der Malerei*) setzte Kolbe die Tradition der älteren Schule fort, Wach und Wilh. Schadow begründeten die neue romantische Richtung; für das Berlin der dreißiger Jahre wurde K. Begas' (geb. 1794) nüchterner Realismus besonders einflußreich. Die Kunst-Ausstellungen, die fast jährlich stattfanden und Werke aller bildenden Künste, von Berlinern und auswärtigen Künstlern herrührend, vereinigten, erregten bei dem Publicum großes Interesse und trugen das Ihrige zur Bildung des Kunstgeschmacks bei.**)

Auf diesen Kunstausstellungen machte der Staat regelmäßig Ankäufe. Für diese Kunstwerke und die vielen anderen im Staatsbesitz befindlichen, namentlich durch den kunstsinnigen Friedrich I. gesammelten und in der Folgezeit besonders durch Friedrich den Großen vermehrten, in Schlössern, öffentlichen Gebäuden, bisweilen unzugänglich und unzulänglich aufbewahrten Schätze war ein der Kunst geweihter Raum dringend erforderlich. In der Zeit vor 1806 hatte es manchmal an gutem Willen gefehlt, ein solches Gebäude zu errichten, in der Zeit unmittelbar nach 1806 gebrach es an den Mitteln; nach den Befreiungskriegen, da der Wille vorhanden war und die Mittel allmählich beschafft wurden, wurde der Gedanke zur That. Für solche Werke fand sich in dem genialen, vielseitig gebildeten, unermüdlich thätigen Baumeister K. Fr. Schinkel (1781—1841, seit 1795, größere Reisen abgerechnet, dauernd in Berlin) der geeignete Mann. Mit einer unvergleichlichen Kenntniß des

*) Ganz kurz mag hier auf A. Rosenberg: Die Berliner Malerschule 1819—1879, Berlin 1879, verwiesen werden.

**) Die Litteratur hierfür ist ganz besonders reich: Nur beispielshalber seien hervorgehoben: C. Seidel, Die schönen Künste in Berlin, 1826 u. 1828, 2 Bde. Bericht über die Berliner Kunstausstellungen 1838, 1839, 2 Hefte. Ueber die Ausstellungen 1811 ff. vgl. Schadow's Kritiken, Westermann's Monatsh. Nov./Dec. 1894. Von dem „Berliner Kunst-Blatt", hgg. unter Mitwirkung der kgl. Akademie der Künste und des wissensch. Kunstvereins von E. H. Toelken, kenne ich nur den 1. Jahrgang 1828.

Alterthums ausgerüstet, zugleich von der Ueberzeugung erfüllt, daß eine bloße Nachahmung der Antike unmöglich sei, und daß jedes Bauwerk der Zeit, in der es entstehe, und dem Ort, den es zu schmücken habe, entsprechen müsse, daß also eine Vereinigung des Alten und Neuen, selbständige Erfindung vereint mit Modification des Vorhandenen das Angemessenste sei, schuf er seine Gebäude, die der schönste Schmuck des neuen Berlin wurden. Was Franz Kugler von seiner Rede sagte: „Es öffneten sich die Pforten der Schönheit, wenn das, was ihn erfüllte, unvorbereitet auf seine Lippen trat", das kann man in gewisser Weise auch auf seine Bauten anwenden, die freilich nicht unvorbereitet, sondern nach langem Studium und eifrigem Bemühen des redlichen Künstlers entstanden. 1822 wurde der Bau des Museums im Lustgarten begonnen und 1830 vollendet. Große wichtige Neuankäufe wurden für Berlin gemacht: die Sollysche und Giustinianische Gemäldesammlung; zahlreiche Abformungen von Antiken wurden unter Rauch's Beihülfe unternommen, durch ihn und seine Schüler werthvolle plastische Werke, namentlich in Italien, erworben. Eine Kommission, der auch Rauch, Brühl, W. von Humboldt angehörten, traf die Auswahl der aufzunehmenden Werke. Der Bestand der Gemälde wurde auf 1198 festgesetzt. Am 3. August 1830 wurde das Museum für das Publicum eröffnet. Rauch schrieb: „Das Museum der Bilder und die Rotunde ist das Erfreulichste, was ich für ähnliche Bedingungen sah, und die Großartigkeit des Ganzen gilt mir noch mehr als das schönste antike Bild". So ward für Berlin eine, wenn man den bisherigen Zustand und die geringen verfügbaren Mittel bedenkt, geradezu einzige Sammlung geschaffen, nach den schönen Worten des Ministers Altenstein „eine Stätte des Musendienstes, stiller Sammlung geweiht und dem fruchtbaren Nachdenken über die Ziele des geistigen Lebens und die Gesetze seiner Entwickelung".

Das Museum war nur eines der vielen Werke, mit denen Schinkel Berlin schmückte. Seiner rastlosen Thätigkeit, die fast

ausſchließlich der hier zu behandelnden Zeit angehört, verdankt Berlin an größeren Bauten die gothiſche Pyramide auf dem Kreuzberg, die Schloßbrücke, deren Bildwerke von Wichmann, Emil und Albert Wolff, Drake ꝛc. herrührten, die neue Wache, die Bauakademie, die Sternwarte, den Umbau vieler älterer Häuſer, z. B. des Palais des Grafen Redern, viele Villen in der Nähe Berlins, endlich das Schauſpielhaus. Durch ihn erſt wurde Berlin eine wahre Kunſtſtadt. „Glücklich der Ort", ſagt Woltmann, „an dem ein ſolcher Meiſter dem folgenden Geſchlecht ſein Vermächtniß hinterließ." *)

*) Für Schinkel: Woltmann, Baugeſchichte, S. 149 ff. Riegel, Kunſtgeſch. Vortr. u. Aufſ., Braunſchw. 1877, S. 64 ff. Eggers, Rauch passim, beſ. II, 243 ff. In der A. D. B. ſteht Schinkel in Bd. 31, 1890 nicht und iſt, obwohl 6 Bände mit manchen Nachträgen ſeitdem erſchienen ſind, nicht nachgeliefert worden. Der Schinkeltag wird von den Architekten pietätvoll gefeiert. Die große Maſſe von kleinen Reden und Schriften über Schinkel wie die zahlreichen Sammlungen ſeiner architektoniſchen und anderen Entwürfe können hier nicht angeführt werden; ein erſchöpfendes Werk fehlt. — Vgl.: Aus Schinkel's Nachlaß, hgg. von Wolzogen, 4 Bde., 1862—64.

Siebzehntes Kapitel.

Das Theater.

Unter den von Schinkel errichteten Gebäuden war das Schauspielhaus eines der vornehmsten und für die Manier des großen Architekten charakteristischsten. Das alte 1802 errichtete Gebäude (vgl. oben S. 162) war 1817 abgebrannt. Der Brand, am 29. Juli 1817 ausgebrochen — die Ursache konnte nicht festgestellt werden — forderte glücklicherweise nur wenige Opfer. Der Schutt brannte noch am 11. August. Der Grundstein zu dem neuen Gebäude wurde am 4. Juli 1818 gelegt; bei der dazu veranstalteten Feierlichkeit war in Vertretung des Königs der spätere Kaiser Wilhelm I. anwesend. Außer den üblichen Gegenständen wurde auch eine eiserne Medaille mit dem Bildnisse Iffland's in den Grundstein versenkt. Das neue, auf dem Platze des alten erbaute Haus auf dem Gensd'armenmarkt, der erst Jahrzehnte später zum Schillerplatz umgetauft wurde, ward durch einen Prolog Goethe's eingeweiht (oben S. 371). Diese Einweihung fand am 26. Mai 1821 statt. Dem Goethischen Prologe folgte eine begeisterte Huldigung für den König, der mit seinen Kindern anwesend war. Dann kam Goethe's Iphigenie, eingeleitet durch Gluck's Iphigenien-Ouvertüre; den Schluß machte ein Ballet: die Rosenfee. Schinkel hatte sich allen Ovationen entzogen. Von sonstigen Künstlern waren bei der inneren Ausstattung der Bildhauer Fr. Tieck, die Maler Wach und W. Schadow in hervorragender Weise beschäftigt. Das Gebäude wurde viel-

fach gerühmt. Auch die Beleuchtung erhielt ihr Lob, nur die Sitze im Parkett galten als furchtbar eng.*)

Der Mann, der, unterstützt von theils genialen, theils tüchtigen Mitarbeitern, das Berliner Theater**) zu seiner Höhe gebracht hatte, Iffland, war 1814 gestorben (oben S. 345). Nicht unmittelbar darauf konnte in der Zeit großer Aufregung ein Nachfolger gefunden werden. Als er kam, war es nicht bloß ein neuer Mann, Graf Brühl (oben S. 370, geb. 1772, gest. 1837, bis 1828 in seiner Stellung in Berlin), sondern zugleich der Träger eines neuen Amts und einer veränderten Anschauung. Während bisher, so lange es ein königliches deutsches Theater in Berlin gab, Schauspieler oder Schriftsteller an seiner Spitze gestanden hatten, kam nun ein Verwaltungsbeamter, freilich einer mit litterarischen und künstlerischen Anlagen und Neigungen; an

*) Maltitz an Matthisson 1821, in des Letzteren Nachl. II, 159. Vgl. oben S. 433.

**) Quellen im Allgemeinen die oben S. 155 A. genannten. Ferner: Album d. kön. Schauspiels u. d. kön. Oper zu Berlin für die Zeit von 1796—1851. Berlin 1858 Dazu kommen die schon mehrfach angeführten Erinnerungen von A. B. Marx. Holtei, Vierzig Jahre, bes. Bd. 3—5, 2. Aufl., Breslau 1859, gewähren eine ebenso zuverlässige, wie harmlose und amüsante Darstellung. Der Zelter-Goethische Briefwechsel (6 Bände, Berlin 1834) bietet eine Fülle beachtenswerther Notizen. Eine neue unverkürzte Ausgabe auch der Zelter'schen Briefe — die Goethe's erscheinen allmählich in der Weimarischen Ausgabe — wäre sehr zu wünschen. Fr. Tietz, Bunte Erinnerungen an . . . Theaterzustände aus Berlin . . 1854, enthalten herzlich wenig. — Von Künstlerbiographieen sind Caroline Bauer's Werke „Aus meinem Bühnenleben. Erinnerungen von Caroline Bauer, hgg. von A. Wellmer. Berlin 1871" und „Verschollene Herzensgeschichten. Nachgelassene Memoiren von C. B., bearbeitet von A. W. Berlin 1880. 3 Bände" mit großer Vorsicht zu benutzen. Von einzelnen Künstlerbiographieen werthvoll: Martersteig, P. A. Wolff, 1879. — Berlins dramatische Künstler, wie sie sind, von L. D. R. 1. Heft, Berlin 1829, bei A. W. Hayn. (Behandelt die Schauspieler von A bis G; vielfach gegen Courier und Estafette.) Vgl. auch Gutzkow, Rückblicke S. 246 ff. Stieglitz, Gruß an Berlin, passim. — Ueber den Bau vgl.: Aus Schinkel's Nachlaß III, 170—188. — Genaue Daten z. Th. nach den oben genannten Quellen bei Goedeke, Grundriß III, 924—928. S. auch die oben S. 406, 407 fg. gegebenen Mittheilungen.

die Stelle eines Bürgerlichen trat nun ein Adliger und zwar ein Hofmann. Es läßt ſich nicht leugnen, daß eine ſolche Veränderung wichtige, theilweiſe verhängnißvolle Folgen haben mußte. Der Mangel eines artiſtiſchen Directors wurde weniger fühlbar in Folge der Wirkſamkeit tüchtiger Regiſſeure, zu denen ſich Teichmann (1791 bis 1860) geſellte, der ſeit 1815 in Brühl's Privatdienſt, dann als unermüdlicher Rathgeber, als der „Hofrath, der Alles wußte", ein nothwendiges Inventar des Theaters wurde. Dieſelbe einflußreiche Stellung eines ſtillen arbeitſamen Helfers behielt Teichmann auch unter Brühl's Nachfolger, dem Grafen Wilh. Redern (1802—1883, Generalintendant bis 1842), deſſen Vorliebe und Kenntniß mehr auf das Muſikaliſche gerichtet war. Dieſe Vorliebe machte ſich auch in ſeiner Theaterleitung geltend; ſonſt aber zeigte ſich trotz des neuen Mannes in der Richtung und Ausführung kein neuer Geiſt. Beide, Brühl und Redern, waren Männer von Geſchmack, beide auch vor dem Antreten ihres neuen Amtes mit dem Theaterweſen genau bekannt. Alles Aeußerliche erhielt durch ſie eine Pflege, wie ſie bisher in Berlin wenigſtens noch nicht gekannt war. Coſtüme und Decorationen wurden mit künſtleriſcher Sorgfalt und großer Pracht hergeſtellt, das Zuſammenwirken der einzelnen Künſtler und auch das Geſammtſpiel der Chöre und Maſſen kunſtſinnig gefördert, eine Disciplin eingeführt, die an militäriſche Gewohnheiten erinnerte. Die enge Beziehung zum Hofe veranlaßte zwar keine völlige Veränderung des Repertoires, aber mit Rückſicht auf den König, der ein überaus fleißiger Theaterbeſucher war, eine Bevorzugung der bei ihm beliebten Arten des Singſpiels, der harmloſen Poſſe, des feineren Converſationsſtücks und ein Zurückdrängen des Trauerſpiels. Trotzdem that Graf Brühl, ebenſo wie ſein Nachfolger, Manches, um auch das klaſſiſche Schauſpiel zu begünſtigen. Goethe kam freilich, trotz der perſönlichen Beziehungen, ſelten zum Wort — einzelne Singſpiele und Stella wurden neu gegeben; über die Fauſtaufführung 1838 iſt unten noch ein Wort zu ſagen —, dagegen wurden einige Stücke Schiller's und mehrere

Werke Shakeſpeare's, die bisher auf der Berliner Bühne noch nicht gegeben waren, hervorgeſucht, andere ſchon früher gegebene wiederholt gegeben. Einzelner Vorſtellungen aus dem Jahre 1815, eines antijüdiſchen Stücks, der Trauerfeier für Kotzebue 1819 wurde ſchon gedacht (S. 347, 394, 399), einzelne Stücke von Mich. Beer, L. Robert, Uechtritz ſind gleichfalls bereits erwähnt (oben S. 428 ff., 431 ff.).

Ueberblickt man das Repertoire der geſammten Zeit (1815 bis 1840), ſo bemerkt man eine ziemlich große Zahl von Ueberſetzungen, unter denen die engliſche Litteratur am geringſten, etwas häufiger die ſpaniſche (Calderon und Lope de Vega), am häufigſten die franzöſiſche vertreten iſt. Doch verſchwinden die Aelteren, ſelbſt Molière, durchaus gegen die Neueren, unter denen ſchon Al. Dumas zu finden iſt, während Scribe den Löwenantheil davonträgt; ſehr häufig heißt es einfach: Aus dem Franzöſiſchen. Der Däne Oehlenſchläger kann kaum als Ausländer betrachtet werden, da er auch deutſch ſchrieb; übrigens erſchien er ziemlich ſelten. Von deutſchen Dichtern wurden vergeſſene Poeten früherer Zeit ſeltener hervorgeholt; die Lebenden beherrſchten das Repertoire. Außer Kotzebue, Herklots und Körner, die wenigſtens in den erſten Jahren noch vielfach vertreten waren, lieferten faſt lauter neue Leute die Novitäten. Zu ihnen gehörten viele, die ſchon damals keinerlei Bedeutung beſaßen und ihre Zulaſſung Gönner- und Machenſchaften verdankten, andere, die eine ganz ephemere Geltung erlangten. Alle dieſe brauchen hier nicht aufgeführt zu werden. Dagegen ſeien Diejenigen genannt, die, ohne es zu lärmenden Erfolgen zu bringen oder Stützen des Repertoires zu werden, mit einigen Stücken, oder auch nur mit einem, die Bühne betraten: Immermann (Kaiſer Friedrich I.), Grillparzer (Sappho, Medea, König Ottokar's Glück und Ende), Werner (24. Febr.), Müllner (29. Febr., König Yngurd, Albaneſerin). Weniger bedeutende Schriftſteller waren: Bauernfeld, Caſtelli, Conteſſa, Deinhardſtein, Elsholtz, Fr. Förſter, Gubitz, Hell, Holbein, Holtei, Houwald, Kind,

Schall, Titus, Töpfer, Tromlitz und Amalie Weißenthurn (Frau Charlotte Birchpfeiffer begann damals erst zu erscheinen). Zu den viel und gern gesehenen Autoren gehörten Angely, Blum, Clauren, Jul. v. Voß, P. A. Wolff. Der Hauptlieferant war aber Ernst Raupach (1784—1852, seit 1824 dauernd in Berlin).*) In 20 Jahren, von 1820—40, lieferte er der Berliner Bühne die ungeheure Zahl von 75 Stücken. Diese Zahl erscheint noch größer, wenn man bedenkt, daß vor 1825 überhaupt nur 2 Stücke aufgeführt wurden, auf die letzten 5 Jahre nur 13 entfallen, so daß sich 50 auf nur 10 Jahre vertheilen. In den 11 Jahren von 1825—35 incl. war Raupach von einer fast unheimlichen Productivität: in einzelnen Jahren brachte er 7 Stücke, darunter 4 je fünfactige Trauerspiele, auf die Bühne. Dabei war der Erfolg, den er davontrug, gar nicht so groß, wie man gewöhnlich denkt. Sein zuerst in Berlin aufgeführtes Stück, „Die Fürsten Chawansky", brachte es auf 11, sein zweites, „Die Erdenmacht", nur auf 2 Vorstellungen. Trotzdem ließ man 1825 schon 5 seiner Stücke zu, deren Aufführungsziffern, freilich bis 1848 und 1853, waren: 5, 7, 22, 25, 39. Diese immerhin schönen Erfolge wurden keineswegs immer erreicht: unter den

*) Raupach. Eine biographische Skizze von Pauline Raupach. Berlin 1853. Goedeke, Grundriß (alte Ausg.) III, 551—553. A. D. B. XXVII, 431—445 von Bendiner, dem einzelne Bemerkungen entnommen sind. E. Genast, Aus dem Tagebuche e. alten Schauspielers II, 21—51. Gubitz, Erlebnisse III, 158—189. Einzelnes Anekdotische bei Car. Bauer u. A. Sehr merkwürdig, unklar, ob Ernst oder Scherz: Raupach und Häring, oder: Einiges über die Stellung von Preußens Dichtern zu Süddeutschland und Europa von E. W. Kähne. Berlin, E. S. Mittler 1833. Mir haben durch die Güte der Schwägerin Raupach's, Frau Guimpel, sämmtliche ungedruckt gebliebenen Dramen Raupach's vorgelegen. Einzelne Mittheilungen verdanke ich der Genannten, ihrer Schwester, Frau Ronneburger (beides Schwestern von Pauline Raupach) und Herrn Rengert, den hdschr. Aufzeichnungen von Charlotte von Hagn. Briefe Raupach's gedruckt von Franzos, Deutsche Dichtung, III. Bd., 7 H.; interessante Notizen bei Costenoble, Das Wiener Burgtheater. 2 Bde. Wien 1888, 1889. Ein Lob R.'s auch bei Gans, Verm. Schr. II, 360. Ein Aufsatz von Hegel in dessen Werken 17, 414 ff.

7 1828 aufgeführten Schau- und Luſtſpielen konnten nur 2 einen wirklichen Erfolg aufweiſen: „Der verſiegelte Bürgermeiſter" mit 17 und „Die Schleichhändler" mit 167 Vorſtellungen (freilich bis 1863). Nach 1832 kam es vor, daß je 2 Raupach'ſche Stücke nur 2 Vorſtellungen erlebten, eines ſogar, „Gute Miene zum böſen Spiel", nach der erſten abgeſetzt werden mußte. Selbſt ein ſo vielgenanntes Stück wie „Der Müller und ſein Kind" konnte es nicht über 8 Aufführungen bringen. Ja, die Hohenſtaufendramen, dieſer lauteſte Ruhmestitel Raupach's, waren verhältnißmäßig ſeltene Gäſte. Ein Stück der Tetralogie: Kaiſer Friedrich II., wurde nur einmal, je 3: 4, die übrigen Theile dieſer und der gleichfalls viergetheilten Tragödie Kaiſer Friedrich I. höchſtens 6 Mal aufgeführt, ebenſo Manfred und Philipp; nur wenige Stücke brachten es auf eine höhere Zahl, wie Conradin mit 16 und König Enzio mit 29 Aufführungen von 1831 bis 1854; wenn auch Agnes von Hohenſtaufen 21 Mal gegeben wurde, ſo verdankte ſie dies vielleicht ebenſowohl der Spontiniſchen Muſik als dem Text. Nicht alſo die Hohenſtaufendramen waren es, die Raupach ſeinen großen Ruhm verſchafften. Kulturhiſtoriſch waren ſie wichtig genug: ſie ſollten den Widerſtand des Proteſtantismus gegen die Anmaßungen des Papſtthums verklären, und ſollten andererſeits Front machen gegen die Freigeiſter, indem ſie einen ruhigen, nüchternen Rationalismus verkündeten. Es war vielmehr die ſtaunenswerthe Fruchtbarkeit ſeines Talents, die ihn zur Hauptſtütze der Bühne machte. Denn außer den 75 Stücken brachte er Bearbeitungen Anderer: nach ſeiner Ueberſetzung wurde Racine's „Athalie" (7. Jan. 1841), nach ſeiner Einrichtung Schiller's Piccolomini und Wallenſtein's Tod (30. Nov. und 1. Dec. 1831), nach ſeiner Bearbeitung „Der Stiefvater" von Holberg gegeben (13. Febr. 1830). Alle dieſe Arbeiten waren hoffentlich beſſer als die Nachahmung von Calderon's „Tochter der Luft" (17. Jan. 1827), über die der bekannte Vers curſirte:

An Calderon ein schlimmer Raub — ach;
Wer konnt' ihn wohl begeh'n als Raupach.

Auch sonst gab es, noch ehe die Jüngeren erbittert und entrüstet wider ihn losfuhren, hauptsächlich zu der Zeit, da er älter und einflußloser geworden war, Spottverse genug wider ihn, z. B. die folgenden:*)

Fern aus Rußland kam ich als Arzt des Berliner Theaters;
Hektisch hustete schon Jahre lang der Patient:
Siehe — der Husten ließ nach alsbald; doch ein schlimmeres Uebel
Thut in Symptomen sich kund — Wassersucht heißt es auf deutsch.

Doch hinderte alles dies nicht seine Allmacht an der Berliner Bühne. Was er brachte, mochten es eigene oder fremde Werke sein, wurde angenommen. An Lob und Anerkennungen fehlte es ihm nicht: Ordens- und Titelverleihungen, ebenso wie Lobsprüche der Kritiker wurden ihm zu Theil. Man fürchtete ihn in Berlin und ehrte ihn in Wien. Für Schreyvogel war es ein Festtag, wenn Raupach'sche Manuscripte ankamen, La Roche war ergrimmt darüber, daß die „besten" Stücke, wie Kaiser Friedrich II. und Cromwell, von der Censur verboten wurden, und Deinhardstein als Censor erklärte einer Zeitschrift, die es gewagt hatte, sich über Raupach lustig zu machen: „Ein Werk wie Raupach's Tasso ist kein Gegenstand frivoler Ironie".

Raupach's langjährige unbestrittene Herrschaft läßt sich schwer erklären. Sie liegt zum Theil in der Dürftigkeit der damaligen dramatischen Production, in seiner außerordentlich großen technischen Geschicklichkeit, in seiner anmuthigen Diction. Er arbeitete mit großer Liebe. In einem seiner wenigen Briefe (an seinen Bruder) heißt es einmal: „Wenn ich Dir doch beschreiben könnte, wie ich mich über jede vollbrachte Schöpfung freue, mehr als ein Vater über den neugeborenen Sohn von der geliebten Gattin." Wer die Originalhandschriften seiner Dramen gesehen hat, muß gleichermaßen erstaunt sein über die zierliche und regelmäßige Handschrift seiner Concepte, wie über

*) Briefe aus Berlin, Hanau 1832, S. 130 fg.

die geringen, faſt minimalen Aenderungen, die er anzubringen für nothwendig hielt.

Raupach war ein gerader, offener, faſt harter Menſch. Theaterleitern wie Schauſpielern war er unbequem, den letzteren gegenüber grob und rückſichtslos, undankbar gegen die große Mühe, die beide ſich gaben. Dazu war er auffallend häßlich, mit ſeinen mächtigen Beinen und Händen ungraziös und wurde durch ſein unaufhörliches Schnupfen Vielen widrig. Er war unempfindlich gegen Lob und Tadel. Nur ſelten erließ er Erklärungen wider Mißverſtändniſſe der Recenſenten; noch ſeltener bedankte er ſich in der Zeitung für den ihm geſpendeten Beifall; er ſei aber „nicht gewohnt, auf der Bühne zu erſcheinen". (15. Dec. 1833.) Bei der Aufführung ſeiner Stücke ſaß er ruhig auf dem ihm zugewieſenen Parkettplatze und ſchnupfte weiter, mochten die Zuſchauer Beifall klatſchen oder ihr Mißfallen ausdrücken.

Raupach war kein Dichter. Man kann ihn auch kaum einen Denker nennen, einen ſo breiten Raum auch ſog. philoſophiſche Erörterungen in ſeinen Dramen einnehmen. Er war ein klarer, reiner Verſtandesmenſch. Er beſaß weder Phantaſie noch eine genaue Kenntniß der Menſchen und der ihn umgebenden Verhältniſſe, ſo daß die Charaktere der meiſten nichthiſtoriſchen Stücke in falſch idealiſtiſcher Manier gehalten ſind. Aber auch in den hiſtoriſchen Stücken kam es ihm, dem ehemaligen Profeſſor der Geſchichte, nicht darauf an, ein aus ſorgfältigen Studien der Quellen geſchöpftes Bild zu geben, ſondern er begnügte ſich mit einer beliebigen neueren Darſtellung, bei den Hohenſtaufendramen z. B. mit Raumer's bekanntem Werk. Man hat gern drei Perioden in Raupach's Schaffensthätigkeit unterſchieden. Der erſten gehören weſentlich phantaſtiſche Stücke an, daneben freilich auch ſolche aus ruſſiſchem Leben und ruſſiſcher Geſchichte (er hatte faſt 20 Jahre, von 1804—23, in Rußland zugebracht); der zweiten hauptſächlich Luſtſpiele; den Hauptinhalt der dritten machen die geſchichtlichen, die Hohen-

ſtaufen-Dramen aus. Mit den Luſtſpielen erzielte Raupach ſeine lauteſten und, wie die oben mitgetheilten Zahlen zeigen, nachhaltigſten Erfolge; die Hauptperſonen dieſer Luſtſpiele, Till und Schelle, waren lange populär. Sie ſollten im Sinne des mit Hegel befreundeten, philoſophirenden Dichters Verkörperungen des Schickſals ſein, das mit den Menſchen ſpielt, ſie hin und her treibt und ſchließlich die von ihm hervorgerufenen Verwickelungen löſt.

Zur Charakteriſtik ſeiner dramatiſchen Thätigkeit ſeien drei, je durch ein Jahrzehnt getrennte Stücke hervorgehoben: Timoleon 1814, Laßt die Todten ruh'n 1824, Taſſo's Tod 1834. Das erſte iſt ein ernſtes Schauſpiel, das zweite eine Komödie, das dritte eine Tragödie. Das letzte zeigt eine Anknüpfung, gewiſſermaßen eine Concurrenz mit Goethe, das mittlere iſt dasjenige Stück, mit dem der Dichter Berlin eroberte, das erſte führt uns in die Zeit der Befreiungskriege, die Raupach mit großem Patriotismus durchlebte (ſ. oben S. 337). Timoleon, der von Korinth nach Syrakus kommt und dieſe Stadt von den Karthagern befreit, iſt der tapfere, wortreiche, auf Dank und Lob verzichtende Held eines antikiſirenden Schauſpiels. Zeitideen und Zeitvorgänge wirken auf das Stück ein: ſo wünſchte der Dichter das Benehmen der Helden und Helfer, vielleicht der Ruſſen und Preußen, nach errungenem Siege; die Starrheit ſeines eigenen Ehrbegriffs mochte er gern den Perſonen ſeines Stücks einimpfen. Das Luſtſpiel nöthigt uns nicht zum Lachen: der Humor iſt erkünſtelt, die Wortwitze geſchraubt. Ein eiferſüchtiger Graf hat bei ſeiner Frau ein Bild geſehen, das dieſe als das eines Todten, ihres ehemaligen Bräutigams, ausgibt, und glaubt, durch die Schliche Till's und mancher Helfershelfer in einem Baron, den er gefangen nehmen läßt, das Urbild zu haben. Aber der Gefangene iſt der Liebhaber der Nichte, dem Gegenſtand des Bildes nur zum Sprechen ähnlich und zwar, wie ſchließlich herauskommt, ein unehelicher Sohn des Grafen. Beſtrafte Eiferſucht, Entlarvung des Tugendwächters, Beherrſchung

der ſchuldigen und unſchuldigen Adelsperſonen durch einen bürgerlichen Diener: das ſind die Motive, durch die Raupach ſein Luſtſpiel geſchickt aufbaute und die Berliner entzückte. Taſſo's Tod endlich iſt kein Drama, denn es fehlt ihm die Handlung und Entwickelung. Es entnimmt von Goethe Worte und ganze Stellen, beginnt aber erſt mit der Zeit, da Goethe ſchließt. Taſſo iſt gefangen, weil er bei ſeiner Rückkehr nach Ferrara die beleidigendſten Ausdrücke gegen die Herrſcherfamilie ausgeſtoßen hat, er gilt Allen für wahnſinnig, kommt aber ſelbſt erſt gegen Ende des Stückes zur Erkenntniß ſeines traurigen Zuſtandes. Er wird befreit und ſtirbt im Vollgefühl des Glücks, nachdem er die Nachricht von einem gewonnenen Proceſſe in Neapel und von ſeiner Dichterkrönung in Rom gehört. Von einer Charakterentwickelung des Helden kann nicht die Rede ſein, da er von Anfang bis Ende geiſtesumnachtet iſt; auch die übrigen Perſonen benehmen ſich wider ihn zum Schluſſe genau wie zum Beginn; wie der letzte Akt — eine große Todesſcene — ſo beſteht das ganze Stück aus endloſen Einzelreden und Unterhaltungen, in denen von Kunſt und Natur, Krankheit und Wahn, Dichterleben und Liebe in gutgebauten, ſchöntönenden, inhaltlich aber recht leeren Verſen die Rede iſt.

Selbſt ſein am lauteſten gerühmtes Stück „Die Schleichhändler“ mit ſeinen überflüſſigen Verkleidungen, ſeinen durchſichtigen Verwechſelungen, unmöglichen Vorausſetzungen und Zuſtänden, die, ſtatt typiſch für alle Zeiten zu ſein, nicht einmal für jene Zeit zutreffen, erheitert nicht, ſondern verſtimmt und ermüdet. Iſt man aber gar verurtheilt, eine der Hohenſtaufen-Tragödien, z. B. die von La Roche als Meiſterwerk geprieſene, Kaiſer Friedrich II. (4. Theil, Friedrich's Tod) zu leſen, ſo muß man ſich entſetzen über dieſe Leerheit der politiſchen Verhandlungen, die langen, wider jede geſunde geſchichtliche Auffaſſung ſündigenden Geſpräche, die falſchen Bilder, die hohlen Phraſen, die geſchraubte Sprache, die trotz aller Verseinſchnürungen platteſte Proſa bleibt. „Gebrauch und Form ſind Puppen für die Welt“,

„Das Schwert, das blind und ohne Herz die mehr und minder Schuldigen nicht scheidet", „Das Wort ist rund, viereckig war die That", „Der König ist der Vormund der ungeborenen Jahrhunderte" — das sind nur einige Proben der geistreichelnden und doch so hohlen Sprache. Auch der Hauptheld — bald Donnerer, bald rührseliges Weib — erregt keine Sympathie, und selbst sein Tod vermag trotz aller bombastischen Verse nicht zu rühren. Aber die Mache ist geschickt: die Karrikatur der Geistlichen, die vom Papst bis zum einfachen Mönch als Heuchler dargestellt werden — Frauen kommen fast gar nicht vor, — die hochtönenden Reime, mit denen nach Schiller'schem Recept die Acte, auch häufig die Scenen geschlossen werden, gelegentlich eingestreute Witzchen, endlich die Schaustellungen verschiedener Art, Decorationen und Costüme, Concilsversammlung, Schlachtgetümmel, Gefangenenaufzüge; mannigfache Beschäftigung für Auge und Ohr.

Bei alledem wird es dem modernen Leser schwer, daran zu glauben, daß eine ganze Generation Raupach oft und gern sah, ja ihn für einen großen Dichter hielt. Heißt es doch in einer 1833 zu Berlin erschienenen Schrift, bei der man nicht an Ironie denken darf: „Wer durch die Ausführung seines Gegenstandes als Dichter der größere sei, Sophokles, Shakespeare oder Herr Raupach? Diese Frage läßt sich wohl nicht stellen. Alle drei sprechen sie gleich schön die ewigen Wahrheiten des Rechts, der Moral und der Sittlichkeit aus, und sie sind nur verschieden wie die Zeit, für welche sie als Dichter gelebt haben."

Neben Raupach sind P. A. Wolff, Clauren, K. Blum zu behandeln. Wolff, der ernste und denkende Künstler (vgl. oben S. 319), war auch ein fleißiger Dramatiker.*) Von seinen 12 meist zu Berlin aufgeführten Dramen hat sich nur eines: Preciosa wenigstens 50 Jahre lang in Berlin und anderwärts erhalten (1. Aufführung am 14. März 1826), das gewiß K. M. von

*) Goedeke III, 946. Martersteig oben S. 480 A.

Weber's Musik einen guten Theil seines Erfolges verdankt, denn eine frühere Vorstellung mit anderer Musik mißfiel; Iffland hatte 1811 das Stück kurzer Hand abgelehnt. Es ist aus Cervantes' Erzählungen entnommen und behandelt die Geschichte eines Mädchens, das, als Kind von den Zigeunern gestohlen, durch Liebreiz und Gesangskunst sich bei diesen eine königliche Stellung verschafft, alle Männer bezaubert, endlich von ihren Eltern wiedergefunden und mit ihrem Geliebten, einem Adligen, vereinigt wird; dieser hatte sich des Mädchens wegen in die Zigeunerbande einreihen lassen, richtete durch seine Eifersucht und Leidenschaft manches Unheil an; schließlich wendet sich Alles zum Guten. Das Stück ist keineswegs ein poetisches Meisterwerk, aber eine lebhafte, nicht völlig unwahrscheinliche Handlung, Liebe und Ritterthum, hübsche Lieder, deren eines „Einsam bin ich, nicht alleine" fast zum Volksliede geworden ist, gefällige Sprache, Abenteuer und fromme Reden, melancholisches Schmachten und derber Humor gewähren dem Schauspiel, trotz seiner durchsichtigen Handlung, noch heute Reiz. Drei von dem redseligen, trunksüchtigen, mit den Fremdwörtern auf gespanntem Fuß stehenden Schloßverwalter oft gebrauchte Redensarten: „Peter des Plaisirs", „Donnerwetter Parapluie", „Seit der großen Retirade" sind zu geflügelten Worten geworden.

Clauren war als Dramendichter nicht so süßlich wie als Novellenschreiber (oben S. 454). Von seinen Stücken wurden 7 — einige seiner Novellen wurden von Anderen dramatisirt — auf der Berliner Bühne von 1815—24 zuerst aufgeführt, manche erhielten sich bis in die dreißiger Jahre und erlebten gegen dreißig Wiederholungen. Unter diesen zeigt der „Bräutigam aus Mexiko" Clauren's Manier deutlich genug: den ungeheuer reichen Mann, der aus Mexiko stammt, schnippische Dienstmädchen, betrügerische Gutsverwalter, stolze verarmte Adlige, Sieg der Unschuld, nachdem ein bißchen süßliches Getändel vorangegangen, gemischt mit ein wenig Frivolität. Die geschilderten Zustände sind nicht wirklich beobachtet, denn ein stets auf dem Lande lebendes Edel-

fräulein, das beim Herausnehmen eines Fiſches in den Fiſchtrog fällt, hat's wohl auch damals nicht gegeben. Der Witz iſt wohlfeil: bei dem einen adligen Bewerber beſteht er darin, daß er kein l ausſprechen kann. Dagegen iſt ein nicht minder beliebtes Stück: „Der Wollmarkt" eine übermüthige Poſſe, in der die freilich nicht ſehr wahrſcheinliche Annahme, daß ein mit ſeinen Töchtern zur Stadt fahrender Amtsrath den Palaſt eines Fürſten für ein Wirthshaus hält, zu drolligen Situationen, allerdings auch mit einem kleinen Stich von Rührung und Sentimentalität, benutzt und ein geſchickt eingefädeltes Liebesabenteuer mit nicht üblem Humor zu Ende geführt wird. Schnelles Verlieben, zärtliches Verloben ſtört nicht den tollen Schwank, der, gekürzt und raſch geſpielt, noch heute harmloſe Theaterbeſucher unterhalten könnte.

Der dritte im Bunde, K. Blum, ein Berliner 1785—1844, aber in Berlin erſt ſeit 1822, als Regiſſeur der Oper, eine kurze Zwiſchenzeit auch als techniſcher Leiter am Königſtädtiſchen Theater thätig. Er war Muſiker, Sänger und Schriftſteller, faſt ausſchließlich dramatiſcher. Er führte das Vaudeville in Deutſchland ein, eine eigenthümliche Miſchung von Sprech- und Singſpiel, vollgeſpickt mit franzöſiſcher Leichtfertigkeit und Schlüpfrigkeit. Außerdem verfaßte er Poſſen, Singſpiele, Operntexte, Worte zu Balletten, Muſik zu Tanzdivertiſſements. Mit dieſen muſikaliſchen Darbietungen hatte er faſt mehr Glück als mit ſeinen poetiſchen. In letzteren war er ſelten original, ſondern benutzte fremde, hauptſächlich franzöſiſche Vorbilder, die er nicht immer gewiſſenhaft genug nannte. Von ſeinen etwa 70 Stücken wurden am Berliner Schauſpielhauſe 1815—1845 etwa 25 zur Aufführung gebracht; viele fanden ihren Weg auf andere Bühnen; einige erhielten ſich faſt bis auf unſere Zeit. Unter dieſen befinden ſich: „Erziehungsreſultate", die 47 Mal bis 1869, der Vicomte von Létorières, der ebenſo oft bis 1880, der „Ball zu Ellerbrunn", der 79 Mal bis 1881 zur Aufführung gelangte. Das erſte Stück iſt das unbedeutendſte: es behandelt wie Kotzebue

den Gegenſatz von Natürlichkeit und einer durch ſchlechte Erziehung hervorgerufenen Verbildung und Ziererei und ſchildert à la Frau Gottſched das Herumwerfen mit franzöſiſchen Brocken, an denen ſelbſt die Dienerſchaft würgen muß. Zwei Heirathen krönen das Spiel: dem friſchen, muthigen, wahrhaften Mädchen gönnt man ihren braven Officier, daß aber die feige, kokette Zierliese auch ihren Liebhaber bekommt, der ſich ihretwegen in Gefahr begibt, von ihr aber ſchmählich preisgegeben wird, iſt eine poetiſche und moraliſche Ungerechtigkeit. Der „Ball zu Ellerbrunn" iſt eine unterhaltende Belehrung, daß ein junger Ehemann, der ſeine ſchöne geiſtreiche Frau um einer aufgeputzten, leichtfertigen Dame willen vernachläſſigt, durch unbegründete Eiferſucht reuig zurückgeführt, mit ſeinen eigenen Waffen geſchlagen wird und der ſchelmiſchen Ueberliſtung weicht. Ein paar nicht übel gezeichnete kleinſtädtiſche Charaktere geben dem Stücke eine gute Localfarbe; eine gewiſſe auf die Periode der Entſtehung und der größten Beliebtheit des Stücks hinweiſende Zeitfärbung wird durch ein paar Anſpielungen auf Spohr, auf die Beliebtheit der Ballette und auf den Zollverein („Zollverband") gewahrt. Das munterſte und lebensvollſte Stück — doppelt wirkſam, da es einer jungen hübſchen Schauſpielerin Gelegenheit zu einer Hoſenrolle gibt — iſt aber der „Vicomte", die Geſchichte eines Sauſewinds, eines unwiderſtehlichen Schwerenöthers, der es verſteht, mit Schlauheit und Grazie allen Weibern die Köpfe zu verdrehen, die jungen zu küſſen, die alten begehrlich zu machen, mit den Männern zu reiten, zu trinken, zu fechten und zu reden, der in alle Geheimniſſe eingeweiht, alte Sünder erſchreckt, anderen ſchmeichelt und droht, ſie überliſtet und, wenn nöthig, zu Boden ſchlägt. Daß er ſchließlich ſeinen Proceß gewinnt, ſeine Gegner vernichtet und eine Braut heimführt, verſteht ſich von ſelbſt. Da es auch an anderen Charakterrollen nicht fehlt, einem hochmüthigen Dümmling, der in Alles hineintappt, aber ſtets abgeführt wird, und einem alten komiſchen Erzieher, der ſeinem jungen Herrn mit hündiſcher Treue ergeben

iſt, da zwei junge Liebhaberinnen vorkommen und zwei Frauen, die, ohne ganz jung zu ſein, noch auf Jugendlichkeit Anſpruch machen, ſo beſaß das Stück für die Darſteller großen Reiz; durch den tollen, luſtig erregten und geſchickt beruhigten Wirbel mußte es Leſer und Zuſchauer unterhalten.

Der fleißigſte Theaterbeſucher war der König. Faſt jeden Abend erſchien er, einfach wie er war, im Militärrock, ohne Epauletten und Orden, in der kleinen Seitenloge rechts von der Bühne. Er liebte nicht, daß man ihn beachtete. Daher ſtrich er z. B. eine patriotiſche Stelle in Fouqué's „Einnahme von Rathenow", wo das Publicum dem König ein Hoch brachte. Auch mochte er nicht leiden, daß das Publicum Stellen, in denen es Anzüglichkeiten auf Politik merkte, mit Beifall auszeichnete. Dagegen liebte er Scherze, auch improviſirte Einfälle, ergötzte ſich an Militäriſchem, z. B. den Commandorufen des Corporal Sturm in Raupach's „Vor hundert Jahren". In den Zwiſchenacten kam er häufig auf die Bühne, beſah ſich die Decorationen und unterhielt ſich mit den Mitwirkenden. Er ſah ſtreng auf den guten Ruf ſeiner Schauſpielerinnen und Tänzerinnen und gab durch ſein Verhalten gegen ſie ſelbſt das beſte Beiſpiel. Die königliche Truppe mußte häufig in Charlottenburg und Potsdam ſpielen, auch ſonſt ſtets des Rufes des Königs gewärtig ſein. „Während des 1827 bei Berlin ſtattfindenden Manövers", ſo ſchrieb P. A. Wolff*), „manövrirte unſer guter König, der keinen Abend ohne Theater iſt, uns auch bald nach Potsdam, bald nach Charlottenburg, denn wo er ſich Abends aufhält, muß ein Theil von den Mitgliedern des Hoftheaters ſein." **)

*) Beitr. zur Littgeſch., Hamb. u. Leipzig 1893, S. 34.

**) Ueber den Theatergeſchmack des Königs vgl. Stägemann an Friedr. Cramer (Briefe von Chamiſſo, Gneiſenau, II, S. 178) 14. Mai 1826: „Mein Hauspoet Schütz erzählte mir noch in dieſen Tagen: S. Maj. hätten mit dem Schauſpieler Stawinski über die an Schiller's Todestage gegebenen fragmentariſchen Darſtellungen aus Schiller's Dramen Sich höchſt gnädig unterhalten, Sich aber, als St. des Wilhelm Tell zu erwähnen ſich beigehen laſſen, ſofort weggewendet und das Geſpräch abgebrochen."

Gegen die Theaterlust der Berliner versuchten die Frommen trotz dieser Neigung des Königs noch einmal Front zu machen. Anknüpfend an die vor mehr als einem Jahrhundert erhobenen Angriffe der Theologen erklärte ihr Wortführer Tholuck*) das Schauspiel für eine lose Kunst, warnte Schauspieler und Zuschauer vor den Gefahren, welche die christliche Religion durch das Theater laufe und tröstete sich und die Gesinnungsgenossen mit erbaulichen Liedern. Die Schrift soll den König erregt und in der theologischen Welt große Bewegung hervorgerufen haben. „Die Schule von Schleiermacher", meldet Hengstenberg, „streitet für das Theater." Aber auch Tholuck dämpfte seinen Eifer und besuchte selbst das Berliner Theater, freilich 15 Jahre später.**)

Ein ganz besonderes Theaterereigniß war die Aufführung des „Faust" mit Seydelmann als Mephisto (15. Mai 1838). Die ganze vornehme Welt, adlige und litterarische, war zugegen, die letztere trotz mancher Mißgriffe der Schauspieler bewegt und ergriffen, obgleich die Goethefestesten den „Faust" lieber für sich allein gehabt und nicht mit dem ganzen Publicum getheilt hätten, die erstere unwillig über manche bitteren Anspielungen der Dichtung; der Hof fand das Flohlied höchst unanständig. Da der König dies Mißfallen laut kundgab, so mußten Wiederholungen unterbleiben.***)

Trotz aller dieser Umstände, trotz des Mangels einer anregenden, große Leistungen befördernden Production waren die Darbietungen der Schauspieler theilweise höchst hervorragende. In dieser Beziehung war jene Periode eine Glanzzeit des Berliner Theaterlebens.

---

*) (Tholuck.) Eine Stimme wider die Theaterlust, nebst den Zeugnissen der theuren Männer Gottes dagegen des seligen Ph. Speners und des seligen A. H. Franke. Berlin 1824. Vgl. Witte, Das Leben Tholuck's, Bielefeld 1884, I, 368 ff.

**) Varnh. Tageb. I, 158.

***) Varnh. Tageb. I, 90 fg., 102 fg. — Ueber Faustaufführungen überhaupt Enslin, Berlin 1880, Creizenach, Fft. 1881. — Ueber Seydelmann als Mephisto eine bes. Schrift von Fr. Röse. Berlin 1838.

Berühmte Gäste erschienen auf der Bühne. Zu ihnen gehörte Sophie Müller (1803—30 in Berlin), die eine Würdigung durch E. Gans erhielt.*) Sie begann ihr Gastspiel mit Emilia Galotti und trat sowohl in Stücken von Calderon und Shakespeare als von Raupach und E. von Schenk auf. Sie wirkte, wenn sie manchmal auch zu ernst und pathetisch war oder in tragischen Rollen durch ein stereotypes Lächeln auffiel, durch Ernst und Leidenschaft, Anmuth und Heiterkeit; besonders wurde ihr Geschick in der Wahl der Rollen anerkannt, die ihr ermöglichten, sich von den verschiedensten Seiten zu zeigen und eine Steigerung des Eindrucks hervorzurufen. Außerdem mögen von Männern Eßlair und Ludwig Löwe, von Frauen die Heinefetter, Schechner und Sophie Schröder genannt werden.

Unter den in Berlin fest engagirten und lange wirkenden Schauspielern verdient den ersten Platz Ludwig Devrient (1784 bis 1832), der nach Iffland's Tode dachte dessen Nachfolger zu werden.**) Er kam im April 1815 nach Berlin, trat zuerst als „Franz Moor" auf und eroberte mit Lustspielrollen, z. B. als „Schneider Fips", die Berliner. Er war ein genialer Schauspieler, kein Arbeiter, der durch Fleiß oder großartige Declamation, sondern ein Künstler, der nur von seiner Genialität getrieben, in

*) E. Gans, Vermischte Schriften 1834, II, 352—388.

) Vgl. L. D. Eine Denkschrift von H. Smidt. Berlin 1833. Von dems.: Devrient-Novellen. 2. Aufl. 2 Thle. Berlin 1857. Ueber einzelne seiner Darstellungen. Berlin 1828. — Ueber die Stich und Raupach's Dramen bei L. Halirsch, Dramaturgische Skizzen. 2 Bde. Leipzig 1829. Anderes bei Laube, Das norddeutsche Theater, Leipz. 1872, S. 117 ff. — Ferner A. D. B V, 94 ff. — Ueber andere gleich zu nennende Schauspieler vgl. die oben S. 477 A. 1 angeführte Litteratur. — Ueber Seydelmann Rötscher's Schrift, Berlin 1845; vgl. ferner oben S. 491 A.* — Schlenther in A. D. B. 34, S. 86—92, über Rott ders. a. a. O. 29, 383—385. — Für Charlotte v. Hagn vgl. m. Art. im Berl. Tageblatt 29. April 1891 nach den Tagebüchern der Künstlerin, die mir vorgelegen haben. — Blumen auf das Grab der Schauspielerin Louise v. Holtei geb. Rogée. Berlin 1825. Goedeke III, 649 zählt 23 Dichter auf, die in der Sammlung vertreten sind. — Ueber die Crelinger die Notiz A. D. B. V 586 ff.

düsteren, dämonischen Charakteren, wie Richard III. und Lear, oder in komischen z. B. Falstaff unvergeßliche Leistungen schuf, die einer ganzen Generation als Höhepunkt dramatischen Könnens erschienen. Neben ihm verdient Anna Milder-Hauptmann einen Platz (1785—1838, von 1816—1831 in Berlin), die schon als Gast in „Fidelio", den sie in Berlin creirte, große Triumphe gefeiert hatte und, so lange ihre Stimme vorhielt, Hauptstütze der klassischen Oper blieb. Nach Devrient kamen von ebenbürtigen Künstlern Mor. Rott und K. Seydelmann nach Berlin. Rott (1796—1867, schon 1826 als Gast, 1832—1856 dauernd in Berlin) niemals Alleinherrscher der Bühne, wie er es gewünscht hätte, aber in Raupach'schen (als „Alter Dessauer" in „Vor hundert Jahren") und Blum'schen Stücken sehr beliebt und als Lebemann aller Orten gefeiert, während seine Charakterrollen manche Bedenken hervorriefen. Er wurde durch Karl Seydelmann (1793—1843) erdrückt, der freilich kaum fünf Jahre von 1838 an (Anfang 1843 erkrankte er) Berlin angehörte, nachdem er 1835 bei einem längeren Gastspiel außerordentlich gefeiert und mit Ehren aller Art überschüttet worden war. Seydelmann war kein bequemer College, da er Niemanden neben sich dulden wollte. Er lebte mit den außerhalb des Theaters stehenden Gelehrten, Künstlern und Schriftstellern in innigem Verkehr und hob in den Augen Aller die Kunst, der er diente. Nicht durch äußere Mittel hervorragend, bot er durch die bis ins Einzelne gehende Ausgestaltung seiner Rollen, durch seine Naturtreue, mit der er die dargestellten Charaktere ausstattete, den Kennern die größten und auserlesensten Genüsse.

Von 1816—1828 gehörte P. A. Wolff, von 1816—1845 (sie starb erst 1851) seine Gattin Amalie, Berlin an, beide in Goethe's Schule gebildet, er in rhetorischen Rollen besonders ausgezeichnet, als Regisseur unübertrefflich, sie als Iphigenie ebenso wie in komischen Rollen ein viel gefeierter Liebling des Publicums. Nur wenige Jahre war Louise Rogée (zuletzt Holtei's Gattin, gest. 1825) Mitglied der Berliner Bühne, die unver-

geßliche Darſtellerin des „Käthchen von Heilbronn“, bei ihrem frühen Tod von den meiſten Berliner und vielen auswärtigen Dichtern rührend gefeiert. Ungeheure Triumphe erlangte Charlotte von Hagn (1809—1891), von 1833—1846 in Berlin, wo ſie ſchon früher als Gaſt geweſen war, verhätſchelt von den Großen, umſchwärmt von den Männern, angebetet von den Frauen, reich an Lebenserfahrungen und inneren wie äußeren Kämpfen, ein ſchönes Weib und eine echte Künſtlerin, die, wenn ſie auch weder geiſtreich noch hochgebildet war, durch Adel der Geſtalt, mit vortrefflichen Mitteln und feinem Verſtändniß Liebhaberinnen unvergleichlich darzuſtellen wußte. Alle aber überdauerte Auguſte Düring (1795—1865), von 1817—1824 mit dem Schauſpieler W. Stich, ſeit 1829 mit D. Crelinger verheirathet. Länger als 50 Jahre, ſeit 1812, noch durch Iffland eingeführt und geleitet, gehörte ſie, die Berlinerin, der Bühne ihrer Vaterſtadt an und blieb von 1835—42 zuſammen mit ihren Töchtern Bertha und Clara Stich trotz einzelner Mißhelligkeiten mit dem Publicum und Intriguen der Colleginnen Beherrſcherin des Publicums. Als naives Mädchen, als Liebhaberin und Heroine, als tragiſche Alte verkörperte ſie mit großer Vollendung die Geſtalten der Heldinnen claſſiſcher und moderner Dichter. Raupach ſchrieb ſeine meiſten Frauenrollen für ſie. In dieſer Beſchränkung auf ein Rollenfach, das natürlich mit den Jahren wechſeln mußte, fand ſie ihre Größe, aber ſie arbeitete unermüdlich fort und erlangte durch dieſes unabläſſige Weiterbilden ihrer Charaktere die ſchönſten Erfolge.

Wenn auch die Muſik hier nicht eingehend betrachtet werden kann, ſo muß daran erinnert werden, daß die Berliner Oper damals eine herrliche Blüthezeit erlebte. Gegenüber der Sterilität auf dramatiſchem eine ſchöne Fruchtbarkeit auf muſikaliſchem Gebiete; liebliche und großartige Opernwerke, die jeden Hörer entzückten und unvergänglichen Reiz bewahren.*) Hier ſoll jedoch

*) Freilich ſoll auch folgende Stelle — als Urtheil eines gewiß

nur auf eine Perſönlichkeit hingewieſen werden, die für das Berliner Theaterleben wichtig und verhängnißvoll wurde, Spontini, und auf ein Ereigniß, das in den Annalen des Theaters faſt einzig daſteht, die Aufführung von Weber's „Freiſchütz".

G. L. P. Spontini (1774–1851*) verbrachte die dritte Periode ſeines Lebens, nach der italieniſchen und der Pariſer, in Berlin. Mit der beſonders Gluck's Einfluß zeigenden „Veſtalin", die am 15. December 1807 zuerſt aufgeführt wurde, hatte er einen großen Erfolg errungen; am 28. November 1809 war

---

Kenntnißreichen — nicht verſchwiegen werden. Felix Mendelsſohn an Moſcheles, Lpz. 1888, S. 60, aus dem Jahre 1833: „Neulich hörte ich einen Berliner Clavierſpieler, der ſpielte die ſchlechteſten Variationen auf God save, die ich in meinem Leben gehört habe, und das will ungemein viel ſagen, und der Mann hat viel Fertigkeit . . . wo ſteckt denn unſer guter Berliner Geſchmack? — Doch habe ich neulich die Zauberflöte gehört, das iſt, glaube ich, die beſte Vorſtellung davon, die man jetzt ſehen kann. Man merkt, daß jeder Einzelne ſein Möglichſtes thut, daß ſie Alle die Muſik perſönlich lieb haben; nur ein Ganzes fehlt, und ſo lange der Sand Sand bleibt und die Spree wäſſrig, ſo lange, fürcht' ich, wird es auch nach Berlin nicht kommen." — Intereſſante Notizen über Berliner Muſikzuſtände noch in dem Buche: Ferd. David und die Familie Mendelsſohn, Lpz. 1888, beſ. S. 11 fg., 14, 35, 74 fg., 195 fg. — Ueber den Wiener Strauß in Berlin 1834 wird berichtet Ratzmer a. a. O. II, 156 fg.: „Dieſer hat Concerte gegeben, deren Inhalt nur Tänze betraf, wie ſpielt aber der Mann! Alles muß mittanzen. Alle Glieder tacten an ihm, ſelbſt ſeine Ohrläppchen flattern im $^3/_8$-Tact. Auf allen Bällen hat er aufgeſpielt, die Leierkaſten ſind ſein Echo."

*) Für Spontini vgl. Ledebur, Berliner Tonkünſtler-Lexikon, worauf z. B. Mendel, Muſ.-Lex. IX, 383—388 verweiſt. C. Robert, Spontini, 1883. — Benutzt iſt H. Grove, dictionary of Music and Musicians, London 1883, III, 665–682, von Spitta; beſonders aber von demſ.: Spontini in Berlin in: Zur Muſik, Berlin 1892, S. 291—355, dem ich im Text durchaus folge. Einzelne brauchbare Anekdoten bei M. Hanemann, Aus der Muſikwelt, Berlin 1875, S. 90 ff. Die Schrift Rellſtab's, die nach einer ſcharfen Recenſion des Genannten und einer bösartigen, angeblich in 10000 Ex. in Berlin vertheilten Entgegnung Sp.'s erſchien: „Ueber m Verh. als Kritiker zu Hrn. Sp. als Componiſten und General-Muſikdirector in Berlin, nebſt einem vergnüglichen Anhange. Ein Beitrag zur Kunſt- und Tagesgeſch. Lpz. 1827" iſt mir wohl bekannt; ſie kann aber, da ſie ſehr ins Einzelne geht, hier nicht weiter behandelt werden.

Cortez gefolgt. Beide Opern hatte der König 1814 in Paris gehört. Schon damals hatte er Anstrengungen gemacht, Spontini zu fesseln, sie gelangen aber erst, nachdem Spontini 1818 einen sog. preußischen Nationalgesang componirt hatte, der wirklich 20 Jahre lang zum Geburtstag des Königs gesungen wurde. Spontini wurde (1. Sept. 1819) unter glänzenden Bedingungen zum „ersten Kapellmeister und General-Musikdirector" ernannt. Doch trat er seine Stellung erst am 15. Mai 1820 an. Aus seiner Unterstellung unter den Grafen Brühl, aus seinem ungemessenen Stolz, aus seinem herrischen, pedantischen Wesen den Musikern und Sängern gegenüber entstanden Differenzen, die sehr ausarteten. Seine früheren Opern wurden mit großem Glanze aufgeführt; seine Musik verherrlichte die mit bisher nie gesehener Pracht ausgestatteten Scenen aus „Lalla Rookh" (1821); die Aufführung seiner „Olympia", eines Werkes, an dem er viele Jahre gearbeitet, und das er nach einem Pariser Mißerfolge völlig umgemodelt hatte, galt als Kunstereigniß allerersten Ranges. Es war ein Werk grandioser Conception, von außerordentlicher dramatischer Geschicklichkeit, aber durch seine eintönigen, ermüdenden Melodieen ohne musikalischen Reiz. Die Herrlichkeit, in der sich Spontini sonnte, dauerte nicht lange, da am 18. Juni 1821 Weber's „Freischütz" aufgeführt wurde. Von Spontini folgte am 27. Mai 1822 „Nurmahal oder Das Rosenfest von Kaschmir" mit gänzlich verfehltem Text; 23. Mai 1825 die Zauberoper „Alcidor", die der Berliner Witz mit den Worten: „Allzudoll, eine Zauberoper" abthat; am 12. Juni 1829 die Musik zu Raupach's „Agnes von Hohenstaufen" (s. oben S. 481). In allen drei Werken, den einzigen größeren, die er während einer zwanzigjährigen Wirksamkeit zu Berlin schuf, obgleich er sich verpflichtet hatte, alle drei Jahre zwei große oder drei kleinere Opern zu liefern, bekundete sich das Sinken von Spontini's Talent, obwohl sie die wegwerfende Beurtheilung der Berliner nicht verdienten. Kritiker und Musiker eiferten gleichermaßen gegen den Fremden. Bei Aufführung seiner Opern

konnte das Haus nur durch reichliches Verſchenken von Freibillets gefüllt werden; „nur die Marsſöhne klatſchten heftig.“ *) Seitdem fertigte er für Berlin nur wenige Feſtgeſänge und Cantaten. Er blieb noch längere Zeit in Berlin; ſein eigentlich durch das Publicum erzwungener Sturz nach einer Don Juan-Aufführung (2. April 1841) gehört nicht mehr in den Rahmen dieſes Buches. Nach einem ihm am 13. Juli 1842 gegebenen Abſchiedsconcert verließ er Berlin, von Vielen als Fremder gehaßt, mit Unrecht der Verachtung und Verdrängung deutſcher Muſik angeklagt, auch in ſeinem eigenen Schaffen vielfach verkannt, aber keineswegs ein Mann, der durch ſein Wirken das Berliner Muſikleben heben und durch ſeine Werke die Kunſt ſo bereichern konnte, wie man gehofft hatte.

Dagegen wurden C. M. von Weber's Opern die ſchönſten und dauerndſten Bereicherungen der Kunſt. Bevor Weber**) ſeinen großen Triumph in Berlin feierte (1821), war er drei Mal in Berlin geweſen. Zum erſten Mal Februar-Auguſt 1812, wo er nach manchen Schwierigkeiten ſeine Oper „Sylvana“ aufführen ließ und mannigfache perſönliche Beziehungen anknüpfte, die erſt ſpäter fruchtbringend werden ſollten. Als er das zweite Mal in einer hocherregten Zeit (3. Aug. 1814) nach Berlin kam, wurde er von einer auserwählten Schar enthuſiaſtiſch empfangen, wäre von Manchen gern gehalten worden, mußte ſich aber gefallen laſſen, mehr Beifall in kleineren Kreiſen als bei der großen Menge zu finden. Zum dritten Male, zwiſchen Prag und Dresden (Okt. und Nov. 1816), war er in Berlin mehr mit ſeiner Zukunft und ſeiner Brautſchaft als mit augenblicklicher muſikaliſcher Wirkung beſchäftigt; doch konnte er con-

*) F. Mendelsſohn an Moſcheles 1832, nach e. Aufführung d. Cortez.

**) Für das Folgende vgl. M. M. v. Weber: Carl Maria v. Weber. 2 Bde. Leipzig 1864. Für den Freiſchütz beſonders Fr. Kind, Freiſchütz-Buch. Lpz. 1843. (Jetzt bei Reclam Nr. 2530.) Spitta, Zur Muſik, S. 266. Ellinger, Hoffmann, 153 ff. Zelter konnte den Freiſchütz nicht ausſtehen, vgl. G. Z. IV, 473. Intereſſante Notizen von Tag zu Tage über Spontini und Weber bei Varnhagen, Bll. I, 302—359 passim.

ſtatiren, wie der Kreis, auf den er Wirkung übte, ſich erweiterte und wie viel lebendiger die Theilnahme in dieſem Kreiſe wurde. Dann kam der „Freiſchütz“. Es war ein beiſpielloſer Erfolg. Bis zu Ende des Jahres folgten 17 Wiederholungen, am 26. December 1826 fand bereits die 100. Vorſtellung ſtatt, faſt alle mit den höchſten Einnahmeziffern. Bis 1885 zählte man 504 Wiederholungen.

Ueber ſeinen Erfolg berichtete Weber ſelbſt in folgender enthuſiaſtiſcher Weiſe an ſeinen Textdichter Kind (21. Juni 1821)*): „Victoria können wir ſchießen. Der Freyſchütz hat ins Schwarze getroffen . . . Die geſtrige zweite Vorſtellung ging ebenſo trefflich wie die erſte und der Enthuſiasmus war abermals groß; zu morgen, den 3. iſt ſchon kein Billet mehr zu haben. Kein Menſch erinnert ſich eine Oper ſo aufgenommen zu ſehen, und nach der Olympia, für die Alles gethan wurde, iſt es wirklich der vollſtändigſte Triumph, den man erleben kann.“ In ſeiner beſcheidenen Art meinte er einen großen Theil des Erfolges der „herrlichen Dichtung“ zu verdanken. „Zu welcher Mannigfaltigkeit gaben Sie mir Anlaß und wie freudig konnte ſich meine Seele über Ihre herrlichen tiefempfundenen Verſe ergießen.“

Trotz mancher zum Theil harten Angriffe war und blieb die Begeiſterung eine allgemeine. Ueberall wurden die Melodieen geſungen und gepfiffen. Einen ähnlichen Erfolg errang auch Weber mit ſeinen ſpäteren Opern nicht mehr: Euryanthe 23. December 1824, Oberon 1826. Berlin gehörte der Meiſter, der ſchon am 5. Juni 1826 ſtarb, nie auf längere Zeit an. Und doch hat vielleicht kein Componiſt den Berliner Geſchmack ſo beherrſcht, wie dieſer Schöpfer der deutſch-nationalen romantiſchen Oper; gerade der Freiſchütz mit ſeiner Miſchung von Gruſeln und Lebensluſt, Humor und Frömmigkeit entſprach ſo völlig dem Berliner Weſen, mit ſeinen Wiederholungen und ſeiner langſamen Entwickelung paßte er recht in die bedächtige Art der Zeit;

*) A. Cohn, Autographenkatal. (Samml. Paar), Berlin 1893, S. 198.

das Echtdeutſche in ſeinem Weſen — vielleicht gerade im Gegenſatz zu Spontini — feſſelte ebenſo, wie ſeine Meiſterſchaft, das Naturleben muſikaliſch zu charakteriſiren und den Hörer in der vom Künſtler gewollten Situation feſtzuhalten; ſeine Melodieen von entzückendem Wohllaut wurden bald das Eigenthum Aller.

Oeffentliche Theater gab es am Anfange unſeres Zeitraums außer den königlichen keine. Unter den Privattheatern dürfte nur das der Geſellſchaft „Urania" auf einige Beachtung Anſpruch erheben.*)

Wie ſtark aber das Theaterbedürfniß der verhältnißmäßig noch kleinen Stadt war, bewies der Zulauf, den Juli 1826 fg. eine aus Warſchau kommende franzöſiſche Truppe mit ihren Darbietungen fand trotz des Widerſpruchs der officiellen Kreiſe, freilich unter offener Begünſtigung des Königspaares. Schon damals dachte man daran, ein ſtehendes franzöſiſches Theater einzurichten.**) 1828 (auch in manchen folgenden Jahren) war täglich auch franzöſiſches Schauſpiel. Börne, der dies berichtet (Nachgelaſſene Schriften III, 310), erwähnt außerdem als öffentliche Schauſtellungen de Bach's Kunſtreitergeſellſchaft, Jongleurs, Dioramen, Concerte und den vortrefflichen Taſchenſpieler Bosco.

Ganz regelmäßig ſpielte aber doch nur das eine königliche Theater, und dies konnte bei dem regen Theaterſinn, der gerade in Berlin herrſchte, nicht genügen. „In Berlin wird***), wie man ſagt, etwas Aehnliches (wie das Caſperle-Theater in Wien) errichtet werden. Glück zu! Auf einem ſolchen Theater muß nur

*) Die Privat-Theater-Geſellſchaft Urania von 1792 bis 1892 von O. Sauerwald (Berlin 1892). Der Verein wurde 1792 gegründet und beſtand zuerſt nur aus 8 Perſonen; das zuerſt aufgeführte Stück (28. Aug. 1792) war Kotzebue's „Menſchenhaß und Reue". Am 24. Nov. 1793 wurde das auf viele Jahrzehnte dienende Heim in der Kommandantenſtraße eingeweiht. Das Bühnenreglement 1794 galt bis 1826. Auf die einzelnen Schickſale, Aufführungen, Mitglieder, zu denen auch ſpäter ſehr berühmt gewordene Schauſpieler gehörten, kann nicht eingegangen werden.

**) Bll. IV, 91, 118, 121.

***) „Geſellſchafter", hgg. von Gubitz, Nr. 63, 16. Apr. 1817.

durchaus kein Converſationsſtück geduldet werden, ſonſt iſt es aus damit."

Dieſe Notiz iſt nicht die einzige, welche ſich über die Errichtung eines Volkstheaters in Berlin findet. Der Plan ſpukt in den Jahren 1815 bis 1823.*) Julius von Voß war zum Director desſelben auserſehen. Nicht bloß Nachrichten in Theaterzeitungen, Angebote von Schauſpielerinnen, z. B. des Wiener Pantomimenmeiſters Lewentz beweiſen das, ſondern ein Schreiben v. Hubla's, in welchem die Sache als der Ausſicht nahe dargeſtellt wird. Brühl wußte damals von dem Plane nichts. Später, als er von ihm erfuhr, bekämpfte er ihn in Rückſicht auf die pekuniäre Schädigung, welche dadurch dem Hoftheater entſtehen könne. Er machte dann ſeinerſeits den Vorſchlag eines Vorſtadttheaters auf Actien, jedoch zum Gewinn der königlichen Theaterkaſſe, in welchem er Voß eine Stelle als Mitdirector einräumen wollte, drang aber mit dieſen Vorſchlägen nicht durch. Er, der Dichter und ganz Berlin ward ſehr überraſcht, als 1822 Cerf die Conceſſion für ein neues Theater erhielt, das mit den königlichen Theatern in keiner Verbindung ſtand und durchaus kein Volks- oder Caſperletheater ſein wollte.

Cerf war ein ungebildeter Menſch, der durch ſeine unfreiwillige Komik ganz Berlin zum Gelächter diente. Vielleicht aus Erkenntlichkeit für ſolche Scherze, vielleicht zur Anerkennung mancher im Kriege geleiſteten Dienſte erhielt er die Conceſſion zu dem „Königſtädtiſchen Theater", das am Alexanderplatz gebaut wurde. Aber nicht er nutzte zunächſt dieſe Conceſſion aus, ſondern einige Finanzmänner, darunter Joſ. Mendelsſohn, Beer, der Vater des Dichters und Componiſten, die von Cerf die

*) Das Folgende aus dem Nachlaſſe von Julius v. Voß. Hauptſächlich einige Briefe an Voß 1816, Oct.; Brief an Voß 24. Febr. 1824; gereimtes Bittſchreiben Voß' an den König um Gewährung eines Benefizabends im Opernhaus 23. Juli 1825. Von Voß' Denkſchrift „Ueber ein neues Theater in Berlin" haben ſich nur unbedeutende Bruchſtücke erhalten. — Einzelne Notizen Teichmann, S. 148 fg. und Goethe-Zelter III, 459 ff.

Conceſſion pachteten und das Actiencapital aufbrachten. In ihrem Namen war Juſtizrath Kunowski der eigentliche Leiter des Unternehmens. Theaterſecretär war v. Biedenfeld, Regiſſeur Angely, eine Zeit lang war Holtei Theaterdichter. Das Theater wurde am 4. Auguſt 1824 zur Nachfeier des Geburtstags des Königs mit Bäuerle's „Freund in der Noth" und mit dem „Ochſenmenuett" von Haydn eröffnet. Die Bankier-Direction beſtand nicht lange, einige Jahre ſpäter machte ſie einer aus ehrſamen Handwerkern zuſammengeſetzten Commiſſion Platz.*) Am 19. Mai 1829, nachdem die Actiengeſellſchaft ſchwere Zeiten durchgemacht hatte, nahm Cerf, an den die Conceſſion zurückging, das Theater in eigene Verwaltung. Auch Angely hatte ſeine zeitweiſe herrſchende Stellung aufgeben müſſen.

Das Königstädtiſche Theater bezeichnet eine Epoche im Berliner Theaterleben. Sein Wirkungskreis war, da manches Genre der Königlichen Bühnen ausgeſchloſſen bleiben mußte, nicht eben groß. Es wollte und ſollte: Melodrama, Luſtſpiel, Poſſe, Vaudeville, Parodie und Traveſtie, das leichte Schauſpiel und die nicht tragiſche Oper pflegen.**) Nach einem Schreiben von Biedenfeld (1. Nov. 1824) im Nachlaſſe von J. v. Voß wurden die Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen nicht bevorzugt,

*) Zu den neuen Directoren gehörte Henoch, Director der Droſchkenanſtalt. Auf ihn bezieht ſich die Schrift: Antwort des Juſtiz-Comm.-R. Kunowski auf das an ihn gerichtete Sendſchreiben des Hrn. Henoch vom 23. Januar 1827. Berlin, Cosmar u. Krauſe. — Auch ſpäter gab's noch manche litterariſche Scharmützel betr. das Königſtädtiſche Theater. Nach vielfachen Journalartikeln erſchien: Spitzeder, Cerf und das Publicum. Letztes Wort in der Sache. Von *Κάλλος*. Berlin 1832. Lüderitz.

**) Repertorium des Königſtädtiſchen Theaters in Berlin von ſeiner Eröffnung am 4. Aug. bis 31. Dec. 1824. Herausgegeben von den Souffleuren dieſes Theaters Seidel u. Juſt. 1. Heft Berlin 1825. Von anderen Repertorien unter ähnlichen Titeln ſind mir bekannt 1834, 35, 37, 40. Enthält: Perſonal, Repertoire, einzelne Gedichte und Schwänke, Nekrologe, Anekdoten. Jahrg. 35 geſchichtl. Notiz. (G. L. St.) Erſchienen, aber mir nicht zugänglich ſind 1826—1831 incl. Leider ſind dieſe Repertorien dadurch faſt werthlos, daß ſie bei den aufgeführten Stücken die Namen der Autoren nicht nennen.

und die deutschen Poeten nicht aus dem Theater gedrängt. An 89 Theaterabenden wurden vielmehr 34 Stücke, darunter 12 Uebersetzungen aus verschiedenen Sprachen, 22 Originalarbeiten, gegeben. Der Briefschreiber lehnt jede Voreingenommenheit für Ausländisches ab, weist aber nachdrücklich auf die Dürftigkeit der deutschen, besonders der norddeutschen Production hin.

Die Glanzzeit des Theaters ist eng mit dem Namen der Sängerin Henriette Sonntag verknüpft.*) Henriette (1803—1854) gehörte seit ihren frühesten Jahren dem Theater an. Den meisten Zeitgenossen galt sie als die schönste, liebenswürdigste, begabteste Sängerin und eroberte durch die Leichtigkeit und Zierlichkeit ihres Gesanges, sowie das Unübertreffliche ihrer Darstellung Aller Herzen. In Berlin debütirte sie am 3. August 1825 in Rossini's „Italienerin in Algier". 40 Mal in dieser Oper, 30 Mal in Auber's „Schnee", seltener in anderen Opern ähnlicher Art trat sie während ihrer Berliner Zeit auf, die mit größeren Unterbrechungen bis 1829 dauerte. Dann nach ihrer Verheirathung zeigte sie sich, obwohl sie mehrere Jahre in Berlin zubrachte, seltener dem Publicum und nie wieder unter dem Beifallgetöse, das unzertrennlicher Begleiter ihres früheren Auftretens gewesen war. Ein nicht übles Bild des in Berlin herr-

*) Schletterer in A. D. B. 34, 642–656. — Im Einzelnen C. Bauer II, 194ff. Holtei III, 250ff. Zelter-Goethe IV, 430fg., V, 432. Raymer, Unter den Hohenzollern, I, 146. Börne, Schriften 1840, II, 110–126. Rahel (1833) III, 207 (Brief an ihren Bruder 19. Sept. 1825). Das Buch: Henriette oder die schöne Sängerin Eine Geschichte unserer Tage von Freimund Zuschauer. Leipzig, F. L. Herbig 1826 brachte dem Verfasser (L. Rellstab) drei Monate Festung. Es ist ein böses Pasquill, bei dem man nicht weiß, ob oder wieviel wirkliche Vorgänge (Duell, Landpartie) benutzt sind. Der männliche Hauptheld Werner soll Lord Clanwilliam sein. Die übrigen sind mit sehr durchsichtigen Pseudonymen bezeichnet: Die königlichen Räthe Hemmstoff und Wicke sind Medicinalrath Hermsdorf und Kammergerichtsrath Wilcke, der Oberstlieutenant ist von Treskow, Hirsch = Cerf, Quark = Marx, Schillibold Arecca = Wilibald Alexis, Saffian = Saphir, Raupenbach = Raupach, die Officiere Spitzbegen und Maulbur = Witzleben und Molière; sich selbst brachte R. als Rennstein vor.

ſchenden Sonntag-Enthuſiasmus entwarf ein Dichter mit folgenden Verſen*):

Freund, daß man die Sonntag erblickt aller Ecken,
Das werd' ich mit Stillſchweigen nimmer bedecken.
Denn reiß ich nicht täglich von ein Uhr bis drei,
Die Linden durchlaufend zwei Sohlen entzwei?
Dem Blicke vorbei ſchweifen Mädchen und Frauen,
Einzig die Einz'ge mein Auge will ſchauen.
Und käme der Großſultan ſelber herbei,
Mir iſt er nicht mehr, als der Holden Jockei.
Doch nimmer, nimmer will es mir glücken,
Den Erzengel auch nur von fern zu erblicken.

Auch die meiſten übrigen Dichter und Kritiker nahmen den Mund ſehr voll, ſo daß die in Börne's berühmtem Aufſatz befindliche Zuſammenſtellung der auf ſie angewandten Epitheta auch für Berlin gelten kann: „die Namenloſe, die Himmliſche, die Hochgeprieſene, die Unvergleichliche, die Hochgefeierte, die himmliſche Jungfrau, die zarte Perle, die jungfräuliche Sängerin, die theure Henriette, liebliche Maid, holdes Mägdelein, die Heldin des Geſanges, Götterkind, theurer Sangeshort, deutſches Mädchen, die Perle der deutſchen Oper". Sehr ernüchternd klingt dagegen das Wort eines einfachen Beobachters: „Ganz unbegreiflich iſt es mir, wie ſie ſo Furore machen kann. Klein, kurz, ſtrumplig, mit einem hübſchen, nichtsſagenden Geſicht, ohne alle Grazie." Auch unter den eingehenden Berichten herrſcht keine völlige Uebereinſtimmung. Die kühlere Rahel urtheilte (19. Sept. 1825). „Kein Fehlerchen, Ueberlegung des Effects, höchſte Leiſtung des Kehlchens, aber nicht die leiſeſte Ueberraſchung, nicht das ſanfteſte Fortreißen oder auch nur Mitziehen des geringſten Affects. Glücklichſtes Intoniren, immer fertig bereiter Ton der Kehle, tadelloſeſte Ausübung, glücklichſte Reminiscenz der Lehrer und Vorbilder, mit Intelligenz aufgefaßt, mit künſtleriſcher Ruhe bewundernswerth wiedergegeben! Aber die Seele, die Leidenſchaft, die wechſelnde Gemüthsſtimmung

*) Das verdollmetſchte Berlin ... Von Carl v. d. Dreiblatt. Berlin 1827. S. 10.

nicht mit aufgenommen, nicht mit angebracht, also der tiefbelebende Herzpuls fehlt." Dagegen jubelte Holtei, der Chorführer der Jüngeren, der sich, ebenso wie die Genossen, auch an poetischen Verherrlichungen nicht genug thun konnte: „Ich habe schönere Frauen gesehen, größere Schauspielerinnen, habe gewaltigere Stimmen gehört, vielleicht auch höhere Virtuosität des Gesanges, aber einen so innigen Verein von Anmuth, Reiz, Wohllaut des Organs, Ausbildung aller künstlerischen Fähigkeiten, Darstellungsgabe, besonnenerer Anwendung der gegebenen Mittel, bescheidener Koketterie wüßte ich nie und nirgend bewundert zu haben. Ja, wir waren berauscht."

Eine Zeit wie die der unerhörten Erfolge dieser Sangeskünstlerin kam für das Königstädtische Theater nie wieder: es blieb eine gern besuchte Stätte der heiteren Muse; aber es wurde weder der Tummelplatz großer Künstler noch die Arbeitsstätte wahrhafter Dichter.

Besonders große Ereignisse lassen sich vom Königstädtischen Theater nicht berichten. Von Faust, dem Spektakelstück, war schon die Rede (S. 386); nur von zwei Vorfällen, von Goethe's Todtenfeier und einem Eingreifen der Politik mag kurz die Rede sein.

Goethe's Todtenfeier*), von Holtei veranstaltet, war weder Goethe's noch Berlins würdig. Gut gemeint war sie gewiß, — denn Holtei war ebenso brav, wie liebenswürdig — aber mit Weimarer Erinnerungen, Citaten, manchmal auch willkürlich geänderten, aus Goethe's Gedichten, Einfügungen von Goethischen Scenen aus den Mitschuldigen, Jery und Bätely und Clavigo, gelegentlichen Rühmungen des Weimarischen Herrscherpaares machte man kein dem Meister geziemendes Festspiel. Ja Holtei, der in erster Linie Humorist war, hatte die Geschmacklosigkeit, auch Humoristisches einzustreuen, ein Verfahren, das er durch

*) Goethe's Todtenfeier auf dem Königstädtischen Theater. Berlin am 10 April 1832. Berlin 1832 bei Cosmar u. Krause. Mit einer Widmung an Frau v. Goethe geb. v. Pogwisch.

den gleichfalls mitspielenden Theatermeister Mieding rechtfertigen ließ, indem er eine Person „Kalt" und Frau Prosa einführte, die ungerührt über das traurige Ereigniß die Trauer der Anderen nicht begreifen, den Meister bekritteln und sich freuen, daß er stets Gegner fand, die ihm gewachsen oder überlegen waren.

Die Politik spielte in zwei Fällen eine Rolle. Das eine Mal bei G. A. v. Maltitz: Der alte Student*), worin die Anspielungen auf Rußland, von der Censur gestrichen, bei der Aufführung doch vorgebracht, dem Autor die Ausweisung aus Berlin eintrugen. Schon vorher war Holtei's „Der alte Feldherr"**) (1826) beanstandet worden, weniger wegen seiner Verherrlichung Kosciusko's, als wegen der Vorführung Napoleons, obgleich diesem, dem ein Schauspieler besonders ähnelte, nur eine stumme Rolle zugewiesen war.

Im Allgemeinen erfreute sich das Theater, trotz der Concurrenz, die es der königlichen Bühne machte und trotz der Abneigung der Hofleute, die in dieser Privatanstalt keinen freien Eintritt erlangen konnten, der Gunst des Königs. Er kam oft zu den ersten Vorstellungen und bezeigte Dichtern und Künstlern sein Wohlwollen.

Sie wurde auch drei Schriftstellern zu Theil, die, wenn sie auch als Autoren des königlichen Theaters wirksam waren, besser in diesem Zusammenhang betrachtet werden können, weil sie die Art des Königstädtischen Repertoires deutlich bezeichnen: L. Angely, Jul. v. Voß, K. v. Holtei. Von Angely (vgl. oben S. 501) wird folgende charakteristische Anekdote erzählt***): „Als ein Bekannter dem Angely etwas tadelte, sagte dieser: ‚Was wollen Sie? Ich schreibe für meinen König'. Dieser ist freilich bald zufriedengestellt; er soll neulich gesagt haben: ‚Publicum immer unzufrieden und mir gefällt Alles so gut'."

*) Reclam's Univ. Bibl. 632. Vgl. Goedeke III, 919.

**) Vgl. Holtei, Vierzig Jahre III, 294—301. Goedeke III, 649.

***) Johanna Motherby an Elise v. Ahlefeldt 1839, bei H. Meisner, Briefe an J. M., Lpz. 1893, S. 30.

Louis Angely*), ein Berliner (1780—1835), war ein fleißiger Mann, der zwar wie die meisten seiner Genossen fremde Vorlagen zu seinen Dramen benutzte, aber bei dieser Benutzung nicht so bequem wie jene zu Werke ging, die vielfach nur übersetzten; vielmehr arbeitete er die Stücke wirklich um und entfernte alles Fremde aus ihnen. Seine vielleicht bekannteste und beliebteste Arbeit war „das Fest der Handwerker". Es ist die Verklärung guten Zusammenlebens zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, freundlichen Einverständnisses der verschiedenen Landsmannschaften, Provinzen und Staaten, des Pommern, Schlesiers, Sachsen und Berliners. Gelegentlich hänselt es die Wienerin, die trotz Alters und Körperfülle die Jugendfreuden nicht missen will. Aber besonders dient es doch dazu, den Berliner herauszustreichen. Er ist der gute Mensch, der verträgliche Kamerad, der rasche und geschickte Arbeiter, der fixe Redner und der galante Mann. Draußen im Voigtland bei der resoluten Frau Mietzel, die ihre Tochter Lene mit einem reichen Mann, nicht aber mit dem armen vom Gerüst gefallenen Zimmermann Wilhelm Kind verheirathen möchte, wird das Fest gefeiert, das durch die reiche von den Genossen veranstaltete Collecte und durch die Versprechungen des Meisters für Kind ein Ehrentag und durch die Einwilligung der Frau Mietzel ein Freudenfest wird. Hübsche Lieder beleben die munteren Gespräche. Lustige Berliner Redensarten durchziehen das Stück. „Rendlichkeit is't halbe Leben" und „Positus, ich setz' den Fall" klingen noch heute anheimelnd manchem Berliner ins Ohr und der Refrain: „Berlinisch Blut

*) Für Angely (viele Lustspiele sind in die Reclam'sche Univ. Bibl. aufgenommen): Goedeke III, 958—960. Eine nicht vollständige Sammlung der Vaudevilles und Lustspiele Berlin 1842. — Die Aeußerung Goethe's: Goethe-Zelter 4, 121. — Jul. v. Voß oben S. 386, für die Quellen S. 500 A.; sonst Goedeke III, 937—945, besonders Ellinger's Einl. zur Ausg. des „Faust", Berl. Neudrucke II, Bd. 2. Interessante Notizen bei Schaden S. 158 ff. Maltitz in Matthisson's Nachl. II, 659. — K. v. Holtei, Vierzig Jahre, Goedeke III, S. 646—651; die dramatischen Werke in einem Bande Breslau 1845 (46 Stücke). Neue Ausgabe, Breslau 1867, 6 Bände.

iſt locker und windig, doch ehrlich und jut" wurde damals wie heute gern geglaubt und geſungen.

„Sieben Mädchen in Uniform" — mit dieſer Aeußerung Goethe's wird man ſich auch heute noch begnügen — „machen auch hier das Publicum glücklich, denn ſo etwas iſt zeitgemäß. Das Soldatengeſpiele, zu einer halblüſternen Poſſe verwandt, läßt ſich Jedermann gefallen, wenn unter dem Drucke eines Shakeſpeare'ſchen Alps das Publicum ſeufzt und ſich ſehnt, aus einem ſchweren Traum des Ernſtes in die freie Luft der Thorheit."

Nur in einem Stücke Angely's kommt etwas Berliniſches im Titel vor: „Die Haſen in der Haſenhaide". Aber in dieſem witzloſen Stücke, in dem die Furchtſamkeit lächerlich gemacht werden ſoll, iſt der Titel eigentlich das einzig Berliniſche.

Mehr Derartiges findet ſich bei Jul. v. Voß (1768—1832), dem oft erwähnten Kriegsſchriftſteller, Politiker, Hiſtoriker und Novelliſten. Er war von ungeheurer Fruchtbarkeit; ſchon ſieben Jahre vor ſeinem Tode meinte er 100 Bände und 100 Aufſätze geſchrieben zu haben. Den größten Theil ſeines Lebens brachte er in Berlin zu. Er hatte den Wandel des Geſchicks in traurigſter Weiſe zu erfahren. Er, ein Ritter des Verdienſtordens, gerieth in größte materielle Noth; er, „der Deutſchen einziger erheblicher Luſtſpieldichter", dem man, wie ein begeiſterter Zeitgenoſſe (1822) meinte, vielleicht eine Statue nach ſeinem Tode ſetzen werde, ſtarb unbemerkt und vergeſſen. Er hatte unleugbares Talent und bekundete dieſes auch in ſeinen Luſtſpielen. Er behandelte das Soldatenweſen, das lüderliche Leben der Officiere im Frieden, die verrotteten Zuſtände des Militärs und Staats vor der Schlacht von Jena, bekämpfte Frömmelei und Deutſchthümelei, traveſtirte klaſſiſche und romantiſche Dramen, mehr aus Luſt an der Traveſtie als aus Abneigung gegen eine beſtimmte Richtung, beſpöttelte die Juden und die Provinzialen, führte gern Frivolitäten vor und ſpielte zur Abwechslung den Moraliſten. Was ihn aber noch heute beſonders anziehend macht, iſt ſeine

Schilderung des Berliner Kleinbürgerthums und seine Anwendung des Brandenburgischen Platt, des Berliner Dialekts. Letztere ist eine der ersten litterarischen Verwendungen dieser Art; erstere zeigt einen gesunden scharfen Blick für die Lächerlichkeiten des Kleinlebens, aber auch für dessen Harmlosigkeit, Bescheidenheit und Gemüthstiefe.

Nicht immer, wenn der Autor von Berlin zu reden scheint, spricht er wirklich davon: so ist z. B. „Der Schwabe in Berlin" durchaus nicht, wie man erwarten sollte, ein Aufeinanderprallen süd- und norddeutschen Wesens. Aber die drei Stücke, welche Berlin in drei Jahrhunderten vorführen sollen: Berlin 1724, 1824, 1924*), gehören in diesen Zusammenhang. Das letzte ist ein Phantasiebild ohne viele Phantasie. Das erste eine Schilderung der altväterischen Zeit mit ihrer strengen und engen Auffassung, dem blinden Gehorsam der Kinder gegen die Eltern, der frommen Sinnesart, der seltsamen Ausdrucksweise, in der französische und lateinische Brocken die deutsche Sprache verunzieren. Das Stück „1824" ist eine Verspottung der Großmannssucht der Handwerker, der dann am Ende die ehrliche Arbeit siegreich entgegengestellt wird, Verspottung der Sängerinnen, deren eine, was zur Signatur der Zeit wichtig ist, nur für Rossini schwärmt, Verspottung der sog. Romantiker, d. h. unsinnig declamirender, in höchsttönenden Phrasen sich ergehender Liebesschwärmer. Ein wirkliches Abbild des Berliner Lebens zu irgend einer Zeit ist das Stück freilich nicht. Dagegen tritt das Echtberlinische in dem oft genannten und schicksalsreichen Stück „Der Strahlower Fischzug" hervor. Schicksalsreich war es, weil die erste Vorstellung durch furchtbares Toben gestört wurde, die zweite erst nach strengen polizeilichen Maßregeln gegeben werden konnte; die übrigen 10 fanden ohne Störung statt; das Stück wurde dann so beliebt, daß es in fünf verschiedenen Marionettentheatern gespielt wurde.**) Das Echt-

*) Sie sind gedruckt in „Auswahl neuer Lustspiele" 1824.

**) Der König war sehr böse, daß man bei der 2. Vorstellung nicht

berliniſche beſteht in der munteren Schilderung des Berliner Feſttreibens: Schulmeiſter und Handwerker, Kinder und Erwachſene, Männer und Frauen ziehen in Geſpräch und Geſang vorüber; dazwiſchen gelangen ein paar Liebeshändel zu glücklichem Ende. Das Ganze iſt ein hübſches Bild des Treibens kleiner Bürgerkreiſe. Auch hier verfolgt der Autor eine ſatiriſche Tendenz: er eifert gegen die Alles bekrittelnden Recenſenten (Matz Rohrſperling), vornehmlich gegen die Jungdeutſchen, die in Tracht und Rede urdeutſch erſcheinen wollten.

Solche Tendenzen lagen K. von Holtei fern. Er wollte nur unterhalten, zum Lachen reizen und ein Thränchen entlocken. Er war ein begabter Mann, der durch ſeine Vorleſungen namentlich Shakeſpeare'ſcher Dramen viel zur Beſſerung des Geſchmacks der Berliner beitrug. Aber er war unſtät, ſo daß er während ſeines langen Lebens (1798—1880) nur wenige Jahre hinter einander (von 1823 an etwa ein Jahrzehnt, aber mit mehreren ſehr großen Unterbrechungen) in Berlin lebte. Er war ſelbſt Schauſpieler, ſo daß er ſeinen Collegen, z. B. Beckmann, ſelbſt Devrient wirkſame Rollen zu ſchreiben wußte, und lehnte ſich geſchickt an erprobte Volksſtoffe an oder wußte Zeitereigniſſe zu benutzen. Er ſchob ſangbare und anderwärts verbreitete Lieder in ſeine Schauſpiele ein und machte dadurch dieſe in Norddeutſchland volksthümlich und wußte mit anderen Liedern: „Denkſt Du daran, mein tapfrer Lagienka", „Fordere Niemand mein Schickſal zu hören", „Schier dreißig Jahre biſt Du alt", die er hübſchen Melodieen anpaßte, ſo richtig den Volkston zu treffen, daß dieſe die Stücke ſelbſt weit überdauerten. Am charakteriſtiſchſten für ſeine Manier war „Lenore"; ſpeciell für Berlin beſtimmt, als Gegenſtück zu einem ähnlichen Wiener Spiel: „Die Wiener in Berlin" und „Der Berliner Droſchkenkutſcher". In der neuen Ausgabe ſeiner Dramen (1867) bekannte Holtei, daß er kein Dramatiker ſei. Bleibende Meiſter-

klatſchte, in der Voſſ. Ztg. erſchien eine heftige Recenſion gegen das Stück. Varnh. Bll. I, 361, 366.

werke hinterließ er wirklich nicht. Aber für Volksbühnen, deren Besucher an grobe Mittel gewöhnt sind, sich leicht rühren, patriotisch erregen lassen, ist „Lenore" gewiß ein wirksames Stück. In ihm erscheint die Zeit des siebenjährigen Krieges in ähnlicher Weise, wie in W. Alexis' Cabanis: dem tüchtigen Husaren-Wachtmeister, der unter dem alten Zieten gedient hat und nichts Höheres kennt als preußische Tapferkeit und Treue, steht die schlesische Baronin als Verrätherin gegenüber; auch an einem Spion, der sich als katholischer Geistlicher verkleidet, fehlt es nicht. Auch die Zeit der Aufklärung wird vorgeführt und gepriesen; nur schade, daß der Landpfarrer, der solch' aufgeklärte Reden führt, wie ein schlechter Journalist des 19., nicht wie ein Geistlicher des 18. Jahrhunderts redet. Der Gegensatz zwischen dem alten Adligen, der gelegentlich starke Aristokratengelüste zeigt, und dem Pfarrer, der sich seiner Würde bewußt ist, erinnert mehr an die liberal-conservativen Strömungen der zwanziger Jahre. Das Hauptsächliche aber ist die Dramatisirung des Bürger'schen Gedichts: wirklich erscheint eine Lenore, die auf ihren Wilhelm wartet, der diese Treue gar nicht verdient, da er Alles thut, die Treue zu brechen, und die am Hochzeitstag, einem ungeliebten Bräutigam entfliehend, am Grabe Wilhelm's todt zusammenbricht. Was dem Drama seine Volksthümlichkeit verschaffte, waren wohl die vielen eingestreuten Lieder: Liebesgesänge, sentimentale Soldatenlieder, die, gut vorgetragen, das Ganze anmuthig beleben. Ein Liederspiel ist auch das seiner Zeit sehr beliebte „Wiener in Berlin", an das sich später ein ungeschicktes „Berliner in Wien" anreihte. Dort sind die Lieder freilich meist direkt importirte Wiener, die wegen ihrer Fremdartigkeit und Frische in Norddeutschland Furore machten. Die Intrigue selbst ist leicht geschürzt und unwahrscheinlich genug: eine junge adlige Berlinerin erlangt den Sohn eines alten Wieners, der, um seine Berliner Unbehaglichkeit angenehmer zu gestalten, jede Wienerin in seinen Dienst nimmt, dadurch, daß sie während eines kurzen Wiener Aufenthalts sich den dortigen

Dialekt vollkommen aneignet und ſo als Wienerin gilt. Wenn ſchon hier der Sieg des Berlinerthums, ſeiner Schlauheit und energiſchen Kraft geprieſen wird, ſo noch mehr in der Poſſe „Der Berliner Droſchkenkutſcher", wo ein junger Gutsbeſitzer, freilich nur aus der Nähe Berlins, ſeine Angebetete dadurch erringt, daß er ſie, die abgelehnt hatte, ſich von ihm fahren zu laſſen, auf dem Bocke einer Droſchke thronend durch Berlin kutſchirt. Wie bei den „Wienern" der Wiener, ſo iſt hier der Berliner Dialekt die Hauptſache; die Hauptperſon ein Droſchkenkutſcher, ein ehemaliger Stallknecht des Gutsbeſitzers, der mit deſſen Sohne ſeine Kleidung tauſcht und, während dieſer auf ſeiner Liebesfahrt begriffen iſt, dem Alten ſeine Abenteuer und die Myſterien des Droſchkenweſens im unverfälſchteſten Berliniſch auseinanderſetzt. Hübſche Lieder, geſunder Humor, der faſt nie ſatiriſch oder frivol wird, raſche, fröhliche Bewegung, ſichere Theaterkenntniß geben auch außer dem Berliniſchen den kleinen Holtei'ſchen Stücken noch heute einen gewiſſen Reiz.

Auch in dieſem Zeitraum — in den noch einzelne der früher (S. 321 fg.) erwähnten hineinragten — gab es dramaturgiſche Zeitſchriften. Zunächſt nahmen die Zeitungen in ganz anderer Weiſe als früher von den Aufführungen Notiz; ſtändige Berichterſtatter — L. Rellſtab für die Voſſiſche — gaben eingehende, wenn auch den Ereigniſſen oft nachhinkende Referate. Sodann erſchienen ſelbſtändige, ausſchließlich dem Theater gewidmete periodiſche Unternehmungen. Die eine*) officiöſen Charakters war in ihrem erſten Bande durchaus Berlin gewidmet und bevorzugte dieſe Stadt noch im zweiten gar ſehr. Außer Abhandlungen dramaturgiſchen Inhalts, Proben aus neuen Stücken,

*) Dramaturgiſches Wochenblatt in nächſter Beziehung auf die königlichen Schauſpiele zu Berlin. B. in der Exp. des dramat. Wochenbl. Poſtſtr. 27 (alſo Verleger: Maurer). Ein Herausgeber iſt nicht genannt. Erſchien jeden Sonnabend. Im Ganzen 104 Nummern vom 8. Juli 1815 bis 28. Juni 1817. Eine Fortſetzung ſollte u. d. T. Berliniſche dramaturgiſche Blätter bei Duncker u. Humblot erſcheinen; iſt aber nicht veröffentlicht worden.

Feſt- und Gedächtnißreden, auch auf verſtorbene Schauſpieler, brachte ſie zu allermeiſt Beſprechungen der Stücke und der Leiſtungen der Schauſpieler. Dieſe Beſprechungen ſind indeſſen größtentheils Lobreden, meiſt derart, daß man über den Reichthum ſchauſpieleriſcher Größen wie dichteriſcher Kräfte billig erſtaunt. Erſt im zweiten Jahrgange, in dem auch auswärtige Bühnen Berückſichtigung fanden, wurde der Tadel, der bis dahin ſich kaum hervorgewagt hatte, etwas kühner, legte aber ſeinen ſehr gedämpften Ton niemals ab. Die Beitragenden nannten ſich meiſt nicht; aus den Buchſtaben und Zeichen, deren ſich die Mitarbeiter bedienten, ſind nicht alle ſo leicht zu erkennen, wie K. L. = Levezow und J. v. V. = Jul. v. Voß. Ein Jahrzehnt ſpäter veröffentlichte K. v. Holtei eine Monatsſchrift*), die es freilich nur auf neun Hefte brachte. Auch ſie publicirte dramaturgiſche Abhandlungen und Berichte über neue Stücke, legte aber darauf und auf Berlin nicht den größten Nachdruck, ſondern brachte außer Berichten über Auswärtiges, ſelbſt Paris, geſchichtliche Aufſätze über Dichter und Dramen, ferner Gedichte und Dramenfragmente. Ihre Mitarbeiter nannten ſich meiſt: außer dem Herausgeber waren es H. Frank, Fr. Horn, W. Neumann, F. L. Schmidt, Spiker, P. A. und O. L. B. Wolff; auch Achim von Arnim war mit einem großen Beitrage vertreten. Statt einer vollſtändigen Chronik gab dieſe Zeitſchrift ihre Referate nur mit Auswahl; von Panegyrik war hier nicht die Rede; zwar ſachlich, aber oft mit ſcharfem Tadel wurden Stücke und künſtleriſche Leiſtungen beſprochen.

Auch die übrigen nicht ausſchließlich dem Theater gewidmeten Berliner Zeitſchriften nahmen vom Theater Notiz; am wichtigſten ſind die genauen Angaben des „Geſellſchafter“.**)

*) Monatliche Beiträge zur Geſchichte dramatiſcher Kunſt und Litteratur. Herausg. von K. v. Holtei. Berlin October 1827 bis Juni 1828. 3 Bände. Haude u. Spener, S. J. Joſeephy.

**) Der Curioſität halber ſei eine gereimte Recenſion (Geſellſchafter 21. März 1817) über „Conſilium“. Luſtſpiel in Verſen von Frau von

Die eigenthümlichste Zeitschrift aber, die sich in allererster Linie mit dem Theater beschäftigte, war M. G. Saphir's (1795—1858) „Courier" (1826—1829).*) Diese war eine völlige Neuerung. Sie brach endgültig mit der bisherigen Gewohnheit der Berliner Zeitungen, langsam und parteilos zu referiren und begründete das Streben, möglichst rasch und mit entschiedener Parteinahme zu berichten. Der rasche Bericht — schon das Morgenblatt brachte eine Beurtheilung der am Abend vorher stattgehabten Aufführung — hatte den Vortheil, das nach Neuigkeiten lüsterne Publicum schnellstens zu befriedigen, aber den großen Nachtheil, die Oberflächlichkeit des Urtheils zu befördern und die Flüchtigkeit des Stils großzuziehen. Dazu kam, daß Saphir's Partei-

Weißenthurn, das freilich schon nach der ersten Vorstellung abgesetzt wurde, mitgetheilt: „Viel Stückwerk giebt's in einem Akt. Der Plan ist ziemlich abgeschmackt. Intrigue: trotz Verkleidung nackt; Der Gang zuerst im trägen Tact Und dann am Schlusse abgezwackt. Witz und Charakter sind contract, Die Sprach' ist Prosa in Reim verpackt. Der Trost dabei: der eine Akt."

*) Eine eingehende Arbeit über Saphir mit Auswahl des Besseren aus seinen Schriften wäre verdienstlich. Das Biographische gibt Schlossar in A. D. B. 30, 364—369, für die Berliner Zeit flüchtig und vielfach unrichtig; Goedeke III, 587—590. Einzelnes Kühne, Porträts und Silhouetten 1843. Notizen bei Holtei u. C. Bauer. — Die von S. herausgegebenen Zeitschriften sind: Berliner Schnellpost für Litteratur, Theater und Geselligkeit nebst einem Beiwagen für Kritik und Antikritik. Redigirt von M. G. Saphir. 4 Jahrgänge 1826—29. Der Berliner Courier, ein Morgenblatt für Theater, Mode, Eleganz, Stadtleben und Localität. 1827—29, im Ganzen 873 Nummern. — Schriften über d. h. wider ihn sind sehr zahlreich; er antwortete selbst und fand einige Vertheidiger. „Die Berliner Droschke" und „Spaziergänge" sind oben S. 466 erwähnt. Anderes unten S. 517 ff. Die „Schnellpost" ist kein ausschließliches Theaterblatt. Sie nimmt auf Theater nur in einer „Remise" Rücksicht und beachtet dabei die übrigen deutschen Städte fast in ebensolcher Ausführlichkeit wie Berlin. Sie erschien auch nicht täglich, sondern nur dreimal die Woche, je zwei Quartblätter stark, und brachte humoristische, historische Artikel, Novellen, Auszüge aus neuen Büchern, Uebersetzungen. Der „Beiwagen" für Kritik und Antikritik erschien nicht regelmäßig. Unter den Mitarbeitern befinden sich sehr viele Unbekannte. Von Bekannteren seien Fr. Haug, Th. A. Mundt, L. Pohl, Gustav Heine genannt.

nahme keine von künſtleriſchen Grundſätzen dictirte war. Vielmehr war er ein grundſätzlicher Lobredner des königlichen und ein erklärter Gegner des Königſtädtiſchen Theaters. Die Künſtler und Stücke des erſteren lobte er faſt ebenſo regelmäßig, wie er die des letzteren tadelte. Gegen die Sonntag und Holtei hegte er eine an Abſurdität grenzende Feindſchaft, für Alles, was mit dem Könige zuſammenhing, bezeugte er eine an Kriecherei grenzende Demuth. Dabei hatte er doch in Theaterſachen einen ſcharfen Blick und, wenn er ungetrübt war, ein richtiges Urtheil. Die Winke, die er den Künſtlern gab, waren meiſt ſehr verſtändig, die Abrechnungen mit kleinen Gegnern ſcharf, aber nicht ungerecht, und auch ſeine Ausſtellungen gegen bedeutendere Werke oft Bekundungen praktiſcher Routine.

Von großer Bedeutung war das tägliche Referat über Theaterdinge. Während andere Zeitungen nur über Novitäten, berühmte Gäſte, höchſtens Wiederaufnahmen älterer Stücke berichteten, beſprach Saphir jede Aufführung jedes Stückes, mochte es alt oder neu ſein, zum erſten oder hundertſten Male gegeben werden. Keine Rollenveränderung entging ihm, keine Nachläſſigkeit oder Anſtrengung der Schauſpieler blieb unbeachtet. Dies gewährte dem Publicum einen beſonderen Reiz, den Schauſpielern einen unvergleichlichen Anſporn. Denn da ein Saphir'ſches Lob ſchwer wog, ein Tadel Saphir's aber, zumal wenn er mit Witz vorgetragen wurde, für den Schauſpieler ſowohl beim Publicum als bei der Oberbehörde verhängnißvoll werden konnte, ſo herrſchte im Hinblick auf dieſe folgenſchwere Controlle ein ſchöner Wetteifer, um Lob zu verdienen und Tadel zu vermeiden.

Ein vollſtändiges Concurrenzunternehmen gegen den Courier war J. Curtius' „Eſtafette"*), die, ebenſo wie jenes Blatt, das

*) Die Berliner Eſtafette. Ein Mittagsblatt. 1. Nummer 10. Juli 1827, letzte (450.) 28. December 1828. Sie erſchien bei L. W. Krauſe, demſelben Buchhändler, der auch Saphir's Zeitſchriften verlegte. Zuerſt hieß es auf dem Titel „redigirt von Freih. v. Biedenfeld", ſeit Nr. 21 „von einem Verein", von Nr. 28 gab es ſich ſtatt „Mittagsblatt" den Nebentitel „Ein litterariſches Oppoſitionsblatt", von Nr. 37 zeichnete nicht

Theater zunächſt, oft faſt ausſchließlich berückſichtigte. Erſchien jener morgens, ſo erſchien dieſer mittags, lobte jener das königliche, ſo pries dieſe das Königſtädtiſche Theater; war jener Goethe-Feind, ſo trat dieſe enthuſiaſtiſch für Goethe ein; zapfte jener die Theaterdichter, Zeitungen und Berliner Schriftſteller an, ſo war dieſe unerſchöpflich in Verhöhnungen Saphir's, ſeiner Leiſtungen ebenſo wie ſeines Charakters, daneben auch ſeines Glaubens. Dieſer Kampf wurde recht geiſtlos geführt; die ganze Zeitſchrift war nichts als ein Abklatſch ihres Vorbildes, freilich ohne deſſen Voreingenommenheit, aber ſonſt eine bis in die kleinſten Kleinigkeiten getreue Copie. Auch in dem nicht theatraliſchen Theil war es eine völlig werthloſe Nachahmung und erhielt nur durch Gedichte K. Simrock's einigen Werth.

Außer über Stücke und Aufführungen berichtete Saphir in einer Nebenabtheilung „Sonſtiges“ über Beifall, Beſuch des Hauſes und kleine Vorkommniſſe. Meiſtens geſchah dies mit kleinen Witzworten, die das beſtändige Einerlei unterbrechen und variiren ſollten. Uns mögen ſolche Bemerkungen: „Im Hauſe war keine Völlerei“, „das Haus liebt große Geſellſchaften nicht“, „die Wanduhr wollte nicht in Gang kommen und wurde daher anſtößig behandelt“ nur geringe Heiterkeit erregen; damals galten ſie als gute Witze.*)

mehr der Verein, ſondern Julius Curtius trat als verantwortlicher Redacteur auf; vom Apr. 1828 fällt auch dieſer Name fort, und der Verleger, der unter ſeinem Pſeudonym „Freimund Ohneſorgen“ auf dem Titelblatt weniger Nummern geſtanden hatte (unter dieſem Namen lieferte er auch viele Beiträge für die Saphir'ſchen Zeitſchriften), zeichnete allein. Vom 1. Jan. 1828 erſchien täglich eine Beilage u. d. T. „Berliner Tagesblatt“, als deſſen Herausgeber ſich K. Rauer und als deſſen Redacteur ſich F. Aſch nannte. Es enthielt hauptſächlich Verzeichniſſe der Sehenswürdigkeiten, Predigten, Geburten, Todesfälle, Marktpreiſe, Börſencourſe und Aehnliches.

*) Zu der S. 447 * angeführten Litteratur iſt zu ergänzen: Theater-Revue, gehalten in freien Verſen. Ein Neujahrsgeſchenk den Freunden der kön. Bühne gewidmet von Dr. Credit. Berlin, 1. Jan. 1828. (Behandelt, oft ſehr ſatiriſch, die Sänger und Schauſpieler in alphabetiſcher Reihenfolge.)

Achtzehntes Kapitel.

Berliner Witz.

Saphir war für Berlin nicht bloß wichtig als Begründer des Berliner Journalismus. Vielmehr schuf er auch oder führte in Berlin ein den Wortwitz und jene Abart von Witz, die durch ihre ätzende Schärfe, ihre stark zugespitzte Pointe sich von anderen unterschied und die, da sie häufig von Juden angewendet wird, als jüdischer Witz bezeichnet wurde.

Seine Zeitschriften, in denen er Vieles selbst schrieb, unter verschiedenen Zeichen und Pseudonymen, aber auch von manchen Mitarbeitern unterstützt wurde, z. B. L. Liber (oben S. 450 fg.), W. John, E. Oettinger, C. J. C. Rehbein, beschränkten sich nicht auf das Berliner Theater. Sie polemisirten vielmehr gegen Zeitungen und Zeitschriften, Kritiker und Dichter, und erregten dadurch litterarische Streitigkeiten, wie sie bis dahin in Berlin noch nicht vorgekommen waren.

Saphir mußte von verschiedensten Seiten viel Spott erdulden. Das Bösartigste sagte wohl Kühne über ihn: „Er war ein Mann; nehmt nichts zu nichts, wir werden immer seines Gleichen sehn"; das Witzigste Fr. Förster: „Er war ein Edelstein, den nur die Polizei fassen konnte". Ein Ungenannter, der ihn als Affen-Redakteur abbildete, suchte ihn in Saphir'scher Weise so zu charakterisiren: „Er kam mit langen Armen zur Welt; er schien also schon von der Natur zu einem armseligen Leben bestimmt und wurde daher Schriftsteller. Da er fast nichts zu beißen hatte, so wurde er ein beißender Schriftsteller,

und biß ſo lange an ſich herum, bis er ins Gras biß. Man ſieht, daß er in ſeinem Leben nichts Anderes auf den Zähnen hatte, als Haare; das ging auch natürlich zu, denn er ließ an Anderen kein gutes Haar und hatte oft ſeine Satire bei den Haaren herbeigezogen."

Doch blieb es nicht bei dieſen Einzelheiten. Die Berliner Schriftſtellerwelt als Ganzes trat gegen Saphir auf. Dazu hatte ſie völlig Recht, nur hätte ſie ehrlicher ſein müſſen. Was ſie bewog, war in erſter Linie der ungeheuere Erfolg, den Saphir mit ſeinen Journalen davontrug, ſodann der Umſtand, daß er ein Fremder, vielleicht auch der, daß er ein Jude war; mitwirken mochte die Ueberzeugung, daß der gute Geſchmack durch ihn bedroht war. Den Anfang*) machte eine Erklärung von 13 Bühnendichtern, die ſich gegen Saphirs Unterſtellung verwahrten, daß ſie der königlichen Bühne ſchaden wollten. Sie wurden unterſtützt durch eine Veröffentlichung dreier hervorragender Berliner Schriftſteller, die jedoch erklärten, ihre Schrift

*) Nr. 1. M. G. Saphir und Berlin. Beſonderer Abdruck aus dem Berliner Converſations-Blatt 1828. Nr. 78 und 79 Berlin 1828 bei Cosmar u. Krauſe. (Unterz.: Fouqué, Gubitz, Häring.) Zum Beſten des Fonds für ſittlich verwahrloſte Kinder in Berlin. — Nr. 2. Habitt von Moskau contra M. G. Saphir oder der für immer begrabene einzelne Redacteur. Berlin 1828. Von demſelben, aber ſpäter und nur gelegentlich gegen Saphir gerichtet, iſt: Habitt's aus Moskau Erklärung gegen ſechs Journaliſten oder die aufgeſchoſſene Berliner Kokosnuß. Braunſchweig 1829. — Nr. 3. Der getödtete und dennoch lebende M. G. Saphir, oder: Dreizehn Bühnendichter und ein Taſchenſpieler gegen einen einzelnen Redacteur. Ein Schwank voll Wahrheit, in pflegmatiſcher Laune erzählt von M. G. Saphir, Redacteur der „Berliner Schnellpoſt" und des „Berliner Couriers". Zum Beſten einer milden Stiftung. 3. Aufl. Berlin 1828 bei L. W. Krauſe. (Auch eine 4. Aufl. erſchien.) — Nr. 4. Ohrenbeichte und letzter Wille des Berliner Couriers oder Beweis, daß am 31. Dec. 1828 Nachts 12 Uhr entweder der Berliner Courier oder die Welt untergehen muß. Herausgegeben von Caſpar Melchior. Motto: „Dir folgen meine Thränen". Berlin 1828 bei C. H. Nortmann. — Nr. 5 Der lebende und dennoch maustodte M. G. Saphir, oder: Eine Salve gegen dreizehn Bühnendichter, einen Taſchenſpieler und einen einzelnen Redacteur. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von

sei „auf Wunsch und unter Mitwirkung vieler Litteraturfreunde“ geschrieben. Sie verurtheilten die Kampfweise Saphirs und nahmen die von ihm Angegriffenen in Schutz, schlugen keine bestimmte, wider ihn zu ergreifende Maßregel vor, hielten es nur für ihre Pflicht, ihre Ansicht offen darzulegen, um namentlich das Ausland vor den Schreibereien des Gegners zu warnen (Nr. 1). Ein den Verfassern selbst vielleicht recht unangenehmer Bundesgenosse erstand ihnen in einem Taschenspieler Habitt aus Moskau (Nr. 2), der seine Produktionen von Saphir nicht genug anerkannt wähnte und entweder selbst oder, wie man sagte, mit Hülfe eines „hohen Staatsbeamten“ heftig gegen des im Loben sparsamen Gegners „Makulaturblätter“ auftrat und von seiner „Schnellpostschmiere“ und „Courierwichse“ verächtlich sprach. Saphir stellte gegen Habitt eine Klage an, zog sie aber zurück, als sein jämmerlicher Gegner öffentlich Abbitte leistete. Jedenfalls hatte er die Lacher auf seiner Seite, wenn er in seiner Antwort (Nr. 3) Taschenspieler, Journalisten und Dramatiker

---

Julius Curtius, Redacteur der Berliner „Staffete“. 3. Ausg. Berlin 1828. In Commission bei Fr. Laue. Zum allgemeinen Besten. — Nr. 6. (W. Wackernagel) Otto Bellmann und Berlin. M. G. Saphir und die intellectuelle Bildung. Ein namenloses (Namenlos mit Anspielung auf die „namenlose“ Gesellschaft, deren Mitglied W. war) Pamphlet. Berlin 1828, Schmidt'sche Verlagsbuchhandlung. Vgl. R. Wackernagel a. a. O. S. 76 ff., der ziemlich dürftig ist, sich aber einen Stich gegen den „Juden“ nicht versagen kann. — Nr. 7. Kommt her! oder: Liebes Publicum, schau, trau, wem. Ein humoristischer Holzschnitt, mit Melodieen versehen von M. G. Saphir, Redacteur der „Berliner Schnellpost“ und des „Berliner Couriers“. 2. Aufl. Berlin 1828 bei L. W. Krause. — Das folgende Schriftchen gehört zwar nicht in die hier zu behandelnden Streitigkeiten — es ist zwei Jahre früher —, soll aber doch mit angeführt werden: Donners Orgeltöne und Zephirsäuseln als Versuch einer Vertheidigung des witzigsten Kopfes und des ersten Humoristen Deutschlands. Eine Pille für seine Neider, Widersacher und einige etwa hie und da gegen ihn ankämpfenden Mäuschen von M. G. Amethist. Berlin 1826, Paulische Buchhandlung. — Eine mit sehr starker Ironie geschriebene Schrift, die besonders die Vertheidigung des Königstädtischen Theaters übernimmt. Es geht aus ihr hervor, daß schon damals in Petri's Museum des Witzes und im Freimüthigen Angriffe gegen Saphir erschienen.

zusammen vornahm. Den ersten machte er kurz ab, wie er es verdiente, den Uebrigen wies er nach, daß sie ihm Aeußerungen zuschrieben, die er nicht gethan, daß die Unterzeichner zum Theil wider besseres Wissen ihren Namen hergegeben hätten, zerriß unbarmherzig den ohnehin recht fadenscheinigen Ruhm der „Theaterdichter", denen er vorhielt, daß die wirklich erfolgreichen Bühnenschriftsteller, wie Raupach, sich von ihnen fern hielten, und schloß mit der sehr boshaften Bemerkung: „Ich habe diesen Aufsatz 35mal besonders abdrucken lassen, um ihn jedem Pränumeranten des Conversationsblattes zuschicken zu können." Gegen Saphir meinten sich alle verbinden zu müssen. Außer zahllosen Artikeln in Blättern und Blättchen, denen gegenüber Saphir mehrmals wiederholte: „Winkelblättern und Winkelskriblern werde ich nie eine Silbe erwidern", erschienen drei selbständige Schriften. Die eine (Nr. 4) erkannte zwar an, daß Saphir noch lebe, prophezeite aber seinen oder wenigstens seines Blattes baldigen Tod; die andere (Nr. 5) rührte von Saphirs beständigem Konkurrenten J. Curtius her, der durch die Fehde eigentlich gar nicht berührt wurde, und der nur durch einige Schimpfereien und durch das Aufdecken einiger Sprachfehler seines Gegners zeigen wollte, daß er auch noch existire, was man sonst gar leicht vergaß; die dritte (Nr. 6) ein heftiges Pamphlet junger Dichter, besonders der Brüder Philipp und Wilhelm Wackernagel und des Abel Burkhardt. In ihr ist Witz und Geist vereinigt, und die edle Entrüstung ernster Männer gegen einen windigen Gesellen wird in würdiger Sprache und formgewandten Versen ausgedrückt. Ganz witzig ist die zu Anfang stehende Tragödie „Der liebenswürdige Jüngling", die zeigt, wie Saphir, zuerst von seinen Getreuen in den Himmel gehoben, bald verlassen und gekränkt wird. Wohlgelungen ist ferner eine „Kapuzinerpredigt an die Passagiere der Schnellpost", eine Nachahmung des Schiller'schen Vorbildes, in der es heißt:

Denn die Sünd' ist der Magnetenstein,
Der den Saphir zog ins Land herein.

Auf das Unrecht folgte das Uebel,
Wie der Jude der Knoblauchzwiebel.
Hinter dem Pfau kommt gleich das Weh:
Das ist die Ordnung im ABC.
Das .. ph .. nennt sich auch griechisch Vieh:
Das ist die ungeheuere Ironie.

Nicht übel endlich war das ironische Lob, mit dem Schnellpost, Courier und Estafette bedacht wurden:

Jauchz' auch Du mit, mein theuer Berlin: Dir hat er ja gütig verliehen
Zwei Blätterchen. Dir, Dir schmücket er sie, Dir pflegend mit sorglichen Händen.
Viel liebliche Blüth' und erglänzende Frucht, die tief ihm im lieben Gemüthe
Still keimen und wachsen und reifen dem Licht, Goldäpfel in silberner Schale.
Nur eurem Vergnügen, Berliner, besteigt er als Schnellpostmeister den Kutschbock,
Den schwingenden, schwankenden, schwunkenden Bock, den erbebenden jeglichem Windhauch,
Durchfahrend getrost, auf euch nur bedacht, unkunde Gefilde der Dichtkunst.
Nur eurem Vergnügen, Berliner, besteigt als Courier er den flüchtigen Klepper,
Den kleppernden, klippernden, klappernden Gaul, den entschwebenden jeglichem Windhauch,
Laut rufend mit Hornesgetöne zur Jagd die Gesellen, zur wüthenden Witzjagd.

Merkwürdigerweise, vielleicht weil er vor diesen Gegnern Respekt hatte, antwortete Saphir auf diese Schrift nicht, sondern hielt sich in seiner Erwiderung (Nr. 7) fast ausschließlich an die alten Gegner. Außer diesen bedachte er noch L. Robert, in dessen Lustspielen „die Ueberbildeten" und „Lebende Wachsfiguren in Krähwinkel" er arg behandelt war, und bedrohte außerdem Fr. Förster, den er von früher als seinen Gegner ansah.

Dieser fleißige Dichter, Herausgeber und Historiker (oben S. 386 fg., 414), 1791—1868, der seit 1816 in Berlin lebte, hatte außer manchen anderen Gedichten auch eines herausge-

geben,*) in dem er den großen Kurfürſten in der Neujahrsnacht durch Berlin wandern und ihn alle neuerſtandenen Merkwürdigkeiten betrachten ließ. Statt ſich aber mit einem derartigen antiquariſch-patriotiſchen Fremdenführer zu begnügen, ſchweifte er auf das politiſche Gebiet über, indem er den Herrſcher in eine Staatsrathsſitzung brachte, und ſuchte philoſophiſch zu werden, indem er die vier Sklaven am Fuße des Denkmals als Obſcuranten, Räſonneur (Demagoge), malcontenten Ariſtokraten und Papiſten erklärte. Derartige Thorheiten verlangten eine Strafe. Sie wurde ihnen zu Theil durch Saphirs Antwort, in der Apollo aus dem Thiergarten ſeinen Marſch durch Berlin antrat. Dieſer kümmerte ſich nur um Litterariſches und rechnete mit Saphirs Feinden ab. Doch konnte er ſich's nicht verſagen, auf die Brücke zu treten und mit den umgetauften Sklaven eine ganz luſtige Unterredung zu führen. Den einen der „in royaliſtiſcher Butter weichgekochten Demagogen" entließ er mit dem Berliner Zuruf: „O Demagoge, Sie jammern mir"; der andre wehrte ſeinen Namen „Obſcurant", den er ſich echt berliniſch als ein Ding erklärte, „von dem man nicht weiß, ob's Courant oder Münze iſt", mit den Worten ab: „Nein, mein Herr Bonze, Ich bin von Bronce".

Gewiß waren ſolche Einfälle nicht übermäßig geiſtreich, aber ſie genügten, um ein harmloſes Publicum lachen zu machen, ja in Entzücken zu verſetzen. Saphir als Humoriſt ergötzt uns heute nicht mehr. Sein Humor, namentlich in den Vorleſungen, hat etwas Gequältes, die an den Haaren herbeigezogenen Aehnlichkeiten, die Wortwitze ermüden, ſtatt zu erfriſchen und zu unter-

*) Fr. Förſter: Goedeke III, 234. A. D. B. 7, 184—189. — Die Runde des großen Kurfürſten in der Neujahrsnacht 1822, 27, 29. Drei Legenden von Fr. Förſter. Dagegen: M. G. Saphir, Die Runde des großen ſteinernen Apolls aus dem Thiergarten in der erſten Carnevals-Nacht durch die Straßen Berlins. Eine Horrende in drei Currenden. Sechſte und erſte Auflage. Berlin 1828. (Die letztere Bemerkung bezieht ſich darauf, daß Förſter's Schrift in wirklich oder angeblich 4 Auflagen ausgegeben war.)

halten.*) Geiſtreicheleien wie die 4 S oder die 4 Sch der Liebenden (= ſcheu, ſchweigſam, ſchwach, ſchlau) befremden, ebenſo wie die Seltſamkeiten eines Gedichts, deſſen Reime auf appen, eppen, ippen u. ſ. w. endigen, oder eines anderen, in dem die Reime en und iren abwechſeln; vielfache Parodien namentlich auf Schiller'ſche Gedichte ſind ſchwach. Amüſant bleiben eigentlich nur die Witze, die noch heute bei Berlinern heimiſch ſind. Die Redensart: „So nimm ſie Du ſie Dir ſie denn ſie doch" kann man noch jetzt hören, ſo gut wie die urſprünglich einem Judenknaben, der mit einem Purpurläppchen in einen Papierladen trat, zugeſchriebene Scherzfrage: „Kann ich die rothe Couleur nicht in grün haben?"**) Auch die Antwort einer freidenkenden Dame: „Ich glaub' nicht an Amerika", ebenſo wie die eines Trinkers: „Es gibt gar keinen ſchlechten Branntwein", ſteht ſchon bei Saphir. Straßenzuſtände werden ſo verſpottet: In der Königſtraße, meint Jemand, müſſen lauter Adelige wohnen, weil dort kein Bürgerſteig iſt. Eine — vielleicht durch Saphir aufgebrachte — Manier, komiſche Wirkungen zu erzielen, waren die ſogenannten Querleſungen, willkürliche Aneinanderreihung von Zeilen aus verſchiedenen Zeitungsſpalten.

Sehr beliebt waren bei Saphir die jüdiſchen Anekdoten, bei denen nur gelegentlich Schlauheit und Gewinnſucht der Juden geſtraft, meiſt ſcharfſinnige Ausdeutungen von Worten und Gedanken vorgenommen werden. Die Anwendung des jüdiſchen Jargons ſollte hier nur zur Erhöhung des komiſchen Effekts, nicht aber zur Verſpottung dienen.

Eine ſtehende Rubrik bei Saphir waren die Droſchkenwitze. Der Wunſch: „ich möchte, daß du mit einer böſen Frau in einer

*) Seine nichttheatraliſchen Beiträge aus den Berliner Zeitſchriften hat Saphir ſelbſt zuſammengeſtellt in dem Buche: Conditorei des Jocus oder ſcherzhafte Bonbons, Früchte und Confitüren für ſpaßliebende Näſcher und luſtige Leckermäuler. Eine Auswahl jocoſer Aufſätze, Einfälle, Anekdoten und Witzſpiele aus dem „Berliner Courier" und der „Berliner Schnellpoſt", hgg. von M. G. Saphir. Leipzig 1828, C. Focke.

**) Courier 14. April, 19. Mai 1821, Conditorei passim.

Berliner Droſchke nach Sibirien fahren müßteſt" kehrt in verſchiedenen Faſſungen wieder. „Wir bekommen Krieg" ſagte eine Frau zur anderen, und auf deren Frage: „warum?" erwiderte ſie: „Ach, es geſchehen große Dinge in der Natur, geſtern iſt eine Droſchke durchgegangen". Eine Berliner Droſchke habe einen Ruf nach Japan bekommen, um Vorleſungen über die Schnellkraft der Natur zu halten. Die Auflöſung des Schiller'ſchen Räthſels: „Es führt dich meilenweit von hinnen und bleibt doch ſtets an ſeinem Ort" ſei die Droſchke; ſie könne auch die Bezeichnung führen „die Kunſt das Berliner Leben zu verlängern". Saphir berichtet einmal von der Wettfahrt zweier Droſchken, bei welcher „Caſſandra", Kyritzer Vollblut, ſiegte, nachdem ſie eine etwa $\frac{1}{4}$ ſtündige Entfernung in 3 Std. 58 Min. 36 Sek. zurückgelegt hatte; ein auf einer Schnecke nachgaloppirender Engländer wäre ihr zuvorgekommen, wenn er nicht von ſeinem ſcheugewordenen Thier geſtürzt wäre.

Ein nicht minder beliebtes Thema waren die Frauen. Ihnen gegenüber verwandelte ſich der Humor aber oft in bitterböſe Satire. Saphir beſpöttelte ihre Putzſucht, namentlich das Schminken, ihre Ueberbildung und Feigheit, ihre Luſt am Widerſpruch und ihre Unſittlichkeit. Es iſt noch zahm, wenn er ſagt: „Der Verſuch, eine treue Geliebte zu finden, iſt die Nordpolexpedition, aus der nie etwas wird", oder wenn er einen Zettelträger alle ſeine Zettel los werden läßt, mit Ausnahme der drei: „Veſtalin", „Jungfrau", „Mädchentreue"; dagegen wird er grob, wenn er zu der Bemerkung: „es ſeien grade jetzt mehrere Frauen in den beſten Jahren geſtorben", den Zuſatz macht: „Ei, es ſind immer die beſten Jahre, in denen Frauen ſterben".

Die folgenden Jahre nach Saphirs Fortgang waren arm an humoriſtiſchen Erzeugniſſen. Was etwa damals von derartigen Dingen gedruckt wurde, iſt heute meiſt unauffindbar.*)

*) Ed. M. Oettinger's „Eulenſpiegel", humoriſtiſch-ſatiriſches Tageblatt, Berlin 1829; deſſ. „Till Eulenſpiegel" (vom Oct. 1830, 15 Monate lang). „Berliner Figaro" 1836 (mehrere Jahrgänge?) habe ich mir nicht

Gerade damals kam jener trockene Humor, der eigentliche Berliner Witz, auf, der zum Theil durch die in der Residenz übliche Verwechselung von mir und mich entstand, z. B. in der schon von Schaden bezeugten Redensart: „Ick wohne vor mir und koche mich selbst"; ferner wurde das harmlose Sichlustigmachen über sich selbst allgemeiner.

Zu den originellen, durch freiwillige und unfreiwillige Komik berühmten Personen gehörte Frau du Titre — trotz ihres französischen Namens eine gute Berlinerin.*) Sie war eine reiche Dame, lange Jahre Wittwe (gest. c. 1830), deren Töchter hochstehende Männer geheirathet hatten. Sie lebte in einer Villa zu Charlottenburg, war aber ein beständiger Gast des Berliner Theaters und der Thiergarten-Promenade. Den König, der ihr besonders wohl wollte, zu sehen und mit ihm zu sprechen, war ihr Hauptvergnügen. Als dieser sie einmal nach dem Ergehen ihrer Kinder, die gerade in Rom waren, fragte, entgegnete sie: „Alle Dienstag und Freitag bei Papstens in Rom zum Thee und die Papstin so freundlich zu meine Dochter, wie Majestätken zu mir".**) Als sie einmal den von ihr sehr gewünschten Besuch L. Devrient's empfing, unterbrach sie dessen wohlpräparirte Anrede mit der Frage: „Aber sagen Se mir, Devrientchen, warum sind Se denn, wie Se noch kleen waren, Ihren Vater fortjelofen und unter die Lumpen-Komödianten jegangen?" Sie war gutmüthig und naiv, konnte aber bitter werden, wenn sie gereizt wurde. Ihrer Gesellschaftsdame, einem älteren Fräulein, entgegnete sie auf deren Belehrung, man sage nicht „jelofen", sondern „gegangen": „Wat gegangen? Mamsellken, ick bin jelofen, jelofen und ick habe den reichen du Titre jekriegt und Sie sind gegangen und gegangen und haben noch keinen nich jekriegt. Also is jelofen besser wie gegangen."

verschaffen können. Eine Zeitschrift Glaßbrenners ist in anderem Zusammenhang zu erwähnen.

*) Tietz (oben S. 477 A.) S. 56 ff.

**) Ein ähnlicher Witz wird einem Juden zugeschrieben. Estafette 1827, Nr. 78.

Eine ähnliche Figur war der „vergnügte Weinhändler" Louis Drucker*), der zuerst durch seine komischen Anzeigen Berlin neugierig machte und in seine originellen Weinstuben (Spandauerstraße 49) das Publicum hineinzog und dort festhielt. Er ließ durch rothbehoste Kellner (Eaudecologner), die auf kleinen Holzpferden ritten, und durch einen „Druckerjungen", der bald als Winzer, bald als Mohr, bald als Kapuziner gekleidet war, seine Gäste bedienen, unterhielt diese durch eine Musikkapelle, die er seltsam ausstaffirte, und amüsirte sie mit allerlei Scherzen, „die so schmackhaft und kräftig, auch manchmal eben so alt waren, wie sein Rüdesheimer". Die meisten seiner Späße waren wirklich uralte, aber stets gangbare Witze oder kleine Scherze, die ein bißchen Mutterwitz oder Geistesgegenwart bekunden. So wettete er mit einem Gast, daß dieser nicht seinen Rock allein ausziehen könnte und zog ihn gleichzeitig mit diesem aus, oder goß einem Studenten, der für zwei Groschen Champagner verlangte, einen Schluck ein und foppte den, der ihn foppen wollte, mit den Worten: „das Uebrige werd' ich Ihnen reserviren, bis Sie wiederkommen". Die Hauptanziehung, die er bot, war offenbar seine unverwüstliche gute Laune und die Gutmüthigkeit, mit der er, der auch Andere necken konnte, sich von diesen zur Zielscheibe ihrer Witze nehmen ließ.

*) Druckeriana, Schnurrpfeiffereien aus dem Gebiete der Wahrheit und der Phantasie gesammelt in den Drucker'schen Soireen und hgg. von Eulalia Rindfleisch. 25. Aufl. (die ersten 24 sind nur in der Handschr. vorhanden). Berlin 1838. In Comm. bei F. Rubach. — Original-Flaschen. Lieder des Weins von deutschen Dichtern. Gesammelt und hgg von Louis Drucker, vergnügten Weinhändler in Berlin. Der Druckeriana zweites Heft. Mit dem Portrait des Herausgebers und einer Beigabe über sein Leben, sein Wesen, sein Wirken und seine Verdienste um die Menschheit. Bordeaux, Epernay und Rüdesheim 1840. Bei Durst u. Co. 143 SS. Im Ganzen 100 Lieder deutscher Dichter von Fischart an, meist aus dem Ende des 18. und den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Von Berlinern sind Gubitz, Müchler und Rellstab vertreten. Nur das letzte Gedicht „Frage und Antwort. An Louis Drucker" von Arthur Müller ist wohl besonders für die Sammlung angefertigt.

Auch mit den Berliner Denkmälern beschäftigte sich der Humor.*) Viele Denkmäler Berlins sind zwar in einer späteren Zeit, als der hier betrachteten, errichtet, aber die meisten Statuen der Helden des siebenjährigen und des Befreiungskriegs gehören unserer Epoche an. Manche Witze und Redensarten, die sich an diese Denkmäler knüpfen, mögen freilich einer späteren Zeit angehören, aber gewiß ist es ein alter Witz, wenn man Zieten, der sinnend die Hand an das Kinn legt, sagen läßt, „soll ich mich nun rasiren lassen, oder warte ich noch ein bißchen?“ oder Gneisenau, der seine rechte Hand weit vorstreckt, die Worte in den Mund legt „meine Handschuhnummer wollen Sie wissen, Fräulein, sehen Sie mal, ich glaube $10^1/_2$ werde ich brauchen“. Aus einem Ende der zwanziger Jahre erschienenen Gedichte sollen die Verse stammen, die Blücher auf einem Kanonenrohr stehend, das auf einem ziemlich schmalen Sockel Platz gefunden, zu sprechen hat:

„Er sagt zu die, die da herummer loofen,
Komm keener nich uf meinen Ofen,
Ich hab alleene wenig Platz.“

Unter den Gelehrten galten Meusebach und Lachmann, besonders Ph. Buttmann als besonders witzig. (Ueber sie Kap. 20.) Aber bei allen Dreien war der Witz mehr geistreiche Improvisation, die durch den Contrast zu ihrem sonstigen Ernst und bei der durch Poculiren gesteigerten Erregung besonders wirkte, so daß die fixirte Anekdote nicht den gewünschten Eindruck macht. Buttmann, der die Mitgliedschaft seiner „gesetzlosen“ Gesellschaft als die Vorbedingung für einen ruhigen Tod ansah, schrieb ins Protokoll bei Iffland's Absterben: „kam nicht und starb doch“. Den schreienden Rudolphi mahnte er zur Ruhe mit den Worten: Quiesce vesanum pecus (Ruh toll Vieh). Als der Buchhändler Vieweg seine Buchhandlung aufgeben und eine Viehlieferung

*) Vgl. V. Laverrenz, Die Denkmäler Berlins und der Volkswitz. Berlin, 2. Aufl., 1893.

übernehmen wollte, wünſchte er deſſen Namen in den: Viehhändler Buchweg zu verwandeln. Von ihm rührt auch das ſchlagfertige Gegenräthſel auf Bieſter's Räthſel her: „Mein Erſtes ſind Sie nicht, mein Zweites iſt Ihre Frau nicht, und das Ganze ſind Sie doch“ (Butt, Mann, Bieſt, Er).

Beſſer als aus ſolchen Einzelheiten kann man den damaligen Berliner Humor aus einer Sammlung humoriſtiſcher Hefte erkennen.*) Sie zeigt den Berliner Weißbierphiliſter — die Zuſammenſtellung „Weißbier und Butterbrot“ rühmte ſich J. Curtius erfunden zu haben — in ſeiner Harmloſigkeit, Vergnügungsluſt und Arbeitsſcheu. Berliner Sitten und Gewohnheiten werden etwas breit und doch wenig anſchaulich dargelegt. Den Witzen merkt man freilich gar oft ihren nichtberliner Urſprung an: Böhmen und Juden, Franzoſen und Engländer ſind die Helden vieler Anekdoten; einmal wird ſogar franzöſiſche Feinheit im Gegenſatze zu deutſcher Ungelenkigkeit gerühmt. Vieles iſt aus bekannten Scherzbüchern wahllos zuſammengerafft. So begegnen uralte Scherzfragen wie die: „ich habe drei Jungen und jeder hat eine Schweſter, wieviel ſind das?“ oder Examenfragen: „Wieviel Inſeln liegen im Weltmeer und wie heißen ſie?“ mit der Antwort: „Im Weltmeer liegen ſehr viele Inſeln und ich heiße Krauſe.“ Auch eine Namensſpielerei wird von einem Schuſterjungen berichtet, der von einem mit einer Laterne bewaffneten Neunaugenhändler geſtoßen wird: „Na, det is een rechter Ochſe! Der Kerl hat neun Dogen un 'ne Laterne un kann noch nich ſehen.“

Auch den Frauen wird manches angehängt: ein Zechgenoſſe

*) Die Litteratur für das ganze Thema iſt verzeichnet Göritz-Katalog II, 2, S. 60—64. Viele der dort angeführten Schriften habe ich benutzen können. Speciell von der Sammlung „Berliner Witze“ (Berlin 1838—40) ſind mir folgende 8 Hefte bekannt: Wollmarkt und Pferderennen; Die Guckkäſtnerin; Tabajie und Billard; Weihnachtsfreuden und Neujahrsgratulanten; Nante auf der Kunſtausſtellung; Berliner Anekdoten und Geſchichten; Nante's Tod, oder: Die Verſchwörung der Federfuchſer; Nante als Fremdenführer, oder: Ganz Berlin für 7½ Sgr.

ſagt dem andern: „Jeh' mit Deine Frau nach'n Windmillenberg, denn kannſte verzehlen, des De haſt 'n Drachen ſteijen laſſen.“ Seltener wird das Berliner Schriftſtellertreiben geſtreift. Ein Dichter G. (etwa Gaudy?) geht in einem Rocke mit Stahlknöpfen ſpazieren und wird von einem gewiſſen J. J. (Joel Jacoby?) ſpöttiſch angeredet: „Lieber G., Sie tragen heute viel Eiſen auf dem Leibe.“ Darauf erhielt er die Antwort: „Sie hätten längſt verdient, mehr zu tragen.“

Manche Witzchen dieſer Sammlung ſind den Werken des Mannes entnommen, der als Klaſſiker des Berliner Humors bezeichnet werden darf, Adolf Glaßbrenner*); die neben ihm auftretenden A. Moll und L. Lenz ſind kleine Leuchten, die den größten Theil ihres Glanzes der Hauptſonne entnahmen und bald erloſchen. Glaßbrenner dagegen (A. Brennglas, wie er ſich oft nannte), ein Berliner (1810—1876), der bis 1840 und wieder ſeit 1858 in Berlin lebte, genoß keinen Eintagsruhm. Er begleitete das neue Preußen auf ſeinem Werdegang und erlebte das Deutſche Reich, wurde ein wuchtiger Verfechter demokratiſcher Ideen, in den Zeiten, da die politiſche Satire eine Macht ward, und blieb, was er ſtets geweſen, ein Dichter. Er verſtand Weinlieder voll bacchantiſcher Luſt zu ſingen und konnte fromm ſein wie ein ſtarker Mann, der von der Allgewalt Gottes ergriffen war, wenn er auch das Kirchengehen abſchwor,

*) Benutzt iſt A. D. B. 9, 213—215 und R. Schmidt-Cabanis, A. Gl. Eine biographiſch-litterarhiſtoriſche Skizze. Berlin 1881. Von Sammlungen Glaßbrenners (A. Brennglas): Berlin wie es ißt und trinkt. 12 Hefte. Das 1. Heft, Berlin 1835, liegt mir in 7. Aufl. vor. „Buntes Berlin“. Von den mindeſtens 11 Heften dieſer Sammlung, 1838 ff., habe ich nicht alle geſehen. Vielen iſt eine Warnung des Verf. und Verlegers vorangeſtellt gegen Zeitſchriften, welche Stücke der Hefte oder dieſe auch in ihrem ganzen Wortlaut unberechtigterweiſe nachdruckten. Vom 5. Hefte an erſchien die Sammlung in einem Leipziger Verlag. — Berliner Erzählungen und Lebensbilder, 1. H. (191 SS.). Herr Buſſey in der Berliner Kunſtausſtellung, vier Hefte. Herrn Buſſey's ſchönſter Tag, ein Heft — Zur allgemeinen Charakteriſtik: Verbotene Lieder von einem norddeutſchen Poeten Bern 1841. Gedichte, 5. Aufl., Berlin 1870.

die Mucker verfolgte und die Jesuiten als Todfeinde betrachtete, er jubelte dem Frühling entgegen und pries die Liebe, bald in hafisischem Wonnerausch, bald mit der ganzen Keuschheit und Seligkeit des Stillliebenden, der in dem Lächeln des geliebten Weibes seine Welt sieht. Seine „Liebe war so treu und gut wie ungemessen sein Haß". Er verfolgte die Jasager und Katzenbuckler, Ordensjäger und Meinungsschnüffler, Zwitter und Zitterer mit grimmigem Hohn und wagte sich selbst an die Majestät des Königthums. Aber in dem Strom des Hasses flossen immer einige Tropfen Liebe. Denn er hörte nicht auf, an sein Volk zu glauben, und ließ die Hoffnung auf bessere Zeiten, auf einen Sieg der Freiheit niemals fahren. „Der Zügel nützt bei Pferden viel, der Geist der Zeit kommt doch zum Ziel" sang er am Schluß eines tieftraurigen ABC-Liedes, das lustig klingen sollte. Die ganze Natur, Blumen, Vögel, Sterne, die Entwickelung der Völkergeschichte schien ihm seine Lehre zu bestätigen, sein Evangelium, das er in die Worte zusammenfaßte:

Die eine Sonne, die mir glänzt,
Ist meines Volkes Geist,
Und meine Kirche jede Brust,
Die laut die Freiheit preist.

Glaßbrenner war ein Dichter und zugleich ein sorgfältiger Beobachter und Schilderer. Erst durch ihn wurde Berliner Volk und Berliner Sprache in die Litteratur eingeführt. Seine Darstellungen sind noch heute, nach fast 60 Jahren, lebensfrisch, und soweit die Vorbilder noch existiren — manche, wie Eckensteher und Nachtwächter, sind verschwunden — durchaus porträtähnlich. Er wollte nicht verschönern, aber auch nicht absichtlich das Grobe und Gemeine aufsuchen. Er stellte das niedrige Volk dar, wie er es sah und hörte. Den ersten Rang nahmen die Eckensteher ein, auch Sonnenbrater und Schildkröten genannt, die letztere Bezeichnung wegen des Schildes, auf dem ihre Nummer stand, witzige, trunkliebende, prügellustige Burschen, gutmüthig, so lange sie nicht gereizt wurden, arbeits-

unfroh, aber tüchtig, ſobald ſie eine Arbeit angriffen, ehrlich und von ihrer tiefen Einſicht in alle Verhältniſſe, beſonders die politiſchen, überzeugt. Sodann die Hökerinnen, die Virtuoſinnen des Schimpfens, die die Vorübergehenden hudeln, ſobald ſie bei ihnen keine Waare anbringen können, mit einander zanken, ſobald ſie nichts zu thun haben, ihre Männer beherrſchen, ihre Kinder tyranniſiren. Auf ſie folgen die Holzhauer, unendlich phlegmatiſche, pedantiſche Leute, bei denen Alles nach der Minute geregelt iſt, ſorgſam auf ehrlichen Verdienſt bedacht, wenn ſie auch heimlich ein bißchen Holz mitgehen heißen, Freunde des Biergelds, aber ſtolz gegen Knauſer, die ſolches verweigern, langſam im Wort, aber kräftig mit der Hand, die ſich gern die Wange des Genoſſen als Ruhepunkt ausſucht. Ferner die Köchinnen in ihrer Klatſchſucht und ihrer Liebe zum Militär, ihrer Streitluſt gegen die „Madame“ und ihrer Zungenfertigkeit gegen Verkäufer und Störenfriede. Die Proben aus ihrem Stammbuch von Dragonern, Handwerkern und Kolleginnen ſind alle in der Art, wie die des „ewigen Sperling, Tiſchlers“, die lautet: „Bei Deiner Abreiſe muß ich einen Verſch machen, wie ich Dir ſchon manchen gemacht habe.

Leb wohl, du theires Land, das mir geboren,
Die Ehre ruft Dir wieder fort von mir.“

Ferner die Kinder, Kurrendejungen, die Unbeſchäftigten bei Straßenaufläufen, z. B. bei einem gefallenen Pferde, die Pflaſtertreter überhaupt, die Vergnüglinge in Moabit, die Nachtwächter, die Stammgäſte der Schnapsläden. Eine beſondere Erwähnung verdienen die Zirngibler, d. h. die Jungen, die meiſt auf den Hintertreppen die in der Zirngibl'ſchen Officin hergeſtellten „neuen Lieder“*) verkauften. Ausführlich werden die Fuhrleute

*) Als Anfänge neuer damals beliebter Lieder werden citirt (außer den üblichen „Lenore“, „Jungfernkranz“, „Siegeskranz“): Freien is keen Pferdekauf, Willkommen, o ſeliger Abend, Ein Schloſſer hat mal 'n Geſell'n g'habt, Det beſte Leben hab ick doch, Ein ſchönes Kind von 15 Jahren, Heinrich ſchlief bei ſeiner Neuvermählten.

behandelt, die Charlottenburger, die als die gemeinſten und roheſten dargeſtellt werden, die Sandfuhrleute, meiſt gewitzte Jungen, die ſich auch für Botendienſte, die nicht mit ihrem Gewerbe zuſammenhängen, anſtellig zeigen, die Droſchkenkutſcher in ihrer unerſchütterlichen Ruhe, mit ihrem guten Mutterwitze. Allerlei Droſchkenkutſcherſcherze werden hier zuſammengeſtellt. Ein Droſchkenkutſcher, dem das „merkwürdige Schickſal" paſſirte, daß ſein Pferd durchging, blieb ganz ruhig und rief der im Wagen ſitzenden Dame, die ängſtlich wurde, zu: „Bleiben Se ruhig ſitzen, ick kenne mein Ferd beſſer; det is nicht als Verſtellung." Mit größter Ausführlichkeit und erſichtlicher Vorliebe werden die „Guckkäſtner" behandelt. Das waren ältere Männer, die in Begleitung ihrer Frau ihren Bilderkaſten, an dem mehrere Löcher (Vergrößerungsgläſer) waren, an belebten Kreuzungspunkten aufſtellten und mit lauter Stimme die Vorübergehenden zur Betrachtung einluden. Ihre Beſonderheit beſtand in unerſättlicher Trunkſucht, die zu oft wiederkehrenden ehelichen Zwiſtigkeiten führte, in beſtändigem Witzkampf mit Gaſſenjungen und Zuſchauern, in lebhaftem Gepläukel mit den Gensdarmen. Die Guckkäſtner geboten über einen unhemmbaren Redefluß, in dem Berliner Redensarten und Witze luſtig umherſchwammen. Die von ihnen vorgezeigten Bilder waren Städteanſichten, Landſchaften, Schlachten, Porträts berühmter und berüchtigter Perſönlichkeiten, z. B. Kotzebue's Ermordung durch Sand, des Letzteren Hinrichtung, Scenen aus der Revolution von 1830, Berliner Plätze, Statuen.

Am populärſten wurde die Figur des Eckenſtehers, beſonders ſeit ſie Friedrich Beckmann (1803—1866, von 1824—44 in Berlin), der beliebte Komiker des Königſtädtiſchen Theaters, auf die Bühne gebracht hatte. Sein „Nante" wurde nun von Vielen nachgemacht: es gab Frescobilder à la Nante; Nante wurde als Kläger und Reiſender geſchildert, ſeine Erlebniſſe auf der Eiſenbahn wurden dargeſtellt; er diente als Fremdenführer durch ganz Berlin für $7\frac{1}{2}$ Sgr. Sein Tod bildete den Gegen-

ſtand einer fünfaktigen, hiſtoriſch-romantiſch-komiſchen Tragödie, an deren Schluß eine fade Parodie von Goethe's „Fauſt" ſtand; endlich wurden ſeine „hinterlaſſenen Papiere" in ſieben Bändchen veröffentlicht. Aber das meiſte aus dieſer Litteratur iſt ſchlechte Verwäſſerung des Originals, oder es ſind humoriſtiſche Lokalſkizzen, denen die Perſon Nante's, eben weil ſie beliebt war, angeflickt wurde, ohne daß ſie eigentlich dazu gehörte. Beckmann's komiſche Scene „Der Eckenſteher Nante im Verhör", das Original, das Beckmann zunächſt für ſich, nach einer Holtei'ſchen Anregung ſchuf, iſt ein Scherz, der durch einen wahrhaften Komiker noch heute wirkſam gemacht werden könnte. Der Eckenſteher Nante ſucht die Hülfe eines Actuars, um einen ihm abhanden gekommenen Rock wiederzuerlangen, und hat eine längere Unterredung mit dem Gerichtsdiener, der ihn aus dem Zimmer herausbringen will. Doch ſind Actuar und Gerichtsdiener nur Nebenperſonen, die einzige wirkliche Perſon iſt Nante, der durch ſeine urwüchſige Derbheit und Komik Jenen unterhält und Dieſen entwaffnet. Selbſt wer den Scherz nicht geleſen hat, kennt gewiß die Antwort auf die Frage: „Sein Alter?" „Doch Strumpf!" und auf die andere: „Hat er Eltern?" „Ja, zwei Stück!" Allbekannt ſind auch die in dem Scherz vorkommenden Redensarten: „ick bin eejentlich een jeborener Zwilling", „oder bin ick vielleicht mein Bruder", „ick habe eenen Bruder, der bläſt Flöte", „denn ſtudirt' ick Nachtwächter", vor Allem aber die Worte, mit denen Nante auftritt: „Herr Criminell, ick melde mir", und die ferneren, die er unwillig vorbringt, da der Actuar nicht auf ihn achtet: „Ick habe mir gemolden."

Kein anderer der von Glaßbrenner geſchilderten Typen brachte es zu ſolcher Popularität, wie der Eckenſteher. Aber während die Minderbegabten ſich damit begnügten, dieſen einen Typus ſtets aufs Neue zu variiren, ging er, der offenen Auges immer Neues ſah, auch zu Anderem über.

Ein bißchen höher ſtieg er in einzelnen Berliner Novellen, in denen der Berliner Kleinbürger, der Bierwirth und Schneider-

meister, der Handwerker und Ladenjüngling die Hauptrollen spielen. Ein toller Humor herrscht oft in ihnen, auch ein wenig Rührseligkeit kommt vor, selbst das falsch demokratische Streben, einen Grafen zum Vertrauten und Duzbruder eines Schneiders zu machen. Sonst aber sind diese Geschichten ganz köstlich: „Der junge Schneidermeister", der seine Geliebte nicht entführen kann, weil ihm Jemand die Leiter wegzieht, und „Begräbniß in einer armen Familie", dem ein toller Leichenschmaus folgt, der nur dadurch ein trübliches Ende nimmt, daß der Humorist, der Allerweltsliebhaber, der selbst beim Verkauf einiger Lorbeerblätter etwas Liebe zugibt, schließlich als Geist der Verstorbenen erscheint.

In derselben Sphäre blieb Glaßbrenner, wenn er Herrn Buffey schilderte, einen Berliner Rentier, ehemaligen Wirth, einen Schwadroneur, der sich leicht übertölpeln läßt und seine Halbbildung gern öffentlich zeigt. Die Art, wie er seinem zehnjährigen Sohn die Perspective erklärt, oder den Gegenstand historischer Bilder darlegt, ist höchst amüsant. Nicht minder, wie er von seiner schönen Tochter Hulda völlig beherrscht wird, die mit hochtrabenden Redensarten um sich wirft und auch die Kunstausstellungssäle als Feld für ihre Koketterie nicht verschmäht. Um sie schwirren Referendare und Lieutenants, neben ihr erscheinen Recensenten, Bankiers, Mäcene mit ihrem Gefolge, Geheimräthe, feine Damen mit ihren Courmachern. Sie alle urtheilen über die ausgestellten Bilder und reden über die romantische und klassische, alte und neue, deutsche und französische Kunst, theils mit wirklichem Verständniß, theils mit den schönklingenden, durch technische Ausdrücke überladenen Phrasen einer halbgebildeten Menge. Nur selten erklingt auch ein patriotischer Ton im Rückblick auf die Zeit von 1813; ohne eine kleine Anspielung auf die so jäh gestürzten spanischen Papiere geht es auch hier nicht ab. Endlich wird „Herrn Buffey's schönster Tag" oder Hulda's Hochzeit mit einem ästhetisirenden Gelehrten geschildert, eine höchst ergötzliche Darstellung der

Straßenſcenen vor dem Haus und des Hochzeitsmahles ſelbſt mit ſeinen Reden, Gedichten und den üblichen Folgen einer weingetränkten Heiterkeit.

Von dem Witz, der in den Unterhaltungen aller der genannten Perſönlichkeiten, beſonders in den Vorführungen des Guckkaſtenmannes, herrſcht, läßt ſich ſchwer ein Begriff geben. Oft beſteht er nur in dem komiſchen Klang des Berliner Dialekts, manchmal in dem überaus behaglichen allgemeinen Vergnügtſein, der allenthalben ſich kundgebenden, aber wegen ihrer Urwüchſigkeit nicht ſtörenden Selbſtgefälligkeit, nicht ſelten in dem eulenſpiegelhaften Mißverſtehen oder der allzu wörtlichen Auffaſſung der gebrauchten Worte, häufig im „Verquatſchen" von Fremdwörtern oder fremdſprachlichen Redensarten: „Jott ſeeſt det Kind" (God save the king), „viel ſaufiren" (philoſophiren). Von der ganzen Art vermögen vielleicht folgende Proben eine Vorſtellung zu geben. Auf die Frage nach dem angenehmſten Ort in Berlin wird die Antwort ertheilt: Der Luſtgarten, und zwar als Grund angegeben: „Erſtens hat man da Kies, zweetens 'ne volle Börſe un drittens wird da jepumpt." Das Brandenburger Thor, „das in Berlin jebaut is", wird wegen ſeiner dicken Säulen bewundert und alſo beſchrieben: „Betrachten Sie das Bild weiter: es is mit Liebe jemalt, natürlich auch mit einen Pinſel. Die Schoſſee, welche Sie durch das Dhor ſehen, ſieht hier ſo aus, als führte ſie in die Höhe; dieſes is aber eine anjenehme Perſpectiv-Täuſchung; ſie führt runter nach Charlottenburch. Links is die Ackziehſe, eine menſchliche Erfindung; rechts die Wache, die dafor da is, damit for die hohen Herrſchaften rausjerufen wird. Durch den zweeten Dhorweg ſehen Se eenen janz kleenen Schandarmen wejen der Entfernung; rechts ſchimmert die Statü von Apollo durch, der nich mehr heirathen kann, weil et unnütz wäre." Oder man höre, wie von Athen, der Stadt, von der man nicht leugnen könne, daß ſie Glück hat, geredet wird: „Hätte ſie ſich des woll unter die dämlichen Kerrels wie Demoſterich, Sokratztes infallen

laſſen, det ihr noch einſt die Ehre zu Theil werden wird, eenen echten bayerſchen Könichsſohn zu kriejen? Wenn damals der delfiſche Orakel eenen Aahtener jeprofetet hätte, der Aahtener hätte die Madam Pipia eenen Katzenkopp jejeben, det je ſich mitſammt ihren Dreifuß um un dumm jedreht hätte und ihr dabei jeſagt: Mach mir keene Wipkens vor, Delphine!" Endlich mag man folgende Schilderung der europäiſchen Länder vernehmen: „In Frankreich is es janz eenfach ſo: heldenmiethije Nation, Deputirtenkammer, Durſcht nach Weißb—, nach Freiheit wollt' ick ſagen, eenen Keenig wegjejacht, eenen noch beſſern wiederjekriegt, ſchwüle Luft wie vor'n Jewitter. In England Freiheit durchweg, Widerſtand der erſten Kröten (Ariſtokraten), Seemacht, Dampf; in Italjen Cholera, Peſt und ville Flöhen; in der Schweiz ekliche Unruhen durch Schuld von außen her; in Nordamerika Republik, Ueberfluß an Jeld, man fragt nach keenen Deibel nich um dhut Allens, wat man will, Anſiedler aus Deutſchland, Flick un Zufriedenheit; in Spanien Mord un Dodtſchlag, die Keenijin-Rejentin liebt die jroßen Männer, et ſind aber keene da, die kleene Keenijin is noch zu jung, Soldatenherrſchaft, Verfolgung der Mönche, uf die andere Seite Carlos ohne feſten Sitz, ſich uff den Thron ſetzen wollend. In Bayern Bier, Kunſt un unjeheier ville Rel'jon." Ein Zuhörer unterbricht den Redner: „Na, aber nun fehlt ja noch —" Der aber weicht aus mit den Worten: „Laß det jut ſind!"

Dieſe Hinweiſungen auf die Politik waren Glaßbrenners ſtarke, wenn nicht ſtärkſte Seite.

Bevor Glaßbrenner ſeine humoriſtiſchen Hefte herausgab, durch die er in Berlin und außerhalb der Stadt ſeinen Ruhm begründete, hatte er die Zeitſchrift „Berliner Don Quixote"*)

*) Berliner Don Quixote 1832 und 1833 bei Bechtold und Hartje. Ich kenne nur den zweiten Jahrgang Die Zeitung wurde 4 Mal wöchentlich ausgegeben, Dienſtag, Donnerſtag, Sonnabend, Sonntag. Die letzte Nummer, 204, erſchien in ſchwarzer Einfaſſung, weil das Blatt aufhören mußte. Sie enthielt den Artikel: Journalkirchhof und am Schluß vier

herausgegeben. Sie enthielt Novellen und Gedichte, Kritisches und Satirisches; unter dem Titel „Leben und Treiben" viele Mittheilungen über hauptstädtische Vorgänge, statistische Notizen, Theaterkritiken, Scherze gegen die Homöopathie, gegen die Berliner Modejünglinge, Polemisches gegen andere Berliner Zeitschriften. Auf Politik nahm sie scheinbar wenig Rücksicht; dem, der schärfer zusah, offenbarten sich indessen vielfache Sticheleien gegen die bestehenden Zustände. Sie brachte Auszüge aus Laube's „vortrefflichem" Werke „Das junge Europa", Ausfälle gegen Polizei und Königthum, polemische Wendungen gegen das Hofleben mit Hervorhebung deutscher Kernsprüche aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Sie ironisirte die scheuen, allgemein gehaltenen Berichte der Berliner Zeitungen, z. B.: „In England ist Jemand ermordet worden" mit der Bemerkung, es werde (man bedenke 1833!) die Nachricht von dem Tode Napoleon's verbreitet; „wir können die Wahrheit noch nicht verbürgen". Sie stellte in den Querlesungen, der schon früher (S. 522) gekennzeichneten Art damaligen Humors, einmal die Sätze zusammen: „Er ist im Kampf für die Freiheit untergegangen — und das geschieht jetzt alle Tage". Sie veröffentlichte Bemerkungen eines „Verrückten aus Otempora", z. B. „Gesetze der Narrenstadt", in denen es hieß: „Wer seine fünf Sinne nicht hat, kann auf jede Anstellung Anspruch machen", oder „Gedanken" wie den folgenden: „Wenn ich ein Brett vor den Kopf nehme, so daß ich nichts sehen kann, und halte mir den Mund zu, daß ich nicht schreien kann, so prügelt mich mein Wärter mit einer Knute auf den Rücken und sagt: Du bist ein gutes Volk, lieber Verrückter. Ich möchte nur wissen, was er damit sagen will." Gewiß hatte folgende Bemerkung, der viele ähn-

---

Holzschnitte. Nach einer Notiz in Nr. 112 erschienen damals in Berlin einige 60 Zeitschriften, was kaum glaublich erscheint. Gegen die vielbefehdete Zeitung, die einen ähnlichen Sturm hervorrief wie Saphir's Blätter, war als Gegenblatt: Pandora von Loebel geplant, die aber wohl nicht erschienen ist.

liche angeſchloſſen werden könnten: „In Italien maßt ſich bloß einer das Prädikat der Infallibilität an, in Deutſchland hält ſich jeder Papa für unfehlbar" eine ſtark auf preußiſche Verhältniſſe zugeſpitzte politiſche Tendenz. In einer der letzten Nummern hieß es in einer Weihnachtswanderung über die Großen: „Nehmt dieſen Spiegel, der das Innere wiedergibt; Ihr werdet mit den Kleinen Nachſicht haben." Doch alle dieſe Bemerkungen klingen uns, den an den freien Ton der Preſſe Gewöhnten, ſo wenig offenſiv, daß wir ſchwer begreifen, daß die Zeitſchrift viele Cenſurſchwierigkeiten beſtand und ſchließlich unterdrückt wurde.

Doch kommt das Politiſche, das in dieſer Zeitſchrift eine Rolle ſpielte, auch, wie ſchon angedeutet, in den kleinen humoriſtiſchen Heften zum Ausdruck. Schon in ihnen kam die Erklärung des Litteraten vor, „der lieber Alles" hat und des Servilen, „weil es davon ſehr viele gibt". Auf die Frage des Einen: „Was iſt denn das für eine Regierung, die ſpaniſche?" antwortete ein Anderer: „es gibt jetzt viele Regierungen, die mir ſpaniſch vorkommen." Von Bayern hieß es einmal, bei Gelegenheit der Wiedereinrichtung der Klöſter, „der geliebte König will ſein Volk auf die frühere Klugheit zurückführen." Als ein Junge das Bild der Hinrichtung Sand's ſieht, ſagt er: „Wenn es nur keine üblen Folgen für Sand gehabt hat", worauf der Guckkaſtenmann entgegnet: „Ne, vor Sanden nich, aber —". In einer Unterhaltung über Conſtitution ſagt der Eine: „Wenn wir, det Volk, ſelber ſagen können, wat uns fehlt und wat wir brauchen und wo uns Unrecht jedhan wird, denn find' ick det viel verninftiger"; worauf der Andere bemerkt: „Det können wir doch ſagen", der Erſte aber ſchließt: „Ja, ſagen können wir Allens, aber et nützt niſcht." Und einmal ringt ſich der Stoßſeufzer los: „Es iſt doch beſſer in Amerika, da iſt Freiheit".

Unter den von Glaßbrenner gezeichneten Typen waren die Eckenſteher die eifrigſten Politiker. Dieſer ihrer Eigenſchaft

waren zwei Schriften*) gewidmet. Ihr Gemeinsames besteht darin, naive Nichtwisser durch einen Klugschnabel, der seine Weisheit von einem Gesandtschaftsstallknecht weiß, über die Vorgänge des Tages belehren zu lassen. Die erste Schrift beginnt mit der Herzogin von Berry und läßt alle Länder Revue passiren, die Türkei, wo die Provinzen „Roßschweuse heißen, weil se Haare lassen müssen, die brauchen sie in den Haarem": Aegypten, wo sich „de Leite so lange das Essen abjewehnen, bis se Muhmien werden"; „dadurch wird wol der Pascha Vetter" sagt natürlich der Unterredner; England, dessen Maschinen ganz launig beschrieben werden. Endlich, da die Versammelten auf Frankreich kommen, spielen sie Deputirtenkammer, debattiren über die Frage, ob in den Tuilerien das Rauchen erlaubt sein soll, und das Ganze endet mit einer solennen Prügelei. Die antikatholische Tendenz, die in der ersten Schrift nur leise angedeutet war, kommt in der zweiten, die vom Streit mit dem Kölner Erzbischof ausgeht, Spaniens innere Kriege und den hannöverschen Verfassungszwist betrachtet, zum deutlichen Ausdruck. Aber hier läßt sich auch einmal ein deutsches und ein freiheitliches Wort hören. Ein Improvisator wird, nachdem er einige Proben seiner Kunst gegeben, aufgefordert, Deutschland und Nation zu reimen, lehnt das Ansinnen jedoch ab, das auch Goethe und Schiller nicht erfüllen könnten, „denn Deutschland ist keine Nation." Ein Anderer, wegen seiner freien Aeußerungen zur Vorsicht gemahnt, ruft aus: „Meine Meinung kann ick dreiste aussprechen, davor hab ick Preuße jelernt. . . . Wenn Jott jewollt hätte, daß man das aussprechen sollte, wat Manche jern hören, denn hätt er jeden Menschen uf de Zunge en Polzeicomzarius wachsen lassen. Wer sich fürchtt, wat zu sagen, wat er denkt, der doocht nischt, un wer Ursache hat, sich davor zu fürchten, det is en Schuft."

*) Die politisirenden Eckensteher. Nach dem Leben gezeichnet. (Anonym.) Berlin 1833. Bechtold u. Hartje (Glaßbrenner's Verleger. Erst in der zweiten Auflage nannte sich Glaßbrenner). Politisirende Berliner Eckensteher von A. Brennglas. Leipzig 1839.

Auch sonst begann der Humor sich mit Politik zu beschäftigen, wenn auch im Allgemeinen die Zeit, die wir hier zu behandeln haben, nicht die der politischen Witze war. Unter den zahllosen Witzen Saphirs findet man nur wenige politische. Einmal wird erzählt, daß die chinesische Censur sich darum kümmere, ob genug Reis in den Vorrathskammern sei, und hinzugefügt: „unsere europäischen Censoren bekümmern sich nicht nur nicht um unsern Reis, sondern sie leiden kaum, daß wir Grütze haben." Von ähnlicher Harmlosigkeit waren andere Witze, die sich mit der Person des Königs und anderer hochgestellten Personen beschäftigten, z. B. der am 14. November 1826 nach der Wiederherstellung des Königs von seinem Fall kursirende Vers: „Heil Dir im Siegerkranz, Unserm König sind die Beene wieder ganz," oder die Bezeichnung des Königs als Student, denn es heiße auf der Museumsinschrift: F. W. III, studio liberalium artium oder die auf die Frage: „Warum ist Schuckmann Minister des Innern?" ertheilte Antwort: „Weil er ohne Aeußeres ist."

Stärker war, was man über die Heirath des Königs mit der Gräfin Harrach (Fürstin Liegnitz) sagte. „Man würde die Heirath für eine Fabel halten, wenn nicht die Moral daran fehlte." Sie wurde „Königin der Nacht" genannt, und einem Trommler an der Schloßwache schrieb man die Frage an den wachthabenden Offizier zu: „Soll ich ein bißchen mit der Linken trommeln?"

Prinz Karl von Mecklenburg, der sehr mißliebig war, wurde „Marschall Seitwärts" genannt.*) Eine Dame, welche die Stelle des am Hofe mißliebig gewordenen Fräulein Altrock bekam, wurde Fräulein Neurock genannt. Die Museumsinschrift, in der es hieß liberalium artium museum constituit 1828, gab außer dem schon oben erwähnten noch zu dem Witz Anlaß „da kommt ja die liberale Constitution von 1828 vor". Der geistreichste politische Witz, der damals gemacht wurde, rührt von dem Astronomen Encke her, dem Director der Berliner Sternwarte (1791

*) Dafür und für das Folgende: Bll. I, 27, 55; II, 50; IV, 321. — Varnh. Tageb. I, 96.

bis 1865, seit 1825 in Berlin, seit 1844 Universitäts-Professor). Als der König von Hannover, bald nach der Entlassung der Göttinger Sieben, die Berliner Sternwarte sehen wollte, sagte Encke: „Recht gut, ich werde ihm das Siebengestirn zeigen.“ *)

So waren die politischen Ereignisse, denen man noch in den zwanziger Jahren ein ziemlich geringes Interesse zugewendet hatte, mehr und mehr in den Vordergrund getreten. Die Ereignisse gewannen immer mehr an Bedeutung; es bedurfte nur eines Anstoßes, damit eine wirkliche politische Litteratur entstand.

*) In den Zusammenhang dieses Kapitels gehört auch: (O. v. Deppen) Das moderne Berlin, ein Winterschatz für fröhliche Leser. Berlin 1828. Bei H. Burchhardt. — Berlin. Humoristisch-satirisches Panorama in Distichen-Spielen von Κάλλος. Exp. des Berl. Modenspiegels 1832. (K. B.) Beides recht unbedeutend.

Neunzehntes Kapitel.

Erwachen des politiſchen Sinns.

Die mannigfachen politiſchen Witze bekundeten, daß Etwas die Menſchen neu zu beſchäftigen begann: die Politik. Mit den Worten: „Eindringen des franzöſiſchen Liberalismus“ hat ein neuerer Hiſtoriker die Zeit von 1830—1840 bezeichnet; Theilnahme der Bürgerſchaft am politiſchen Leben könnte man das Charakteriſtiſche jener Jahre nennen. Spezielles Preußenthum und allgemeines politiſches Bewußtſein gingen Hand in Hand. Jenes, ſchon längſt erweckt durch die unvergleichlichen Thaten der Befreiungskriege, wurde genährt durch manche Erfolge, die Preußen z. B. in der Zollvereinsangelegenheit davontrug. Dieſes fand ſeine Hauptanregung in den Ereigniſſen des Auslandes und in der Wahrnehmung, in welcher Art ſich andere Völker an den Vorgängen ihrer Heimath betheiligten.

Die trübe, ſchwüle Stimmung, die früher gekennzeichnet wurde, begann einer froheren Platz zu machen. Bei aller Liebe zum König glaubte man doch, daß nur ſeine im Alten wurzelnden Ideen das Emporkommen des Neuen hinderten. Man hoffte auf den Kronprinzen als auf den Erretter aus veralteten Zuſtänden, als auf den Spender längſt erſehnter neuer Einrichtungen. Politiſche Vereine ſuchten ſich damals zu geſtalten, in denen ſolche Hoffnung und ſolches Ziel zwar nicht offen ausgeſprochen waren, aber als ſtillſchweigend ausgegebene Parole die Beſten vereinte.

Auch sonst begann Berlin sich mit neuen Einrichtungen anderer Haupt- und Großstädte zu befreunden. Damals geschah das Erste für die moderne Gestaltung der Berliner Straßen.*) Im Jahre 1824 legten die Weinhändler Lutter und Wegener vor ihrem, an der Ecke der Französischen und Charlottenstraße belegenen Hause Granitbahnen, und begründeten damit die bisher nicht üblich gewesenen Granittrottoirs. Ihr Beispiel fand einige aber nicht allgemeine Nachahmung, obgleich die Namen derer, die diesem Beispiel folgten, zur „Belohnung ihres löblichen Bestrebens, den Mitbürgern die Wohlthat eines bequemen Bürgersteiges zu erweisen", öffentlich bekannt gemacht wurden. Da dieser Ansporn zur freiwilligen Bethätigung des Bürgersinnes nicht viel genützt hatte, so wurde die Anlage der Bürgersteige durch die Cabinetsordre vom 18. Mai 1828 geregelt. 1837 wurde zum ersten Mal eine Asphaltbahn angelegt vor dem Hause Unter den Linden 23; eine ähnliche gleichzeitig vor dem Berliner Rathhause und in der Klosterstraße vor dem „Königlichen Gewerbehause". Diese Versuche hatten jedoch keinen Erfolg und fanden daher keine Nachahmung.

Ganz am Anfang des Jahrzehnts hatte das erste Auftreten der Cholera einen furchtbaren Schrecken in Berlin verbreitet. Wer flüchten konnte verließ die Stadt. Mochte der Berliner Witz sich den ausländischen Ausdruck mit „kollriger Morps" verdeutschen, oder den Chef des Medicinalwesens Rust, der Absperrung anordnete, als Passer rusticus = gemeiner Landsperling verspotten, und durch solch komisch klingende Uebersetzung dem Grauenvollen etwas von seinem Entsetzen zu nehmen versuchen, mochten die Aerzte hingebend ihre Pflicht thun und die Stadt in Eile Einrichtungen schaffen, die den damaligen sanitären Anschauungen entsprachen, mochten ruhige Schriftsteller, wie Frz. Horn, zur Besonnenheit mahnen und als uraltes, stets neues Mittel gegen die Cholera Muth und Heiter-

*) Die folgenden Notizen nach dem Bär, 17. Jahrg., Nr. 42, S. 531.

keit und Bewährung des Rathes: „Macht euch und Anderen Freude" empfehlen, — Schrecken und Entsetzen blieben bestehen. „Sie war," wie Gutzkow schrieb,*) der sie miterlebte, „das Schreckbild der Menschheit. Auf einem dürren Kosackenklepper schien sie zu kommen, die sieben Plagen als siebensträhnige Knute in der Hand, diese asiatische Giftmischerin, die in alle Brunnen, alle Ströme, in jede Nahrung den Keim des Todes warf." Wirklich waren die Opfer an Menschenleben, welche die unheimliche Krankheit gefordert, groß, und kein Stand blieb ganz befreit.

Nachdem man sich allmählich von den Leiden erholt und aus der Entmuthigung erhoben hatte, ging man mit frischen Kräften zu neuem Leben. Der Vermehrung der Bevölkerung mußte ein stärkeres Erwerbsleben entsprechen. Die Begründung der Borsigschen Fabrik (1837) wurde für Berlin epochemachend. Im nächsten Jahre sah Berlin die erste Eisenbahn. Am 21. September 1838 wurde die Strecke Zehlendorf-Potsdam, am 30. October 1838 die Strecke Zehlendorf-Berlin zum ersten Mal befahren.**)

Längere Zeit vorher war durch des vielgeschmähten, aber in seinem eigentlichen Arbeitsgebiet sehr verdienstvollen Postmeisters v. Nagler Bemühungen eine täglich von Berlin nach Frankreich, Holland, Rheinland und Westphalen abgehende, und vom Westen her in Berlin eintreffende Briefpost eingerichtet worden. (1. April 1823.) In Folge dieser Einrichtung fiel der

---

*) Erlebnisse S. 120. — Vgl. J. G. Hoffmann, Die Wirkungen der Cholera in Preußen. Abhandl. d. Berl. Akad. 1832. G. C. Reich, Die Cholera in Berlin 1831.

**) Im Bär 1888 Nr. 51 wird ein Gedicht des damaligen „Volkssängers" Borchert mitgetheilt, das hauptsächlich die Vergnügungslocalitäten von Steglitz preist, die man nun billig und bequem erreichen könne. Am Schlusse des Gedichts heißt es: „Zwei und drei Groschen ist der Satz, Dafür gönn'n sie uns einen Platz, Und der liebe Herkules, An Schnellkraft sich nicht foppen läßt; Denn in wenigen Sekunden, Ist aus Steglitz man entschwunden, Angekommen in Berlin, Thut man vergnügt nach Hause ziehn."

bisherige Grund für das nur dreimalige Erſcheinen der Berliner Zeitungen fort; ſeit dem 1. Januar 1824 erſchienen die drei politiſchen Zeitungen wirklich täglich. Aber ſie gewannen nicht ſonderlich an Intereſſe, die officielle nicht, wegen der Unfähigkeit ihrer Leiter, die übrigen nicht, wegen der vielfachen Cenſurbeſchränkungen, denen ſie unterworfen waren (oben S. 402, 404). Sie bewährten alle drei Börne's Wort, daß die „deutſchen Blätter von der Armuth nur das Widrige und von der Bettelei nur das Unausſtehliche an ſich hätten." Die Staatszeitung brachte nur die Nachrichten, deren Verbreitung die Regierung wünſchte und in der von dieſer empfohlenen Art, und die beiden älteren Zeitungen nährten ſich von dem Abhub der Berliner Kollegin und auswärtiger Zeitungen, ſo daß Berliner Leſer der letzteren durch dieſe ſchneller und unparteiiſcher unterrichtet wurden, als durch die in der eigenen Stadt erſcheinenden Blätter.*)

War die von den heimiſchen Blättern gewährte Koſt nicht ſchmackhaft genug, ſo ſuchte man ſich wohlſchmeckendere, namentlich ſtärker gewürzte, von auswärts zu verſchaffen. Damals fingen die Berliner Conditoreien von Stehely und Joſty an, Sammelpunkte der Zeitungsleſer zu werden; dort und in vertrauten Kreiſen wurden erregende Nachrichten ausgetauſcht und verfängliche Reden gehalten.

Auswärtige Zeitungen**) wurden in Berlin ſehr viel geleſen, im Jahre 1833: 433 Exemplare deutſcher und ausländiſcher Zeitungen, von jenen am meiſten die Augsburger Allgemeine Zeitung und der Hamburger Correſpondent, von dieſen der Constitutionel und das Journal des Débats. Dies Intereſſe hatte begonnen von der Zeit an, da die freiheitliche Bewegung in Frankreich ſtärker zu werden begann (1821)***), damals wurde

*) Ein biſſiges Urtheil über ſämmtliche Berliner Blätter, auch die unpolitiſchen, ſiehe „Briefe aus Berlin", Hanau 1832, S. 18 ff.; über Börne's Briefe daſelbſt, S. 42, 49.

**) Kapp a. a. O. 6, 239.

***) Varnh. Bll. I, 317, IV, 89, V, 312 fg.

La Rénommée eifrig gelesen; Hegel trank (1826) mit den Studenten auf die Einnahme der Bastille, erzählte, daß er dies kein Jahr versäume und versuchte den Jüngeren die Bedeutung des Ereignisses klar zu machen.

Freiheitsideeen wurden besonders wach im Hinblick auf die Völkerschaften, die um ihre Selbständigkeit rangen: Griechen und Polen.

Für die Griechen zeigte sich lebhafter Enthusiasmus,*) der zunächst vielleicht aus dem Antagonismus gegen Oesterreich und einer starken Sympathie für Rußland hervorging. Einige Studenten zogen den Griechen zur Hülfe. Sammlungen vorzunehmen erklärte Zeune zuerst den Landesgesetzen gemäß für unstatthaft. Eine österreichische Note forderte die Regierung geradezu auf, Sammlungen zu hindern, und die Frechheit der Schriftsteller zu zügeln. Trotzdem druckte „Der Gesellschafter" W. Müller's Lied zu Gunsten der Griechen gegen den österreichischen Beobachter ab. In einer Gesellschaft las Freiherr von Schilling ein starkes Gedicht für die Griechen vor, das er an Lord Byron geschickt hatte, und laute Aeußerungen zu Gunsten des für seine Freiheit kämpfenden Volkes wurden überall, namentlich seitens der Frauen vernommen.

Endlich erfolgte ein ganz unerwarteter Umschwung. Am 25. April 1826 erschien in Berliner Zeitungen eine Aufforderung zur Unterstützung der nothleidenden Griechen, unterzeichnet von Hufeland, Neander, Ritschl u. A. Militär und Schuljugend betheiligte sich an den Sammlungen. Adlige Damen gingen als Werberinnen in die einzelnen Häuser. Der Magistrat nahm Gelder an, in einem Concert bei Reimer, dem auch Gneisenau beiwohnte, sang Henriette Sonntag ein neugriechisches Lied, der König selbst betheiligte sich mit 1200 Friedrichsdors. Doch betonte man seitens der Regierung beständig, daß die Samm-

*) 1821 Bll. I, 325—68 passim; 1822 Bll. II, 43, 229 ff.; 1826 IV, 49—91. Eine merkwürdige Notiz Stägemann's an Cramer, 16. 5. 26, in den Briefen von Chamisso, Gneisenau II, 144.

lungen für die Nothleidenden, nicht für die Kämpfenden bestimmt seien, um dadurch den üblen Eindruck abzuschwächen, den der Berliner Eifer namentlich in Wien hervorrief.

Auch eine litterarische Bewegung für die Griechen, freilich nicht für die nothleidenden, sondern für die kämpfenden, that sich kund. Charakteristisch dafür war K. L. Blum's (1796—1869, von 1818—1826 in Berlin), des späteren Geographen und Statistikers „Klagen der Griechen", Berlin 1822, besonders aber eine von Saphir herausgegebene Schrift. Sie*) enthält zwar manches Bekannte, wie Proben aus den Gedichten Wilhelm Müller's, der zwischen 1821 und 1824 fünf Hefte „Lieder, Neue und neueste Lieder der Griechen" herausgab, aber vieles hier zum ersten Mal Gedruckte, prosaische und poetische Beiträge von Berlinern, z. B. Stieglitz, Hohnhorst, Anselmi, Ludwig Liber (Lesser), Otto von Deppen und manchen ungenannten. Keineswegs alle bezogen sich auf die Griechen, sondern manche behandelten höchst unschuldige und unbedeutende Themata. Der merkwürdigste Beitrag vielleicht war ein langes „Palast" unterzeichnetes Gedicht „Der Sclave", das die langunterdrückte Freiheitssehnsucht, die Verzweiflung an Gott und der Welt seitens des als Sclave Geborenen in energischer Weise zum Ausdruck brachte und als erwünschte Lösung, als einzig mögliche Befreiung den Tod betrachtete.

Unter den Dichtern von Griechenliedern verdient Amalie von Helvig, geborene von Imhoff, die Dichterin der „Schwestern von Lesbos", die Uebersetzerin der Fritjofssage umsomehr eine Erwähnung,**) als sie den höchsten Gesellschaftskreisen angehörte und ihre Lieder im bewußten Gegensatz z. B. gegen ihren Gatten herausgab, der als Aristokrat und Kriegsmann den Griechen abgeneigt war. Angeregt durch das Classicitätsideal, das sie

*) Griechisches Feuer auf dem Altare edler Frauen. Ein Sommerblatt zum Besten der Wittwen und Waisen der bedrängten Griechen herausgegeben von M. G. Saphir. 2 Hefte. Berlin 1826.

**) Griechenlieder im Morgenbl. 1821 und 22. Dann: Gedichte zum Besten der unglücklichen Greise, Wittwen und Waisen in Griechenland. Berlin 1826.

durch die Weimarer Dichterheroen kennen gelernt hatte, schwärmte sie zwar zunächst für das alte Hellas, aber sie sah „den Zorn erhabener Ahnen durch der Enkel Muth versöhnt" und wollte nicht bloß als Frau die Verwundeten pflegen, sondern wünschte sich Krieger- und Herrschermacht, um den Unterdrückten beizustehen.

Auch L. Rellstab begrüßte*) das alte Hellas in seiner Tüchtigkeit, dem nicht die Kraft der Gegner, sondern nur Verrath der eignen Kinder Verderben bereitet habe, erhoffte ein Wiedererstehen der alten Bedeutung und sah im Geiste die Freiheit dem Lande wiedergeschenkt.

Geringere Begeisterung, aber immerhin Antheilnahme herrschte für die Polen, die seit 1815 nicht müde wurden, ihre durch die Wiener Bundesakte endgültig vernichtete Selbständigkeit wiederzugewinnen.

Vielleicht war es das Interesse für Polen, das einige Uebersetzungen des Niemcewicz (1825, 1828) hervorrief.**) Gewiß kam es in G. A. von Maltitz' Drama „Der alte Student", eines Dichters, der unter seinen zahlreichen Reden und politischen Aufrufen auch ein Gedicht „Polonia", Paris 1831, veröffentlichte, zum deutlichen Ausdruck. Dort waren bei der Darstellung der Geschichte eines Polen, der sich mit seiner Guitarre durch Deutschland bettelt, manche Ausfälle gegen Rußland, die von der Censur gestrichen waren, bei der Berliner Aufführung 1828 nicht ausgelassen worden. (Vgl. schon oben S. 505.)

Eine entschiedenere Begeisterung gab sich während und nach der polnischen Revolution (1831) kund. Eine den Polen gewidmete anonym in Hamburg erschienene Liedersammlung***) ist von einem jungen Berliner Dichter M. Veit.†) Daß sie bei dem

*) Griechenlands Morgenröthe in neun Gedichten. Heidelberg 1822. Rellstab's Werke XII, 182 ff.

**) Goedeke, Grundriß III, alte Ausgabe, 1366 fg., 919.

***) Polenlieder, Ein Todtenopfer. Hambg., Hoffmann u. Campe, 1832.

†) Ueber Veit oben S. 442. Auszüge aus den Polenliedern in Wehrenpfennig's Gedenkschrift auf Veit (Berlin 1870). Dort sind auch einzelne der oben S. 442 behandelten Gedichte abgedruckt.

Verleger der Freiheitssänger, Börne's und Heine's erschien, hat seinen Grund in den mannigfachen Anspielungen auf preußische Verhältnisse. Denn der Dichter blickte mit Neid auf die östlichen Brüder, die Kosziuskos Odem beseelte und klagte, daß es schon achtzehn lange Jahre her sei, daß wir auch einmal den Geist beschworen; er sprach es aus, daß er und seine Gesinnungsgenossen „Deine Schlachten in heiliger Sympathie theilen". So verkündete er den Ruhm einzelner Helden und klagte Europas Nationen an, Polens Fall thatenlos zuzusehen. Deutschlands Dichtern aber rief er mit flammenden Worten zu, die kleinen Leiden, die ihre Brust erschuf, zu vergessen und Herz und Sinn mit dem großen Schmerz zu füllen, der Europas Heldenherz zerrissen habe und er schloß:

Ihr duldet nicht, ihr Lieder, daß es der Macht gelingt,
Den Heldenruhm zu schmälern, der alle Welt bezwingt.
Wohl habt ihr keine Säule, die eure Siege nennt,
Weil ihre stumme Sprache auch eure Schuld bekennt.

Ihr aber baut, ihr Lieder, das Siegesdenkmal auf
Und schreibt die Heldennamen mit Flammenschrift darauf.
Der lässigen Geschichte, die streng der Nachwelt harrt,
Entreißt den trägen Griffel für unsre Gegenwart.

Den stärksten Eindruck indessen machte die große europäische Revolutionsbewegung von 1830, von der die polnische Insurrection nur ein Theil war. Aller Augen waren nach Frankreich gerichtet.

Die Julirevolution und die holländisch-belgischen Wirren erweckten das politische Interesse der Berliner. Kein Geringerer als Moltke*) bezeugt dies politische Interesse und die in Soldatenkreisen herrschende kriegerische Stimmung. Er schreibt (13. Februar 1831): „Hier ist ein neues Leben in die Menschen gefahren, die Cafés sind überfüllt mit Neugierigen, und kaum, daß man die Zeitungen erhaschen kann, besonders die französischen. Politik wird in allen

*) Briefe, 1. Samml., 4. Band der Ges. Schriften Moltke's, Berl. 1891, S. 52. Auch Ranke, Z. eign. Lebensgesch., S. 66, constatirt diesen Eindruck.

Salons, in den Theatern, wie in den Bierstuben verhandelt. Die Offiziere, welche das Geld dazu haben, schaffen sich ihre Packsättel und Feldequipirung an, um den Krieg zu erwarten, und wir anderen erwarten den Krieg, um uns equipiren zu können. Regierungsräthe und Gerichtsassessoren suchen ihre Landwehruniformen hervor — nur die Handelsherren machen bedenkliche Gesichter. — Ein ungeheurer Applaus brach vorgestern in der Vorstellung der Jungfrau von Orleans aus bei der Stelle: ‚Das Volk muß sich für seinen König opfern'." In den bürgerlichen Kreisen war der Eindruck der französischen Revolution ein nicht minder mächtiger. Aber dort empfand man keine Sehnsucht nach Krieg, sondern ein unbestimmtes Freiheitsahnen, eine Sehnsucht nach anderen, und, wie man hoffte, besseren Zuständen. Die französischen Zeitungen wurden in den Kaffeehäusern laut vorgelesen, die Zuhörer bezeugten oft allgemein ihren Beifall, Officiere, Kaufleute, Studenten. Die bitteren Scherze des Figaro wurden mit Wohlgefallen wiederholt. Selbst unter den Aristokraten zeigten sich Anhänger der großen Bewegung, obwohl sie im Ganzen natürlich zu deren Gegnern zählten. „Die Kaufleute und Bürger sind ganz stolz darauf, daß ihresgleichen in Paris mit den höchsten Functionen bekleidet auftreten." Ein Wort von Frau Lea Mendelssohn-Bartholdy wurde colportirt, die auf die Mittheilung, ihr Mann werde bei dieser Gelegenheit an Staatspapieren viel verlieren, sagte: „das müßte mir sehr leid sein, aber meine Gesinnungen kann ich deshalb doch nicht von dem Börsencours abhängig machen." *)

Freilich war auch Abraham Mendelssohn, der damals übrigens in Paris weilte, keiner von denen, die ihre politischen Ansichten nach dem Cours der Papiere bestimmten. Er schrieb (30. Aug. 1830)**): „Ich bin mit Leib und Seele, mit Herz und Magen dem Prinzip der Journées de Juillet zugethan und halte sie für die außerordentlichste Begebenheit der ganzen Welt-

*) Bll. V, 302—4.

**) S. Hensel a. a. O. I, 293.

geſchichte." Wenn ein 53jähriger mit ſolcher Ueberſchwänglichkeit urtheilte, einer, der als Knabe die große franzöſiſche Revolution erlebt hatte, ſo waren viele der Jüngeren zuerſt wie erſtarrt, dann, nachdem die Erſtarrung gewichen war, trunken vor Freude. Man braucht nur Gutzkow's autobiographiſche Schriften zu leſen, und man wird, wennſchon zwiſchen ihrer Abfaſſung und dem Ereigniß faſt ein halbes Jahrhundert liegt, des gewaltigen Umſchwungs inne, den die Julirevolution hervorrief.

Ein ſolcher Umſchwung wurde nicht bloß durch die Ereigniſſe ſelbſt erzeugt, ſondern durch die Schriften, die dieſe begleiteten. Unter ihnen wurden gewiß Börne's „Briefe aus Paris" am meiſten geleſen, und machten den größten Eindruck. Seine Begeiſterung für die Franzoſen, der Hohn gegen die Deutſchen, der Kampf wider das Königthum, auch gegen das Julikönigthum, das er trotz ſeines Eifers für die Revolution nicht billigte, der Grundſatz, daß die Völker edler ſind als die Fürſten, die Lobpreiſung der Freiheit, ja das wollüſtige Schwelgen in ihr, die Betheuerung, daß nun ein ununterdrückbares Freiheitsbewußtſein die Welt erfülle, die Bewunderung jedes kleinen Zugs im Leben der Franzoſen, die Verherrlichung ihrer Entſagung und Aufopferung wurden auch in Berlin angeſtaunt und mitempfunden. Derartiges war noch nicht geſagt worden, wie der Satz (Werke IX, 91): „Freunde politiſcher Alterthümer werden durch unſere Städte wandern, und unſere Gerichtsordnung, unſere Stockſchläge, unſere Cenſur, unſere Mauthen, unſeren Adelſtolz, unſere Bürgerdemuth, unſere allerhöchſten und allerniedrigſten Perſonen, unſere Zünfte, unſeren Judenzwang, unſere Bauernnoth begucken, betaſten, ausmeſſen, beſchwatzen, uns armen Teufeln ein Trinkgeld in die Hand ſtecken, und dann fortgehen und von dieſem Elende Beſchreibungen mit Kupferſtichen herausgeben. Unglückliches Volk! wird ein Beduine mit ſtolzem Mitleide ausrufen!" Ueber Preußen aber hieß es (a. a. O. 159 fg.), als von dort aus das Gerücht einer Conſtitution verbreitet war: „Eine Conſtitution, die man im Dunkeln macht, kann nur ein

Werk der Finsterniß werden. Die Freiheit, die man vom Herren geschenkt bekömmt, war nie etwas werth; man muß sie stehlen oder rauben."

Fr. v. Raumer's Briefe*) lassen sich mit den Börnischen nicht vergleichen, wenn sie auch denselben Titel führen und aus dem nämlichen Jahre stammen. Börne ging als Politiker, Raumer als Historiker und Weltmann nach Paris. Daher nehmen auch bei ihm Gesellschafts- und Theaterberichte einen breiten Raum ein, aber sie sind ohne Geist und Witz. Raumer lebte seit Mitte April in Paris bis zum 15. August, aber gerade in den entscheidendsten Julitagen war er abwesend. Doch gab er ein anziehendes Bild von dem, was er selbst sah und durch Andere hörte. Er referirte ohne rechte innere Theilnahme an den Dingen, schilderte mehr die Freude Anderer als seine eigene. Am 3. Aug. gedachte er des Geburtstags des Königs. Denn er war kein Revolutionär, wenn er auch den Aufständischen die Anerkennung nicht versagte, daß sie in Unruhe und Kampf das Eigenthum schonten und schützten. Er war constitutionell gesinnt, und forderte Theilnahme der Völker an Gesetzgebung und Verwaltung. Er hatte das Verfahren der Regierung vor der Revolution gemißbilligt, und einen Sturz des Ministeriums, freilich keine gewaltsame Erhebung, vorausgesagt. Unter dem Eindruck der letzteren brauchte er die gewiß nicht bloß auf Frankreich berechneten Worte: „daß keine bewaffnete Macht die Despotie gegen unbewaffnete Bürger durchsetzen kann, wenn diese mit Festigkeit ihre Rechte vertheidigen". Mit nicht allzu großem Antheil schilderte Raumer auch Polens Untergang. Er gab keine Verherrlichung eines für seine Freiheit kämpfenden Volkes, sondern eine historische Schilderung mit einer gewissen Abneigung gegen die herrschende Macht. Ein Wort der Vorrede „er könne dem Erfolge, der Nothwendig-

*) Briefe aus Paris und Frankreich im Jahre 1830. 2 Bde., Leipzig 1831. Die Briefe sind an Berliner Verwandte und Freunde, u. A. auch an Madame Crelinger, gerichtet. — Polens Untergang. 2. Auflage, Leipzig 1832.

keit, dem Zufall nicht unbedingte Ehrfurcht erweisen" bezeichnet die Tendenz der ganzen Schrift, die trotz ihrer Zahmheit Anstoß erregte.

Einen noch größeren Eindruck, als Börne durch das geschriebene, machte E. Gans durch das gesprochene Wort. Von ihm wird ausdrücklich bezeugt*), daß er „von großem Einfluß auf die politische Bildung Berlins war", und daß er durch sein Colleg über die französische Revolution „die Machthaber in Harnisch brachte". (Vgl. unten S. 558 und 589.) Wie bei allen großen Rednern, läßt sich auch bei ihm die Macht des gesprochenen Wortes aus dem geschriebenen nicht voll entnehmen. Doch schon dieses bleibt wirksam genug. In gleicher Stärke, wie bei Börne, war hier der Gedanke ausgesprochen, daß die junge Generation in Frankreich ganz anders ihre Aufgabe verstand und ihre Rolle spielte, als in Deutschland. Die Billigung der Revolution ward zwar nicht mit Begeisterung, doch mit Entschiedenheit ausgesprochen, sie müßte, so hieß es, „Zustimmung selbst bei solchen Männern finden, die der rohen Gewalt als politischem Heilmittel sonst wohl nicht gewogen sein möchten". Vor Allem wurde der Gedanke festgehalten, daß trotz möglichen Rückfalles im Einzelnen die liberalen Gedanken gesichert seien: „Gewisse Fragen sind auf immer entschieden, und die Langsamkeit der Bekehrung und des Widerstandes ein sichereres Zeichen des Erfolges, als wenn derselbe in unaufhaltsamen Zügen eingetreten wäre".

Freilich den eben gekennzeichneten Geist ließen die in Berlin erschienenen politischen Broschüren nicht erkennen. Offene Anerkennungen der Revolution durften sich nicht hervorwagen, aber allzu zahm war eine Schrift**), die zwischen der revolutionären und der konservativen Partei zu vermitteln suchte, indem sie für die

*) H. Laube, Lebenserinnerungen, Leipzig 1872, S. 287. — Gans' Vorlesungen, Fragm., in Raumer's Taschenbuch Bd. 4, 5 enthalten nur die Schilderung der letzten Zeit Ludwig's XIV.; über die Zeit von 1830 ff. Aufsätze in den „Rückblicken", Berlin 1836.

) Ludwig v. d. H: Die rechte Mitte. Politische Herzensergießungen eines Preußen. Berlin 1832. (Ludwig Liber? oben S. 451.)

Entfernung aller Extravaganzen sowohl nach der rechten, als nach der linken Seite plaidirte, gegen Obscurantismus auf der einen, und Preßfreiheit auf der anderen Seite auftrat, statt des Enthusiasmus allein die Stetigkeit empfahl. Sie schloß ihre Darlegung mit dem unglaublichen Vers:

„Groß, unbezwungen steht es da,
Es ist mein Volk Borussia."

Dagegen wurde der antirevolutionäre Standpunkt vielfach vertreten. Charakteristisch dafür war eine Schrift Jarcke's, deren Verfasser, als einer der hauptsächlichen politischen Schriftsteller Berlins, ein näheres Eingehen verdient.

Eine Vermehrung ganz eigener Art erhielt nämlich die publicistische Litteratur Berlins durch das im Jahre 1831 (October) gegründete „Politische Wochenblatt". Sein Herausgeber K. E. Jarcke (1891—52)*), von 1825—32 in Berlin zuerst als Professor des Strafrechts an der Universität, daneben zuletzt nur wenige Monate als Hülfsarbeiter im Justizministerium für kriminalistische Gesetzarbeiten thätig, ein scharfsinniger, hochbegabter Schriftsteller, gehörte zu den eifervollen Verfechtern der Legitimität und war, bevor er fanatisch für den Katholicismus eintrat, ein überzeugter, und nicht minder energischer Gegner aller freiheitlichen Bewegungen. Diesen seinen Standpunkt legte er dar in seiner anonym erschienenen Abhandlung „Die französische

*) Ueber Jarcke vgl. A. D. B. XIII, 711ff., wo auch seine wissenschaftlichen Arbeiten gewürdigt sind. Die Schrift über die französische Revolution erschien 1831, die erste Nummer des „Politischen Wochenblatts" 8. October 1831. Seine wesentlichsten Artikel daraus auch nach der Berliner Zeit veröffentlichte Jarcke in den „Vermischten Schriften". 3 Bände. München 1839. — Wie man in liberalen Kreisen über Jarcke dachte, geht aus folgenden Versen, Briefe aus Berlin, Hanau 1832, S. 123fg., hervor:

Konvertit und Jurist, Professor, Politiker, Doctor —
Sahet, ihr Herren, wohl je so viel auf Einen gepackt?
Rastlos werf' ich mein Netz, daß Petri Fischzug mich lohne,
Orden ermangelnd aus Rom und aus Don Miguel's Stadt.
Weil ich dem Michel so viel des Honigs geschmiert um den Milchbart,
Macht er, wie seinen Barbier, denk' ich, auch mich zum Marquis.

Revolution von 1830, historisch und staatsrechtlich beleuchtet in ihren Ursachen, ihrem Verlaufe und ihren wahrscheinlichen Folgen". In dieser Schrift schilderte er von seinem Standpunkte aus in consequenter Weise die Revolution als ein ungesetzliches, unrechtmäßiges und unvernünftiges Ereigniß. Die Ursachen der Revolution sah der Verfasser, unter beständigem Hinweis auf französische Blätter, in den geheimen Gesellschaften, die seit 1814 ihres Amtes gewaltet, schon früher manche Verschwörungen angezettelt und nun ihre ganze Kraft in der letzten Erhebung gezeigt hätten. Als wahrscheinliche Folgen — soweit man sich anmaßen könnte, den Schleier der Zukunft, die in Gottes Hand stehe, zu heben — erklärte er aber: Republik, Insurrektion, Fortdauer und Sieg der Revolution in Frankreich. Der Verfasser schloß mit der Mahnung, in einer solchen unruhigen Zeit auch gerechte Beschwerden nicht zu verfolgen, sondern bürgerliche Treue und strenge Beobachtung der eigenen Pflicht zu üben.

An dem in dieser Broschüre vertretenen Standpunkt hielt Jarcke auch in seiner Zeitschrift fest. Dieses „Politische Wochenblatt", das zuerst als „Allgemeine Staatsanzeigen" angekündigt war, und dessen jeden Sonnabend erscheinende Nummern bis zum 10. December 1831, vermuthlich der Cholera wegen, den Druckvermerk „desinficirt" trugen, war ein gut und geistvoll geschriebenes, consequent durchgeführtes Blatt. Es brachte weder Nachrichten noch Anzeigen, sondern in jeder Nummer einen kurzen politischen Wochenbericht, mehrere Correspondenzen und selbständige Artikel, seltener Bücherbesprechungen. In den Berichten, Correspondenzen und Artikeln spielte Preußen eine ungemein geringe Rolle. Am 10. März 1832 erschien die erste Notiz über Preußen; die wenigen diesem Staate gewidmeten Artikel behandeln die Polen in Preußen, das Verfahren der Regierung gegen die Flüchtigen billigend, die Revision des allgemeinen preußischen Landrechts, die Landräthe und Kreisstände der preußischen Monarchie. Auf Oesterreich wurde so gut wie keine, große Aufmerksamkeit dagegen den süddeutschen Staaten

zugewendet, deren constitutionelle Regungen den Mitarbeitern widrig und deren revolutionäre Bewegung ihnen ein Greuel waren. Der deutschen Revolution in Leipzig, Dresden, Hannover, Braunschweig waren größere Artikel gewidmet; von „schlimmen" süddeutschen Blättern wurde besonders „Die deutsche Tribüne" verfolgt; das Hambacher Fest, über das zwar keine eingehende Schilderung geboten, über das aber mehrfach resumirende Artikel gebracht wurden, erregte den Berichterstattern „Schmerz und Ekel", und die danach gefaßten Bundesbeschlüsse erschienen ihnen als „Vollendung im rühmlichen Wirken der Sicherheit Deutschlands". In demselben Sinne wurden Verhältnisse der auswärtigen Länder, unter denen Frankreich bei weitem die erste Stelle einnahm, betrachtet. Der Standpunkt des Blattes war ein durchaus antirevolutionärer, streng mittelalterlich-feudalistisch-christlicher. Der Kampf gegen die liberalen Forderungen aller Art: ständisches Wesen, Preßfreiheit, neue Gesetzgebung, Schwören der Offiziere auf die Verfassung bildete den Hauptzweck. Es sollte nachgewiesen werden, daß die Revolution, zu der jede freisinnige Bestrebung führe, das Eigenthum schädige, den Staat vernichte, ja daß sie nirgends wirklich die Freiheit hervorgerufen habe. Jarcke und seine Mitarbeiter entledigten sich ihrer Aufgabe mit unleugbarem Geschick; für Berlin war das „Politische Wochenblatt" die erste Zeitung, die wirklich den Namen einer politischen verdient, was freilich kein Wunder war, da jedes Freisinnige sofort unterdrückt worden wäre. Daher durfte Jarcke mit einigem Recht von sich sagen, als er am 15. November 1832 aus der Redaction schied: „Vielleicht ist noch niemals einem deutschen politischen Schriftsteller ein so auserwähltes und geistvolles Publicum zu Theil geworden, als die Umgebung, durch welche er sich getragen und durch deren Beifall und Zustimmung er sich beglückt fühlte."

Neben Jarcke's stand Ranke's Zeitschrift.*) Diese wurde,

*) Historisch-politische Zeitschrift, hgg. von Leopold Ranke. 1. Band, Hamburg 1832. 2. Band, Berlin 1833—36.

je länger sie bestand, desto mehr eine historische, anfangs aber war sie politisch. Sie enthielt bedeutsame Abhandlungen, Musterleistungen historischer Kritik und Darstellung vom Herausgeber selbst, Beiträge von Savigny, Clausewitz und manchem Ungenannten. Sie wollte nicht die stets wechselnden Tagesneuigkeiten beleuchten, sondern das schon historisch Gewordene untersuchen. Sie lenkte den Blick besonders auf deutsche und französische Verhältnisse. Doch mahnte sie stets zur Ruhe und Eintracht, rieth ab, „nach einem eingebildeten Glück auf Wegen, die vom Wahren abführen, zu jagen", wollte die Deutschen verhindern, ihre Blicke nach Frankreich zu wenden, indem sie „den Unterschied zwischen gesetzmäßigem Fortschritt und ungeduldig zerstörender Neuerung" feststellte und als wesentlichen Vorzug der Deutschen erklärte, daß dort „die Neuerung im Bunde mit den Fürsten vollbracht" worden sei. Sie wollte nicht jede Betheiligung des Volkes, dessen Begehren nach Preßfreiheit sie leugnete, an der Politik zurückweisen, beschränkte aber die Mitthätigkeit des Mittelstandes durch den Satz: „Macht soll er haben nach dem Maße seiner Einsicht, d. h. im Wesentlichen nach dem Kreise seiner Erfahrungen, aber nicht nach den oberflächlichen Theorieen, welchen die öffentliche Meinung zu folgen jetzt nur zu sehr geneigt ist." Indem sie aber auf die große Verbreitung des Interesses für Politik hinwies und auf die Neigung Vieler, sich damit zu befassen, tadelte sie beide mit den Worten: „Aber jene Verbreitung ist darum nicht erhöhte Einsicht, und diese Neigung ist von wahrem Bürgersinn, d. h. von hingebender, selbstverleugnender Liebe zum Gemeinwohl noch sehr verschieden."

Während so die Pariser Revolution und die Aufstände an anderen Orten Anlaß zu Gesprächen und vielfachen Darstellungen gaben, blieb Berlin ruhig. Denn wenn auch viele der Unterrichteten revolutionär gesinnt waren, das Volk dachte an keine Erhebung. Das zeigte sich am deutlichsten in den beiden sogenannten Aufständen, die diesem Jahrzehnt angehören. Der

erste vom 16. September 1830 war wirklich ein „Neugierigkeitsauflauf", wie ein damaliger politischer Correspondent ihn bezeichnete (Börne IX, 103), oder eine Schneiderrevolte, wie die Berliner sagten, denn er entstand durch Schneidergesellen, die sich zusammenrotteten, um einen ihrer „wegen Neuerungen" verhafteten Collegen zu befreien. Der zweite (3. August 1835) brach aus, weil die Berliner sich ihre Gewohnheit, am Geburtstag des Königs zu knallen und zu schießen, nicht entziehen lassen wollten. Eine wirklich politische Ursache lag daher bei beiden Straßenkrawallen nicht vor, obwohl der letztere ziemlich blutig war und, wie dies bei derartigen Zusammenrottungen oft geschieht, nicht ohne Nachspiel blieb. Seine vollständige Harmlosigkeit ergibt sich aus den Geschichtchen, die damals wirklich passirten oder in den Witzheften erzählt wurden. Am bedenklichsten war, wenn ein Eckensteher, der Hände und Taschen voll Feldsteinen hatte, sehr ärgerlich darüber wurde, daß man ihm verwehren wollte, „Feiersteenekens uff de Schossee" zu sammeln. Wenn ein anderer die Gaslaternen mit den Worten einschlug: „Mit Gott für König und Vaterland", so machte er nur einen auf den Tag bezüglichen Witz. Damals entstand auch der Witz, daß ein Schusterjunge auf der Straße ausrief: „Wir wollen keinen König mehr", und gefragt, wie er solchen Ruf wagen könnte, hinzusetzte: „Weil wir einen haben." Die Selbstironisirung aber, an der die Berliner so besondere Freude hatten, zeigt sich am besten in dem Plakate, das damals angeheftet gewesen sein soll: „Wegen Unpäßlichkeit eines Schusterjungen kann heute die Revolution nicht stattfinden."

Auch unter den erneuten Maßregeln der Bundesregierungen in Folge des Frankfurter Putsches hatte Berlin selbst verhältnißmäßig wenig zu leiden. Neue Demagogenverfolgungen, noch kleinlicher und grundloser, als die etwa ein Jahrzehnt früher unternommenen, begannen. Sie gingen freilich von Berlin aus, wo die Unternehmer, vor Allem der grimme Kamptz, die Ausführenden Tzschoppe und Dambach — „der preußische Reim

auf Hambach", wie man damals spöttelte — und einer der kläglichsten Denuncianten Joel Jacoby, ihren Sitz hatten. Aber sie trafen fast ausschließlich Nichtberliner. Die Stadt- und die Hausvoigtei, die damals recht eigentlich ihren traurigen Ruhm erwarben, beherbergten meist fremde Gäste.

Die Zeitereignisse übten ihre Wirkung auch auf die Universität. Friedrich von Raumer hatte wegen freier Worte viel zu leiden, selbst der von der russischen Polizei aufgegriffene Brief eines polnischen Zuhörers, der des Professors Aeußerungen über die Theilung Polens mit Befriedigung constatirte, machte ihm Ungelegenheiten. Ein Student wurde wegen eines gleichfalls auf der Post geöffneten Belobigungsbriefes an Thiers relegirt. Vielleicht die größte Aufregung rief an der Universität und in wissenschaftlichen Kreisen überhaupt die Entlassung der sieben Göttinger Professoren hervor, die nach der Aufhebung des hannöverschen Staatsgrundgesetzes erklärten, sie hielten sich an ihren früher auf dies Gesetz geleisteten Eid gebunden. Eine officielle Theilnahme für die Göttinger Sieben wurde verboten. Trotzdem gingen die Sammlungen ruhig ihren Gang. Die Studenten brachten Gans, der sich am eifrigsten für die Göttinger ausgesprochen, ein Ständchen und dem über ihm wohnenden Tzschoppe ein Pereat. Gans mahnte in maßvoller Rede zur Ruhe.*) Eine tiefgreifende politische Erregung ging von diesem Ereigniß aus. Grade durch dieses wurden die Insassen der Gelehrtenstuben, die bisher das politische Treiben als etwas Fremdes, beinahe der Gelehrten Unwürdiges angesehen hatten, zur Politik gedrängt. Sie nahmen nicht mehr in dumpfer Resignation die Ereignisse auf. Vielmehr fühlten sie sich durch das Schicksal ihrer Amts- und Fachgenossen selbst gekränkt, zur Geringachtung des Bestehenden angetrieben, zur Hoffnung auf eine bessere Zukunft angeregt. Selbst ein so ruhiger und der Politik abgewandter Mann, wie K. Lachmann**), schrieb: „Ich

*) Varnh. Tageb. I, 21, 50, 53, 71, 82 fg.

**) Lachmann an Haupt 1838, Briefe S. 45.

bin gar nicht erbaut von Grimms' Verſtimmung, in der er gar nicht einſieht, wie Regenten erzogen werden und wie wenig man überhaupt von unſerem alexandriniſchen Zeitalter erwarten darf." „Viele ſind es," ſo ſchrieb Marcus Niebuhr an Dahlmann, „die nicht nur fühlen, ſondern auch Gedanken und Worte wagen, dazu gehören auch die mir am nächſten Stehenden, beſonders Savigny und Bettina Arnim, die untröſtlich iſt."*) Sie war es denn auch, welche den Gedanken faßte, Jakob und Wilhelm Grimm nach Berlin zu ziehen, und die ihn mit großer Energie, mit unermüdlicher, „allzu ſichtbarer" Thätigkeit feſthielt. Durch ihre Verwendung beim Kronprinzen, dann bei demſelben als König Friedrich Wilhelm IV., endlich durch A. v. Humboldt's Vermittelung gelang es, die Brüder für Berlin zu gewinnen (2. November 1840). Damals freilich (1837) mußte die Erfüllung ſolcher Hoffnungen den Meiſten unmöglich erſcheinen; wurde doch ſelbſt ein poetiſcher Zuruf, den Franz Frhr. v. Gaudy (1800—1846, ſeit 1837 in Berlin), der humoriſtiſche Reiſebeſchreiber und liebenswürdige Erzähler venetianiſcher Geſchichten, ein Genoſſe der jüngeren Romantiker, den Göttingern in dem Berliner Muſenalmanach widmen wollte, von der Cenſur verboten.**)

Selbſt wiſſenſchaftlichen Unternehmungen wie den „Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik" wurde die Cenſur derart hinderlich, daß die Theilnehmer der Societät das Aufhören des Unternehmens beſchloſſen (November 1839); nur, da der Miniſter größere Freiheiten verſprach, willigten ſie in eine Fortſetzung.

Die Cenſurmaßregeln waren wie ehedem von dem Bunde dictirt worden. Sie richteten ſich beſonders gegen eine Zahl junger norddeutſcher Schriftſteller, für die Ludwig Wienbarg den Namen des „jungen Deutſchland" erfunden hatte. Ihnen

*) Wendeler, Meuſebach-Grimm, Briefw., 1880, S. 260ff.

**) Vgl. Deutſche Dichtung, Bd. XIV, S. 225. Das Gedicht „Die Landesflüchtigen" in Gaudy's Werken, 1844 Bd. 4.

hatte man seltsamer Weise Börne und Heine zugesellt, die höchstens als Väter der jugendlichen Verbündeten gelten konnten. Von diesen kommt Heinrich Laube hier nur deswegen in Betracht, weil er 1834 neun Monate in der Hausvoigtei zubringen mußte, weniger wegen seiner litterarischen als wegen seiner burschenschaftlichen Thätigkeit; dann lebte er eine Zeit lang unangefochten in Berlin, wurde 1837 zu fünfjähriger Festungshaft verurtheilt, die er in Muskau zubringen durfte.

Von den Männern des Jungen Deutschland war der einzige Karl Gutzkow ein Berliner, geboren am 17. März 1811 als Sohn des ersten Bereiters des Prinzen Wilhelm.*) Wenn er auch seine gesammte Jugendbildung in Berlin erlangte, dort die Schule und Universität besuchte, so kam er vom Beginn seiner Reise an doch nur ganz vorübergehend nach Berlin, verlegte seine schriftstellerische Thätigkeit nach anderen Orten und übte seine Wirkung mindestens ebenso auf Mittel- und Süddeutschland aus, wie auf Berlin.

Das Gemeinsame dieser jungen Schriftstellergemeinschaft, die durchaus keine geschlossene Gesellschaft war, in der vielmehr jeder seine eigenen Wege ging und seine entschieden ausgeprägte Individualität hatte, waren außer einer stark ausgesprochenen Kameraderie, die sich in ähnlicher Weise bei jeder Coterie jugendlicher, mit starkem Selbstbewußtsein ausgestatteter Autoren kundgibt, einzelne Grundsätze.

Diese waren freie politische Ansichten, in denen eine gewisse weltbürgerliche Tendenz hervortrat und Sympathieen für Frankreich zum Ausdruck kamen, als für das Land, das die revolutionären Forderungen am ehesten befriedigt hatte; religiöse Unabhängigkeit, die, unterstützt von damals veröffentlichten epochemachenden kritischen Untersuchungen über die Evangelien, eine sehr christenfeindliche, bisweilen atheistische Färbung annahm;

*) Vgl. Gutzkow: Aus meiner Knabenzeit. Leipzig 1852. ein Buch, das leider nur die Jahre von 1811—21 behandelt. — Die übrigen biogr. Schriften sind gelegentlich erwähnt.

sittliche, stark durch Heinse beeinflußte Anschauungen, in denen das Sittengesetz als eine veraltete Convention erschien, die freie Liebe und die Emancipation des Fleisches dagegen als Lehren des neuen Sittencodex gepredigt wurden. Denunzirt durch Wolfgang Menzel war die junge Schule der Verdammung des deutschen Bundestages anheimgefallen. (10. Dezember 1835.) In diesem Beschluß waren die deutschen Bundesregierungen verpflichtet worden, an den genannten Schriftstellern, denen man noch Theodor Mundt zugesellt hatte, die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes nach ihrer vollen Strenge zur Anwendung zu bringen und die Verbreitung ihrer Schriften mit allen gesetzlichen Mitteln zu verhindern.

Die Bundesmaßregeln gegen das junge Deutschland wurden zuerst in Berlin verschärft.*) Ursprünglich sollten die Namen der Schriftsteller auf den von ihnen geschriebenen und edirten Büchern nicht genannt werden, so daß der 3. Band von Knebel's Nachlaß zurückgehalten wurde, weil der Name Mundt's als der des Herausgebers figurirte, später wurde wenigstens diese Vorschrift zurückgenommen. Mundt lebte unangefochten in Berlin. Gutzkow's „Savage" erlebte in Berlin einen Triumph, wenn auch die maßgebenden Regierungsmänner die Aufführung entschieden mißbilligten.

Zu den Grundsätzen der neuen Schulen gehörte die Emancipation des Weibes. Daher traten die Frauen als Schriftstellerinnen mehr in den Vordergrund. Schreibende Frauen hatte es in Berlin immer gegeben, aber die des vorigen Zeitraums, wie Karoline Woltmann, waren mehr gewandte Gehülfinnen ihres Gatten gewesen, oder sie waren, wie Amalie von Helvig, sinnige Dichterinnen, die meist abseits von dem öffentlichen Leben sich ihre Kreise suchten. Das Eigenartige bei den Frauen der neuen Zeit besteht darin, daß sie nicht mehr abseits standen

*) Einzelnes in Varnh. Tageb. 1, 7, 57, 151 ff., 173 fg. — Im Allg. vgl. Prölß, Das junge Deutschland. Stuttgart 1892.

ſondern die Zeitbewegungen in ihrer Wichtigkeit erkannten und in ſie einzugreifen wünſchten. Bisher war Litteratur und Kunſt das einzige Gebiet geweſen, auf dem ſich Frauen verſucht hatten, nun trat Politik und Religion hinzu.

Zwei Frauen ragten beſonders hervor, beide ſchon mehrfach genannt vgl. S. 195 ff., 375 ff., 469: Rahel Levin, die Gattin von Varnhagen von Enſe und Bettina Brentano, die Gattin Achims von Arnim. Die Gemahlin des märkiſchen Edelmannes und die Frau des bürgerlichen Geheimraths, der einen alten Adelstitel aus verſtaubten Papieren hervorgeſucht hatte, die Berliner Jüdin und die Frankfurter Patricierin waren ähnlich im Fühlen und Denken. Ungebundenheit, Entfernung von Convention, Freiheit von Zwang war ihr Ziel. Die Ausbildung ihrer eignen Individualität galt ihnen als das Höchſte. Als Frauen fühlten ſie ſich zu den Schwachen und Unterdrückten hingezogen: zu Völkern, die um ihre Freiheit und Unabhängigkeit ſtritten, zu den Einzelnen, die wegen ihres Glaubens oder Standes duldeten. Sie hatten beide den Drang, rückſichtslos ihre Ueberzeugung auszuſprechen, zunächſt nur in der Abſicht, unter den Naheſtehenden für Verbreitung ihrer Anſchauungen zu wirken. Daher ſchrieben beide keine Werke, ſondern Briefe, in denen ſie, wie der Schriftſteller in ſeinen Büchern, den Reichthum ihres Geiſtes niederlegten. Sie ſchrieben nur für die Vertrauten, nicht für die Fremden. An die Oeffentlichkeit drängten ſie ſich nicht. Rahel ließ, ſo lange ſie lebte, nichts unter ihrem Namen erſcheinen, und nicht auf ihr Betreiben geſchah es, daß ihre Auszüge aus zwei ihrer Lieblingsſchriftſteller, Angelus Sileſius und Saint Martin, Tagebuchbruchſtücke in Berliner Zeitſchriften und äſthetiſche Betrachtungen im „Morgenblatt“, aber anonym veröffentlicht wurden. Erſt nach ihrem Tode gab Varnhagen „Rahel, Ein Buch des Andenkens“ (3 Bände, Berlin 1833) heraus, das die Vielſeitigkeit ihrer Beziehungen, die Fülle ihres Geiſtes, die Freiheit und Selbſtändigkeit ihrer ſittlichen Anſchauungen, ihre Eigenart ohne Originalitätsſucht, die ihr gewährte Hochachtung,

ohne daß bekannte Leistungen sie zu erzwingen schienen, auch den Fernstehenden darlegte.

In demselben Jahre erschien der von Bettina edirte „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde". Sie war fast 50 Jahre alt, seit 22 Jahren in Berlin, als sie sich, bald nach dem Tode ihres Gatten, entschloß, vor das Publicum zu treten. Ein paar Jahre später folgte das ihrer früh verstorbenen Freundin Caroline von Günderode, dann das ihrem Bruder gewidmete Briefbuch. Ihre politischen und öconomischen Schriften gehören einer andern Zeit und Richtung an.

Rahel war Philosophin, Bettina Dichterin. Die poetische Anlage der Großmutter Bettinens vereint mit dem vom Vater stammenden südlichen Temperament hatte eine merkwürdige Mischung erzeugt. Bettina war durch und durch Künstlerin. Sie lebte mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit. Aber sie war keine vollkommene Dichterin. Zur Erzählung, zum Epos, d. h. zu der Gattung, zu welcher ihre Werke trotz der Briefform gehören sollten, fehlte ihr die nöthige Objectivität. Sie besaß nicht die Enthaltsamkeit des Epikers, hinter dem Stoff zurückzutreten, sondern drängte kraft ihrer Subjectivität ihre Persönlichkeit hervor. Wenn sie durch solches Vordrängen einen weiblichen Fehler bekannte, so bekundete sie durch das, was sie verschwieg, weibliche Vorzüge. Denn sie verschwieg in keuscher Weiblichkeit die tiefsten Gefühle ihres Herzens: die Empfindungen der Braut und der Frau; das waren Herzensgeheimnisse, von denen die Welt nichts zu wissen brauchte. Kennzeichnend für sie ist ferner ihr Mangel an Erfindungskraft. Daher mußte sie sich an etwas Gegebenes, an wirklich vorhandenes Material, an Erlebnisse, an Persönlichkeiten anlehnen, und dies nach ihren Bedürfnissen ummodeln. Darum mag sich der Historiker entrüsten, der in ihren Werken historische Urkunden, quellenmäßige Berichte sucht, oder das von ihr Gestaltete mit ihren Vorlagen vergleicht; der Aesthetiker wie der naiv Genießende darf sie rückhaltlos bewundern. Wie in ihrem Empfinden und Können, so ist Bettina auch in ihrer

Ausdrucksweise nicht mit Anderen zu vergleichen oder an Anderen zu messen. Sie schrieb einen Stil für sich. Sie kannte keine Interpunction und Orthographie, sie machte grammatische Schnitzer und sündigte gegen allgemein bewährte Regeln der Stilistik. Aber wendet man einmal die Mühe an, sich in diesem Irrgarten zurechtzufinden, so bewundert man ihre Eigenart und Kraft. Man wird ergriffen und bleibt gefesselt von diesem elementaren Ausbruch einer ungewöhnlichen Natur. In drei Gestalten erscheint sie vor dem Leser: Goethe gegenüber — nicht dem historischen, sondern ihrem Goethe — als das schwärmende Kind, das den Dichter bewunderte und begriff, ihn wie ihr Eigenthum, ihren Liebhaber, ihren Gott betrachtete, Carolinen als die Freundin, die aufgeht in Verehrung zu dem hohen Weib; Clemens gegenüber als die liebende, selbstbewußte und doch fügsame Schwester. Das Paradies der Kindheit schließt das letzte dem Bruder gewidmete Buch auf, den Tempel der Freundschaft weiht das Werk über die Günderode; auf dem Altar verehrungsvoller Liebe opfert das Goethe-Buch. Aber nicht bloß verehrende Liebe, schwärmerische Mädchenneigung und innige Geschwisterliebe kündeten diese Bücher. Sie predigten völliges Mitleben mit der Natur, Menschen erhebende und beglückende Toleranz, sie jubelten mit den politisch Freien und trösteten die Unterdrückten. Bettina belächelte das Wissen und schätzte den Geist, sie verachtete die mühselige Anstrengung, die zur Meisterschaft führt, aber sie pries das Können und die Kunst. Sie hatte die wärmste Mitempfindung für Dichter und Dichtung und genoß Musik in einem wahren Rausch. Bettina war keine Freundin des Dogmas und sah sich gern als Stifterin einer Religion, deren höchstes Ziel Vervollkommnung des Einzelnen und der Gesammtheit war. Weder Stellung noch Geburt, weder Adel noch Ruhm imponirte ihr, der Freigeborenen und durch eigene Kraft Freigewordenen, sondern die auf das Hohe und Wahre gerichtete Entwickelung ihrer Natur. Dieses Freiheitsevangelium sprach sie einmal aus in den Worten: „Das Schicksal

ſoll mich ſcheiden vom Schlechten; es ſoll keine Lüge in mir dulden. In meinen unaufhörlichen Träumen möchte ich nur eine Vollendung: der Liebe und der Schönheit".

Uebten Rahel und Bettina durch ihr Wort großen Einfluß, ſo wirkte Charlotte Stieglitz durch ihre That.*) Während man ſich in den geiſtreichen, freien Worten der beiden Erſteren berauſchte, ſtaunte man über die kühne That der Letzteren, die ſich durch einen Dolchſtoß aus dem Leben entfernt hatte. Denn es war eine ungewöhnliche That: kein Selbſtmord aus verſchmähter Liebe, gekränktem Ehrgeiz, unheilbarer Krankheit, kein Beginnen, das in Geiſtesumnachtung des Thäters ſeine Entſchuldigung trug, ſondern eine mit klarem Sinn und feſter Hand unternommene Handlung, in der Hoffnung, durch den gewaltigen Eindruck des Unerwarteten, Grauſigen den Geliebten aufzurütteln, den Unmännlichen zum Manne zu ſchmieden, oder in der Ueberzeugung, daß die Frau den Hochſtrebenden zu ſehr zum Irdiſchen herabziehe, durch ihren Tod aber ihn befreie. Charlotte Willhöft, geb. 18. Juni 1806, ein ſchönes, künſtleriſch beanlagtes, religiös erregtes Mädchen, von mäßiger Bildung, aus einfachem Stande, verliebte ſich ſchon 1822 zu Leipzig in den Studenten Heinrich Stieglitz, der, aus Arolſen ſtammend (geb. 1801, geſt. 1849) nach Göttingen, wo er unſchuldig in demagogiſche Unterſuchungen verwickelt wurde, in Leipzig Philologie ſtudirte und zu dichten begann. Im Jahre 1828 heirathete das junge Paar und lebte ſeitdem in ziemlich beſchränkten Verhältniſſen in Berlin, wo der Mann als Lehrer und Unterbeamter an der Bibliothek eine ſehr beſcheidene Stellung einnahm. Amtsgeſchäfte und Thätigkeit drückten ihn; Nervenleiden und anderes körperliches

*) Für das Folgende: Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal. (Von Th. Mundt.) Berlin (1835). Stieglitz. Erinnerungen an Charl. 1863. Briefe. 1859. H. Stieglitz. Eine Selbſtbiographie vollendet von L. Curtze. Gotha 1865. Treitſchke 4, 435, dagegen Geißler, Allg. Ztg. 18. Nov. 1890. Vgl. Die Gegenwart 8. Sept. 1894. — Stieglitz' Schriften zuſammengeſtellt Goedeke, alte Ausg., III, 1043.

Unbehagen verleideten ihm das Leben und machten ihn Andern unleidlich. Er klagte über des Lebens Schwere und die ihm feindlichen Mächte und hatte doch keinen schlimmeren Feind als sich selbst. Er war kein Dichter, nur ein geschickter Reimer, der den Orient besang, ohne ihn gesehen oder durch Studien gründlich erkannt zu haben. Er versuchte sich in Satiren, aber in jener saftlosen Art, die ein höhnisches Lächeln für Fehler hat, die man selbst noch nicht überwinden konnte. Selbst seine Liebesgedichte sind ohne Originalität und ohne wahres Gefühl. Er war der herrlichen Frau nicht werth, die seinen Namen trug, vielleicht ohne je ganz die Seine gewesen zu sein. Sie war keine Philosophin und keine Künstlerin, aber eine echte Frau. Ihre Briefe und Tagebuchblätter sind anmuthig und verständig, ohne neu und tief zu sein. Sie war eine freie Natur, die sich vor Autoritäten nicht beugte, Rahel eine Weile bekrittelte, ehe sie sie völlig anerkannte, selbst an Goethe, und gerade an den Schriften seines Alters, die sonst von den Berlinern besonders belobt wurden, Manches auszusetzen fand; sie seien, meinte sie, vom alten Goethe, nicht vom alten Goethe. Auch in der Politik wollte sie ihre eigenen Wege gehen, wie in der Litteratur: nicht umsonst hatte ihr Gatte Griechenlieder gesungen, sie glühte für die Freiheit und nannte sich eine Republikanerin oder Demagogin. Aber vor Allem war sie darin eine Frau, daß sie sich im Leben und Verkehr zu fügen und zu unterwerfen wußte, Anderen gefällig zu sein anstrebte, Mißklänge aufzulösen, Alles ins Gleiche zu bringen, Widerstrebendes zu vereinigen suchte. Wie geschickt und gefällig wußte sie die Verwandten ihres Gatten, die alte Mutter und den reichen Onkel, von dem der Neffe Wohlthaten erwartete und annahm, zu begütigen; wie echt weiblich ist ihre Schmeichelbitte und ihr Dank, beide aufrichtig ohne verletzend, herzlich, ohne sklavisch zu sein. Aber am schönsten zeigte sie sich ihrem Manne gegenüber. Sie war im wirklichen Sinne seine Gehülfin. Sie las viele Schriften durch, deren Inhalt sie nicht interessirte, nur um Stoffe für ihn

zu finden; sie war sein Kritiker, wenn er zu selbstbewußt seine schwachen Leistungen pries, sein Anreger, wenn er um das Was und das Wie verlegen umherirrte. Ihr Leben war Arbeit, sowohl im gewöhnlichen Sinne der Hausfrau, die bei beschränkten ökonomischen Verhältnissen manche Dienste der Magd zu übernehmen hat, als in geistigem Sinne. Neben die Arbeit trat die Aufopferung. Sie hatte das Bewußtsein, daß sie zuerst sterben würde: „Du mußt vor in die Reihe mit doppelter Kraft und doppeltem Muth, wenn mich einmal die erste Kugel treffen sollte." Aber sie hatte auch den Willen, zuerst zu sterben. Nicht aus Lebensüberdruß, sondern in der freilich trügerischen Anschauung, daß sie durch ihren Tod ihrem Gatten mehr nütze als durch ihr Leben. Sie hatte mehrfach den Gedanken geäußert, daß er, der Schwächling in gewöhnlichen Lebenslagen, sich in schweren Situationen als Held zeige; wer ihm wohlwolle, müsse ihm daher tiefen Schmerz bereiten. Darum bereitete sie ihm durch ihr freiwilliges Scheiden den größten Schmerz, um ihn zum Helden zu stempeln; bis zum letzten Augenblick bewährte sie den Heroismus des liebenden, leidenschaftlichen Weibes.

Daß eine solche Frau, deren That von Männern der verschiedensten Art gepriesen, freilich von Anderen, deren Zeugnisse neuerdings bekannt geworden, Ranke und Nietschel, kühl, ja streng verurtheilt ward, Heroine der Jünglinge wurde, die der neuen Richtung angehörten, war natürlich. Ihr eigentlicher Verherrlicher wurde der Mann, der als Einziger der Jungdeutschen dauernd in Berlin lebte, Theodor Mundt. Mundt (1808 bis 1861)*) in Potsdam geboren, brachte fast sein ganzes Leben in Berlin zu. Sein Haus, in dem seine Gattin Clara, bekannter

*) Vgl. A. D. B. 23, 10—12. Prölß a. a. O. S. 503—533, 737. Pierson: G. Kühne. 1889. (Briefe Mundt's, die im Text angeführte Stelle S. 47.) F. Wehl. Das junge Deutschland, S. 77—87. G. Brandes S. 311 ff. — Hübsche Schilderung des Mundt'schen Ehepaares in Fanny Lewald's Lebensgesch. III, 338 fg. Diese, wie der ganze Band bezieht sich jedoch zumeist auf die vierziger Jahre.

unter ihrem Schriftstellernamen Louise Mühlbach), als heitere, stets angeregte, bewegliche, Allen genügende Wirthin schaltete, während er ein stiller, aber scharfer Beobachter war, der nur in kleinstem Kreise die Resultate dieser Beobachtung mittheilte, wurde in den vierziger Jahren ein Mittelpunkt Berliner Geselligkeit. Gleichfalls der späteren Zeit gehören viele seiner politischen und ästhetischen Schriften, die meisten seiner Romane an. Seine kritischen, ästhetischen und romanhaften Schriften, die er in der Zeit des „jungen Deutschland" schrieb und die er, ebenso wie die Werke der Genossen als „Bewegungslitteratur" charakterisirte, sind erfüllt von Aeußerungen über die unruhevolle Zeit. Bestimmte Vorschläge machte er freilich in seinen politischen Schriften nicht — sein Ideal scheint eine Föderativrepublik gewesen zu sein — sprach lebhafter für Freiheit als für Einheit und prophezeite „seinem Vaterlande Preußen die führende Rolle bei einer politischen Wiedergeburt der Nation." Auf seinen Reisen durch Deutschland war es ihm weniger darum zu thun, Natur zu sehen und zu schildern, als die Menschen kennen zu lernen. Er gedachte bei ihnen, besonders bei Bauern und den Bewohnern kleiner Städte, für das Erwachen des politischen Bewußtseins zu sorgen. Er verweilte mit Vorliebe bei Schilderung der Standesunterschiede und verherrlichte die Niedriggeborenen gegenüber den Aristokraten. Auch nach seiner Verwehmung (s. oben S. 561) entwickelte er eine große schriftstellerische Thätigkeit. Da er aber in dieser von seinem Censor John entsetzlich geplagt wurde, und im Grunde keine kampffrohe Natur war, beschränkte er sich in „weiser Behutsamkeit", einer schon von den Genossen bei ihm erkannten Eigenschaft, auf litterarisches und ästhetisches Geplauder, statt politische, verfängliche und gefährliche Reden zu führen. Auch die von Mundt herausgegebenen „Dioskuren" — keine Zeitschrift, sondern eine Sammlung verschiedenartiger Schriften, trug kein revolutionäres, nicht einmal ein politisches Gepräge.*) Sie enthalten vielmehr

*) Dioskuren für Wissenschaft und Kunst. Schriften in bunter Reihe.

geſchichtliche, philoſophiſche, juriſtiſche Studien des Herausgebers und anderer Berliner und Nichtberliner, die außer Laube, dem Kreiſe der Vervehmten nicht angehörten, theilweiſe dieſem ganz fern ſtanden. Aber die Widmung des erſten Bandes an Varnhagen von Enſe, der trotz ſeiner Geheimrath-Würde und ſeiner Beziehungen zu den höchſten Kreiſen Haupt der Frondeurs war, des zweiten an Fürſt Pückler, der, ohne eine politiſche Rolle zu ſpielen, doch in den zu Berlin vielgeleſenen „Briefen eines Verſtorbenen" die Titelſucht gehöhnt und die Berliner Myſtiker bekämpft hatte, zeigte doch die herrſchende Tendenz an. Der Name des Herausgebers allein genügte, um ängſtliche Gemüther in Schrecken zu ſetzen. So verlangte Stägemann, deſſen als eines Beitragenden Name auf dem der Cenſur vorliegenden Titelblatt genannt war, daß dieſer Name geſtrichen oder daß die von ihm gelieferten Sonette entfernt würden.*) Schon früher fühlte ſich Mundt trotz aller Unzufriedenheit mit den öffentlichen Zuſtänden doch am wohlſten in Berlins litterariſcher Atmoſphäre. Mit Vorliebe ging er auf das damalige Kunſt- und Litteraturtreiben ein, beſprach theatraliſche und muſikaliſche Leiſtungen, feierte das freie Weib und äußerte religiöſe Ideen, in denen er chriſtliche Anſchauungen mit Hegelſcher Philoſophie ſeltſam verquickte. (Grade dieſe waren es, die von den ſtreit-

2 Bände. Berlin, Veit u. Cie., 1836. — Ob „Der Litterariſche Zodiakus", der nach kurzem Beſtehen unterdrückt wurde, politiſch, und wenn politiſch, gefährlich war, vermag ich nicht anzugeben, da ich ihn mir leider nicht verſchaffen konnte.

*) Dies entnehme ich aus einem ungedr. Briefe Stägemann's 1. Juli 1836. Dort heißt es: „Durch den Höchſten Befehl, daß für die Schriften der zum ſogen. jungen Deutſchland gezählten Autoren ein beſonderer Cenſor ernannt werden ſolle, iſt ausgeſprochen, daß an dieſen Schriften ein Makel hafte, von dem ich mich in meinen amtlichen Verhältniſſen frei zu halten unbedingt verpflichtet bin. Am liebſten wäre es mir freilich, in dieſer Lage der Sache meine Paar Sonnette ganz weggelaſſen zu ſehen; was kann auch an einem Paar ſolcher armſeligen Dinger liegen? Mein Name kann jedoch unter keinen Umſtänden ſtehen bleiben." Mundt beklagt ſich in ungedruckten Briefen ſehr über die Cenſur der Zeitſchrift; man hatte ihm einmal einen Gruß vom Fürſten Wittgenſtein geſtrichen.

baren Theologen jener Zeit übel vermerkt und energiſch zurückgewieſen wurden.) Im Ganzen verurtheilte er zwar die Gegenwart, hoffte aber vertrauensvoll auf die Zukunft. In einem vertrauten Briefe (1836) ſchrieb er die Worte: „Berlin könnte etwas ſein, aber es iſt nichts. Die Zeit iſt in dieſem Augenblicke danach, daß wir jetzt alle nur ſo hinſchlendern, ziemlich gleich, wo und wie. Man mache ſich Plaiſir, man beiße um ſich, man juble, phantaſire, dichte, denke, ſtelle ſich und die Anderen auf den Kopf: das halte ich noch für das Geſcheidteſte, aber man bilde ſich nur nicht ein, aus dem Sauerteig, in dem alles eingeknetet iſt, genießbares Brot backen zu können. Das iſt noch nicht für uns, und gewaltige, himmelſchreiende, blutige, weltzermalmende Ereigniſſe — der Engel der Geſchichte, wie er noch nie gedonnert und geblitzt hat — wird kommen müſſen, um uns in unſere Rechte einzuſetzen." Er war, wie man aus ſolchen und anderen Worten erkennt, kein Führer und kein Stürmer. Nicht er gedachte die Zeit aus ihren Fugen zu reißen, ſondern nahm reſignirt die Zuſtände an, ſo ſehr er auch über ſie trauerte. Ihm war Politik nicht die Hauptſache: aus den Irrpfaden der Politik mündete er gern ein in die breiten Wege ſtiller gelehrter Arbeit.

Zwanzigstes Kapitel.

Wissenschaftliches Leben.

Die Bedeutung Berlins in den Jahrzehnten von 1815 bis 1840 lag nicht zum Wenigsten darin, daß es eine Gelehrtenstadt war. Seine Stellung in Kunst, Litteratur und Theater wurde durch die Wichtigkeit seiner Universität, Akademie und der von dort ausgehenden gelehrten Thätigkeit überboten.

Eine ungemein reichhaltige, theilweise nach den Berichten der Autoren selbst gearbeitete Zusammenstellung der Berliner Schriftsteller gab J. E. Hitzig (1826).*) Als er sein Unternehmen begann, verzeichnete er 423 Schriftsteller, die ihm zuverlässig bekannt waren, 153, die ihm zweifelhaft dünkten. Sein Buch selbst, mochten unterdessen viele gestorben, manche in der Rücksendung der ihnen übersandten Fragebogen lässig gewesen sein, enthielt 429 Artikel, eine für die damalige Bewohnerzahl Berlins erschreckend große Zahl. Sie erscheint um so größer, als nur die Verfasser mindestens eines selbständigen Werkes

*) Verzeichniß im J. 1825 in Berlin lebender Schriftsteller und ihrer Werke. Aus den von ihnen selbst entworfenen oder revidirten Artikeln zusammengestellt und zu einem milden Zweck hgg. Berlin bei F. Dümmler 1826. (Auch u. d. T.: Gelehrtes Berlin.) Das Werk von B. H. Schmidt und G. G. Mehring „Neuestes gelehrtes Berlin" war 1795 in 2 Bänden erschienen. — Zu Hitzig folgte 1834 ein kurzer Nachtrag (48 SS.) von K. Büchner. Ein neues selbständiges Werk über die in Berlin lebenden Schriftsteller erschien erst wieder 1845 von W. Koner. — Eine ganz eigenartige Zusammenstellung und Charakteristik der damaligen Berliner Gelehrten bei Stieglitz, Gruß an Berlin, Leipzig 1838, S. 106—145.

aufgenommen, also die bloßen Journalisten, die Gelehrten, die sich mit Dissertationen und Predigten begnügt hatten, ausgeschlossen waren. Charakteristisch ist, daß unter der großen Zahl nur zwei Frauen begegnen und daß von der gesammten, 30 Jahre früher von V. H. Schmidt und Mehring verzeichneten Schar nur vierzig übrig waren.

Unter den Insassen dieses „gelehrten Berlin" überwogen natürlich die schöngeistigen Schriftsteller, aber auch die Gelehrten waren zahlreich vertreten.

Viele damals in Berlin lebende Gelehrte wurden schon in anderem Zusammenhange genannt und brauchen nicht nochmals gewürdigt zu werden: Schleiermacher, Wolf, W. v. Humboldt, Zeune, v. d. Hagen, Zunz. Viele Männer der alten Generation ragten in die neue hinein, z. B. Bendavid. Im Wesentlichen müssen hier diejenigen in Betracht kommen, die nicht allzulange nach der Begründung der Universität nach Berlin berufen wurden und einen wesentlichen Theil ihrer Wirksamkeit vor 1840 entfalteten.

Voran mögen die Männer stehen, die, ohne Berufsgelehrte zu sein, ihre Muße gelehrter Thätigkeit widmeten, hohe Beamte, deren amtliche Thätigkeit außerhalb des Rahmens dieses Buches steht. Einer von ihnen, Staatsrath Schultz, ist schon früher genannt; in seinem Verhältniß zur Universität ist er nochmals zu erwähnen. Die drei folgenden sind wohl geeignet, die verschiedenen Typen dieser wissenschaftlich thätigen Männer darzustellen.

Der erste war K. H. G. von Meusebach*) (1781—1847,

*) Ueber Meusebach den mehrfach angeführten Briefwechsel M mit Grimm, hgg. von C. Wendeler, Heilbr. 1880; von dems., Halle 1879: M.'s Fischartstudien. A. D. B. 21, 589 fg. — Ueber Varnhagen gibt es keine besondere Arbeit; seine Bll., Briefw. mit Rahel, Tagebücher, Denkwürdigkeiten sind vielfach angeführt; die zahllosen Publicationen aus seinem Nachlaß können nicht im Einzelnen genannt werden, um so weniger, da sie nur für ihn als Sammler, nicht als Schriftsteller in Betracht kommen. — Ueber Clausewitz: K. Schwarz, 2 Bde., Berlin 1878; A. D. B. 4, 285—296; die Werke „Hinterlassene Werke über Krieg und Kriegführung" 10 Bde., Berlin 1832—37.

ſeit 1819 als Geh. Reviſionsrath in Berlin, 1842 zog er ſich von ſeinem Amte zurück). Er veröffentlichte faſt nichts: auf drei Recenſionen beſchränken ſich die litterariſchen Gaben, die er dem Publicum reichte. Aber er war ein großer Gelehrter, der eine für deutſche Litteratur namentlich des 16. und 17. Jahrhunderts unvergleichliche Sammlung zuſammenbrachte, die nach ſeinem Tode der Berliner Königlichen Bibliothek einverleibt wurde und durch den vielfältigen Gewinn, den ſie den Studien bereitete, als unvergängliches Denkmal des Sammlers gelten kann. Doch ſtellte er nicht bloß ſeine Bücher auf, ſondern kannte ſie auch aufs Genaueſte. Seine gelehrte Kenntniß Fiſchart's, dem er eine beſondere Vorliebe widmete, war ohne Gleichen. Er war ein Liebhaber von Curioſitäten, beſonders auf künſtlich hergeſtellte Unica verſeſſen, ſuchte ſeines Lieblings Fiſchart Sprache und Eigenart auch in ſeinen Briefen nachzuahmen, denen er komiſche Anzeigen einfügte und aufklebte. Zu Scherz aller Art hatte er eine große Neigung, er neckte ſeine Bekannten, ſelbſt die Nächſtſtehenden, mit Luſt und Derbheit; war aber, wie die meiſten Spötter, überaus empfindlich gegen ſcherzhafte Zurwehrſetzung der Angegriffenen. Dieſe krankhaft geſteigerte Verletzlichkeit bewies er auch guten Freunden, die nicht ſchnell genug ſeinen Liebhabereien nachkamen. Wo er aber redlichen Willen und ernſtes Streben ſah, ſpendete er gern und wurde im wahrſten Sinne des Wortes ein Mäcen.

Es gibt vielleicht keinen größeren Gegenſatz als Meuſebach, dem ſelbſt der genaueſt unterrichtete Philologe nicht ſorgfältig genug war, und Varnhagen von Enſe (1785—1858, ſeit 1819 in Berlin als Geh. Leg.-Rath), der ſich um gelehrte Einzelheiten gar nicht kümmerte. Dennoch kann er nur hier unter den ernſten Schriftſtellern genannt werden. Von jenen dichteriſchen Anfängen, die ihn mit Chamiſſo geeint hatten, war er längſt entfernt; die „deutſchen Erzählungen" 1814 hatte er bald ebenſo gründlich vergeſſen, wie das Publicum. Der Richtung des Tages, der politiſchen ſowohl als der litterariſchen,

abgeneigt, in die Reihen der Fronde gedrängt weniger aus Freiheitsgefühl, mehr aus Erkenntniß der Zeiten, aus beleidigter Eitelkeit und gekränktem Ehrgeiz, betrachtete er die Zeitgeſchichte und ſchilderte die Vergangenheit. Auch er war Sammler, aber nicht von gelehrten Raritäten, ſondern von Handſchriften, bei deren Erlangung und Verwerthung er nicht immer die redlichſten Mittel anwendete, und von Tagesneuigkeiten. Jene ordnete er und machte ſie zur Herausgabe zurecht, dieſe ſammelte er ſorgfältig. An den Sammlungen letzterer Art mit vornehmem Achſelzucken vorüberzugehen, iſt nicht angebracht. Denn wenn auch ſein Notizenkram oft von ihm ſelbſt berichtigt wird und viele ſeiner Mittheilungen durch Actenſtücke und Zeitungsberichte überflüſſig geworden ſind, ſo haben viele Notizen des eifrig umherſpähenden und von guten Kundſchaftern bedienten Mannes noch heute ihren Werth. Seine Mittheilungen über litterariſche Dinge und Berliner Vorgänge verdienen als die eines Sachkundigen und Augenzeugen volle Beachtung. Als Schriftſteller begnügte er ſich jedoch nicht mit Notizenſammeln, gab vielmehr ausführliche Biographieen und kurze Charakteriſtiken von Frauen und Männern, Schriftſtellern, Kriegshelden, Geiſtlichen, Aerzten und Philoſophen. Er wußte in gewandten Recenſionen Inhalt und Werth neuer Schriften darzulegen. Er ſchilderte mit behaglicher Breite ſein eigenes vielgeſtaltiges Leben und die Vorgänge, an denen er handelnd oder leidend theilgenommen. Gern ſtellte er ſeine Feder in den Dienſt Goethe's, ſo ſehr, daß er das Goethiſiren zur Stileigenheit ausbildete. Er war ein eleganter Schriftſteller. Wie Wenige ſchätzte und gebrauchte er eine wohlgepflegte Form, würdigte äſthetiſches Wohlbehagen und ſuchte es, wie er es ſelbſt empfand, bei Anderen zu erregen. Er war durchaus unzünftig und vermochte gerade, aus dieſer ſelbſtändigen Stellung heraus, für Manches das Wort zu ergreifen, das von einſeitigen Parteimännern nicht gewürdigt wurde. Beſonders war er Meiſter in dem fein ausgearbeiteten Porträt, in dem liebevollen, trotz aller Schonung wahrhaftigen

Charakterbilde der ihm Naheſtehenden. Seiner Gattin Rahel, der er, litterariſch wenigſtens, unverbrüchlich treu blieb, widmete er einen förmlichen Cultus. Er war kein großer Mann, aber ein treuer Berather der Jüngeren und eifrig befliſſen, ihnen die Schwierigkeiten des Anfängerthums zu erleichtern.

Wenn Varnhagen ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit in zwei Theile ſpaltete, den einen unſchuldigen, in dem er von längſt vergangenen Zeiten erzählte, den anderen ſchuldigen, oder verfänglichen: die ihm zugetragenen bitterböſen Notizen über ſeine eigene Zeit, ſo hatte Carl von Clauſewitz (1780—1831, nur von 1808—12, 1818—30 in Berlin) nur eine einzige, man möchte ſagen heimliche litterariſche Beſchäftigung. Er beſtimmte, daß Alles, was er ſchrieb, erſt nach ſeinem Tode der Welt zugänglich werden ſollte. Varnhagen lebte ein langes Leben vom Beginn ſeiner unfreiwilligen Muße an in Berlin und konnte ſich für die ganze Art ſeines Daſeins keinen paſſenderen Ort denken als dieſen, wo hochgeſtellte Männer, elegante Damen und junge Streber ihn umſchwärmten; Clauſewitz fühlte ſich gerade in Berlin, wo auch er Freunde genug hatte, unbehaglich und betrachtete die Entfernung von der Hauptſtadt keineswegs als Exil. Varnhagen, der kein Amt hatte, ſehnte ſich nach amtlicher Beſchäftigung, in der er ſein reiches Talent verwenden, ſeinen Ehrgeiz befriedigen konnte; für Clauſewitz' der wiſſenſchaftlichen Ruhe bedürftiges Weſen boten die Stellen, die er zu bekleiden hatte, namentlich die Direction der Berliner Kriegsſchule, nur Unangenehmes und Widerwärtiges. Er war mit den erſten militäriſchen Führern Preußens, Scharnhorſt und Gneiſenau, eng verbunden und widmete dem Erſteren eine ausgezeichnete Charakteriſtik. Er war der bedeutendſte Theoretiker der Kriegswiſſenſchaft; ein Fachmann urtheilte über ſeine in dies Gebiet gehörigen Arbeiten: „Was ſpäter von Hiſtorikern mühſam ausgeklügelt, von Militärſchriftſtellern als die Quinteſſenz militäriſcher Weisheit aufgetiſcht worden, erſchloß ſich ihm im Augenblick.“ Derſelbe Fachmann, der die meiſten kriegs-

wiſſenſchaftlichen Arbeiten für vergänglich hielt, ſchrieb den ſeinigen unvergänglichen Werth zu. Unermüdlich, in Geſellſchaft ſeiner hochbegabten Gattin, der einzigen, die von ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten genau unterrichtet war, mit bewundernswerther Selbſtloſigkeit arbeitete er an ſeinen theoretiſchen Aufſätzen und Werken, mit Zugrundelegung ſeiner eigenen Erfahrungen, nach umfaſſenden Studien der früheren Litteratur mit wahrhaft prophetiſchem Blicke für die Entwickelung der Zukunft. Dabei war er, abgeſehen von dem Sachinhalt ſeiner Arbeiten, ein Schriftſteller von ſeltener Klarheit und Darſtellungskunſt. Vielleicht das Merkwürdigſte an ihm war, daß er, trotz aller Werthſchätzung des Heeres und ſeiner Führer, den Volksgeiſt in ſeiner Wichtigkeit für einen Nationalkrieg wohl zu würdigen wußte.

Hohe Beamte, die von einer urſprünglich gelehrten Thätigkeit in den Staatsdienſt gerufen wurden, waren auch Uhden (oben S. 296), Süvern und Joh. Schulze*). Der Name der beiden Letztgenannten iſt eng verknüpft mit der preußiſchen Schulreform und der Schaffung des preußiſchen Unterrichtsminiſteriums.

J. W. Süvern (1776—1829), 1796—1801 Mitglied des Berliner pädagogiſchen Seminars, während ſeines kurzen Königsberger Aufenthaltes mit den leitenden Staatsmännern in Verbindung, ſeit 1809 Staatsrath in der Unterrichtsabtheilung des Miniſteriums des Innern, dort bis 1818 in leitender Stellung, lebte ſeitdem in ſtiller Zurückgezogenheit. Er war hauptſächlich thätig für die Einführung Peſtalozzi'ſcher Ideen (ſ. oben S. 108), an denen er feſthielt, auch nachdem der Vorwurf laut geworden war, daß durch ſolche Lehren Patriotismus und Religioſität untergraben würden. Für ihn und die Seinen, ſowohl die gleichgeſtellten Mitarbeiter als die großen Männer, denen die leitenden Gedanken angehörten, handelte es ſich nicht

*) Für das Folgende Dilthey: Süvern, A. D. B. 37, 206—245; Barrentrapp: Joh. Schulze, Leipzig 1889. Paulſen, Geſch. des gelehrten Unterrichts. Leipzig 1885.

um einzelne Lehren, ſondern um Bethätigung eines neuen Geiſtes. Es war die hohe Zeit der Pädagogik. Aus jedem Briefe und Actenſtücke jener Zeit und jenes Kreiſes, dem Süvern angehörte, ſpricht idealer Sinn, lebendiges Intereſſe für jeden Einzelnen, wahrhaft rührende und herzerhebende Humanität der Geſinnung.

Die allgemeine Bedeutung der Leiſtungen der Section für den öffentlichen Unterricht beſtand in der Zurückweiſung des geiſtlichen Einfluſſes, deſſen Geltendmachung noch in letzter Stunde wiewohl vergeblich verſucht wurde. Mit dieſer Section ſollten wiſſenſchaftliche Deputationen vereinigt werden und zwar drei: in Berlin, Königsberg, Breslau, die aber 1816 zu einfachen Prüfungscommiſſionen degradirt wurden. Beide, Section und Deputationen zuſammen, ſollten die inneren und äußeren Schulangelegenheiten beſtimmen, die Section ſollte den praktiſchen, die Deputationen den wiſſenſchaftlichen Theil des Geſchäfts übernehmen; die letzteren ſollten z. B. die ihr eingeſandten Pläne prüfen, ihre Gedanken über beſtehende Einrichtungen äußern. Aus dieſen großen Plänen W. v. Humboldt's, deſſen eifrigſter und verſtändnißvollſter Mitarbeiter Süvern war, wurde nichts. Doch ward damals ſchon der Gedanke ſtädtiſcher Schuldeputationen und Commiſſionen ausgeſprochen, in denen den Geiſtlichen nur die Beaufſichtigung des Religionsunterrichts zugewieſen bleiben ſollte.

Feſtgeſetzt wurde nur (1812) eine Prüfungsordnung für Ober- und Unterlehrer; der Ausdruck ſcheint von Süvern herzuſtammen. Dagegen verlief die große Unterſuchung über einen Schulplan reſultatlos, deſſen höchſte Aufgabe war, „zwar das Ziel des in den einzelnen Schulen und Klaſſen zu Leiſtenden feſtzuſtellen, die Methode aber den einzelnen Schulen zu überlaſſen". Dieſer Schulplan bezweckte keine ausſchließlich ſprachliche, ſondern eine univerſale Bildung, in der das geſchichtliche und naturwiſſenſchaftliche Wiſſen ſeine gebührende Stelle haben

ſollte, eine allgemein humane im Gegenſatz zu der einſeitig nationalen Erziehung.

Im Jahre 1817 wurde Altenſtein zum Chef des neu errichteten Miniſteriums für geiſtliche und Unterrichtsangelegenheiten ernannt, ein reichgebildeter, wohlwollender, bedächtiger, gründlicher, nicht unbedingt ſelbſtherrlicher, aber in Alles eingeweihter und in Betreff der Arbeiten ſeiner Räthe anſpruchsvoller Mann. Seine Hauptſtütze für das Unterrichtsweſen wurde Johannes Schulze (1786—1869), der bis zu ſeiner Berufung nach Berlin 1818 als praktiſcher Schulmann in Weimar, Hanau und Coblenz in hervorragender Weiſe ſich bewährt und ſeine Gönner und Freunde zu großen Erwartungen auch auf einem weiteren Felde berechtigt hatte.

Mit der Begründung des Unterrichtsminiſteriums und mit der Berufung Joh. Schulze's begann auch für die Gymnaſien eine neue Zeit. Die zwei weſentlichen Reformen, die ihren Urſprung ſchon in der Fridericianiſchen Aera hatten: Einführung des Abiturientenexamens und Einfügung der Gymnaſien aus der kirchlichen in die Staatsverwaltung waren weiter ausgebildet worden. Eine Inſtruction vom Jahre 1812 beſtätigte die frühere Ordnung betreffend das Examen und wies die Prüfung der Externen den wiſſenſchaftlichen Deputationen zu. Erſt am 4. Juni 1834 wurde die Beſtimmung erlaſſen, daß die Reifeprüfung die nothwendige Vorbedingung zum Studium und zu den durch Univerſitätsſtudien zu erreichenden Berufszweigen ſei, während bisher eine ſolche weder zu dieſen Berufszweigen noch zum Studium erforderlich geweſen war. Die Verſtaatlichung der Gymnaſien wurde vollendet durch die Einrichtung der Provinzialſchulcollegien (1825) und durch den Erſatz der an den Gymnaſien wirkenden Theologen durch Philologen. Die Einführung einer allgemeinen Lehramtsprüfung, die, wie oben gezeigt worden, 1812 ſtattgefunden hatte, wurde neu beſtätigt (1831).

Schulze war gewiß unſchuldig an den unter dem Einfluſſe Kamptz' u. A. erlaſſenen Beſtimmungen gegen Liberalismus und

Rationalismus der Lehrer, die zur Unterdrückung der „ſchädlichen und verderblichen“ Geſinnungen, zur Herbeiführung guter, politiſcher und ſtrengchriſtlicher Anſchauungen auch unter den Schülern dienen ſollten, welche letztere, gewiß meiſt recht grundlos, als „zügelloſe Jugend“ bezeichnet wurden. Dagegen gehört zu den durch Schulze ſanctionirten, ja zu den von ihm herbeigeführten Maßregeln die, wie man geſagt hat, „neuhumaniſtiſche“ Geſtaltung des Lehrplans. Das Lateiniſche wurde noch mehr als früher in den Vordergrund geſtellt, ihm wurden acht wöchentliche Stunden in den unteren, zehn in den mittleren, elf in den oberen Klaſſen zugewieſen, in den letzteren wurde der lateiniſche Aufſatz „zur Uebung im gewählten und fertigen Lateinſprechen“ eingeführt. Griechiſch wurde nur in den vier oberen Klaſſen (Tertia incl.) gelehrt, aber die früher häufiger vorkommenden Dispenſationen vom Erlernen dieſer Sprache aufs Aeußerſte beſchränkt. Die Privatlectüre griechiſcher und lateiniſcher Claſſiker, weit entfernt eine freiwillige Arbeit zu ſein, wurde ſtreng regulirt. Auch das Halten freier deutſcher Vorträge wurde gefordert. Die Einfügung des Unterrichts in philoſophiſcher Propädeutik wurde auf Betrieb Hegels erreicht. Im Gegenſatz zu dem früher üblichen Fachſyſtem, wo die Schüler nach den Unterrichtsgegenſtänden in Abtheilungen geſondert waren, wurde jetzt das Klaſſenſyſtem allgemein, wonach im Weſentlichen gleichaltrige Schüler in allen Fächern eine übereinſtimmende und gleichmäßige Kenntniß erwerben und erweiſen mußten. Mancher Tadel über die neuen Gymnaſialeinrichtungen wurde ſowohl außerhalb Berlins, was hier unerörtert bleiben muß, als auch in Berlin laut. Friedrich von Raumer z. B. beklagte, daß dieſe „gelehrten Schulen“ zu wenig Rückſicht nähmen auf die zahlreichen Schüler, die nicht Gelehrte werden ſollten, daß dieſe Anſtalten die allgemeine menſchliche Bildung zu wenig pflegten. Da er für ſolche Bemerkungen eine ſcharfe Rüge erhielt, ſo wurden Andere von Offenbarung ihrer Meinung abgeſchreckt. Doch ließ ſich die Behörde bereit finden, übermäßige Anforde-

rungen, über die auch das Berliner Provinzialschulcollegium klagte, namentlich in Bezug auf griechische Lectüre und auf lateinische und griechische Stilübungen zu mildern (1828), indem sie freilich solche Uebertreibungen mehr dem allzu großen Eifer einzelner Directoren als den allgemeinen Bestimmungen Schuld gab.

Dem letzten Jahrzehnte gehören zwei besonders wichtige Bestimmungen an: das Abiturienten-Prüfungs-Reglement 1834 und ein allgemeines Rescript mit einem Stundenplan 1837. Das Reglement, das an Stelle der Zeugnißnummern die einfachen Prädikate: Reif und Unreif setzte, forderte sechs, von künftigen Philologen und Theologen sieben schriftliche Arbeiten, sowie eine mündliche, sich auf zehn Gegenstände erstreckende Prüfung. Für das Lateinische wurde ein schriftlicher Aufsatz ohne grobe Germanismen und ohne schwere Verstöße gegen die Grammatik, im Mündlichen ein leichtes Verständniß von Cicero, Sallust, Livius, Virgil, Horaz; für das Griechische Festigkeit in Syntax und Formenlehre, müheloses Eindringen in Homer, Xenophon, Herodot und in die leichteren Dialoge Plato's verlangt. Der deutsche Aufsatz sollte richtige Auffassung, logische Anordnung, fehlerfreie Schreibart, ungefähre Bekanntschaft mit den Hauptepochen der vaterländischen Litteratur bekunden. Für das Französische wurde die Uebersetzung eines nicht schwierigen Pensums aus dem Deutschen ins Französische; in Geschichte die Kenntniß der griechischen, römischen und preußischen verlangt. Das Rescript (1837) stand in Zusammenhang mit einem Angriffe des Arztes Lorinser, der die Ueberbürdung der Schüler beklagte, und sollte die Grundlosigkeit dieser Klagen erweisen. Zugleich theilte es einen Stundenplan mit, nach welchem im 9jährigen Curius Latein 86, Griechisch 42, Französisch 12, Mathematik und Rechnen 33, Naturwissenschaft 10, Geschichte und Geographie 24, Religionslehre 18, philosophische Propädeutik 4 Stunden zugewiesen bekam.

Die in den neugestalteten Gymnasien gewonnenen Resultate

waren nicht in jedem Betracht vortrefflich. Die Durchschnittsbildung wurde sehr erhöht, die Entwickelung höher Begabter jedoch zurückgedrängt. Freilich wurde die neue Einrichtung nebst ihren Erfolgen außerhalb Preußens, selbst in Frankreich, vielfach gerühmt und das preußische Muster als beherzigens- und nachahmenswerth gepriesen. Berliner Directoren gaben dagegen selbst, bei Gelegenheit des Lorinser'schen Streites, Voten ab, in denen betont wurde, daß zwar Kenntnisse genug erworben würden, daß es indessen den Schülern, je länger sie in den Anstalten weilten, an geistiger Spannkraft und Begeisterung für die Wissenschaft fehlte. Als Gründe solcher Mißstände wurden ungenügende Vorbereitung, Vielheit der Lehrgegenstände, aber auch Unfähigkeit der Lehrer in der Kunst des Unterrichtens angegeben. Vielleicht stand mit den Klagen des Mediciners die Thatsache in einem gewissen Zusammenhang, daß nun das Turnen, das 1819 aus den Schulen hatte verschwinden müssen, weil man Turnen und Demagogenthum untrennbar verbunden wähnte, wieder eingeführt wurde.

Gerade weil im Ganzen in den höheren Lehranstalten das gelehrte Element vorwog, machte sich das Bedürfniß nach Bürger- und Realschulen geltend. 1824 wurde in Berlin das Kölnische Realgymnasium eingerichtet, in welchem das Griechische nicht zu den obligatorischen Unterrichtsgegenständen gerechnet wurde, die Realwissenschaften und die neueren Sprachen einen bevorzugten Platz erhielten; trotzdem bekam die Anstalt das Recht, ihre Schüler zur Universität zu entlassen. Demselben Jahre gehört auch die Errichtung der ersten Gewerbeschule durch K. F. v. Klöden*), dem Leiter des eben genannten Realgymnasiums an, dem verdienten Natur- und Geschichtskundigen, der auch eine Anzahl Beiträge zur Berliner Geschichte schrieb (manche derselben sind nicht veröffentlicht). Diese Schule, ohne Latein, mit besonderer

*) Diese Notizen „Bär", Jahrg. 17, Nr. 44; über Klöden und die Gewerbeschule A. D. B. 16, 208 fg. Klöden's Jugenderinnerungen, Lpz. 1874, reichen nur bis zu diesem Zeitpunkt. Hartung, Domschulen. 1836.

Berückſichtigung von Erd- und Naturkunde, Formenlehre und Geſchichte, wirkte, nachdem ſie bedeutende Schwierigkeiten überwunden hatte, mit außerordentlichem Nutzen. — Nur angedeutet ſoll in dieſem Zuſammenhang werden, daß ſeitens der Stadt die Armenſchulen beſonders gepflegt wurden. 1829 gab es deren fünf, 1831 ſieben. 1837 geſchah der entſcheidende Schritt: ſie wurden der Armencommiſſion entzogen und der ſtädtiſchen Schuldeputation überwieſen. 1824 wurde die erſte Sonntagsſchule, der Anfang der Fortbildungsſchulen, errichtet. Maßregeln gegen das Ueberhandnehmen der Winkelſchulen gehören dem Jahre 1828, ſolche zur Controlle des Schulbeſuchs der Kinder von Fabrikarbeitern dem Jahre 1829, die erſten Anfänge zur Durchführung des Schulzwangs dem Jahre 1838 an. Aber die große Entwickelung des Berliner ſtädtiſchen Schulweſens iſt erſt einer ſpäteren Epoche zuzurechnen.

Die Einführung der im Vorſtehenden erwähnten einſchneidenden Beſtimmungen gab den Leitern der Berliner Gymnaſien genügend zu thun. Neue Anſtalten entſtanden damals nicht. Nur kam zu den vier alten humaniſtiſchen Bildungsanſtalten, dem franzöſiſchen, Friedrich-Werderſchen, Joachimsthalſchen Gymnaſium und dem Grauen Kloſter, ein fünftes, das Friedrich-Wilhelm Gymnaſium, das ſich aus den Hecker'ſchen Anſtalten herausgewachſen hatte, und nun mit der gleichfalls aus dieſer Anſtalt ſich abzweigenden Real- und Eliſabethſchule eine merkwürdige Trias bildete. Ihr Leiter war A. G. Spilleke*) (1778—1841, ſeit 1798 in Berlin, ſeit 1820 Director), ein tüchtiger Mann, als deſſen Hauptkunſt bezeichnet wurde, „anzuregen, die Geiſter zu wecken, den Willen der Schüler in Bewegung zu ſetzen". Er bewährte Thatkraft und Organiſationstalent in der ſchwierigen und vielgeſtaltigen Stellung. Er war kein Schriftſteller, ſondern weſentlich Lehrer und Prediger. In beiden Richtungen ſeiner Thätigkeit betonte er mit Erfolg das

*) L. Wieſe: Spilleke. Berlin 1842. — Ueber Meineke: F. Ranke. Leipzig 1871.

patriotische Moment. Er war ein frommer, christlich gesinnter Mann, verleugnete aber niemals seine eifrige Beschäftigung mit Spinoza und die früher unternommene Vertheidigung dieses Philosophen gegen Verunglimpfungen seines Andenkens.

Ein neuer Mann war A. Meineke (1790—1870, von 1826 an in Berlin, bis 1857 Director des Joachimsthal'schen Gymnasiums), der Nachfolger Suethlage's, der seinerseits auf Meierotto gefolgt war. Sittliche Würde zeichnete ihn aus; sie war es, mit der er Schülern und Lehrern imponirte. In der Auswahl seiner Mitarbeiter bewährte er durchdringenden Scharfblick, so daß aus diesem Collegium mehr hochgestellte Staatsbeamte, bedeutende Universitätslehrer und tüchtige Gymnasialdirectoren hervorgingen, als aus irgend einem anderen preußischen Gymnasium. In seiner eigenen Anstalt hatte er viele Mißstände zu bekämpfen, besonders in dem innerlich und äußerlich gleich verwahrlosten Alumnat; erst nach 7jähriger strenger Arbeit hatte er den Alumnen angemessene Räume verschafft, zugleich aber schickliches Betragen von ihnen erzwungen. Als Lehrer bemühte er sich mit Glück, seinen Schülern Begeisterung für die Werke des Alterthums, besonders des griechischen, einzuflößen, denen auch seine eindringende, erfolgreiche wissenschaftliche Beschäftigung galt, — er wurde Mitglied der Akademie und Lehrer der Universität. Ohne durch historische oder gar ästhetische Erklärungen zu ermüden, strebte er danach, die Jünglinge sprachliche und poetische Schönheit der alten Classiker empfinden zu lassen; hingerissen von seiner eigenen Begeisterung, die ansteckend wirkte, soll er Vortrag oder Erklärung oft mit dem Ausruf unterbrochen haben: „Es ist wunderschön". Diese Hingabe an die griechischen Autoren führte ihn mit anderen Liebhabern derselben Schriftsteller zu einem wissenschaftlichen Lesekränzchen, der s. g. „Griechheit" zusammen. Diese freie Vereinigung, in wöchentlichen geselligen Zusammenkünften, abwechselnd bei den einzelnen Mitgliedern, bestehend, wobei nach gemeinsamer ernster Lectüre eines griechischen Autors ein frohes Mahl die Theilnehmer vereinigte,

hatte ſich bald nach Begründung der Univerſität gebildet, und beſteht noch heute. Doch war ſie nicht einſeitig aus Univerſitätsmitgliedern, noch weniger ausſchließlich aus Philologen gebildet, ſondern verband mit dieſen Juriſten und Theologen, Prediger, hohe Staatsbeamte, Gymnaſiallehrer und Privatgelehrte. Es war und blieb ein wiſſenſchaftliches Kränzchen, ohne beſtimmte Regeln, ohne eine nach außen ſichtbare Thätigkeit, deſſen Zuſammenkünfte den Theilnehmern, die es als eine Ehre betrachteten, der Geſellſchaft anzugehören, ſtille, ſchöne Feſtfreude bereiteten. Sie und die „Geſetzloſen“ (unten S. 585) waren, wenn man den Ausdruck wagen darf, weltliche Freimaurerbünde ohne Symbol und Geheimniß: Vereinigungen der Edelſten des Geiſtes, in denen manch kluges Wort geſprochen, manch guter Rath gepflogen und gar oft der Grund zu bedeutenden und folgenſchweren Beſchlüſſen gelegt wurde.

Von geringerer Bedeutung waren die Leiter der übrigen höheren Lehranſtalten. Aber ein tüchtiger Mann war auch G. G. S. Köpke (1773—1837, ſeit 1788 in Berlin, ſeit 1828 Director), Bellermann's Nachfolger am Grauen Kloſter, als Hiſtoriker, nicht eben hervorragend thätig, und A. F. Ribbeck (1792—1847, ſeit 1805 in Berlin), Köpke's Nachfolger, nachdem er vorher ſeit 1828 das ziemlich verfahrene Friedrichs-Werderſche Gymnaſium in richtige Bahnen geführt hatte. Auch er war zumeiſt Pädagoge, gab aber einige Proben ſeiner philologiſchen Gelehrſamkeit.*)

In engem Zuſammenhang mit dieſen Schulleitern ſtanden zwei Männer, der eine lange Zeit ſelbſt Lehrer, deren griechiſche und lateiniſche Grammatik Generationen Berliner Schüler belehrt und gepeinigt haben: Ph. Buttmann und K. Zumpt. Buttmann (1764—1839, ſeit 1789 in Berlin), blieb zeitlebens in beſcheidener Sphäre als Bibliotheksbeamter, aber ſeine 1806 erfolgte Ernennung zum Mitglied der Akademie, und ſeine Be-

*) Ueber beide Heidemann l. c.; über R. die Mittheilungen von Friedr. Ribbeck und Zelle 1848.

rufung zum Lateinlehrer des Kronprinzen, bewieſen die Achtung, die er genoß. Als unumſchränkter Tyrann herrſchte er in der ſeit 1809 beſtehenden Geſellſchaft der „Geſetzloſen", einer der zahlreichen in Berlin beſtehenden Vereinigungen, ohne beſtimmt ausgeprägten litterariſchen oder wiſſenſchaftlichen Charakter. Zu ihren Mitgliedern gehörten Miniſter, Staatsräthe, Profeſſoren, die hervorragendſten Geiſtlichen und Künſtler, die alle 14 Tage zu einem zwangloſen Mittageſſen zuſammenkamen, und jährlich die Tage von Leipzig und Belle-Alliance beſonders feſtlich begingen. Alle waren geeint in Verehrung ihres beſcheidenen und doch ſtrengen Zuchtmeiſters, und bewahrten ſein Andenken über den Tod hinaus.*) Buttmann war mit F. A. Wolf Herausgeber der (oben S. 260) genannten Zeitſchrift, ein fleißiger und glücklicher Editor, doch hauptſächlich bedeutend als Grammatiker. Seine ſeit 1792 in immer neuen Formen und ſtets erneuten Auflagen erſchienenen Arbeiten über griechiſche Grammatik waren ausgezeichnet durch klare Verſtändigkeit, die erſten, die Arbeiten Anderer zuſammenfaſſenden, und doch ſelbſtändig zu einem wiſſenſchaftlichen Ganzen vereinigenden grammatiſchen Darbietungen. Mit ihnen, mögen ſie auch durch neuere Arbeiten überholt ſein, begann „ein entſchiedener Umſchwung im griechiſchen Unterricht". Aehnliches läßt ſich von K. G. Zumpt (1792—1849, ſeit 1812 Lehrer am Gymnaſium zum grauen Kloſter, ſeit 1821 Univerſitätsprofeſſor), ſagen. Seine, zuerſt 1818 erſchienene, ſtets reichhaltiger werdende, lateiniſche Grammatik, die ſich auf die „Darſtellung des Sprachgebrauchs der claſſiſchen lateiniſchen Proſa" beſchränkte, verbreitete ſich bald ungemein weit und raſch, verdrängte alle ähnlichen Werke, bis ſie nach einigen Jahrzehnten von demſelben Schickſal ereilt wurde.

*) Klenze, Ph. Buttmann und die Geſetzloſen. Am 4. Nov., 15. Dec. 1834. Statt Handſchrift für die Mitglieder der geſetzloſen Geſellſchaft. Berlin 1834. Dem Ex. der K. B. iſt die Zuwachsliſte bis 31. Mai 1851 angehängt. — Ueber B.: Schleiermacher, Werke, Philoſ. Schr. Bd. 3.; über Z.: lat. Schr. ſeines Sohnes, Berlin 1851; für beide: Burſian 655fg., 783fg. im Text benutzt.

Der letztgenannte Gelehrte zeigt den nahen Zuſammenhang der gelehrten Schulen mit der Univerſität. Dieſer Zuſammenhang war ſchon darin begründet, daß auch für die Univerſität derſelbe Miniſter mit ſeinem getreuen Rathe eifrig bemüht war. Die Zeit der Demagogenumtriebe ſchien den Hochſchulen, beſonders auch der Berliner, Schwierigkeiten zu bereiten. Denn für jede Univerſität wurde ein außerordentlicher Bevollmächtigter eingeſetzt, der über die Ausführung der beſtehenden Geſetze wachen, und den Geiſt der Profeſſoren, wie er ſich in ihren Vorleſungen und in ihrer Einwirkung auf die Studirenden zeigte, ſorgfältig beobachten ſollte. Für Berlin wurde als Bevollmächtigter Staatsrath Schultz ernannt. Zwiſchen ihm, der alle Profeſſoren für Demagogen hielt, und dem akademiſchen Senat entſpann ſich alsbald ein erbitterter Streit. Nicht minder heftig trat der neue Bevollmächtigte gegen den Miniſter und deſſen Räthe auf, die ihm alle verdächtig vorkamen. Glücklicherweiſe erhielten ſeine allgemeinen auf eine Bevormundung der Univerſität gerichteten Vorſchläge, zu denen auch eine Erhebung der theologiſchen und Herabdrückung der philoſophiſchen Facultät gehörten, keine Billigung. Nachdem er einzelne kleinere Erfolge, namentlich in Bezug auf jene ſchmählichen Studentenverfolgungen, ſowie auf Beſtrafung geheimer Verbindungen und Verſchärfung der akademiſchen Disciplin, davongetragen, auch den Miniſter und ſeinen Räthen, durch ſeine von Höheren geglaubten, weil gewünſchten und gern geförderten Denunciationen, manche trüben Stunden bereitet hatte, wurde er 1825 aus ſeiner Stellung entfernt und damit die Hauptgefahr beſeitigt, welche auch der Berliner Univerſität drohte.

Aus der äußeren Geſchichte der Univerſität mögen nach einer officiellen Quelle*) einzelne Daten mitgetheilt werden.

*) Verwaltungsberichte 1830—40 von Böckh, Krauſe, einzelne von Twesten. G. St. A. R. 76. V. Univ. I, Berlin. — Eine Geſchichte der Univ. gibt es nicht. Die folgenden Notizen machen nicht den Anſpruch, eine ſolche zu geben. Für die Biographieen ſind die Artikel der A. D. B. ſorgſam benutzt. Einzelnes iſt S. 571 A. 1 verzeichnet. Hübſche Schilde-

Danach wurden im Winter 1829 und 1830 folgende Vorleſungen gehalten: (die in Klammern hinzugefügten Ziffern bedeuten die Zahlen der angekündigten Vorleſungen) philoſophiſche 23 (24), juriſtiſche 33 (42), theologiſche 67 (89), mediciniſche 102 (131), im Sommer 1830 in den entſprechenden Facultäten 20 (22), 36 (40), 54 (80), 89 (134). Neander hatte in ſeinen Wintervorleſungen 271, 301, 392, im Sommer 283 und 397 Zuhörer, Schleiermacher im „Leben Jeſu“ 251, in der dogmatiſchen Theologie 179. Gans im „Naturrecht“ 201, Savigny „Pandecten“ 227, „Inſtitutionen“ 135, Philipps im „Deutſchen Privatrecht“ 127 Zuhörer. In der mediciniſchen Facultät laſen mehrere Profeſſoren vor 100, in der philoſophiſchen Hegel „Geſchichte der Philoſophie“ vor 166, Böckh „Griechiſche Alterthümer“ vor 137, Ritter „Erdkunde“ vor 128 Zuhörern. Im Allgemeinen wurden die Publica im Verhältniß zu den Privatvorleſungen wenig beſucht, doch gab es einzelne Ausnahmen. Ritter hatte in der „Geographie von Paläſtina“ 420, Gans „Ueber das heutige Staatsrecht“ 391, Jarcke „Merkwürdige Kriminalfälle“ 285 Zuhörer. Auffallend ſchlecht beſucht waren die Vorleſungen über Botanik, Naturwiſſenſchaft, Mathematik, Geſchichte, Kunſtarchäologie. 1831 und 1838 hielten die berühmteſten Profeſſoren der Chirurgie ihre Vorleſungen nicht, angeblich weil ſie zu wenig Zuhörer hatten. Die geſetzlichen Anfangstermine konnten nicht innegehalten werden, „weil die gehörige Zuhörerzahl fehlte.“ Daher wurde im Allgemeinen am 26. October begonnen und im März geſchloſſen, im Sommer Anfang Mai (einmal ſogar am 19. Mai) begonnen, dagegen ſehr ſpät geſchloſſen, 54 Vorleſungen erſt nach dem 20. Auguſt, 2 ſogar erſt Anfang September. Die Honorareinnahmen der Docenten waren ziemlich ſchwach. Neun Profeſſoren hatten eine Einnahme unter fünfzig Thalern, 10 zwiſchen 50 und 100, 13 zwiſchen 100 und 200,

rungen des perſönlichen Eindrucks vieler Profeſſoren gibt Gutzkow, Lebensbilder, Stuttg. 1874, S. 44—126. Vortrefflich über Einzelnes unterrichtet Varrentrapp: Schulze.

10 zwiſchen 200 und 400; die höchſten Honorare bezogen je ein Mediciner und Chemiker zwiſchen 1500 und 2000 Thalern, ein Theologe zwiſchen 2000 und 2500 und ein Juriſt zwiſchen 2500 und 3000 Thalern. Die Anzahl der immatriculirten Studenten betrug 1822 im Sommer 1162, im Winter 1249 Studenten. Alljährlich ſteigerte ſich die Zahl, bis ſie 1830 Sommer 1787, Winter 1937 erreichte und im Winter 1834 bis 1835 zum erſten Male auf 2000 ſtieg! In den folgenden Jahren bis 1837 ging die Zahl zurück, ſo daß damals (Sommer) nur 1585 Studenten gezählt wurden. Dieſe Abnahme wurde 1838 einerſeits mit dem Emporkommen der Induſtrie, andererſeits mit den auf den Univerſitäten herrſchenden Kriminalunterſuchungen begründet. Dann hob ſich die Zahl langſam wieder, ſo daß im Winter 1838—1839 1772 Studenten in Berlin waren.*) Mit den Studenten nahmen auch die Bierhäuſer, beſonders die mit dem ſtarken ſogenannten bairiſchen Bier, zu, worüber ſeitens der Univerſitätsbehörden große Klage geführt wurde. Die Disciplin wurde durch den Geheimrath Krauſe mit ſolcher Strenge gehandhabt, daß, während auf den übrigen Univerſitäten nach dem Frankfurter Attentat hunderte von Studenten beſtraft werden mußten, die hieſige Univerſität, wie es in einem Berichte heißt, „ſo glücklich war, daß derartige Verbrechen und deren ſtörende Folgen bei ihr nicht vorkamen, und daß hieſige Studenten weder bei dem Frankfurter Attentat, wie den dabei concurrirenden revolutionären Verbindungen betheiligt waren.“ Am Verbande der allgemeinen Burſchenſchaften und an den Burſchentagen nahm die Berliner Univerſität nicht theil, Studentenverbindungen wurden wohl gelegentlich geſtiftet, zerfielen aber ſehr bald wieder, ſo die Verbindung „Alemannia“ und eine Landsmannſchaft Marchia Boruſſia. Unter den von den Behörden gemachten Vorſchlägen iſt derjenige erwähnens-

*) Berlin war ſchon damals die bei weitem größte aller deutſchen Univerſitäten, am nächſten kam (1830) Göttingen mit 1203. Halle mit 1161, Breslau mit 1121 Zuhörern.

werth, eine Univerſitätskirche zu errichten, „da ein gemeinſamer Gottesdienſt der Univerſitätsmitglieder zur Erhebung des religiöſen Sinnes unſtreitig ausgezeichnet wirken würde."

Konflikte der Univerſität mit der Regierung waren im Ganzen nicht häufig. Die vom Miniſterium geforderten Beichtzettel der Studirenden der Theologie fanden nicht bloß bei dieſen ſelbſt, ſondern auch bei der theologiſchen Facultät und im akademiſchen Senat Widerſpruch (1828). Die philoſophiſche Facultät machte Anſtrengungen, den Regierungsbevollmächtigten los zu werden (1829) und erlangte, daß dieſes Amt mit dem des Rectors vereinigt wurde. Gans, der in ſeinen Vorleſungen die Könige von Spanien und Neapel meineidig genannt hatte, wurde genöthigt, ein Rechtfertigungsſchreiben einzureichen. 1830 wurden die Univerſitätslehrer in einem vertraulichen Schreiben ermahnt, der von Münch berufenen Hiſtoriker-Verſammlung fern zu bleiben.*) Die Schwierigkeiten, die ſich Gans' Ernennung zu einem Ordinariat entgegenſtellten, waren nicht bloß in ſeinem politiſchen Freiſinn begründet, ſondern lagen in perſönlichen Verhältniſſen und den Intriguen mächtiger Gegner. Dagegen hatte Fr. v. Raumer wegen politiſcher Aeußerungen manche Widerwärtigkeiten zu beſtehen. Seine Schrift über Polen, deren früher ſchon gedacht iſt (S. 551), hatte ſogar die Folge, daß ſeine durch die Collegen vollzogene Wahl zum Rector nicht die königliche Beſtätigung erhielt.

Im Großen und Ganzen jedoch hatte die Univerſität durch politiſche Störungen wenig zu leiden. Vielmehr war die hier zu behandelnde Zeit eine Epoche ruhiger unbeſtrittener Blüthe. Sie wird nicht bloß durch die ſchon aufgezeigte Vermehrung der Zuhörerzahl, ſondern durch die große Bedeutung der Lehrer bezeugt.

Am kürzeſten kann die theologiſche Facultät abgemacht werden. Ihre bedeutendſte Kraft war gewiß Schleiermacher

*) Bll. V, 63, 215 fg., 230 fg., 269.

(vgl. S. 261—265, 409—413). Neben ihm wirkte de Wette zu kurze Zeit (oben S. 398), um für Berlin von bedeutendem Einfluß zu werden, und der oftenwähnte Marheineke (1780—1846, seit 1811 in Berlin), der, obgleich er ein solider gründlicher Lehrer, ein objectiver, quellenmäßiger Historiker war, mit seinem größten Genossen in keiner Weise verglichen werden kann. Nur zwei Männer kommen eigentlich in Betracht: Neander und Hengstenberg.

August Neander*) 1789—1850, lebte seit 1813 in Berlin. Er war als Jude geboren, wurde 1806 Christ und fand bald nachher den Weg von Plato zu Christus. Er lebte durchaus in seinen Arbeiten, war weltabgewandt und durch seine hochgradige Zerstreuung, über die komische Geschichten genug cursirten, von jeder praktischen Thätigkeit zurückgehalten. Sein Leben war Arbeiten und Lehren. Selten besaß ein akademischer Lehrer solchen sich gleichbleibenden, eher stärker werdenden Zulauf, seltener einer diese unbegrenzte Liebe seiner Zuhörer. Sein Geburtstag war ein Freudenfest, das alljährlich durch einen Fackelzug der Studenten gefeiert wurde. In den Reden der Lehrer und Schüler prägte sich das innige Zusammenleben beider aus. Er sah in ihnen seine Fortsetzer und sprach mit Begeisterung von der neuen Zeit, „welche die Jugend auf dem einzigen Grund, den der Herr gelegt, herbeizuführen berufen sei." Er selbst war, wie einer seiner Freunde ihn charakterisirte, „ein Mann, der von den Kräften der zukünftigen Welt durchdrungen, ihre geschichtliche Spur auf der Erde verfolgte." Dieser geschichtliche Standpunkt, die Erkenntniß der Entwicklung der Kirche schien ihm zwei Feinde als die gefährlichsten zu bezeichnen: die Hegelsche Philosophie und die kirchliche Orthodoxie. Gegen sie, die eine, weil sie von der Kirche abführte, die andere, weil sie unter den Gläubigen eine unselige Spaltung erzeugte oder die vorhandene

*) Ueber Neander vgl. Varnhagen, Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens, Bd. 1, 2. Sieveking, Bilder, Hamburg 1887, I, S. 37, 45, 121 fg., II, 176, 267 ff. Die übrige Litteratur ist verzeichnet A. D. B. 23, 330—340.

erweiterte, aufzutreten ward er nicht müde, ſoweit ſein mildes und verſöhnliches Weſen einen Kampf zuließ. Wichtiger indeſſen als Bekämpfung der Feinde war ihm Gewinnung von Freunden. Nicht ſich ſuchte er ſie zu gewinnen, ſondern ſeiner Kirche und zwar Freunde, die nicht nur aus Gewohnheit treu ſind, ſondern lieben, weil ſie erkennen. Dieſem Zwecke war ſeine „Allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Kirche“ (1825—1842) und ein inhaltlich dieſem vorangehendes Werk: „Geſchichte der Pflanzung und Leitung der Kirche durch die Apoſtel“, gewidmet. Das Eigenartige dieſes claſſiſchen Buches, das mannigfach durch Schleiermacher'ſche Ideen angeregt war, beſtand darin, „das von Chriſtus ausgehende göttliche Leben in ſeiner Entwicklung in der Menſchheit darzuſtellen,“ die Wirkſamkeit göttlicher Ideen in der Welt der Erſcheinungen zu zeigen. Er ſtrebte, nach dem glücklichen Ausdrucke eines ſeiner Schüler, „dem suum cuique in der Geſchichte nach“. Seine tiefe Frömmigkeit hinderte ihn an polemiſchen Ausſchreitungen und ſeine gründliche Gelehrſamkeit ebenſo wie ſein kritiſcher Scharfblick an ungerechter Verherrlichung oder Herabzerrung.

War Neander ganz Lehrer, kümmerte er ſich, ſo fromm er war, wenig um das Leben, ſo war E. W. Hengſtenberg (1809 bis 1869, ſeit 1824 in Berlin) ganz Leben, ganz Kampf. Urſprünglich ein gelehrter Orientaliſt, war er „ohne jede menſchliche Autorität, aus Schrift und Erfahrung“ zu ſeinem Glauben gekommen. Schon bei ſeiner theologiſchen Habilitation 1825 ſtellte er Theſen auf, in denen ſich die ſtrengſte Orthodoxie kundgab, z. B. daß der menſchliche Geiſt in göttlichen Dingen blind, daß zum Verſtändniß des alten Teſtaments chriſtliche Geſinnung nothwendig ſei. Als Träger ſolcher Anſchauung wurde Hengſtenberg naturgemäß Führer der geſammten „poſitiven“ kirchlichen Bewegung, die in Berlin vorbereitet und vielen Kreiſen willkommen war. Vorbereitet war ſie durch das ſtärker gewordene kirchliche Gefühl, das in engem Zuſammenhang mit der politiſch-reactionären Zeitſtrömung ſtand. Als ihr Mittelpunkt konnte

die ſeit 1819 errichtete preußiſche Bibelgeſellſchaft gelten. Die Thätigkeit Joh. Goßner's 1773—1859, ſeit 1829 in Berlin, der in den frommen Conventikeln der Prinzeſſin Wilhelm eine Rolle ſpielte, und in der Hofpartei einen großen Anhang hatte, für Miſſion, Kranken- und Kinderbewahranſtalten, gehörte einer ähnlichen Richtung an. Willkommen war ſie außer vielen Adligen, beſonders den Frauen und einer nicht geringen Zahl bürgerlicher Kreiſe, die, unbefriedigt durch das Verſtandesmäßige der Aufklärung, beeinflußt durch romantiſche Sehnſucht, nach Befriedigung ihrer religiöſen Gefühle verlangten. Hengſtenberg wurde gegen den Wunſch ſeiner Collegen ſchon 1826 außerordentlicher, 1828 ordentlicher Profeſſor. Ohne gerade eine Schule zu gründen, übte er durch ſeine Vorleſungen und durch perſönliche Einwirkung großen Einfluß auf die Studirenden. Die unbedingte Authentie ſämmtlicher Bücher des alten Teſtaments zu erweiſen, betrachtete er als ſeine Hauptaufgabe, und widmete ſich mit Scharfſinn und Gelehrſamkeit der Erklärung dieſer Bücher. Seine Commentare zu den Schriften des neuen Teſtaments tragen mehr praktiſch-erbaulichen Charakter. Am engſten aber iſt ſein Name mit der evangeliſchen Kirchenzeitung verknüpft, die er 1827 begründete und bis zu ſeinem Tode herausgab. Er leugnete zwar, eine Art Herkules zu ſein, deſſen Element Kampf und Streit war, aber er machte, nicht aus reiner Luſt am Kampf, ſondern aus unbezähmbarem Eifer für ſeine Ueberzeugung, Front gegen alle Feinde ſeiner Anſicht. Er richtete, was gerade in dieſem Zuſammenhang hervorgehoben werden muß, bedenkliche und in gewiſſem Sinne erfolgreiche Angriffe wider die akademiſche Lehrfreiheit. Sein Blatt war ein Hort der Orthodoxie, ein Object des Haſſes aber für alle Männer anderer Anſchauungen, ja wegen ſeiner Kampfesweiſe und ſeines Tones auch für Viele, die unter denſelben Fahnen geſtritten hatten. Denn ſeine Polemik war maßlos und widrig; der übereifrige Kämpfer war gar zu gern bereit, den Gegner

niedriger Motive zu zeihen, ſeinen Charakter und ſein Weſen zu verdächtigen.

Wie die beiden eben geſchilderten Theologen, ſo vertraten die zwei Juriſten Gans und Savigny ſtarke Gegenſätze. Auch zwiſchen Jenen kam es zu einer förmlichen Abſage, wenn auch die Milde und Streitunluſt des Einen den langewährenden Krieg unmöglich machte. Bei den Juriſten war es ein Streit, der durch die ganze wiſſenſchaftliche Anſchauung bedingt, durch politiſche und perſönliche Gegenſätze verſchärft, durch Zwiſchenträgereien und Eiferſüchteleien genährt war.

Ed. Gans (1798—1839, ein Berliner) war eine hochbedeutſame Erſcheinung. Seines Einfluſſes auf Berlins politiſche Entwickelung und ſeiner Betheiligung an jüdiſchen Dingen wurde ſchon gedacht (oben S. 431 u. 552). Aber er war auch ein großer Gelehrter und ein ungewöhnlicher Menſch. Ein Mann, bei deſſen Tode der große Seydelmann*) ausrief: „Seine Nähe war Athem Gottes, war Bergesluft", muß etwas Beſonderes geweſen ſein. Gerade dieſes Menſchliche ſtand bei Gans im Vordergrunde: der glänzende Redner, der elegante Schriftſteller, der virtuoſe Lebemann war beſſer gekannt, als der wiſſenſchaftliche Arbeiter. Von jenem erwarteten Viele gerade in bangen und gefahrdrohenden Zeiten das erlöſende Wort. Die Stellung, die er in ſeiner Specialwiſſenſchaft einnahm, wird dadurch bezeichnet, daß er Philoſoph, nicht Hiſtoriker war. Von ſeinem Meiſter Hegel hatte er dieſe Richtung angenommen. Das Kennzeichnende ſeiner Arbeiten, beſonders ſeines Hauptwerks: „Das Erbrecht in weltgeſchichtlicher Entwickelung" (4 Bände 1824—35) war daher die Betonung des philoſophiſchen Zuſammenhangs. Philoſophiſche Speculation galt ihm in der Rechtsbetrachtung höher als die Verſenkung in geſchichtliche Einzelheiten. Der

*) Rötſcher, Seydelmann 158. — Marheineke's Grabrede 1839 enthält nichts Biographiſches. Alex. Jung, Charaktere, Charakteriſtiken und verm. Schriften, Königsberg 1848, I, 105 ff. iſt als Stimme eines Zeitgenoſſen wichtig.

hiſtoriſchen Betrachtung blieb er nicht fremd, doch wollte er ſie nicht für ſich allein gelten laſſen, ſondern ſah ſie nur als Mittel zum Zweck an; in bewußtem Gegenſatz zur Einzelforſchung, gegen die er im erbitterten Kampf heftigere Worte brauchte, als ſeiner wirklichen Geſinnung entſprachen, legte er den Grund zu einer vergleichenden Rechtsgeſchichte. Seine Ausführungen, die durch Geiſt und Gelehrſamkeit feſſelten, wurden in dem kurzen philoſophiſchen Zeitalter, dem er angehörte, zeitweilig herrſchend, allmählich wurden ſie von den Anſchauungen der hiſtoriſchen Schule verdrängt.

Gans ſtand in der Blüthe ſeiner Jahre, als er ſtarb; Savigny hatte das Glück, ſich voll auszuleben. Fr. Karl v. Savigny (1779—1861)*) war bereits ein hochberühmter Mann, da er (1810) als einer der erſten Profeſſoren an die neugegründete Univerſität kam (vgl. oben S. 295, 299). Durch die Mitgliedſchaft im Staatsrath und in der Akademie erlangte er hohe Ehren, eine noch größere äußere Stellung nahm er als Geſetzgebungsminiſter ein (1842—48); neue Ehren: die Mitgliedſchaft des Herrenhauſes, das Kronſyndikat, den höchſten preußiſchen Orden empfing er an ſeinem Lebensabend, den er in geiſtiger Friſche und körperlicher Rüſtigkeit verleben durfte. Die gewaltige Thätigkeit dieſer letzten Jahrzehnte, denen ſein großes Werk „Syſtem des heutigen römiſchen Rechts“ angehört, kann hier nicht ausgeführt werden, ebenſowenig ſeine geſetzgeberiſchen Verſuche, durch die er ſich, was auch ſeine begeiſterten Anhänger dawider ſagen mögen, mit ſeinem früher ausgeſprochenen Satz, daß ſeiner Zeit der Beruf zur Geſetzgebung abgehe, in Widerſpruch ſetzte. Dagegen muß auf das hingewieſen werden, was die unvergängliche Bedeutung Savigny's ausmacht. Er wurde das Haupt der ſog. hiſtoriſchen Rechts-

*) E. Landsberg's ausgezeichnete Arbeit A. D. B. 30, 425—452. Benutzt iſt ferner: Enneccerus, S., Marburg 1879. — Für die vorberliner (romantiſche) Zeit habe ich in dem Büchlein: Karoline v. Günderode und ihre Freunde, Stuttg. 1895, wichtiges neues Material beigebracht.

ſchule, deren allgemeiner Grundſatz war, „daß es kein vollkommenes einzelnes und abgeſondertes menſchliches Daſein gibt, vielmehr jedes Ding als ein Glied eines höheren Ganzen angeſehen werden muß, aus welchem hervor es ſich entwickelt und deſſen Verſtändniß zum Verſtändniß der Einzelheit weſentlich iſt.“ Daraus wurde für das Recht der ſpecielle Satz formulirt, „der Stoff des Rechts ſei durch die geſammte Vergangenheit der Nation gegeben, doch nicht durch Willkür, ſo daß es zufällig dieſer oder ein anderer ſein könnte, ſondern aus dem innerſten Weſen der Nation ſelbſt und ihrer Geſchichte hervorgegangen“. So wurde gezeigt, daß das Recht ein unabtrennbares Stück der geſammten Cultur und mit dem ganzen wirthſchaftlichen und ethiſchen Leben aufs Innigſte verwachſen war. Um die Entwickelung dieſes Rechts zu erkennen, waren drei Gebiete zu durchforſchen: das römiſche Recht; die nationale Ausbildung des deutſchen Rechts; die beiden Rechten im Laufe der Jahrhunderte durch Volk und Juriſten beigebrachten Modificationen. Die Anregung, die Savigny auf den beiden erſten Gebieten, dem romaniſtiſchen und germaniſtiſchen, gab, war eine ungeheure. Sie wurde unterſtützt durch die von Niebuhr vermittelte Auffindung des Gajus, wodurch zum erſten Mal Privatrecht und Gerichtsverfahren der römiſchen Republik und der erſten Zeit des Kaiſerreichs erkannt wurde. An Savigny's Anregung lehnte ſich die wiſſenſchaftliche Arbeit einer großen Gelehrtenſchar während eines ganzen Jahrhunderts an. Das dritte Gebiet beleuchtete der Meiſter ſelbſt durch ſeine „Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter“ (1815—31, 6 Bände, die zweite Auflage erhielt noch einen Zuſatzband). Ebenſo wie ſeine dogmatiſchen Arbeiten wurde dieſes Werk Grundlage und Ausgangspunkt aller ſpäteren Forſchungen, ein Werk, das zwar vielfache Ergänzungen und Berichtigungen erfuhr, aber niemals und nirgends überſehen werden konnte. Die Führerſchaft in der Jurisprudenz auf Deutſchland übertragen, deutſche Wiſſenſchaft im Auslande zur Anerkennung gebracht zu haben, iſt

Savigny's Werk. Er war nicht bloß ein Forſcher von allumfaſſender, gelegentlich zu maſſig und äußerlich hervortretender Gelehrſamkeit. ſondern ein Schriftſteller von ſeltener Klarheit und Reinheit des Ausdrucks. Er war ein allſeitig gebildeter Geiſt, der, wenn er auch von den Romantikern ausging, mit denen er durch engſte Familienbande geeint war, ſich von den einſchnürenden Feſſeln romantiſchen Geiſtes früh befreite und nicht den Romantikern zugerechnet werden darf. Er war ein Klaſſiker, der Form und dem Geiſte nach, der glaubensſtarke Denkfreiheit bekundete und im Bewußtſein der eigenen inneren Kämpfe ſich von Unduldſamkeit fern hielt.

Aus der philoſophiſchen Facultät ſeien einige Hiſtoriker, Philologen, Philoſophen genannt.

Unter den Hiſtorikern vertraten Wilken, Raumer, Ranke drei verſchiedene Arten. Friedrich Wilken*) (1777—1840, ſeit 1817 in Berlin, eine erſte Berufung 1810 hatte er ausgeſchlagen), Profeſſor und Leiter der Königlichen Bibliothek, deren Geſchichte er ebenſo wie die der Heidelberger Sammlung ſchrieb, die er vorher verwaltet und für die er aus Frankreich und Italien früher geraubte Schätze zurückgeholt hatte. Er war, nach einem Ausdruck A. v. Humboldt's, „Schöpfer der Bibliothek" und konnte bei einer Reiſe nach Paris und London 1829 die Wahrnehmung machen, daß die Berliner Bücherſammlung ſchon damals zu den erſten Europas gehörte. Er war ein ſtiller Gelehrter, war aber Mitglied gelehrter und ungelehrter Cirkel und ſtand in Verkehr mit den erſten Männern der Wiſſenſchaft. Er ward je einmal mit dem Dekanat und Rectorat beehrt, war ein eifriges Mitglied der Akademie, ein gerngehörter Rathgeber des Miniſters. Seine Anhänglichkeit an ſeine neue Heimath Berlin bewies er durch kenntnißreiche und gutgeſchriebene Artikel über die ältere Geſchichte der Stadt (hiſtoriſch-genealog.

*) Stoll's Programm, Caſſel 1894, behandelt nur die vorberliner Periode. — Doch verdanke ich Hrn. Prof. Stoll aus Wilken's handſchr. Nachlaß werthvolle Mittheilungen.

Kalender 1820—23). Seine ruhige Arbeit regte wohl Andere an, aber schuf keine neue Schule, wiewohl bedeutende spätere Historiker einzelne seiner Vorlesungen hörten. Ein Menschenalter hindurch, von 1797, dem Jahre, da er seine Göttinger Preisarbeit schrieb, bis 1832, als er seine Arbeit abschloß, war er an der siebenbändigen „Geschichte der Kreuzzüge" thätig. Das Werk galt seiner Zeit für klassisch und gilt auch heute wegen seiner Gelehrsamkeit und theilweise wegen seiner Darstellung als höchst achtungswerth, läßt aber Kritik der Quellen, Unterscheidung des Geschichtlichen und Sagenhaften zu sehr vermissen. Im Zusammenhang mit diesen seinen Hauptstudien trieb er Geschichte der östlichen Völker während des Mittelalters und beschäftigte sich mit den orientalischen Sprachen, besonders dem Persischen, für das er die erste deutsche Grammatik und Chrestomathie schrieb.

Ein Hauptwerk, die „Geschichte der Hohenstaufen", 6 Bände 1823—25, die schon (S. 481) genannte Quelle für Raupach's Dramen, begründete auch den Ruhm Friedrich von Raumer's (1791—1873, von 1810—11 als Staatsbeamter, von 1819 bis 1859 als Professor, dann im Ruhestand in Berlin, als Politiker, Schulkritiker und Rector schon vielfach erwähnt). Das Werk ist jetzt weit mehr veraltet als Wilken's Bände, weil ihm Kritik in erheblicherer Weise als jenem abgeht und die Gelehrsamkeit mangelt, und doch war sein Ruhm verdient durch das glückliche Wagniß, eine große Periode zu schildern, durch die Darstellungskunst, durch die Hinweise auf die allgemeine Entwickelung und durch die Betonung des staatlichen und kulturellen Elements. Keine von Raumer's späteren historischen Arbeiten trug ihm gleichen Ruhm ein und besaß ähnliche Bedeutung, auch nicht die „Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts", deren erste Bände noch in diesen Zeitraum gehören. Vielmehr konnten die meisten seiner überaus zahlreichen Arbeiten trotz allen Fleißes und der großen Liebe zur Sache theils wegen der Raschheit der Production, theils wegen der Flachheit der

Auffaſſung ſchon dem damaligen Bedürfniß nicht genügen, noch weniger den Arbeiten Größerer gegenüber beſtehen. Stets erfreulich aber war Raumer's Lebendigkeit, Vielſeitigkeit, Friſche, ſein politiſcher Freiſinn, den er auch in ſeiner Rectoratsrede zum Ausdruck brachte. Dieſe liberale Anſchauung bekundete er in ſeinen politiſchen, ſtaatswiſſenſchaftlichen Schriften, in ſeinem Wirken für die Stadt Berlin. Sie war es wenigſtens theilweiſe, die ihn veranlaßte, das große Publicum für geſchichtliche Lectüre zu intereſſiren. Ihm war das 1830 gegründete „hiſtoriſche Taſchenbuch" gewidmet, ihm, wenigſtens dem Berliner die zum Beſten der Volksbibliotheken eingerichteten Vorleſungen in der Singakademie (1841). Raumer war kein großer Mann, aber ſtaunenswerth durch ſeine Unermüdlichkeit, achtunggebietend und liebenswerth durch perſönliche Würde und unvertilgbare Jugendlichkeit.

Doch dieſe ſeine Genoſſen und alle Fach- und Amtskollegen der ſpäteren Jahrzehnte überſtrahlte Leopold Ranke (1797 bis 1886, ſeit 1824 in Berlin).*) Er begründete die neue deutſche Geſchichtswiſſenſchaft. So wenig für Ranke ein Hinweis auf die hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift (oben S. 556) genügt, ſo wenig kann bei einem Manne, dem es vergönnt war, faſt ein halbes Jahrhundert über den hier zu behandelnden Zeitraum hinaus zu leben und zu wirken, die geſammte ſchriftſtelleriſche Thätigkeit beſprochen werden. Nur daran ſei erinnert, daß er in der Geſchichtswiſſenſchaft eine ähnlich leitende Stellung einnahm, wie Savigny, Boeckh, Neander, Hegel in der ihren. Die Ranke'ſche Schule wurde die herrſchende, nicht bloß in Berlin, ſondern in ganz Deutſchland, man könnte ſagen, in der ganzen

*) Für Ranke mag es genügen, auf R.'s Zur eigenen Lebensgeſchichte, hgg. von Alfr Dove, Leipzig 1890, hinzuweiſen. Das Werk bildet zugleich den 53. und 54. Band einer Geſammtausgabe, die ſeit 1867, da ſie zu erſcheinen begann, in 3 Auflagen erſchienen iſt, ein für deutſche Verhältniſſe ganz unerhörter, einzig daſtehender Erfolg. — Vgl. E. Guglia, L. v. Ranke's Leben und Werke, Leipzig 1893. A. Dove. A. D. B. 27, 242—269.

gebildeten Welt. In Berlin dauerte es freilich einige Zeit, bis der Erfolg kam. Dies lag theils daran, daß Ranke, der übrigens erst 1833 Ordinarius wurde, Jahre lang auf Reisen abwesend war (1827—31, 1837—39), theils daran, daß die geschichtlichen Studien sich neben philologischen, philosophischen und theologischen erst ihren Platz erkämpfen mußten. Ein Docent, der die Massen anzog und festzuhalten wußte, ist Ranke nie geworden. Aber er wurde in seinen „Uebungen" ein unvergleichlicher Lehrer, vor Allem aber wurde er ein epochemachender Schriftsteller. In jenen lehrte er seine Schüler, das deutsche Mittelalter wissenschaftlich auf Grund des in den Monumenta Germaniae gesammelten Materials kritisch zu behandeln, und wurde nicht müde, den Schülern seine drei historischen Gebote: Kritik, Präcision und Penetration einzuschärfen. In seinen Werken behandelte er die neuere Zeit vom Ende des 15. Jahrhunderts. Ehe er als Achtziger an das Riesenunternehmen einer Weltgeschichte ging, das er mit staunenswerther Belesenheit und fast noch nie dagewesener Arbeitsfrische in 9 Riesenbänden bis zum Beginn der neuen Zeit führte, hatte er die Geschichte des Papstthums, Englands und Frankreichs, Deutschlands (in der Reformation) und Preußens dargestellt, den Ursprung des siebenjährigen Krieges und die Revolutionskriege beleuchtet, ausgezeichnete Persönlichkeiten wie Wallenstein besonders behandelt und in einzelnen Aufsätzen kritische Fragen gelöst, Kunst und Litteratur vornehmlich Italiens betrachtet. Der Zeit bis 1840 gehörte außer den allererſten, die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkenden Arbeiten „Geschichten der romanischen und germanischen Völker 1494—1514" mit der Beigabe „Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber", der Anfang der deutschen Reformationsgeschichte, der erste Band der „Fürsten und Völker Südeuropas" (Osmanen und Spanier), „die serbische Revolution", vor Allem sein Meisterwerk an, das seitdem in stets erneuten Auflagen erschien und auch von ihm nicht übertroffen wurde: „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr

Staat im 16. und 17. Jahrhundert“ (3 Bände 1834—36). Für Ranke's Geſchichtsſchreibung wurde zunächſt die univerſalhiſtoriſche Idee wichtig: das Aufzeigen des nothwendigen Zuſammenhangs, in dem das Einzelne mit dem Allgemeinen ſteht. Sodann die völlige Objectivität, die Freiheit von jeder Vorliebe, ſo daß er, der Proteſtant, der berufene Hiſtoriker des Papſtthums, und er, der Deutſche, der zuverläſſige Darſteller ausländiſcher Geſchichte ſein konnte. In dieſer Darſtellung der Wahrheit erkannte er eine ſittliche Erhebung. Ein ſchönes Wort von ihm lautet: „Die Wahrheit iſt nie troſtlos. An die Wahrheit der geiſtigen Welt glauben, das iſt Religion.“ In der Kritik der Quellen war ihm Niebuhr vorangegangen. Dieſem Meiſter, deſſen Gebiet er freilich verließ, verdankte er das Beſtreben, nur das zu erzählen, was er in ſeinem mit außerordentlichem Fleiß und durchdringendem Scharfſinn kritiſch geſichteten Material vorfand. Zu den weſentlichen Merkmalen ſeiner Geſchichtsſchreibung gehörte ſodann die ſtarke Bevorzugung der politiſchen und diplomatiſchen Geſchichte, unterſtützt durch die von ihm zuerſt in ihrem Werth erkannten und als wichtige Geſchichtsquellen benutzten Geſandtſchaftsberichte, ſowie die Zurückdrängung der Litteratur- und Wirthſchaftsgeſchichte; ferner die einſeitige Hervorhebung der leitenden Perſönlichkeiten, Fürſten und Staatsmänner, wodurch die Entwickelung der Volksbewegung hintangeſetzt und nicht gebührend gewürdigt wurde. Ranke war gläubig; er erkannte die Gottesidee in der Geſchichte. Dieſe Gläubigkeit führte ihn aber nicht zur Unduldſamkeit. „Der humanitäre Geiſt,“ ſagte er einmal, „der in dem letzten Jahrhundert ſich durchgebildet hatte, kam zu einer maßgebenden Herrſchaft, die weder zu zerſtören noch zurückzudrängen iſt.“ Er war ein glänzender Schriftſteller. Ohne ſchillernde Geiſtreichigkeit, ohne verſteckte Anſpielungen auf moderne Perſonen und Zuſtände wußte er die Vergangenheit wie eine lebendige Zeit aufleben, die wirkenden Ideen klar hervortreten zu laſſen; die führenden Männer erſchienen in ſprechender Charakteriſtik.

Wenigen Schriftstellern und Gelehrten war es gleich ihm gegönnt, ihr Werk wahrhaft zu vollenden. „Er hatte," man mag das Wort auf ihn anwenden, das er selbst einmal einem Mitstrebenden weihte, „seinem Genius und seinem Trieb vollkommen Ausdruck gegeben."

Neben den Historikern wirkte K. Ritter, der Geograph (1779–1859, seit 1830 in Berlin). Denn für ihn war die Geographie eine geschichtliche Wissenschaft. Ihr gewann er als klarer und beliebter Lehrer, als thätiger Vorsitzender der seit 1828 bestehenden Gesellschaft für Erdkunde, deren Veröffentlichungen er mit vielen und werthvollen Beiträgen bereicherte, zahlreiche Jünger. Seine „allgemeine Erdkunde", deren beide ersten Bände nach jahrelangen Vorbereitungen 1822 und 32 (im Ganzen 20 Bände bis 1859) erschienen, ist das Denkmal seines Ruhmes. Ist es auch weder völlig nach dem Plane des Autors ausgeführt, und daher trotz seiner stattlichen Bändezahl nur Fragment geblieben, noch in Folge des massenhaften, mehr gesammelten als verarbeiteten Materials ein vollendetes Kunstwerk, so bleibt es, wie ein Gelehrter, der lebhaft an der völligen Umgestaltung der Geographie, an ihrer Umwandlung in einen Zweig der Naturwissenschaft betheiligt ist, gesagt hat, „das gelehrteste Werk der modernen Geographie, welches auf lange hinaus weder erreicht noch übertroffen werden dürfte".

Nicht so großen Ruhm, wie einige der Letztgenannten, konnten die Philologen erhalten. Denn während Juristen und Historiker als Neuschöpfer auf einem fast unbetretenen Boden thätig waren, hatten diese auf einem Gebiete zu arbeiten, dem F. A. Wolf seine Spuren fest eingedrückt hatte. Aber auch Boeckh und Lachmann waren Koryphäen der Wissenschaft und glänzende Zierden der Berliner Universität.

August Boeckh (1785—1867, nach kürzerem Verweilen 1806, dauernd seit 1811 in Berlin)*) wurde der unmittelbare und be-

*) Für Boeckh, A. D. B. und Bursian s. v.; für B. und Lachmann einzelne Aeußerungen von Haupt vgl. Velger. Berlin 1879. B.'s kleine

deutende Fortbildner der durch Wolf begründeten Alterthumswiſſenſchaft. Unter allen Berliner Profeſſoren trat er, deſſen Wirkſamkeit auch an Zeitdauer die faſt aller Anderen überragte, vielleicht am meiſten vor weitere Kreiſe. Denn länger als dreißig Jahre ſchrieb er die wiſſenſchaftlichen Vorreden zu den Lectionscatalogen, und faſt fünfzig Jahre lang trat er als officieller Redner am Feſttage der Univerſität, dem Geburtstage des königlichen Stifters und an den zwei großen Feſten der Akademie auf, der er, als einer der Erſten, die Unterſtützung bedeutender wiſſenſchaftlicher Aufgaben zuwies. Gerade dieſe ſeine Reden bekundeten eine außerordentliche Vielſeitigkeit.

Der Leſer dieſer deutſchen Reden merkt ſofort, daß er keinen weltfremden und zeitabgewandten Gelehrten vor ſich hat, denn hier werden Zeitfragen angedeutet und Töne angeſchlagen, die einen Widerhall bei den Gebildeten fanden. Schon 1812 kam es vor, daß eine Rede B.'s mit Unterſtützung des „Departements" gedruckt wurde. In ſpäteren, guten und ſchlimmen Tagen bewährte ſich Boeckh als wackerer Patriot (oben S. 340). Die Vielſeitigkeit ſeines Wiſſens und Intereſſes — ſelbſt Muſik und Aſtronomie gehörten in dieſen Kreis — knüpfte geſellige Beziehungen weit hinaus über die engen Cirkel ſeiner Collegen. Sein Name hatte einen ſolchen Klang, daß er in dem Aufruf zur Errichtung eines Berliner Goethedenkmals (1860) nicht fehlen durfte. Er wurde, was wohl kein Berliner Profeſſor vor ihm geweſen war, Ehrenbürger der Stadt Berlin, und empfand gerechten Stolz über die ihm zu Theil gewordene Ehre.

Seine eigentliche Wirkſamkeit fand Boeckh als Lehrer der Univerſität, deren lebendiges Wahrzeichen er war. Sechsmal war er Decan ſeiner Facultät, fünfmal Rector. Beim 50jährigen Jubiläum fand man keinen beſſeren Vertreter, als ihn. Dies geſchah, obwohl er weder eine beſonders imponirende Perſönlichkeit noch ein Redner von hervorragender, natürlicher Begabung war,

Schriften, 7 Bände, Leipzig 1859–1874. Einzelnes Euphorion I, 376. G. J. X, 340.

ſondern wegen der Würde, die ihn erfüllte und ſein Thun beſtimmte. Er hielt 120 Semeſter hindurch Vorleſungen, zuerſt jedes Semeſter vier Hauptcollegien, die er erſt allmählich beſchränkte. Jüngeren Hörern, die ſich durch Aeußerlichkeiten leicht verſtimmen und vertreiben ließen, mochte er nicht anregend genug erſcheinen; reiferen Schülern wurde er durch die Fülle ſeines Wiſſens und die methodiſche Leitung ein unvergeßlicher Führer. Faſt das geſammte ſpätere Philologengeſchlecht — denn er liebte es nicht, daß man ihn einſeitig als Schulhaupt bezeichnete — verehrte ihn als Meiſter. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, früher den griechiſchen Tragikern, ſodann Pindar, Plato zugewendet, wurde in Berlin hauptſächlich eine hiſtoriſch-antiquariſche. Sie fand ihren Höhepunkt in zwei Werken, der „Staatshaushaltung der Athener“ (1817) und der Begründung und länger als ein Jahrzehnt von ihm allein durchgeführten Bearbeitung des Corpus der griechiſchen Inſchriften (ſeit 1828). Jenes war eigentlich nur ein Theil des urſprünglich geplanten, allumfaſſenden Werkes „Hellen“, das eine Geſammtſchilderung des griechiſchen Weſens und ſeiner Entwickelung zu geben berufen ſein ſollte. Es lehrte das atheniſche und griechiſche Leben überhaupt von der öconomiſchen Seite kennen, von der es bisher noch niemals betrachtet worden war, in einer ebenſo geiſtvollen, wie gelehrten Darſtellung, die wohlthuend gegen den früher beliebten Notizenkram abſtach. Die Inſchriften, deren beide erſten Bände (erſchienen bis 1843) ausſchließlich Arbeit Boeckh's waren, die ſicherſten, quellenmäßigen Belege aller geſchichtlichen Darſtellung, boten einen freilich nicht genügend gereinigten Text, da dieſer oft nach älteren, unzuverläſſigen Abſchriften gefertigt werden mußte, überraſchten aber durch die kühnen Conjecturen verderbter, durch die geiſtreiche Ergänzung fehlender Stellen und durch die kritiſche Aufſpürung des Unechten. Außer gelehrter Einzelarbeit aber ſuchte er, in ſtets wiederholten und neu durchgearbeiteten Vorleſungen, die erſt nach ſeinem Tode als Buch erſchienen, Begriff und Umfang ſeiner Wiſſenſchaft, der Philologie darzulegen. Er rief, nach

einem Ausdrucke M. Haupt's, „die Philologie aus abirrender Zerſtreuung und untergeordneter Nutzbarkeit zu dem Recht und der Pflicht geſchichtlicher Wiſſenſchaft“. Er faßte den Begriff der Philologie viel weiter, als man vor ihm zu thun gewohnt war. Wie Philologie überhaupt das Erkennen des vom menſchlichen Geiſt Producirten, ſo ſollte Philologie des claſſiſchen Alterthums Erkenntniß der geſammten, geiſtigen Entwickelung der claſſiſchen Völker ſein.

Boeckh's würdiger Genoſſe war Lachmann, nur lagen ſeine Leiſtungen, ſowie ſeine Begabung auf anderem Felde.

Karl Lachmann*) (1793—1851, 1816 Lehrer und Docent, ſeit 1825 dauernd in Berlin) war der Erſte, der nach Müllenhoff's Ausdruck, „als wohlgeſchulter Philolog mit philologiſcher Methode daran ging, im wüſten Haufen unſerer Litteratur Licht und Ordnung zu ſchaffen“. Aber das Merkwürdige an ihm, wie an ſo vielen Männern ſeiner Generation, war die Vielſeitigkeit. Er, einer der Schöpfer der germaniſchen Philologie, war zugleich ein claſſiſcher Philologe erſten Ranges. Seine Editionen des Properz und Lucrez, die Ausgaben des griechiſchen Textes des neuen Teſtaments reihen ſich ebenbürtig den Ausgaben der deutſchen, mittelalterlichen Dichter und ſeinen Studien über die Nibelungen an. Nicht geringer ſind die Verdienſte, die er ſich um Begründung der Wiſſenſchaft der altdeutſchen Metrik und um die Geſchichte der altdeutſchen Litteratur erwarb. Freilich war er weder ein ſo unermüdlicher und begehrter Lehrer wie Boeckh (las er doch einmal Parcival vor vier Zuhörern), noch ein zur Duldung und Anerkennung geneigter Gelehrter wie jener. Vielmehr war er ſchroff und abſprechend gegen Vorgänger und Mitſtrebende, unduldſam gegen Mittelmäßiges und unbarmherzig gegen Verfehltes. Gewährte er auch wahrhaft Bedeutenden, wie

*) Vgl. M. Hertz' Biographie 1861. Scherer in der A. D. B. und die dort angeführte Litteratur. Für unſeren Zweck beſ. Kleine Schriften, hgg. v. Müllenhoff und Vahlen, 2 Bde., Berlin 1879ff., und Briefe an M. Haupt, hgg. von Vahlen, Berlin 1892. K. Raumer und Burſian s. v.

Beneke und Grimm, Anerkennung und Verehrung, so miſchte ſich doch in den Ton beſcheidener Ehrerbietung manchmal ein hartes Wort, z. B. gegen des Letzteren „fahrige Genialität“.

Lachmann's Hauptleiſtungen waren ſeine kritiſchen. Die methodiſch geübte diplomatiſche Kritik der Handſchriften ging von ihm aus. Er trat der Methode, aus einer Handſchrift einen allenfalls lesbaren Text herzuſtellen, mit der Forderung entgegen, alle vorhandenen handſchriftlichen Quellen ſtreng hiſtoriſch zu ſichten und aus den alſo geſichteten den urſprünglichen oder einen, dem richtigen nahekommenden, Text zu liefern. Der Prüfung der Ueberlieferung fügte er das Recht und die Pflicht der Emendation hinzu. Dieſe kritiſchen Arbeiten, in denen er es zur Meiſterſchaft brachte, — Fleiß, Scharfſinn, Verachtung des Unnöthigen waren die Eigenſchaften, die M. Haupt vornehmlich an ihm rühmte, — ertödteten in ihm keineswegs den Sinn für Poeſie; ſeine begeiſterte Verehrung für die mittelalterlichen Dichter wurde durch die langandauernde kritiſche Arbeit nur geſteigert. Von jener diplomatiſchen Kritik indeſſen ging er über zur höheren Kritik von Dichtungen, welche im volksmäßigen Geſang ihren Urſprung hatten. Dies waren beſonders die homeriſchen Geſänge und das Nibelungenlied. Dem letzteren widmete er während eines 25jährigen Zeitraums revolutionäre Unterſuchungen, die ſeitdem nicht aufgehört haben, die philologiſche Welt zu erregen und zu ſpalten. Er trat frühzeitig gegen die Anſicht von einem einzigen Dichter des Nibelungenliedes auf und erweiterte ſpäter ſeine Theorie dahin, daß das Lied aus 20 Romanzen beſtehe, deren jede eine durch 7 theilbare Strophenzahl enthalte; etwa 1210 ſeien dieſe Romanzen von einem Anordner in die Form gebracht worden, in der man das Lied ſeitdem zu leſen gewohnt war.

Für Berlin ganz beſonders wichtig wurde ſeine Ausgabe von Leſſing's Werken (12 Bände, Berlin 1838—40). Sie wurde ihm zwar wenig gelohnt: den Verlegern mußte er, wegen ihm unberechtigt ſcheinender Veranſtaltungen von Separatausgaben,

einen Proceß machen, den er verlor; das Publicum bespöttelte die Lesartenzusammenstellung. Später erst wurde seine Arbeit ihrem ganzen Werthe nach anerkannt, als der erste grundlegende, von Anderen vielfach nachgeahmte, aber nicht übertroffene Versuch einer kritischen Behandlung unserer Classiker, die den Text in unverfälschter Gestalt mittheilte, und dadurch die wichtigsten Beiträge zu ihrem Verständnisse lieferte.

Neben dieser philologischen Kleinarbeit, deren Bedeutung für die geistigen Schätze der Nation gewiß nicht gering anzuschlagen ist, herrschte gerade zu jener Zeit in Berlin die philosophische Speculation vor. So bedeutend der Einfluß der bisher geschilderten Männer auch war, zeitweilig wurde er in den Hintergrund gedrängt, scheinbar völlig erdrückt durch den allgewaltigen Einfluß Hegel's, seiner Schule und seiner Lehre. Wie man die ganze Zeit wohl die Hegelsche nannte, so bezeichnete man gern die Berliner Universität als diejenige Hegel's.

G. W. Fr. Hegel 1770—1831, kam 1818 nach Berlin.*) Er war, als er kam, ein reifer Mann, der seine bedeutendsten Werke bereits geschrieben hatte, seine Weltstellung indessen beginnt erst von seiner Berliner Thätigkeit. Ursprünglich Theologe, dann

*) Für Hegel ist im Wesentlichen benutzt Haym, Hegel und seine Zeit, Berlin 1857; A. D. B. (Erdmann); Zeller, Gesch. d. dtschn. Philosophie; Brandes, Lit. des 19. Jahrh. VI; Laube, Gesch. d. dtschn. Lit. Bd. IV; Jul. Schmidt, Gesch d. dtschn Lit im 19. Jahrh. II, 446 ff.; Notizen aus Varrentrapp, Schulze; Prölß, Das junge Deutschland 630 ff.; Joh. Jacoby, Ges. Schriften und Reden, Hamburg 1872, II, S. 87 ff.; Goethe-Jahrbuch 14, S. 73; Savigny an Bang 1822 bei Enneccerus (Marburg 1879) S. 68; Raupach und Hegel oben S. 480; nach Holtei's Erzählung war H. auch Gönner Saphir's. — Briefe von und an Hegel, 2 Bände, Leipzig 1889 (auch als Bd. 18, 19 der Werke bezeichnet). — Hegel's Werke sind von B. Bauer, Baumann, Fr. Förster, Gans, Henning, Hotho, Marheineke, Michelet, Schulze in 17 Bänden, Berlin 1832 ff., erschienen. Die einzelnen Berliner Hegelianer, auch solche, deren Wirksamkeit schon in die hier zu behandelnde Zeit fällt, können nicht eingehend betrachtet werden: Hotho, Vatke u. A. — Daß noch zwei Jahre nach Hegel's Tode auf seinem Grabe kein Denkmal war, steht im Berliner Don Quixote 1833, 14. December

Philoſoph, Hauslehrer, Privatdocent, ein Jahr lang ſogar Redacteur und acht Jahre lang Schulrector, hatte er eigentlich erſt ſeit 1816, da er nach Heidelberg kam, das Katheder beſtiegen. Dies wurde in Berlin, wo er die ſeit Fichte's Tod noch immer verwaiſte Lehrkanzel einnahm, die Hauptſtätte, von der er wirkte. Denn den drei großen Werken, die er vor ſeiner Berliner Zeit geſchrieben: „Phänomenologie des Geiſtes" (1807), „Wiſſenſchaft der Logik" (3 Bände 1813—16), „Encyclopädie der Wiſſenſchaften im Grundriß" (1817), fügte er in Berlin, außer neuen Auflagen der früheren Schriften, nur ein einziges hinzu: „Grundlinien der Philoſophie des Rechts" (1820). Je einſeitiger jedoch dieſe litterariſche, um ſo vielſeitiger wurde ſeine Vorleſungsthätigkeit Dieſe Vorleſungen eroberten Berlin, und als ſie nach ſeinen eigenen ſorgfältigen Handſchriften alsbald nach ſeinem Tode von Schülern und Verehrern herausgegeben wurden, verbreiteten ſie dieſe Eroberungsthätigkeit nach außen. Hegel wurde Schulhaupt; ſeine Philoſophie eine Zeit lang die allgewaltige. Auch der Philoſoph ſelbſt ward ein gewaltiger Herrſcher, der ſeine Günſtlinge zu befördern und ſeine Feinde zu beſtrafen wußte „Herr Profeſſor Hegel rüſtet ſich gleichfalls mit friſcher Kraft und erheiterndem Sinn zu ſeinen nahen Vorträgen, die doch eigentlich das Licht dieſer großen Lehranſtalt ſind." Mit dieſen Worten charakteriſirte Varnhagen am 25. October 1827, zu der Zeit alſo, da ſchon der Niedergang begann, die Bedeutung Hegel's für die Berliner Univerſität. Aber bei ſeinen Collegen herrſchte Bitterkeit gegen ihn. Drei Dinge hatte z. B. Savigny an ihm zu tadeln: ſein hochmüthiges und oberflächliches Abſprechen über alle anderen Wiſſenſchaften, ſein verkehrtes und verworrenes Benehmen in allen nichtwiſſenſchaftlichen Dingen, beſonders auch im Verhältniß der Univerſität zur Regierung, ſein und der Seinen Losſagen von äußerem religiöſen Zuſammenhang. So ſeltſam der letztere Vorwurf erſcheint, eine Eigenſchaft Hegel's ward vielen deutlich: ſeine Unduldſamkeit. Denn er belegte, nicht wähleriſch in ſeinen Mitteln, die Wider-

ſacher mit Acht und Bann und ließ, wie ein echter Tyrann, keine andere Meinung neben ſich aufkommen.

Woher ſtammte nun dieſe Allgewalt ſeiner Perſon und ſeiner Lehre? Eine richtige Beantwortung der Frage iſt, wie mir ſcheint, noch nicht gelungen. Die drei Gründe, die man für die Herrſchaft angegeben hat: 1. daß er alle Theile ſeines Syſtems gleichmäßig entwickelte und dadurch den Studirenden Gelegenheit gab, die ganze Philoſophie zu hören, 2. daß er in älteren einflußreichen Genoſſen, z. B. Marheineke, eifrige Anhänger fand, 3. daß er von den leitenden Staatsmännern freudig begrüßt wurde, genügen nicht, um dieſe Herrſchaft begreiflich zu machen. Dieſe begreift der Jetztlebende umſoweniger, als er durch die Schwerfälligkeit der Sprache — „eine große Unbehülflichkeit des Ausdrucks", wie Goethe einmal klagte —, durch die Schwerverſtändlichkeit der Gedanken bei der Lectüre der Hegel'ſchen Schriften aufgehalten wird und wenn er hört, daß auch die Art des mündlichen Vortrags des Philoſophen ſtockend, ſchwerfällig, bei dem Faßlichſten ermüdend, im Erzählen völlig ungeſchickt war. Zudem wird der Nachgeborene an der Bedeutung jener Philoſophie irre, da er ſieht, daß kaum ein einziger begeiſterter Prediger jenes Syſtems jetzt mehr wirkt. Nur zu leicht dürfte er daher geneigt ſein, das ganze Syſtem in die Rumpelkammer zu werfen und die Begeiſterung eines ganzen Geſchlechts als Thorheit zu belächeln. Eine ſolche Tendenz wird noch dadurch unterſtützt, daß man abgedroſchene Schlagworte, wie „Abſolutes" und „Anundfürſichſein" beſtändig mit Hegel verbindet und als einzigen Satz den folgenden: „Was wirklich iſt, das iſt vernünftig und was vernünftig, iſt auch wirklich", immer und immer wieder anführt.

Grade dieſer Satz, von dem man behauptete, daß er alles Beſtehende, beſonders auch die politiſchen Zuſtände Preußens verherrliche, bedeutete bei ihm nicht jede beliebige Erſcheinung, ſondern „wirklich" war ihm die Erſcheinung der Idee. Dieſe Idee in der Natur zu begreifen, war der Gegenſtand ſeiner Naturphiloſophie (Mechanik, Phyſik, Organik); ſie im Geiſte dar-

zuſtellen, die Aufgabe ſeiner Rechts- und Religionsphiloſophie. Er ließ den Geiſt die drei Stufen des Bewußtſeins, des Selbſtbewußtſeins und der Vernunft durchlaufen und ihn auf der höchſten Stufe die Gewißheit erlangen, daß die Beſtimmung ſeines Denkens ebenſoſehr Beſtimmung des Weſens der Dinge ſei; die Beſtimmung wurde ſo zum Geiſt. Er lehrte die Freiheit des Willens. Das Daſein des freien Willens nannte er das Recht. Als deſſen drei Stufen bezeichnete er das abſtracte und formale Recht, die Moralität, die Sittlichkeit. Unter Sittlichkeit verſtand er „den zur vorhandenen Welt und zur Natur des Selbſtbewußtſeins gewordenen Begriff der Freiheit". Er that dar, wie die ſittliche Welt in drei Arten der Gemeinſchaft Daſein gewinne: in der Familie, der bürgerlichen Geſellſchaft, dem Staat. Vom Staat hatte er den höchſten Begriff. Er war freilich von revolutionären Geſinnungen ausgegangen, hatte ſich aber deutſchen Verhältniſſen gegenüber durchaus das Gefühl frommer Loyalität errungen, das er namentlich in der inneren Politik Preußens in einer jedem Freidenkenden höchſt widrigen Weiſe zum Ausdruck brachte. Trotz dieſer ſeiner Auffaſſung vom Staate betrachtete er alle einzelnen Staaten als beſchränkt. Der Satz: „Die Schickſale und Thaten der Staaten in ihrem Verhältniß zu einander ſind die erſcheinende Dialektik der Endlichkeit dieſer Geiſter, aus welcher der allgemeine Geiſt, der Geiſt der Welt, als unbeſchränkt ebenſo ſich hervorbringt, als er es iſt, der ſein Recht — und ſein Recht iſt das allerhöchſte — an ihnen in der Weltgeſchichte, als dem Weltgerichte, ausübt," war der Grundgedanke ſeiner Philoſophie der Geſchichte. Grade dieſe Gedanken wurden unendlich wichtig für die Hiſtoriker, die ſich ſeitdem mehr bemühten, den Zuſammenhang der Ereigniſſe und die ſie beherrſchenden geiſtigen Mächte zu begreifen. Noch wichtiger wurde Hegel's Religionsphiloſophie. Sie beſchäftigte ſich mit dem allgemeinen Weſen der Religion, den endlichen unvollkommenen Religionsformen und ihrer vollkommenen Darſtellung im Chriſtenthum. Im Gegenſatz zu Schleiermacher, den er zeit-

lebens in jeder Weiſe befehdete und ſchädigte, bezeichnete er Religion nicht als Gefühl, ſondern als Denken. Einzelnen Religionen gab er merkwürdige Charakteriſtiken: die jüdiſche nannte er die Religion der Erhabenheit, die griechiſche die der Schönheit, die römiſche die der Zweckmäßigkeit oder des Verſtandes. Das Chriſtenthum war ihm die abſolute oder offenbare Religion. Freilich bekämpfte er ebenſowohl den Rationalismus wie die Orthodoxie. Er erhob die chriſtlichen Ideen zu allgemeinen Ideen und gab die Grundſätze von der Verderbniß der Natur und der Erlöſung durch ein Wunder auf. Ueber die Perſönlichkeit Gottes ſprach er ſich niemals klar aus, während freilich Perſon und Geſchichte Jeſu ihm als die eines ſchönen göttlich-menſchlichen Lebens erſchien. Trotz oder vielleicht grade wegen dieſes perſönlichen Standpunktes diente ſeine Lehre weniger als man glauben ſollte zur Stärkung des Chriſtenthums. Auch die Chriſtenfeinde, Pantheiſten und Beförderer des Hellenenthums mochten ſich auf Hegel berufen oder aus ihm ihre Waffen ſchmieden.

Als ein wichtiges Prinzip des Hegelſchen Syſtems darf man wohl das Identitätsprincip, d. h. Einheit des Subjects und Objects, des Begriffs und ſeines Gegenſtandes, der geiſtigen und ſinnlichen Welt anſehen. Oder man kann mit einem Zeitgenoſſen, der an ſich ſelbſt die Wirkungen dieſer Philoſophie erfahren, als ihre Aufgabe hinſtellen „die Aufhebung der Entzweiung des Diesſeits und Jenſeits.“ Joh. Jacoby, der unter den Vertheidigern der Hegel'ſchen Philoſophie wohl am klarſten und den Laien am verſtändlichſten ſprach, der ſie als „Grundlage einer neuen Weltanſchauung, als neugeſtaltendes, das Wollen und Thun der Menſchen regelndes Geſinnungs- und Lebensprincip pries“, verſuchte den Grund der ungeheuren Wirkung dieſer Lehre in folgenden Sätzen darzuthun: „Was der naiv-kindliche Menſch unbewußt genießt, was das helleniſche Volk innerhalb eines kleinen Kreiſes beſaß und in der Schönheit heiter-ſinniger Lebenskunſt offenbarte, was das Chriſtenthum,

das der Apoſtel ebenſo wie das der Päpſte und Luthers, den Gläubigen verheißt, aber in ſeinem ſpiritualiſtiſchen Dualismus nur mittelſt Betäubung des Selbſtbewußtſeins, unter Vertröſtung auf ein Alles vergleichendes Jenſeits zu leiſten vermag, das gibt uns Hegel's Lehre von der untrennbaren Einheit des Endlichen und Unendlichen in voller, klarbewußter Wahrheit und Wirklichkeit. Sie befreit den Menſchen von der Selbſttäuſchung und zeigt, daß was ihn im Leben bekümmert, nichts als die Folge ſolcher Selbſttäuſchung iſt; ſie lehrt jene Trennungsverſuche des Verſtandes nur unter dem gleichzeitigen Bewußtſein der Einheit vorzunehmen und dadurch der Wahrheit dienſtbar zu machen; ſie erlöſt ihren Jünger aus der Qual des Unbefriedigtſeins, verſöhnt ihn mit ſich ſelbſt und mit den andern Menſchen, mit dem eignen Geſchick und mit der Geſchichte, mit Natur und Menſchheit; ſie bietet ihm Troſt, wahrheitsgewiſſe Zuverſicht, Seelengeſundheit und dauernden Seelenfrieden."

Das Hauptorgan Hegels und der Seinen waren die „Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik".*) Der Vater des Unternehmens war Gans, der Hegel und Varnhagen in ſeine Pläne zog. Jener hatte ſchon vor Jahren eine kritiſche Staatsanſtalt, nach Art des journal des savants beantragt, dieſer nahm den Vorſchlag mit warmem Eifer an. Freiheit der Anſichten, Würde des Ausdrucks, Verbannung der Anonymität, waren die Grundſätze, über die man ſich einigte. Am 18. Juli 1826 erließ Hegel die Einladungen an eine Anzahl Univerſitätsmitglieder, beſonders Philologen und Theologen und an einige Außenſtehende, außer Varnhagen z. B. Joh. Schulze und Streckfuß. Am 23. Juli ward die Societät für wiſſenſchaftliche Kritik begründet.

*) Vgl. E. Gans, Dioskuren I, 310–340, wieder abgedruckt in den „Vermiſchten Schriften". Die „Jahrbücher" begannen 1827 zu erſcheinen und ſchloſſen 1840; jeder Jahrgang hatte zwei Bände. Vgl. auch Börne's geiſtvolle Bemerkungen, Schriften 1840, 3, 51–68. Notizen Varnh. Bll. IV, 93, 138, 150, 182. Paſſow an Böttiger 22. Dec. 1826 (ungedr.). Goethe-Zelter 5, 318–421; 6, 30, 328. Goethe's Geſpräche 6, 161, 181; 7, 30. — Einzelnes bei Varrentrapp, Schulze.

Generalſecretär war Gans, ſpäter L. v. Henning, eine Zeit lang Th. Mundt; auch die einzelnen Klaſſen: die philoſophiſche, naturwiſſenſchaftliche, hiſtoriſch-philologiſche erhielten ihre beſonderen Secretäre. Compendien und Handwerksmäßiges war von der Beurtheilung ausgeſchloſſen, wurde aber ſpäter aufgenommen; Ueberſichten über den Gang der Litteratur wurden nur während der erſten Jahre in einzelnen Fächern gegeben; auch Anderes, das urſprünglich geplant war, fiel bald fort: Vorunterſuchungen über die zu kritiſirenden Bücher, Vorleſungen der von Nichtmitgliedern eingelieferten Beſprechungen. Die Zeitſchrift, die ſich mit Recht ſchon im Titel als eine Berliner gab, erſchien merkwürdiger Weiſe nicht in Berlin, ſondern bei Cotta, obgleich die urſprünglich beabſichtigte Vereinigung mit einer Münchener gelehrten Zeitung nicht zu Stande kam; erſt 1829 erſchien ſie in einem Berliner Verlage. Hegel galt, ſo lange er lebte, ja noch Jahre darüber hinaus als geiſtiges Haupt, ſo daß das Blatt von Vielen „Hegelzeitung" genannt und gerade wegen dieſer Einſeitigkeit jubelnd begrüßt wurde. Andere fürchteten mit Recht das Ueberwiegen der „alleinſeligmachenden Hegelſchen Lehre" für Philoſophie, Theologie, Jurisprudenz und beſorgten, daß namentlich in letzterer „der Bakel eines mönchiſchen Glaubenszwanges allen freien Aufblick niederſchmettern" werde, hofften aber, daß wenigſtens von philologiſcher Seite kein Schulzwang erſtrebt werde, da außer Boeckh und den Seinen auch Creuzer, Welker, Thierſch, Meineke, Göttling, Zumpt, Paſſow in Anſpruch genommen waren. Wirklich nahmen nicht nur die Ebengenannten, ſondern viele Berliner und Nichtberliner an den „Jahrbüchern" Theil, die nicht unbedingt auf Hegel ſchworen; der Meiſter ſelbſt hielt Wenige zurück, z. B. Schleiermacher, deſſen Aufnahme er ſich grimmig und entſchieden widerſetzte: nur bei einzelnen eingeſandten Recenſionen legte er ſein Veto ein. Die „Jahrbücher" wirkten lange Zeit anregend und aufrüttelnd. Nur entbehrten ſie gar zu ſehr der jugendlichen Friſche, des lebendigen Vortrags einer ſiegesbewußten Anſchauung, überraſchender Vielſeitigkeit. Goethe,

der selbst Mitarbeiter war, besonders in naturwissenschaftlichen Dingen, und der von manchen Recensenten in einer Art gepriesen wurde, die selbst seinen Getreuesten übertrieben erschien, tadelte mit Recht ihre Schwerfälligkeit und Weitläufigkeit und das oft hervortretende Unvermögen der Recensenten, sich auf den Standpunkt des Besprochenen zu stellen.

Wie das Organ allmählich an Bedeutung abnahm, so mußte die Philosophie auch an der Stätte ihres Triumphes der Naturwissenschaft weichen, an Stelle Hegel's trat Alexander von Humboldt.

Im Allgemeinen bedeuteten zwar nichtakademische Vorlesungen seit dem Bestehen der Universität wenig. A. W. Schlegel, der 1827 seinen früheren Erfolg zu wiederholen gedachte, scheiterte kläglich; auch Steffens (1825), obwohl er sich der Gunst des Kronprinzen erfreute und in Gneisenau's Hause las — „da werden die Lumen-Mundi's zusammenkommen" spottete der König — erntete doch nur bei einem kleinen Theile Beifall. Dagegen wurden die Vorlesungen Alexanders von Humboldt (1827—1828, 61 in der Universität, 16 in der Singakademie) ein Ereigniß allerersten Ranges. Saphir hatte gut spotten: „Der Saal faßte nicht die Zuhörer und die Zuhörerinnen faßten nicht den Vortrag"; auch der König mochte gegen Anordnung und Ausdruck Einzelnes einzuwenden haben; die Vorlesungen, die eigentliche Vorarbeit zum „Kosmos", daher für Humboldts schriftstellerische Arbeit von größtem Einfluß, erweckten das Interesse der Gebildeten, die sich bisher nur der Philosophie und Poesie zugeneigt hatten, für die Naturforschung, und versetzten der Hegel'schen Naturphilosophie den schwersten Schlag.*)

In derselben Richtung wirkte auch die Naturforscher-Versammlung (Herbst 1828). Sie, die von manchen Berlinern, selbst dem Professor Martin Lichtenstein, dem berühmten Zoologen (1780—1857, seit 1811 in Berlin), der auch als Musik-

*) A. Dove in A. D. B. XIII, 177. Varnh. Bll. passim. Derf. über Schlegel und Steffens IV, 244, III, 224 ff.

freund und als Haupt eines höchſt geſelligen Hauſes eine Rolle ſpielte, nicht gern geſehen, geradezu gefürchtet wurde, war überaus glanzvoll und erhöhte das Intereſſe für die Naturforſchung auch in weiteren Kreiſen. Alexander von Humboldt's Eröffnungsrede war ein Meiſterſtück „an Freimüthigkeit, Angemeſſenheit, Gehalt, Kraft, Schönheit und Kürze".*)

Schon bei der Begründung der Univerſität**) hatte man die für Naturlehre nöthigen Anſtalten und Sammlungen befördert. Grade ihnen wandte auch der König ein beſonderes Intereſſe zu. Wirkliche Neubelebung fanden dieſe Studien aber erſt in den zwanziger Jahren in Folge der erhöhten Theilnahme, welche Altenſtein den naturwiſſenſchaftlichen Fächern ſchenkte, ſo daß die Vertreter der hiſtoriſch-philoſophiſchen Disciplinen ſich ungehalten über die großen Summen zeigten, welche man für Sammlungen, Inſtitute, Forſchungsreiſen anzuwenden ſich bewogen fühlte. Für die Chemie wurden Eilhard Mitſcherlich (1825), Heinrich Roſe (1835) Ordinarien; zwei andere bedeutende Männer lehrten Phyſik: Guſt. Magnus ſeit 1834, H. W. Dove ſeit 1828. Für die Mathematik waren zwei Gelehrte erſten Ranges thätig, Dirichlet ſeit 1831, Steiner ſeit 1835 — freilich war er ſchon ein Jahrzehnt vorher als Lehrer an der Gewerbeſchule wirkſam geweſen — die ein Hiſtoriker dieſes Faches als „die Reformatoren des mathematiſchen Unterrichts" auf den deutſchen Univerſitäten bezeichnet hat. Aſtronomie lehrte ſeit 1825 J. Fr. Encke, der durch Humboldt's Vermittlung bald werthvolle In-

*) A. D. B. XVIII, 556. Bl. V, 113 ff.

**) Für das Folgende die Berliner Feſt- und Rectoratsreden von A. W. Hofmann 1881, W. Förſter 1892, R. Virchow 1893. Einzelnes (freilich 1817 und 1825) bei Carus, Lebenserinnerungen, Leipzig 1865, I, 240 ff., II, 227—243. — Sehr nützlich ſind die von Varrentrapp, Schulze, S. 462 ff., beigebrachten Notizen. — Für A. v. Humboldt genüge es, auf Dove in der A. D. B. 13, 358—383 und auf die große Biographie von Bruhns u. A. (Leipzig 1872) hinzuweiſen. — Das ſchöne Buch Gabriele v. Bülow 1893 iſt auch hierfür benutzt. Briefe Alexander's an Wilhelm, Stuttg. 1880. — Eine Notiz auch Euphorion (1894) S. 369 fg.

strumente und eine neue Sternwarte erhielt, die der König alsbald besuchte. Die Physiologie vertrat der geniale Joh. Müller, seit 1833, für innere Medicin wurde Schönlein trotz seiner politischen Vergangenheit berufen.

Aber das naturwissenschaftliche Zeitalter in Berlin begründet, auch den König, „dessen täglicher Tischgenosse, steter Begleiter auf Reisen und vertrauter Freund" er war, für diese Interessen gewonnen zu haben, ist das Verdienst Alexanders von Humboldt. Wie Leibniz am Anfang der wissenschaftlichen Bewegung Berlins, so weit sie hier geschildert werden kann, steht, so Humboldt an deren Ende. „Man darf ihn wohl," wie Virchow gesagt hat, „den Schutzgeist der fortschreitenden Wissenschaft in der Zeit Friedrich Wilhelms III. und noch darüber hinaus nennen. Seine umfassende Bildung, sein immenses Gedächtniß, seine zahlreichen Verbindungen ermöglichten es ihm, ein eingehendes Verständniß und ein geläutertes Urtheil über Personen und Sachen zu gewinnen. Zugleich bürgte sein unbefangener rechtlicher Sinn dafür, daß er seinen Einfluß stets in unparteiischer Weise verwendete, gleichviel welchem Berufe, welcher Nation oder Confession sein jeweiliger Schützling angehörte. Humboldt war der Mann des Vertrauens für jeden Gelehrten, nicht bloß für den Naturforscher, wenngleich selbstverständlich für diesen am meisten." Denn eben dieses Menschliche war vielleicht an Humboldt das Größte. Niemand appellirte vergeblich an seine Güte. Ob es Erlangung einer königlichen Gnade, oder Erkämpfung eines streitigen Rechtes galt, ob es sich um die materielle Unterstützung einer gelehrten Arbeit, oder um ihre Verbreitung und Anerkennung in gelehrten Kreisen handelte, er war zu Allem der Mann. Kunst und Wissenschaft, Politik und Litteratur, ihm schien Alles vertraut zu sein. Er, von dem man wohl sagen könnte, daß er alle Künste verstand, außer der des Zuhörens, wußte auch zu hören, wenn ein Bittender sich nahte. Auf ihn paßt wirklich das Wort, daß nichts Menschliches ihm fremd war.

Ehe er ſich dauernd in Berlin niederließ, war er bei Goethe, der gelegentlich bekannte, durch Humboldt in einem Tage mehr gefördert zu werden, als er auf ſeinen einſamen Wegen in Jahren erreiche. Im Genuſſe dieſer herrlichen Stunden rief der Olympier aus: „Was iſt das für ein Mann! Ich kenne ihn ſo lange und doch bin ich von Neuem über ihn in Erſtaunen. Man kann ſagen, er hat an Kenntniſſen und lebendigem Wiſſen nicht ſeinesgleichen. Und eine Vielſeitigkeit, wie ſie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen iſt! Wohin man rührt, er iſt überall zu Hauſe und überſchüttet uns mit geiſtigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerſchöpflich entgegenſtrömt."

Seit 1827 lebte er, mit Ausnahme mancher diplomatiſchen und weniger gelehrten Reiſen, dauernd in Berlin, ſeine Zeit getheilt zwiſchen Hofdienſt, Bemühung für Andere und gelehrter Arbeit. Die bedeutenderen, dem Umfang nach größten Werke waren früher veröffentlicht. Grade jene Berliner Jahre waren die der ſtillen Sammlung, der Ausarbeitung des Reichſten und Höchſten, was wir Humboldt verdanken. Seit 1834 begann er den „Kosmos" zu drucken, aber die beiden erſten Bände erſchienen erſt 1845 und 1847, die beiden folgenden 1850 und 1858. „Seit Goethe's Tode", mit dieſen Worten Alfred Doves darf man ſchließen, „rückt Humboldt allmählich in den Mittelpunkt des nationalen Ruhms, ſeit dem Erſcheinen des „Kosmos" behauptet er unbeſtritten dieſen Platz. Allein weit mehr als das: in einem Zeitalter, das der großen Fürſten, Feldherren, Staatsmänner entbehrte, das nicht mit Unrecht die techniſchen Wirkungen der Naturforſchung als ſeine wichtigſten, weltumwälzenden Erlebniſſe feierte, ward der Name Humboldt unvermeidlich der berühmteſte auf Erden; er ward zum Symbol der vielgetheilten und doch nach ideeller Vereinigung verlangenden Kulturarbeit des Jahrhunderts."

Eine reiche geistige Entwicklung war mit dem Jahr oder ums Jahr 1840 zu Ende. Das Bewußtsein, daß eine neue Zeit im Anzuge sei, regte sich allgemein. Gelegentlich hatte man das Gefühl, daß die Zeit, die dahinging, die bessere, bedeutendere sei. Als Schleiermacher starb,*) schrieb Ranke: „Wir begraben nach und nach die Generation, die vor uns war. Es kommt mir doch beinahe vor, als würden wir nicht ganz fähig sein, sie zu ersetzen. Wie man auch sonst urtheilen mag, so beginnen die kräftigen, wahren, in ihrer innersten Tendenz der Wahrheit und nicht dem Scheine zugewendeten Geister, die auch fähig sind, sie zu fassen, zu mangeln."

Während gerade im Hinblick auf die großen Verluste, die man in den dreißiger Jahren erlitt (Hegel, Gans u. A.), bei Vielen das Gefühl von Vereinsamung und Trostlosigkeit Platz griff, herrschte bei Anderen die sichere Ueberzeugung vor, daß die neue Zeit, der man sich entgegensehnte, die größere sein müsse. Wie sich in Gestaltung der Stadt, in Kunst, Gewerbsthätigkeit und Erfindungen eine neue Epoche vorbereitete, wurde schon angedeutet. Ziemlich allgemein war die Sehnsucht nach einer Wendung in der Politik. Gerade das ist ja einer der charakteristischen Unterschiede der Zeit nach 1840 gegenüber der vergangenen: die Allgewalt des politischen Interesses, die Vernichtung des litterarischen Stilllebens durch die politische Bewegung. Die meisten harrten auf den Kronprinzen als auf einen Retter. Es ist hier nicht der Ort, darzustellen, ob diese Hoffnung berechtigt war, noch weniger, ob und inwieweit sie erfüllt wurde. Aber darauf muß hingewiesen werden, daß gerade das persönliche Element, das in der Geistesgeschichte Berlins von 1688—1840 so merkwürdig hervortritt, daß die directe Beeinflussung des Geisteslebens und der Stadtentwickelung durch König und Hof mit dem Jahre 1840 zu Ende

*) Ueber Schleiermacher's Tod und Beerdigung, letztere eine großartige Trauerfeier, vgl. Ranke, Zur eigenen Lebensgesch. 266; Ratzmer, Unter den Hohenzollern II, 74.

geht. Noch einmal in den erſten Regierungsjahren des neuen Königs wurde ein ſolcher Einfluß geübt, aber ſeine Wirkung beſchränkte ſich auf einen immerhin engen Kreis, ſie hatte kein Echo mehr im Volke. Die Stadt wurde zu groß, der geiſtigen Beſtrebungen waren zu viele, als daß von einer Stelle aus eine für Alle gültige Einwirkung hätte geübt werden können. Dazu kam, daß auch jene familienhafte Verbindung, wie ſie in den Zeiten Friedrich Wilhelms III. zwiſchen Volk und König geherrſcht hatte, immer mehr ſchwand. Der Zuzug von außen, die politiſche Selbſtändigkeit zerſtörte den bisher vorhandenen Pietätszug zwiſchen der Bevölkerung der Hauptſtadt und ihrem Monarchen. Nur die Generation, die mit ihrem König gelitten und im Verein mit ihm geſiegt hatte, pries ihn als Erretter und betrachtete ihn als Vater. Das Geſchlecht, das mit ihm aufgewachſen war, ſuchte ſich ihn als einen Fürſten darzuſtellen, der bis zuletzt die höheren Bedürfniſſe ſeines Volkes befriedigt und die große Periode des preußiſchen Staates ſymboliſch zum Abſchluß gebracht habe. Seine letzte ſchriftliche Bemerkung, ſo ſuchte es eine Zeitgenoſſin darzuſtellen*), war die bei der Bewilligung eines Kirchenbaues: „Soll nicht gezögert und nicht geknickert werden"; ſeine letzte Unterſchrift war die unter der Cabinetsordre zur Errichtung des Denkmals Friedrich's des Großen. Das Letzte war freilich nicht ganz richtig; aber die Grundſteinlegung jenes Denkmals, der in Vertretung des kranken Königs der Kronprinz beiwohnte, war einer der letzten Acte in der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's III.

Sein Leichenbegängniß (8. Juni 1840) „war in jeder Beziehung groß und erhebend. Mit ſolcher übereinſtimmenden Trauer iſt wohl nie ein König beerdigt worden". Und derſelbe Berichterſtatter**) ſchreibt an anderer Stelle: „Die Einwohner von Berlin haben ſich über alles Lob erhaben in ihrer Liebe

*) Gabriele v. Bülow, Berlin 1893, S. 463.

**) Ratzmer, Unter den Hohenzollern II, 210ff.

und Anhänglichkeit zum Könige gezeigt. Seit vier Tagen ſind Tag und Nacht alle Straßen und Plätze um das Palais gedrängt voll Menſchen geweſen, und nie hat man ein Geräuſch oder einen unſchicklichen Lärm gehört. Ebenſo fand ich geſtern vom Alexanderplatz an die ganze Stadt. Auf jedem Geſichte ſah man Trauer und Schmerz. Den Kaiſer (von Rußland) ſoll das Alles ungemein frappirt haben. Er hat geſagt, ſo wäre wahrſcheinlich noch nie ein Monarch geſtorben, das ganze Volk wäre ja eine trauernde Familie!“

Register.

Die Zahlen bedeuten die Seiten. II vor einer Zahl weiſt auf Band II. Di. in den Anmerkungen citirten Autoren ſind in das Regiſter nicht aufgenommen.

Aaron ben Samuel 88.
Aaron, Israel 85.
Abbadie, Prediger 77, 82.
Abba Gloß Leczeka 392.
Abbt 450, 458.
Abel, C. 131.
Abraham a Sta. Clara 64.
Abramſohn, Medailleur 626; II, 288.
Achard, Fr. Karl 516, 548, 564, 648; II, 4, 116.
Achmet Effendi 625.
Ackermann, Sophie (Schröder) 587; II, 492.
Adam, Lambert Siegisbert 665.
Adam, Fr. Gasp. 673.
Aegidi II, 396.
Agnes Gräfin von Orlamünde (die weiße Frau) 201 fg.
Agricola, Joh. Friedr. 604, 608.
Agricola, R. II, 42, 79, 81.
d'Agueſſeau 360.
Ahlefeld, Eliſe von II, 505.
Ahlemann, Chr. Friedr. II, 115.
Albani 679.
Albrecht Achilles, Markgraf von Brandenburg 684.
Albrecht der Bär 131, 231.
Albrecht, Karl II, 184.
Albrecht, preußiſcher Prinz 181.
Albrecht Friedrich, preußiſcher Prinz und deſſen Gemahlin 117.
Alexander I., Kaiſer von Rußland II, 152, 333.
Alexis, Willibald ſ. Häring, W.
d'Alembert 497 ff., 512, 517, 520 fg., 523, 530 fg., 533.
Alfieri II, 404.
Algarotti 320.
Alopeus, Miniſter II, 151.
Altenſtein, Miniſter II, 474, 578, 614
Altrock, Fräulein II, 539.
Amalie, preußiſche Prinzeſſin 181 322 ff., 471, 489, 493, 613, 623 fg
Ambroſch, Joſ. II, 239.
Ambroſi, Prediger, Inſpector 637 II, 27.
Ancillon, Familie 82.
Ancillon, J. P. F., Prediger, 7 145 fg.; II, 120 fg.
Ancillon, Sohn d. vor. II, 307.
Anderſen II, 416.
Angelus, Sileſius II, 562.
Angely II, 480, 501, 505 ff.
Anſelmi II, 546.
Apell, v. II, 151.
Apraxin 310.
Archenholz II, 62, 152.
d'Argens, Jean Baptiſte de Boy Marquis 343, 393, 412, 484 516 fg., 520, 666.
Argens, Frau d. vor., ſ. Cochoi
Arnaud 484 fg.

Arndt, E. M. II, 195, 289, 337, 349 fg., 389, 409.
Arndt, Joh. 58, 72, 273.
Arnim, Achim von II, 231 ff., 277, 286, 305, 317, 325, 348 fg., 377, 395, 405, 414 fg., 437, 442, 512, 562 ff.
Arnim, Baron, Vater d. vor. 608; II, 231.
Arnim, Bettina von II, 348, 376 fg., 559, 562, 563 fg.
Arnim, G. D. v., Minister 466.
Arnold 343.
Asch, F. II, 515.
Ascher, Saul 388; II, 94, 229.
d'Aönières 385 fg.
Aßmann, Prediger 190, 273.
Attilio, Mönch, Kapellmeister bei Sophie Charlotte 11.
Auber II, 502.
August II., König von Sachsen und Polen 175 ff., 248, 267; II, 108.
August, Ferdinand II, 330.
Augusta, Kaiserin von Deutschland II, 377, 389.
Ayrenhoff 507, 592.
Ayrer, Jak. 39.

Babo 596, 689.
Bach, Karl Philipp Emanuel 611, 614 fg.
Bach, Seb. 612.
Bach, Wilhelm Friedemann 611, 614.
Bach, de II, 499.
Bachmann 604.
Bader II, 400.
Bahrdt, K. F., 574; II, 9 ff.
Baireuth, Markgraf von 179 ff., 621 ff., 625.
Balzac II, 423.
Bandemer, Susanne v., geb. Franklin II, 80.
Barante II, 242.
Baratier, Joh. Friedr. 242 fg.
Barbarina, Tänzerin 609, 666.
Barrabaud, Jean 269 fg.
Barratta, Francesco 159.
Bärs, Kaufmann 672.
Basedow 568, 574 fg.; II, 108.
Batteux 564.
Battoni, Pompeo 664.
Baudouin II, 339
Bauer, Caroline II, 477, 480.
Bäuerle II, 501.
Bauernfeld II, 479.
Baumgarten, Nathanael, Prediger 298, 612.
Baumgarten, Aesthetiker 525.
Bayle 93, 143, 320, 422, 431.
Beaumarchais 596.
Beausobre, Prediger 9, 82 fg., 405, 519.
Beauvré, Mlle. 631.
Becherer II, 201.
Bechtolsheim, Therese II, 152.
Beck, Heinr. 151, 166, 408.
Beckendorf II, 398.
Becker, Imm. II, 295.
Becker, Karl Anton Ernst 354.
Becker, K. F. II, 119 fg.
Becker, O. M. K. II, 299.
Becker, K. Z., Hofrath 531; II, 310.
Beckmann, Physiker II, 114.
Beckmann, Schauspieler II, 509, 531 fg.
Beer, Meyer s. Meyerbeer
Beer, Michael II, 427 ff., 479.
Beer, Mutter d. vor. II, 427.
Beer, Wilhelm II, 427.
Beer'sches Haus II, 469.
Beethoven, L. v. II, 493.
Begas, K. II, 473.
Beger, Lorenz 153 fg.
Begeyn, Cornelis 148, 150.
Béguelin 521, 530.
Behrends II, 234.
Belleisle, Marschall v. 442.
Bellermann, J. J., Director II, 101, 209, 296, 335, 402 fg., 410, 584.

Benda, Carl II, 234.
Benda, Vater d. vor. II, 234.
Benda, Ernſt 604, 608.
Bendavid, Lazarus 704; II, 128 ff., 189, 201, 203, 572.
Benedict XIV. 374.
Benedictus 568.
Beneke II, 605.
Benjowsky II, 148 fg., 182.
Béranger II, 415.
Berga, Oberſtallmeiſter 263.
Bergé, Andreas 588, 590 fg.
Berger II, 201.
Berger, D., 318, 681.
Berger, L. II, 424.
Béringuier 649.
Bernadotte, Kronprinz von Schweden II, 341 fg.
Bernard, J. C. II, 386.
Bernhardi, A. F. II, 69, 95, 103, 134, 136, 139, 143, 146, 166, 170, 183, 230, 254, 340.
Bernhardi, Sophie II, 134, 139.
Bernhardi, Theodor II, 134.
Bernouilli 626
Berry, Herzog von 143 fg. — Herzogin II, 538.
Bertram, Kupferdecker 29.
Bertram II, 184.
Bertuch 483, II, 12, 327, 396 fg.
Beſchort, F. J. II, 167, 180, 323.
Beſchort, Frau d. vor. II, 167.
Beſeke 439.
Beſſer, Johann v. 8, 13, 15, 22 fg., 25 ff., 30, 35 ff., 151, 179.
Beſtuſchew, Alexei 309.
Bethmann, H. II, 239, 323.
Bethmann, Frau II, 322.
Beuth II, 382.
Beyer, J. A., Oberfinanzrath II, 83, 156 fg., 202.
Beyme II, 292 ff.
Biedenfeld II, 438, 501, 514.
Bielefeld, von 645.
Biener II, 298.
Bieſter, J. E. 341, 426 ff., 462 fg., 544, 546, 562; II, 29, 32, 112 fg., 121, 130, 199, 203, 307, 527.
Bignon II, 222, 238, 273.
Bindemann, Ernſt Chriſtoph II, 73 ff., 78, 84 fg.
Birchpfeiffer, Charlotte II, 480.
Biſchoffswerder II, 6, 19 fg.
Bitaubé 687.
Blanchard II, 204 fg.
Blankenburg 462.
Bleſendorf, Samuel (Sohn) 151.
Bläſendorff, G. Laur. 17.
Bläſendorff, Joachim Ernſt 9, 16 f
Bloch, M. E., 383, 548 fg.
Blomberg, A. v., II, 337 fg.
Blondel, François 159 fg.
Blücher, Fürſt II, 346, 349, 37 390, 473, 526.
Blücher, Graf II, 408.
Bluhm II, 177.
Blum, K. II, 480, 486, 488, 493
Blum, K. L. II, 546.
Böckh II, 296, 340, 587 fg., 5 601 ff., 612.
Bode 509, 564; II, 29.
Bode, Aſtronom II, 116, 203.
Bode, Auguſt II, 143, 201.
Bode, Joh. Ebert 548 ff.
Bodenberg 681.
Bödiker, Joh. 16 fg.
Bodmer 461, 509, 526 fg., 537, 5 II, 88.
Bodt, J. de 135, 160 fg., 181, 26
Bolich, Joh. Mich. 68 ff.
Bolingbroke 492.
Boll 680.
Bollinger II, 87.
Bolt II, 87.
Boltz, E. 569.
Bonin, Georg von 126.
Borchert, Volksſänger II, 543.
Borck ſ. Maupertuis' Frau.

Borges, Engelbert 212 ff.
Börne, Ludwig II, 26, 129, 195, 451, 456, 499, 503, 544, 548, 550 ff., 557, 560, 611.
Borſig'ſche Fabrik II, 543.
Bosco II, 499.
Boſen's Haus 630.
Bothe, F. G. II, 71.
Bothe, Kammerrath II, 152.
Bothe, F. H. II, 288.
Bothe, H. J. 362 ff.
Bottarelli 608.
Böttiger, K. A. 462, II, 25, 35 ff., 60, 101 fg., 133, 146, 148, 150 ff., 160, 163, 166, 187, 191 fg., 228, 239, 241, 251, 253, 300, 320, 322, 345, 436, 465.
Boucher 662.
Boulogne 662.
Boumann, Baumeiſter 379, 563, 671, 708.
Bourdeaux, Stephan de, Buchhändler 416, 560.
Bourget II, 205
Bourgogne, Herzog von 143 fg.
Boyſen 704.
Brachmann, Louiſe II, 441.
Brandes, J. Ch. 589, 596, 599.
Brandes, Simon Wolff 88.
Braun, Prediger 189.
Braunſchweig, Erbprinz von 471.
Braunſchweig, Herzog von II, 290.
Bredow, Reichshofrath 371.
Bredow, Frau d. vor. 371.
Breitinger 526, 547.
Bremer, Impfarzt II, 111.
Brenner II, 203.
Brentano, Bettina ſ. Arnim, Bettina v.
Brentano, Clemens II, 131 fg., 138, 144, 231, 246, 286, 298 fg., 305, 317, 325, 347 fg., 414, 439, 563 f.
Brentano, Peter II, 563.
Bretſchneider, A. G. von 690 fg.
Brinckmann II, 78, 197.
Brockhaus'ſcher Verlag II, 405.
Brockmann, Schauſpieler 595 fg., II, 163.
Brown, Arzt 555.
Brückner, Schauſpieler 595.
Brückner, Frau d. vor. 595.
Brühl, Graf (ſächſiſcher Min.) 309, 470.
Brühl, Graf, Generalintendant II, 322, 370 fg., 474, 477 fg., 496, 500.
Brühl, Moritz Graf II, 370.
Brühl, Tina Gräfin II, 370.
Bruhn, Prediger 685.
Brumbey, Pfarrer II, 115.
Brunſenius, Hofprediger 202.
Bruſe II, 202.
Buchholz, F. II, 59, 152, 224 ff., 228 fg., 240, 404.
Buchholz, Samuel 541.
Buchhorn II, 414.
Büchler, A. II, 311.
Büchner, K. II, 571.
Buffon 360, 423, 632.
Bülow, Fritz von II, 238 fg., 257.
Bülow, Gabriele von II, 618.
Bülow, General von II, 333, 340 ff., 473.
Bünau 685.
Burgdorf, Oberforſtmeiſter II, 29, 116.
Bürgel, Zimmermann 334.
Bürger 459; II, 25, 71, 85, 117, 132, 510.
Burgſtorff, Oberſtallmeiſter von 202
Burke II, 38.
Burkhardt, A. II, 519.
Burmann, G. W. 423, 430, 481 ff.; II, 83.
Büſching, A. F. 456, 540 ff., 569, 573, 575, 577 fg., 638, 679, 707; II, 9, 202.
Büſching, Bürgermeiſter II, 243.
Büſching, J. G. II, 286.
Butler 526.

Buttmann, Ph. II, 295, 340, 526 fg., 584 fg.
Byron, Lord II, 445, 545.

Calderon 39; II, 479, 481 fg., 492.
Calvin 138.
Calzabigi 635.
Camas, Sophie Caroline Gräfin 318, 321.
Campe II, 51, 149.
Campo, H. ſ. Laube, H.
Canaletto 680.
Canitz, F. R. L. v. 22 ff., 179, 272.
Caracci 681.
Caraccioli 348.
Caravaggio 681.
Carmer, J. H. C. 556; II, 9 fg., 399.
Carſtädt, Prediger 193.
Caſteels, J. Fr. 150.
Caſtelli II, 479.
Caſtiglione, Herzog von II, 332.
Caſtillon, Fr. v. 531; II, 307.
Catalani, Sängerin II, 471.
Catel, Kaufmann 649.
Catel, Maler II, 87.
Catt 328.
Catt de 487.
Cayart 160.
Cerf, Lehrer II, 104.
Cerf (Theater) II, 500 ff.
Cervantes 697; II, 487.
Chamfort II, 169.
Chamiſſo, Adalbert von 392; II, 142 fg., 208, 256, 275, 367, 387, 414—421, 424, 442, 444, 449, 573.
Chamiſſo, Antonie, geb. Piaſte II, 419.
Chardin 662.
Chaſot 667.
Chauvin, Etienne 81 fg.
Chezy, Helmine von II, 441.
Chodowiecki 354, 459, 667, 675 ff., 689 fg., 687 fg., 695 ff., II, 30, 87, 378.
Chodowiecki, Frau d. vor. 700.
Chopin II, 456.
Chriſt, Profeſſor 687.
Chriſtian Ludwig, Markgraf 33, 117.
Chronegk 588.
Ciofani 374, 379.
Clair 644 fg.
Clairault 516.
Clairault, Vater d. vor. 516.
Clairon, Mlle. 662.
Clanwilliam, Lord II, 502.
Claudius II, 393.
Clauren (Heun) II, 404, 407, 452 ff., 480, 486 ff.
Clauſewitz, Carl von II, 409, 470, 556, 572, 575 fg.
Clauſewitz, Frau d. vor. II, 576.
Clemens XI., Papſt 74 fg.
Clemens XIV., Papſt 378.
Clermont II, 202.
Cocceji, Großkanzler 193, 609.
Cocceji, Sohn d. vor. 609.
Cochius, Prediger 45, 52.
Cochius, Philoſoph 523, 604.
Cochois, Tänzerin, ſpäter Frau d. Marquis d'Argens 666.
Cölln, von 703; II, 22, 207, 222 fg., 226, 229, 397.
Colleolini 374.
Condorcet 494, 520.
Conrad, C. L., 704.
Conrad, Kaiſer v. Deutſchland 231.
Conteſſa II, 322, 424, 479.
Cordes, Jordanus 213.
Corneille 512, 689.
Cornelius, P. II, 436.
Correggio 664 fg., 681.
Corſica 642.
Cosmar, Alexander II, 440, 450, 464.
Cothenius 552.
Cotta, Verleger 612.
Cottel, Hofrath II, 407.
Coxcie, P. de 148.

Coppel 662.
Cramer 302, 452.
Cramer, II. 490, 545.
Cranz, A. F. 337, 341, 432, 566; II, 51, 67, 365.
Crébillon 508.
Crelinger, Auguſte ſ. Stich, Auguſte.
Crelinger, O. II, 494.
Creuzer II, 297, 612.
Croix, de la 659.
Crome, G. F. II, 288.
Cube, J. D. 704.
Cumberland, Herzog von 625.
Cuno, J. Chr. 445 fg.
Curland, Herzog von 34.
Curland, Herzogin von 34.
Curland, Herzogin von II, 190, 195.
Curland, Prinzeſſin von 34.
Curtius, J. II, 440, 514, 518 ff., 527.
Cuſtine 706.
Czernichew 304 fg.

Däbeler, Bildhauer 159.
Dach, Simon II, 393.
Dahlmann II, 259, 559.
Dahuron 214.
Dalchow'ſche Tabagie II, 300.
Dambach II, 557.
Damm, Chr. Tob. 342 fg., 353.
Dammitz, Johann 152.
Danckelmann, Eberhard von, Miniſter 9, 24, 35, 156.
Daniel 567.
Dankelmann, Baron 624.
Dankelmann II, 202.
Dannecker II, 434.
Dante II, 296.
Darbes II, 201.
Darget 484 fg.
Darget, Frau d. vor. 484.
Daum, Kaufmann 680.
Daun 305.
Daut 196.
Davidſohn, Wolf 388.
Davila, Petro 521.
Decker, Drucker 412.
Deinhardſtein II, 370, 479, 482.
Deiters II, 440.
Delbrück, Friedr. II, 36, 38, 241, 302.
Delbrück, J. F. II, 100.
Denina 539.
Deppen, Otto von II, 546.
Derſchau, Graf 182.
Descartes 6, 362, 495.
Deſſau, Fürſtin von II, 55.
Destouches 497
Devrient, Ludwig II, 424, 492 fg., 509, 524.
Diderot 437, 447, 511 fg., 514, 520, 588, 642 fg., 688; II, 169.
Dielitz, J. G. L. K. II, 440.
Diemar, E. M. 678.
Diesbach 139.
Dieterich, J. M. 641.
Dieterici, W., Verleger II, 72, 222, 350.
Dietrich, Theologe II, 202.
Dietrichs, Baumeiſter 182.
Dippel, Joh. Conr. 138 ff., 196, 343, 422.
Dirichlet II, 470, 614.
Dirichlet, Rebekka ſ. Mendelsſohn-Bartholdy.
Diſtelmeyer, Kanzler 230.
Ditterich, J. S. 332, 701; II, 9, 11.
Döbbelin, Caroline 595 fg.; II, 166.
Döbbelin, K. Th. 586, 590 ff., 594 fg., 597, 599 ff. 629; II, 155 ff., 166, 179.
Döbbelin, Frau d. vor. 594.
Döber, Martin 363.
Döderlein II, 114.
Dohm, Chriſtoph Wilhelm 386 ff., 433, 462; II, 202.
Dohme, Robert 709.
Dohna, Miniſter II, 275.
Dönhoff, Gräfin II, 21.

Dörnberg II, 9.
Doſſe, A. II, 464.
Dove, Alfred II, 616.
Dove, H. W. II, 614.
Drake II, 472, 475.
Dreiblatt, Carl v. d. II, 503.
Dreſſel, J. C. G. 704.
Droyſen 126 fg.
Drucker, Louis II, 525.
Dubuiſſon 662, 677.
Duckert II, 319.
Duhan, de Jandun 516, 662.
Dumas, Al. II, 479.
Dürer, Albrecht II, 445.
Düring, Auguſte ſ. Stich, Auguſte.
Duroc II, 220.
Duſarrat, Arnaud 118.
Dutitre, Frau II, 524; ihre Töchter II, 524.
Dyk II 155.
Dyk, van 663.

Ebart 649.
Eberhard, Joh. Aug. 354 fg., 370; II, 123.
Eckenberg, Joh. Karl 253—257, 258 fg., 586.
Eckhardt, G. W. II, 288.
Eckhardt, Joh. 101.
Eckhof 586 fg.
Eckſtein 681.
Edelmann, Joh. Chriſt. 339, 343 bis 353, 354, 422, 428, 434.
Edzardi 60 fg.
Eggers, Bartholomäus 148.
Eichel 399.
Eichendorff, J. von II, 317, 387, 421.
Eichhorn II, 299.
Eilers II, 345.
Einſiedel, Detlev Graf von II, 33 fg., 56.
Eiſelen, Ernſt II, 108, 314.
Eiſenberg, Polizeipräſident II, 121.
Eiſenhardt, von, Rittmeiſter II, 278.
Eiſenmenger, J. A. 86.
Elberfeld, Heinrich, Pater 372, 376 ff.
Eliſabeth Charlotte, Herzogin von Orleans 6.
Eliſabeth Chriſtine, Königin von Preußen, Gemahlin Friedrich's II. 300, 312—321, 335, 465, 539, 599, 621, 626, 657, 676; II, 21, 106.
Eliſabeth Chriſtine, Königin von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelm's II. II, 22.
Eliſabeth Henriette, Kurfürſtin von Brandenburg, erſte Gemahlin Friedrich's III. (I.) 6, 287.
Eliſabeth, pfälziſche Prinzeſſin 6.
Eliſabeth, Kaiſerin von Rußland 298, 309, 459, 473.
Eller, Joh. Th. 516, 551.
Elsholtz, J. S. 152.
Elsholtz, Schriftſteller II, 479.
Elsner 437, 516.
Elteſter, D. Chr. 30 fg.
Encke, Wilhelmine ſ. Lichtenau Gräfin.
Encke, J. Fr., Aſtronom II, 539, 61
Engel, J. J. 388, 459, 462, 58 596, 600, 683; II, 36, 83 ff., 155 173 ff., 292 fg.
Eoſander v. Goethe ſ. Goethe.
Ephraim 382, 393 fg.
Ephraim, Veitel, Vater u. Sohn 6
Eppenberg ſ. Eckenberg.
Erasmus 495, 697.
Erman, J. P. 359 fg.; II, 1 307, 458.
Ernſt Auguſt, König von Hanno II, 540.
Erſch 462.
Eſchenburg 462, 596; II, 88.
Eſchke, C. A., Taubſtummenle II, 67, 106 ff.
Eſchke, Frau des vor. II, 107.
Eſchrich, v., Hofſecretär II, 151

Eſenreih 249.
Eſſinger 264.
Eßlair, Schauſpieler II, 492.
Etſch, Mme. II, 25.
Euchel, J. II, 201.
Euler, Leonhard 442, 500, 516, 519, 532ff.; II, 31, 126.
Eunike, Friedr. II, 239.
Eunike, Thereſe II, 180, 239.
Ewald, J. L. 562; II, 14, 49.
Eybenberg, Marianne von ſ. Meyer, Marianne.
Eylert, R., Biſchof II, 242fg., 285, 304, 410.

Falbe 681.
Falk, J. D. II, 112fg., 149, 218.
Faſch, Muſiker II, 186.
Faßmann, D. 153, 174, 231—240, 241, 246, 253, 491, 560.
Faudel, Tobias 640ff.
Favre, Titus 281.
Fein, Paſtor 708.
Feliſch, Ernſt 405, 407fg.
Fénélon 235.
Ferdinand, Pater 372.
Ferdinand, Prinz von Braunſchweig 465.
Ferdinand, preuß. Prinz 411, 555, 603, 626, 692; II, 243, 279.
Ferdinand, Prinzeſſin II, 160.
Feſſer, Elias 205.
Feßler, II, 69, 201, 282.
Fichte, J. G. 427, 457; II, 69, 95, 119, 143, 145, 153, 163, 191, 197, 215, 223, 229fg., 240fg., 246, 251—256, 261fg., 266, 268, 283, 293, 295fg., 298ff., 316, 318, 349, 405, 432, 607.
Fichte, Frau d. vor. II, 252.
Fidicin II, 464.
Fiedler 631.
Finckenſtein, Miniſter 399, 405.
Fiſchart II, 395, 525, 572fg.
Fiſcher, Bildhauer II, 472.
Fiſcher, C. F. II, 116.
Fiſcher, E. G. II, 106.
Fiſcher, L. H. 709.
Fiſcher, Profeſſor II, 402.
Fiſcher von Erlach 671.
Fixel, Leopold 285ff.
Fléchier 231.
Fleck 595, 597; II, 134, 157, 159, 162fg., 166, 180, 362.
Fleck, Frau d. vor., geb. Mühl II, 166, 180.
Flemming, General 174, 274.
Fontane II, 76.
Fontenelle 93, 361, 416, 495.
Formey, J. H. S. 395ff., 408ff., 434, 487, 492, 494, 516, 525, 626; II, 306.
Formey, Ludwig II, 122.
Fornerod, Prediger 77.
Forſter, Georg 356, 427, 658, 705; II, 50ff., 61, 199, 270.
Förſter, E. II, 469.
Förſter, Fr. II, 386, 406, 414, 438, 447, 450, 469, 479, 516, 520fg.
Fouqué, Fr., Baron de la Motte II, 243, 246, 275, 316ff., 350fg., 387, 398fg., 421ff., 439, 442, 452, 490, 517ff.
Fouqué, Caroline, Frau d. vor. II, 439, 442.
Fouquet 665.
Francheville, J. de 412, 516fg., 522.
Francisci, Erasmus 261.
Francke, A. H. 58, 62, 67, 71, 198fg., 581; II, 491.
Francke, G. A. 66.
Frank, H. II, 512.
Franke, Verleger II, 73.
Franklin 431.
Fratelli 187.
Frauſtadt, Rudolf von II, 396.
Freirück, Schauſpieler II, 323.
Freylinghauſen 66.

Fridrich, Aly, Kammertürke 117.
Fridrich, Haſſan, Kammertürke 117.
Friederike Luiſe, Königin v. Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelm's II. II, 5 fg., 21 fg.
Friederike Sophie Wilhelmine, preußiſche Prinzeſſin 4.
Friederike Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth 175, 179 ff., 326, 621 fg., 625, 665 fg.
Friederike, Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz, Gemahlin des Prinzen Ludwig von Preußen II, 33.
Friedländer, David 337, 383 fg., 394; II, 106, 127 fg., 193.
Friedländer, Max 709.
Friedrich, preußiſcher Prinz II, 281.
Friedrich, König von Böhmen (Winter-König) 6.
Friedrich I., Kurfürſt von Brandenburg 132, 231.
Friedrich II., Deutſcher Kaiſer II, 405.
Friedrich II., Kurfürſt von Brandenburg 231.
Friedrich III., Kurfürſt, als König von Preußen Friedrich I. 3—14, 22, 24 fg., 27 ff., 44 fg., 49, 50 fg., 53 ff., 59, 67, 71, 74, 80 fg., 85 fg., 88 fg., 104, 112, 115 fg., 123, 126 ff., 132 ff., 143, 147 ff., 156, 163, 174 fg., 181, 198, 202, 213 fg., 237 fg., 257, 266, 268 fg., 272, 325, 515, 559, 620 fg., 661, 666, 673, 707; II, 32, 473.
Friedrich II. der Große 3 fg., 9 fg., 76, 83, 167, 172, 194 fg., 199, 212, 217, 247, 270, 294, 297—324 passim, 325 ff., 333 fg., 339, 342, 349, 351, 353, 355, 361, 365, 369, 371 ff., 384, 393 fg., 396 ff., 405 ff., 414, 421, 427, 433, 445, 447, 454, 465 ff., 479, 481 fg., 484—514 passim, beſ. 504 ff., 515, 517 ff., 529 ff., 535, 538, 541, 544, 547, 552, 556 fg., 560 ff., 569, 572 fg., 576 fg., 580, 585 fg., 592 ff., 599, 602 fg., 607 ff., 615 ff., 626 fg., 647, 651, 656 fg., 661—680 passim, 692, 695, 701 ff., 703—706, 708; II, 3 fg., 6 fg., 30 fg., 39, 41, 68, 82, 88, 119, 145, 155, 173 fg., 189, 203, 208 fg., 213 ff., 218 fg., 231, 233, 245, 307, 318 ff., 359, 364, 428, 457 ff., 473, 618.
Friedrich Auguſt, König von Sachſen 309.
Friedrich Eugen von Württemberg, Herzog 625.
Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt 5, 25, 35, 76 ff., 122 ff., 131 133, 136, 147 ff., 152 fg., 160, 214 237, 268, 278, 559, 684; II, 521
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen 3, 12, 27, 32 fg., 37, 76 85, 114, 116, 130 fg., 153, 167 bis 185, 186—244 passim, 313, 315 325, 328, 348 fg., 371, 373, 507 551, 559, 564, 612, 620, 644, 657 661 fg., 666, 671 fg., 680, 707 II, 3, 32, 348, 457.
Friedrich Wilhelm II., König von Preußen 315, 375, 474, 539, 59 609, 685, 701, 704; II, 3—10, 1 19 ff., 30 ff., 55 ff., 105 f., 109 fg 155 fg., 158 fg., 362.
Friedrich Wilhelm III. 677, 70 II, 11, 19, 24, 32 ff., 48, 59, 9 109, 152, 160, 162, 182, 189 f 199, 204, 207, 209, 211, 215, 220 237, 242 ff., 253, 264, 275, 277 287 ff., 291, 294 fg. 297 ff., 301 306 fg., 320, 327, 332 ff., 337 344 fg., 342, 351, 371, 377, 391 397, 399, 404, 406, 408 ff., 4 476, 478, 490 fg., 496, 499 ff., 5 508, 514, 539, 541, 545, 551, 5 589, 613 ff., 618 fg.

Friedrich Wilhelm IV. II, 36, 377, 407, 409, 436, 541, 559, 585, 613, 617 fg.
Friedrichſen II, 152.
Frieſen II, 108, 312 fg.
Friſch, Joh. Leonhard 42 ff., 110 fg., 140.
Friſch, Maler 676, 681; II, 201.
Fritſche, Joh. 65.
Fritze, J. Fr. II, 113, 115.
Froben, Stallmeiſter 623.
Frölich II, 152.
Fromantiou, Hendrick v. 6, 147.
Fromery, Kaufmann 635.
Frommann, F. J. II, 396.
Froriep II, 291, 293, 295.
Fuchs, Miniſter 24, 46, 53.
Fuhrmann, G. G. 334.
Fuhrmann, Martin Heinrich 47 ff.
Fülleborn II, 179.
Funck, Cornelius 149.
Fürſt, Großkanzler 556.
Fürſtenberg, Freiherr von 468.

Gädicke, Joh. Chriſt. II, 122.
Gall II, 96, 153, 189 fg., 230.
Galle, Joſ. 632.
Gans, Ed. 197, 384, 431, 492, 552, 558, 587, 589, 593 fg., 611 fg., 617.
Garve, Philoſoph 313; II, 42, 199, 203.
Gaß 400, 412.
Gatterer 462.
Gaudy, F. v. II, 464, 528, 559.
Gautier de, Prediger 79.
Gebhard, J. G. II, 200.
Gebler 592, 634.
Gedicke, Lamperius 187, 190, 206
Gedike, Fr. 341, 370, 426 ff., 575 fg.; II, 14, 67, 99 ff., 131, 199 fg., 203.
Geibel, Emanuel II, 461 fg.
Gellert 314, 425, 614.
Gemmingen 600.
Genlis, Frau v. II, 195.
Gentz, Friedrich von II, 19, 36 ff., 42, 50, 52 fg, 62 ff.
Genz, Tabagiewirth II, 281.
Georg I., König von Hannover u. England 257, 262, 310.
Georg III., König von England 421.
George, Speiſewirth 639.
Gerhard, Maler 680.
Gerhard, Paul 16, 73.
Gerlach, Baumeiſter 181, 209.
Gerlach, Oberbürgermeiſter II, 272.
Germar, L. von II, 351.
Gern, Albert II, 239, 407.
Gern, George II, 167, 289.
Gerſtenberg 591.
Gervinus 463.
Geſtrich 569.
Ghirardi 219.
Gichtel 203.
Giebeke, Pater 372.
Gieſebrecht, Karl II, 317.
Gildemeiſter II, 152.
Gilles, Joh. Friedr. 532.
Girtanner, C. II, 44.
Giuſtinianiſche Gemäldeſammlung II, 474.
Glaſenapp, General von 559.
Glaßbrenner II, 466, 524, 528—538.
Gleditſch, J. G. 548, 550, 564.
Gleim 302, 319, 352, 369, 400, 415 fg., 419, 437, 449, 454, 467, 479, 485, 493, 614, 629, 645, 655, 705, 709; II, 34, 71, 88.
Gleim, Bruder d. vor. 470.
Gleißenberg, Matthias 17.
Gloſſer, Samuel 134.
Gluck 595; II, 159, 165, 178, 192, 476, 495.
Glume 681.
Gneiſenau II, 338, 376, 408, 526, 545, 575, 613.
Göckingk, G. von II, 25, 32, 84, 115, 195, 199, 439.
Goedeke II, 76, 116.

Goedicke, F. W. II, 439.
Goldſmith, Oliver II, 230.
Goloſkin, Graf 608.
Goltz, Graf von der, Miniſter II, 279, 283.
Gontard 671.
Görcke, Joh. II, 110.
Göritz, Otto 709.
Görne 217.
Görres II, 297.
Göſchen II, 148.
Goßler II, 109, 116.
Goßner, Joh. II, 592.
Goethe, Eoſander von, J. Fr., 162 fg., 268.
Goethe, Johann Wolfgang von 427, 432 fg., 457 fg., 465, 469, 680, 503, 507, 514, 521, 546, 567, 593, 595 fg., 609, 674, 681, 695, 697 fg., 704, 708; II, 22, 65, 69, 75 fg., 84 fg., 87 ff., 94, 117 fg., 129, 132, 135, 139 fg., 142 fg., 145 ff., 149, 153 fg., 159, 162 fg., 164, 167 ff., 172 fg., 177 fg., 182 ff., 197, 215, 223, 239, 246, 259 ff., 267, 269 fg., 277, 283, 286, 306 fg., 319, 322 fg., 345, 347, 359—388, 389, 391, 393 fg., 407, 415, 429, 433 fg., 437, 441 fg., 443, 448, 451, 471 fg., 476, 478, 484 fg., 491, 493, 504, 515, 532, 538, 547, 563 fg., 566, 574, 602, 608, 612, 616.
Goethe, Katharina Eliſabeth II, 377.
Goethe, Ottilie von II, 504.
Gotter 596, 667; II, 155.
Göttling II, 612.
Gottſched 195, 435, 437, 443 fg., 448, 451, 461, 466, 586, 592, 606.
Gottſched, Frau d. vor. 195, 443 fg.; II, 489.
Götz, J. N. 507.
Götze 432.
Gotzkowsky 308, 311, 412, 618 fg., 665.
Goeze 459.
Gozzi II, 133.
Graben von Stein 241.
Grael, Joh. Friedr. 181, 209.
Gräff, Verleger II, 226.
Grappendorf, Frau, geb. Lehwald 631.
Grappendorf, Tochter d. vor. 631
Grattenauer II, 166, 183.
Graumann II, 151.
Graun, K. H., 475, 483, 602, 60 607 fg., 611 ff., 615, 622.
Gravel, Franz. Geſandter 75.
Grebin 650.
Greſſet 410, 508.
Griesbach 462.
Grillo 450.
Grillparzer II, 87, 479.
Grimm, Jacob 141; II, 76, 1 286, 391, 393, 394, 405, 559, 5 605.
Grimm, Wilhelm II, 394, 405, 5
Grimm, Melchior 498 fg., 511, 5 523.
Griſchow 442.
Gröben, Graf v. II, 351.
Gronau, Joh. Herm. 55.
Gropius II, 321.
Groſſing, Edler von II, 44.
Grotius 82.
Grotthus, Sara von ſ. Meyer, S
Grugnanelli, Franceſſon 608.
Grumbkow, Marſchall von 78.
Grün, Anaſtaſius II, 441.
Grüneberg, Baumeiſter 55, 160
Grüneiſen, K. II, 440.
Gruner, Juſtus II, 275 fg., 279 ff., 289, 292, 299 fg., 302, 319.
Grunert 466.
Gryphius, Andreas II, 118.
Gryphius, Chr. 43.
Gubitz, F. W. II, 207, 223 fg., 302, 316, 328, 386, 437 ff., 517 ff.

Guericke, Prediger II, 411.
Gumpertz, Aaron 390.
Gundelsheim, A. von 243.
Günderode, Caroline von II, 144, 563 fg.
Gundling, J. P. von 226—231, 232 ff., 241, 415, 486, 491, 560.
Gurlitt II, 101.
Guſtedt, Jenny v., geb. v. Pappenheim II, 197 fg.
Gutzkow II, 543, 550, 560 fg.

Habitt 517 fg.
Hackert, Philipp 679, 681; II, 23.
Hackmann, F. A. 560.
Haddik, Andreas von 299 fg.
Hagedorn 437.
Hagemann II, 151.
Hagen, v. d. 540, 575 ff.; II, 118 fg., 288, 296, 572.
Hagn, Charlotte von II, 492, 494.
Hähn, J. F. 570, 584.
Hakoy 288.
Halem II, 33.
Halling, K. II, 442.
Hancke 237.
Händel 49.
Hanf, Joh. Ad. 678.
Hanſtein, G. A. L. II, 222, 240 fg., 281, 410.
Happe, Staatsminiſter von 182, 225.
Hardenberg, Miniſter II, 207, 305, 310, 325.
Häring, W. (Willibald Alexis) II, 406, 454, 456 ff., 502, 510, 517.
Harniſch II, 108, 312 fg.
Harrach, Graf II, 128.
Harrach, Gräfin ſ. Liegnitz, Fürſtin.
Harries, Heinr. II. 45 fg.
Hartmann, Buchhändler II, 73.
Hartmann, F. Tr. 388.
Haſe, Max 70.
Haſſe, Componiſt 602, 608.
Haude, Ambroſius 194, 396, 409, 416, 466 fg.
Hauff II, 454.
Haug II, 152, 513.
Haugwitz II, 207.
Haupt, M. II, 427, 558, 601, 604 fg.
Haydn II, 501.
Hecker, A. J., 582; II, 582.
Hecker, Joh. Jul. 211, 401 ff., 581 ff.; II, 410.
Heems, öſterr. Reſident 75, 212.
Hegel, G. W. Fr. 536; II, 126, 197, 383 fg., 409, 441, 443, 484, 545, 569, 579, 587, 590, 593, 598, 606—613, 617.
Hehn, Guſtav II, 115, 160.
Heim, E. L. II, 308, 321.
Heindorf II, 160, 296.
Heine, Guſtav II, 513.
Heine, Heinrich II, 129, 437, 441 fg., 456, 548, 560.
Heinefetter, Schauſpielerin II, 492.
Heinemann, J. II, 440.
Heinitz, Miniſter 675 fg.; II, 157.
Heinius 525.
Heinrich, Prinz von Braunſchweig 478.
Heinrich, deutſcher Kaiſer 231.
Heinrich, preußiſcher Prinz 493, 589, 603, 613, 670, 679; II, 7.
Heinrich, preußiſcher Prinz II, 53, 152, 287, 295, 333.
Heinrich, Prinzeſſin, Gemahlin des vor. II, 295.
Heinrich, Verleger 63.
Heinſe II, 561.
Heinſius, J. G. 445.
Heinſius, Th. II, 83, 100, 104, 221, 223 fg., 229, 281, 283, 285 fg., 316, 345, 390, 402.
Held, J. Ch. 436.
Held, H. von 224 fg., 228.
Hell II, 479.
Helling, J. G. A. Ludwig II, 464.

Helvig, Amalie von, geb. von Imhoff II, 376, 469, 546 fg., 561.
Helvig, von, Gatte d. vor. II, 546.
Henckel, J. F. 555.
Hendschel 690.
Hengstenberg, E. W. II, 491, 590 fg.
Henke 462; II, 11.
Henne, Joach. 118.
Henning, L. von II, 383, 400, 612.
Hennings, 383; II, 151, 359.
Henoch II, 501.
Henschel II, 322.
Hensel, Fanny, geb. Mendelssohn II, 381, 470.
Hensel, Wilhelm II, 414, 470.
Herder, J. G. 468 fg., 523; II, 125, 142, 146 fg., 152.
Herklots II, 83, 156, 162, 175 ff., 322, 479.
Hermbstädt 462.
Hermes, H. D. II, 11, 13, 16 ff., 32.
Hermes, J. A. 704.
Hermsdorf, Medicinalrath II, 502.
Herold 704.
Herrosee, C. F. W. 704.
Herthegen II, 25.
Hertzberg, Minister 379, 405, 684 ff.; II, 31 fg., 47, 88, 121.
Herz, Henriette II, 25 fg., 193 fg., 197, 261, 267, 270, 373 ff. — Ihre Nichte II, 25.
Herz Markus 383, 395, 553, 564, 648; II, 32, 36, 116, 127, 137, 193, 201.
Hettner, H. 344.
Heun, K. G. S. s. Clauren.
Heun, Sohn d. vor. II, 454.
Heydebreck, Oberpräsident II, 402.
Heyl 649.
Heyn, Rector 415.
Heynatz II, 14.
Heyne, Ch. G. 427, 462.
Heyne, C. L. (A. Wall) II, 157.
Heyne, Friedr. II, 316.
Hieronymi, Franciscus 119.
Hiller 592.
Hillmer, G. K. II, 11, 13, 16 ff., 31 fg.
Hilverding, Peter 586.
Himburg, Buchhändler II, 25, 361, 378.
Himmel II, 165, 229.
Hinrichs, Gen. von II, 220.
Hippel II, 79, 334.
Hirsch, Meyer II, 104.
Hirsche 423.
Hirt, Aloys II, 22 fg., 25, 153, 186, 201, 203, 296, 306 fg.
Hirzel, L. 526, 537.
Hitzig, J. E. II, 143, 387, 469, 571.
Hoffmann, Abraham 285 ff.
Hoffmann, E. T. A. II, 409, 423 bis 427.
Hoffmann, Heinr. Barthol. 118.
Hoffmann, J. G. II, 296, 463.
Hoffmann, Joh. Heinr. 118.
Hoffmann, von, Kanzler II, 55.
Hofmann, Prediger II, 84.
Hogarth 698.
Hohnhorst II, 546.
Holbein, Dramatiker II, 479.
Holbein, Maler 697.
Holberg II, 209, 481.
Holtei, K. von II, 385 fg., 434, 477, 479, 493, 501, 504 fg., 509—512, 532.
Holtei, Luise, geb. Rogée II, 492 ff.
Hölty II, 117.
Hoppe, J. C. 403.
Horn, Franz II, 117 fg., 512, 542.
Horn, Frau d. vor. II, 117.
Hoßbach II, 411.
Hotho II, 384, 606.
Houdon 679.
Houwald II, 407, 437, 479.
Howard, John II, 43.
Hoym, Staatsminister II, 225.
Huber II, 60, 151 fg.

Hubla, von II, 500.
Hudemann 445.
Hufeland, Chr. W. II, 114, 119, 230, 293, 296, 298, 308fg, 321, 545.
Hülſen II, 123, 139.
Humbert, Kaufmann II, 339.
Humboldt, A. von 91, 101, 427; II, 190, 195, 293, 559, 572, 596, 613—616.
Humboldt, W. von 427; II, 28, 70, 99, 108, 120, 190, 195, 251, 253, 261, 265—271, 294ff., 307, 385, 474, 577.
Humboldt, Caroline, Frau d. vor. II, 265, Kinder 270.
Hundt, Hartwig von (Hundt-Radowsky) II, 351, 398.
Hutten, Ulrich von II, 404.
H., Ludwig v. d. II, 552fg.

Jablonsky, Ernſt 53, 60fg., 87fg., 113fg., 187, 193, 199, 223, 261, 707.
Jablonsky, F. W. 211.
Jacobi, Brüder II, 361.
Jacobi, F. H. II, 270.
Jacobi, J. G. 419, 430, 459.
Jacobi, Joh., Gießer 160, 269.
Jacobſohn 544.
Jacoby, Joel II, 528, 558.
Jacoby, Johann II, 610fg.
Jagemann, Schauſpielerin, ſpäter Frau v. Heygendorf II, 180.
Jahn, F. L. II, 108, 312ff., 318, 338, 389fg., 396, 401, 405.
Jakobs 462; II, 75.
Janiſch II, 316.
Janitſch, Joh. Gottl. 604, 608.
Jarcke, K. E. II, 553ff., 587.
des Jariges 516.
Jaucourt, Ritter von 520.
Jcilius, Quintus 454, 470fg., 479, 560, 674
Jean Paul (Richter) II, 36, 147, 188fg., 195, 201, 216, 230, 246, 424, 455, 469.
Jeitteles, L. II, 405fg.
Jeniſch, Daniel II, 48, 69, 78, 123, 140, 145fg., 363ff.
Jennes, Amandus 372.
Jerome, König v. Weſtfalen II, 223.
Iffland, A. W. 596; II, 25, 91, 133fg., 148, 151, 155, 159—167, 170—173, 175, 179fg., 183fg., 201, 229, 238ff., 279ff., 321ff., 326, 345, 370, 392, 476fg., 487, 492, 494, 526.
Ilgen, v., Staatsminiſter 114, 204.
Immermann II, 441, 448fg., 479.
Ingenheim, Gräfin ſ. Voß, Julie v.
Joachim I, Kurfürſt von Brandenburg 231.
Joachim II., Kurfürſt von Brandenburg 231, 684.
Job, G. J. 205.
John, Cenſor II, 407, 568.
John, W. II, 516.
Jordaens 681.
Jordan, Friedrich's d. Gr. Freund 408, 516, 667.
Jordan (Bürgergarde) II, 311.
Jördens, K. H. II, 73fg., 76.
Joſeph, Abaſſi, angeblicher Prinz 625.
Joſeph I., Kaiſer von Oeſterreich 11.
Joſeph II. 369.
Joſty, Daniel II, 447.
Joſty'ſche Conditorei II, 544.
Iſelin 462.
Iſenbart, Fürſt 237.
Itzig, Familie II, 193.
Itzig, J. D., Banquier 383; II, 201.
Itzig, Kinder d. vor. 383fg.
Jung-Stilling II, 71.
Jung, Alex II, 593.
Jung (Demagoge) II, 400.

Jünger II, 155, 179.
Jungius, W. II, 204 fg.
Jury II, 87.
Juſt, Souffleur II, 501.
Juſti, J. H. G. von 308, 449.

Kahlert, Auguſt II, 450.
Kahmann, Heinrich 191 fg.
Kalbe II, 414.
Kalkreuth, Graf, Dichter II, 346.
Kalkreuth, Graf, Officier 624.
Kambly, Joh. Melch. 678.
Kamecke, Gräfin 321.
Kameke'ſches Gartenhaus 159.
Kamptz, von II, 391, 397, 400 fg., 404, 557, 578.
Kannenberg, Frau von 321.
Kant, Imm., 325, 427, 457, 523 fg., 534, 553; II, 12 fg., 52, 68, 123 bis 130, 131, 153, 262.
Karl, preußiſcher Prinz 181.
Karl, preußiſcher Prinz 603.
Karl Emil, Kurprinz von Brandenburg 21.
Karl, Erzherzog II, 275 fg., 278.
Karl von Lothringen 299.
Karl, Prinz von Mecklenburg II, 539.
Karſch (Karſchin) Anna Louiſe 302, 467, 476 ff., 591, 626 fg., 646, 655, 687; II, 16, 73, 82 fg., 157.
Karſch, Tochter d. vor. ſ. Klencke.
Karſten, von II, 29, 116.
Käſebier 646.
Käſtner 521, 523; II, 128.
Katharina, Kaiſerin von Rußland 521, 619, 626, 697.
Kaunitz, Reichsgraf 309.
Keith, Feldmarſchall 326, 511, 673, 685.
Kerner, Juſtinus II, 308, 317, 441.
Keyſerling 667.
Kiepe, Joh. 22.
Kieſewetter (Bürgergarde) II, 311.
Kieſewetter, J. G. C. II, 110, 116, 123, 125, 127, 470.
Kind, Fr. II, 152, 479, 498.
Kinderling II, 367.
King, Bildhauer 666.
Kirch, Chriſtine 111.
Kirch, Gottf. 111.
Kirch, Gottfr., Sohn des vor. 111.
Kirch, Margarethe 111.
Kircheiſen 304.
Kirnberger, J. Ph. 322, 603, 611.
Kiſing, Conrector 445.
Kiß II, 472.
Klaproth II, 29, 203, 292, 295, 367.
Kleement 225.
Klein, B. II, 424, 462.
Klein, E. F. 556; II, 103, 116, 199, 294.
Kleiſt, Ew. von 459, 469, 477, 614, 677, 687; II, 88.
Kleiſt, Oberſt 304.
Kleiſt, General von 685.
Kleiſt, Franz Alexander von II, 86 fg.
Kleiſt, von (Frauenhold) 631.
Kleiſt, Heinrich von II, 86, 117, 223, 274 fg., 290, 304, 316, 323—328, 336 fg., 408, 414, 470, 494.
Kleiſt, Marie von II, 327.
Klencke, Frau von II, 16.
Klerck, Adam de 147.
Klinger 593; II, 386.
Klinggräff, Acciſendirector 281.
Klinſing, Künſtlerin II, 321.
Klöden, Karl Friedrich von II, 108, 207, 212, 328, 464, 581.
Klopſtock 443, 452, 524 fg.; II, 118, 139.
Kluge, J. II, 309.
Klüver, Kirchenvorſteher 119.
Knape, D. Chr. II, 115.
Knebel II, 561.
Knigge, 462; II, 53.
Knobelsdorff, G. W. von 666 ff.
Knuzen, M. 428.

Knyphauſen, Geh. Staatsrath 214.
Knyphauſen, Graf 666.
Koblank 341.
Koch, E. J. II, 116 fg., 132.
Koch, H. G. 586, 591 ff.
Koch, Frau d. vor. 594.
Koch, Joh. Chriſtoph 18; II, 278.
Koch (Dichter) II, 336.
Koch'ſche Bühne 483.
Köhler, C. F. II, 81.
Kolbe, G. 618, 620.
Kolbe, Maler II, 473.
Kolbe von Wartenberg 156.
Köls, Bürgermeiſter II, 243.
Koner, W. II, 571.
König, Hiſtoriker 643.
König, J. U. 28, 179.
König, Sam. 489 ff., 634.
Köpke, G. G. S. II, 83, 100, 402, 584.
Koreff II, 424.
Körner, Ch. G. II, 34, 158, 170.
Körner, Theodor II, 322 fg., 337, 350, 395, 479.
Kosciusko II, 56, 505, 548.
Koſegarten, Th. II, 13, 78.
Kosmann II, 122.
Kottwitz, Baron von II, 235.
Kotzebue II, 36, 69, 102, 133, 145 ff., 157, 159, 162, 164, 167—172, 173, 175, 179, 181 ff., 189, 191, 207, 219, 223, 230, 280 ff., 322, 337, 352, 369, 397 ff., 454, 479, 488, 499, 531.
Kotzebue, Frau des vor. II, 151, 183.
Kotzebue, Familie II, 399.
Köppen, Joh. Ulr. Chriſt. 72.
Kranichfelden, Chriſtoph 285 ff.
Kraſicky, Fürſt 375.
Krauſe, Advokat 302, 485, 493, 630.
Krauſe, Ch. W. 704.
Krauſe, Geh. R. II, 586, 588.
Krauſe, Joh. Vict. 308, 312, 466 ff.
Krauſe, L. W. (Freimund Ohneſorge) II, 514.
Krauſe, Materialwaarenhändler 493.
Kraut, von, Etatminiſter 280.
Kretſchmer 308 ff.
Kreuzer, Geh. Rath 182.
Kriege II, 113.
Krosigk, Erneſtine von, geb. von Krüger II, 103 fg.
Krüger, J. Chr. 480 fg.
Krüger, Kaufmann 638 fg; — ſeine Frau 639.
Krüger, Maler 675, 680 fg.
Krünitz, J. G. 307; II, 70.
Krummow, Oberſt 300.
Kugler, Franz II, 415, 439, 444 ff., 474.
Kuhn, Auguſt II, 151, 207, 229, 239, 438.
Kühnau II, 337.
Kunigunde, Gemahlin Heinrich's II., 143.
Kunowsky, Juſtizrath II, 501.
Kunſt, L. 374.
Kunth, Geh. Kriegsrath II, 105 fg., 190, 267, 270.
Künz, Brüder 673.
Künzli, Martin 524 ff.
Kurland ſ. Curland.
Küſter, Schulinſpector 567 fg
Küſter, G. G. 130, 420, 466, 542 ff. 578.
Küſter, Prediger 316.
Küſter, S. G. II, 83, 202.
Kutſche, Fr. II, 67.
Kypke, J. D. 66.

Lachmann, Karl II, 526, 558 fg., 601, 604 ff.
La Croze, Jacques Gouillier de 110, 560 fg.
La Croze, Maturin Veyſſière de, 559 fg.
Lafontaine, Hofrath (Warſchau) II, 151.

Lafontaine, Auguſt H. A. J. II, 36, 60, 93 fg., 139, 151, 179, 192, 454.
Lagrange, J. L. II, 31.
Lambert, Joh. Heinr. 519, 532, 534 ff.
La Mettrie, Julien Offrey de 336, 434 fg., 484 fg., 493 ff., 534, 666
Lamprecht, J. Fr. 414 fg.
Lamprecht, von II, 116, 203.
Lancret 662 fg.
Landi 608.
Landolt 594, 628, 630, 634.
Langbein, A. F. G. II, 96, 229 fg., 452 fg.
Lange, C F. II, 203.
Lange, Joachim 66, 72, 119 ff., 192 fg., 197 fg., 707.
Lange, K. J. (Daveſon) II, 59, 207, 212 fg., 215 ff., 229, 245 fg., 278, 283.
Lange, S. G. 66, 419, 687.
Langemack 436, 564.
Langer 462.
Langerfeld, Rütger von 147 fg., 150.
Langhans II, 202.
La Roche II, 482, 485.
La Roche, Sophie II, 563.
Lasci, General 304.
Laspeyres 74.
Laube, H. (Campo, H.) II, 472, 536, 552, 560, 569.
Lauchery II, 39.
Laudon 473.
Laun (Schulz), Friedrich II, 151.
Lauterbach, Chriſt. Heinr. 19.
Lavater 393, 534; II, 14.
Lavoiſier 551.
Lebrecht, Peter ſ. Tieck, Ludwig.
Lee, Pieter Frans 149.
Lehmann, Luftſchiffer II, 205.
Lehmann, Weim. Reſident 225.
Leibnitz, G. W., 7 ff., 33 fg., 51, 58, 60 fg., 90–114, 122, 128, 138, 140, 155, 158, 161, 163, 195, 225, 237, 241, 268, 347, 360 ff., 391, 409, 490, 515, 518, 520, 523 ff., 529, 533, 549, 648; II, 31, 121, 123, 262, 307 fg., 615.
Leiſewitz 596.
Lemm, Schauſpieler II, 323, 449.
Lenfant, Jacques 82 fg.
Lenz, Chriſt. II, 26 fg.
Lenz (Dichter) 596.
Lenz, L. 528.
Leonhardi, Baron II, 152.
Leopold von Anhalt-Deſſau 170 fg., 193.
Leopold, Herzog von Braunſchweig 685.
Leopold, Kaiſer von Oeſterreich 24.
Leſſer, Ludwig (Liber) II, 450 ff., 516, 546, 552.
Leſſer, Paſtor 445.
Leſſing, Gotthold Ephraim 48, 301, 334, 383, 390 ff., 391, 397, 413, 418, 430, 432, 437 ff., 440–455, 456 fg., 461, 464, 468 fg., 480, 496, 507, 509 fg., 514, 528, 530, 586, 588 ff., 596 ff., 600 fg., 605 fg., 614, 650, 697, 699, 708; II, 88 fg., 116, 118, 127, 139, 142, 145, 167, 176, 178 fg., 199, 201, 359 fg., 362, 364, 374, 380, 442, 492, 605.
Leſſing, Vater des vor. 446.
Leſſing, K. G., 530, 589, 592, 634.
Leſſing, Frau des vor. 589.
Leßmann, Daniel II, 442, 454 ff.
L'Eſtocq II, 341 fg.
Le Sueur, Blaiſe Nicolas 674 fg., 677, 696.
Le Sueur, Euſtache 674, 679.
Levetzow, Ulrike von II, 377.
Levezow, K. II, 347, 512.
Levin, Rahel ſ. Rahel.
Levy, Sara II, 193, 201.
Lewald, Fanny II, 567.
Lewentz, Wiener Pantomimenmeiſter II, 500.

Liber, Ludwig ſ. Leſſer, Ludwig
Liberda, Prediger 188.
Lichtenau, Gräfin II, 6, 21 ff., 32, 55, 156, 181, 186.
Lichtenau, Prediger 190 fg.
Lichtenberg 701.
Lichtenſtein, Fürſt 665.
Lichtenſtein, Martin II, 613 fg.
Lieberkühn, 516.
Liebmann, Joſt 85.
Liebmann, Frau des vor. 85.
Liegnitz, Fürſtin II, 408, 539.
Linger, Generalmajor von 180.
Linguet II, 43.
Linnäus 442.
Löbel II, 536.
Löben, von, General 192.
Löben, Graf (Iſidorus Orientalis) II, 317 fg., 415.
Loder II, 293.
Löffler, J. F. Ch. 704.
Lohenſtein, D. C. von 23 fg.
Lombard II, 225, 228, 306 fg.
Longhi 695.
Loo, Carle van 662.
Loos, D. 626; II, 288.
Loos, G. L. II, 382.
Lope de Vega II, 479.
Lorenz, Buchdrucker 260.
Lorinſer, Arzt II, 580 fg.
Löſcher, Val. 120.
Louis Ferdinand, preußiſcher Prinz II, 191, 195, 211, 218, 220, 228, 232.
Louiſe Dorothea Sophie, preußiſche Prinzeſſin 51 fg., 186.
Louiſe Henriette, Kurfürſtin von Brandenburg, Gemahlin d. großen Kurfürſten 202.
Löwe, Ludwig, Schauſpieler II, 492.
Lucchesini 520; II, 220.
Lüdecke 704.
Luden II, 344.
Ludewig, Prof. 74 fg.
Lüdke 341.
Ludolff 516.
Ludwig XIV. von Frankreich 6, 43, 96, 121, 144, 172, 361; II, 218, 532.
Ludwig XV. von Frankreich 43, 484 fg.
Ludwig XVI. von Frankreich 40 fg., 43, 46.
Ludwig, preuß. Prinz 148; II, 33.
Ludwig, J. P. 131.
Ludwig, Lehrer 574.
Ludwig, Litterat 287.
Luiſe, Königin von Preußen II, 32 ff., 162, 165, 187 ff., 219, 227, 232, 235 fg., 242 fg., 264, 287 ff., 302 ff., 316 fg., 338.
Luther, Martin 58, 73, 138, 337, 425; II, 117, 216, 391, 396, 410 fg., 611.
Lütke 68.
Lütkens 60.
Lutter und Wegener II, 542.
Lützow'ſches Freicorps II, 332.
Lyſius 200, 205.
L . . . n, H. v. 227 fg.

Maaß, Joh. II, 273.
Maaß, Schauſpielerin II, 167, 323.
Machiavelli II, 405.
Madderſtegh, Michael 148.
Madeweis, Friedr. 35.
Magnus, Guſtav II, 614.
Magnus, Marcus 85.
Maier, Pred. 568.
Maimon, Sal. II, 123, 127.
Mallet du Pan II, 38.
Maltitz, Franz von II, 202, 446.
Maltitz, Friedrich Apollonius von II, 412, 447.
Maltitz, G. A. von 447; II, 505, 547.
Manger, Heinr. Ludw. 669.
Manilius, Finanzrath 183, 384 fg.

Manſo II, 183, 404.
Manteuffel, E. Chr. Graf von 194 fg.
Manzoni II, 455.
Mapes, Walter de II, 395.
Mara, Sänger 609 fg.
Mara, Sängerin ſ. Schmeling.
Marconnay, von 405.
Marggraf, A. S. 548, 550 fg.
Marggraff, A. G. 516, 555.
Marheineke II, 296, 299, 410, 590, 593, 608.
Maria Joſepha von Polen 473.
Maria Thereſia, Kaiſerin von Oeſterreich 309, 470, 489.
Marie, Prinzeſſin Karl von Preußen, geb. weimariſche Prinzeſſin II, 370, 377.
Marlborough 269.
Marmontel 355; II, 169.
Marne, L. Théobul de II, 209.
Marot II, 281.
Marperger, P. J. 131 ff.
Marpurg, Friedrich Wilhelm 603, 605 fg., 613.
Marſchall, von, Miniſter 181.
Martini, F. H. W. 423 fg., 517.
Martini, Wittwe II, 114 fg.
Marwitz, von, Oberſt 291, 293.
Marx, A. B. II, 470 ff., 477, 562.
Maſſenbach II, 228 fg.
Maßmann II, 395 fg.
Maſſow, von, Landedelmann 369.
Maſſow, J. E. von, Miniſter II, 100.
Mattauſch, Franz II, 167, 180, 239.
Matthes, J. G. 368.
Matthiſſon 391; II, 140, 207 fg., 477.
Matzdorff II, 73, 152.
Maugard 143.
Maupertuis, P. L. Moreau de 352, 416, 434, 485, 487 ff., 497, 501, 516 fg., 519 fg., 524 fg., 533.
Maupertuis, Frau des vor., geb. v. Borck 322, 493.
Maurer II, 166, 511.
Mauſchwitz, Miniſter II, 83, 202.
Mayer, Caroline, ſpäter Frau von Jean Paul II, 188.
Mayer, Joh. Chriſt. II, 115.
Mayer, Ober-Trib.-Rath II, 188, 201.
Mecenati, Carmelitermönch 374.
Meckel, J. P. 552 fg
Mécour, Suſanne 595.
Mehring, D. G. G. 539; II, 571 fg.
Mehring, M. A. II, 81
Mehring, Prediger II, 105.
Meier, Aeſthetiker 443.
Meier, Wilhelm Elogius II, 144 fg.
Meierfeld, von 637.
Meierotto 575 ff.; II, 14, 29, 99, 106, 134, 583.
Meil, C. P. Henri 667, 676, 680 fg., 686 ff.; II, 199.
Meil, Joh. Wilh. 667, 675 fg., 680 fg. 686 ff.; II, 199.
Meineke, A. II, 582 ff., 612.
Meiſebuch, von 4.
Meißner, A. G. II, 78, 88.
Mendelsſohn, Joſ. II, 500.
Mendelsſohn, Moſes 298, 301, 352 fg., 356, 380 ff, 388, 389—395, 427, 431, 446, 448 ff., 453, 456 fg., 464, 509, 521, 523, 528 fg., 535, 548, 589, 690; II, 32, 126 fg., 136, 178, 359, 373, 470.
Mendelsſohn, Frau des vor. 390, 393 fg., 509, 589 fg.
Mendelsſohn, Kinder der vor. 393.
Mendelsſohn-Bartholdy, Abraham II, 381, 470, 549 fg.
Mendelsſohn, Familie II, 465.
Mendelsſohn'ſches Haus II, 470.
Mendelsſohn-Bartholdy, Felix II, 381, 470 fg., 495, 497.
Mendelsſohn-Bartholdy, Lea II, 381, 470, 549.
Mendelsſohn-Bartholdy, Paul II, 470.

Mendelsſohn-Bartholdy, Rebecca II, 470.
Menken, Kabinetsrath II, 37.
Menzel, K. A. II, 405.
Menzel, Wolfgang II, 561.
Mercier, Pierre, d j. 140fg.
Merck 462.
Merian 519, 525; II, 306.
Merkel, Garlieb II, 59, 102, 113, 143fg., 146fg., 149, 151ff., 166, 192, 218, 221, 369.
Mesmer, J. A. II, 308ff.
Metaſtaſio 608.
Mettra 665.
Meuſebach, K. H. G. von II, 526, 572fg.
Meyer (Akad. Rector) 676.
Meyer, F. L. W. II. 69, 175, 365.
Meyer, Heinrich II. 372, 379, 472.
Meyer, J. W, Buchhändler 118.
Meyer, Marianne II. 193, 230, 376.
Meyer, Sara II, 193, 376.
Meyer, Schauſpielerin II, 163.
Meyer, zwei II, 414.
Meyerbeer II, 322, 427.
Michael, Joh. 118.
Michaelis, C. B. 66.
Michaelis, J. B. 415.
Michaelis, J. D. 66, 523.
Michel, Sigisb. 673.
Michelmann 622
Michelſen, A. C. II, 126.
Miethmann 704.
Milder-Hauptmann, Anna II, 493.
Minor, J. II, 169.
Mirabeau II, 6, 19, 21, 86, 195.
Mirow 554.
Mitſcherlich, Eilhard II, 614.
Mitſchke, Oberbackmeiſter 646.
Mnioch II, 367.
Moderſteg, Wilh. 118.
Möhſen, K. J. W. 541fg., 680.
Molière 38, 258, 270, 480, 489, 512, 622; II, 169, 183, 479, 502.
Moll, A. II, 528.
Möllendorf II, 209.
Möller, von, Theaterdichter 39.
Moltke, H. von II, 548.
Moncrif 261.
Montaigne 498.
Montauſier, Herzog von 82.
Montesquieu 437, 486, 493; II, 41.
Montfaucon 82.
Montgolfier 548.
Monti, L. II, 188.
Montolieu, Baron 624.
Moore, Thomas II, 71.
Moreau 497.
Morgenſtern, Sal. Jak. 194, 240.
Morgenweg, Prediger 273.
Mörike, Eduard II, 75.
Moritz, J. C. C. II, 288.
Moritz, K. Ph. 393, 400fg., 433, 546, 598; II, 31fg., 79, 90ff., 116, 132, 368fg., 373, 378.
Morrien, Frau von 321.
Morus (Mores) II, 15.
Moſcheles II, 471, 495, 557.
Moſer, M. II, 431.
Möſer, Juſtus 427, 459.
Motherby, Johanna II, 267, 270, 505.
Mouhy, Chevalier de 411.
Mozart, W. A. II, 158fg., 167, 495, 497.
Müchler, J. G. 430, 568, 633.
Müchler, Karl 430; II, 70, 78, 81, 85fg., 229, 321, 336, 342fg., 353, 367, 405, 415, 440, 525.
Mühlbach, Louiſe II, 568.
Mühler, Heinrich von II, 451.
Müllenhoff II, 604.
Müller, Adam 427; II, 317ff., 324fg., 470.
Müller, Arthur II, 525.
Müller, Chriſtina Sibylla 145.
Müller, Johann Chriſtoph 542fg.
Müller, Johannes II, 615.

Müller, Joh. von II, 51, 59, 119fg., 129, 214fg., 218, 293, 298, 318.
Müller, Bruder des vor. II, 214.
Müller, J. S. 48.
Müller, von, Kammerherr 318.
Müller, Sophie II, 492.
Müller, W. II, 414, 437, 545fg.
Müllner II, 322, 445, 479.
Münch II, 589.
Mundt, Clara s. Mühlbach, Louise.
Mundt, Th. II, 513, 561, 567ff., 612.
Murſinna, Chr. L. II, 110fg., 115.
Muſäus 462.
Muſefeld 569.
Muzelius, Geh. Rath 555.
Mylius, Buchhändler II, 360.
Mylius, Chriſtlob 438, 440—448.
Myller, Chr. H. 509, 546fg.

Nagler, Poſtmeiſter II, 543.
Napoleon I. II, 56fg., 64, 120, 212ff., 218fg., 221, 223, 225, 237, 242, 275, 278fg., 282, 284fg., 311, 325, 329, 331fg., 342ff., 346fg., 350ff., 354, 405, 460, 505. — Seine Gemahlin II, 237.
Naſſor, Victorius, ſyriſcher Prinz 625.
Natzmer, General von 192, 198, 200.
Natzmer, Gneomar von II, 618.
Naudé, Akademiker 516.
Naudé, Polizeirath II, 349.
Naumann, Arzt II, 110.
Naumann, Ch. G. 418.
Naumann, Maurermeiſter 211.
Neander, Auguſt II, 296, 587, 590fg., 598.
Neander, L. von II, 235, 545.
Neapel, König von II, 589.
Necker, Gottſchalk, ſ. Jeniſch, Daniel.
Nehring, Baumeiſter 55, 160.
Nenges, Chriſtian 608.
Nenke, R. Chr. II, 175.
Nettelbeck II, 404.
Netto. F. A. W. II, 461.
Neuberin, die 586.
Neuendorf, von, Geh. Kriegsrath 708.
Neuhof, Schauſpieler 590.
Neukirch, Benj. 22ff., 37.
Neumann, Wilhelm II, 142fg., 246, 316fg., 387fg., 512.
Neumann II, 414.
Newton 261, 488; II, 383.
Nickelmann 608.
Nicolai, Fr. 266, 341, 353, 388, 394, 440, 448ff., 453fg., 456—464, 544ff., 563, 568, 573, 591, 593, 633, 636, 646, 655, 680, 687fg., 692, 697fg., 699; II, 13, 28fg., 32fg., 102, 115, 122ff., 132, 134, 138, 141, 178, 190, 199fg., 202, 239, 251, 253, 267, 359fg., 363ff., 439, 464.
Nicolai, Sohn d. vor. II, 177fg.
Nicolovius II, 108, 270, 296.
Niebuhr, B. G. II, 259, 296fg., 340 319fg., 396, 595, 600.
Niebuhr, Marcus II, 559.
Niemcewicz II, 547.
Nikolaus I., Kaiſer von Rußlan II, 619.
Noack, Ch. 424.
Nolte II, 104, 294.
Noltenius, Johann Arnold 18 193, 206fg.
Noltenius d. J. II, 202.
Noſe, Joh. G. 32fg.
Novalis II, 35fg., 144, 166, 197.
Nuenaar, Heinrich von 522.
Nuglisch, Director 578.

Offelmayer II, 410.
Oehlenſchläger II, 479.
Oehmigke, W. II, 25, 73.
Oelrichs, Prediger 318, 568; II, 2
Oelsner II, 60, 407.
Oelven, R. 142.

Opitz 16; II, 71.
Opitz, ſächſiſcher Theaterleiter II, 183.
Oranien, Prinzeſſin Wilhelmine von II, 3 fg.
Oranien, Fürſtin von II, 190.
Orion, Neger 489.
Oesfeld 544, 690, 708; II, 122, 199.
Oeſterreich 665.
Oswald, Küſter 377.
Oettinger, E. M. II, 516, 523.
Otway II, 179.
Overbeck II, 436.

Paganini II, 444, 471 fg.
Palm II, 222.
Pape, Buchhändler 116, 118.
Paracelſus, Th. II, 422.
Parthey, G. II, 328.
Pascal 82.
Paſſow II, 135, 611 fg.
Pater 662.
Patkul 204.
Paul, Erdmann, Planetenleſer 367 fg., 700.
Paul, ruſſiſcher Großfürſt 552.
Paul Petrowitſch, ruſſiſcher Großfürſt 625 ff.
Pauli, Dominikaner 373.
Peguilhen II, 327.
Pein, H. Chr. II, 115.
Peine, A. de 17.
Pelloutier 516.
Pérard 195.
Percy II, 70.
Pereira, Frau, geb. Arnſtein II, 151.
Pergen, Polizeiminiſter 651.
Perl, Sergeant 281.
Pernetty, J. A. 562.
Pernetty, Philoſoph 562.
Pesne, Antoine 663, 666, 680, 682, 695 fg.
Peſtalozzi II, 108 fg., 230, 254, 313, 576.
Peter der Große 12, 175, 298.
Peter III. 365.
Peter, Pater 75.
Petersheiden, Neander von II, 122.
Petit und Schöne II, 44.
Petrarca II, 142.
Petri II, 518.
Petrini, Harfeniſtin 603.
Peucker, Nicolaus 19 ff.
Pfannenſtiel 365 fg.
Pfeffer, O. Ch. 19, 118.
Pfuel II, 336.
Philadelphia, Jakob 632.
Philipp V., König von Spanien 11.
Philipp Wilhelm, Markgraf 32 fg.
Philipp Wilhelm, preußiſcher Prinz 117, 148. — Seine Gemahlin 117.
Philippi, Stadtpräſident 646 fg.
Philipps II, 587.
Piaſte, Antonie, ſ. Chamiſſo.
Picander 261.
Picard II, 169.
Pick, Inſpector 645.
Pietſch 466.
Pigalle 665.
Pilat II, 189.
Piron 493.
Piſchon II, 350.
Piſtor'ſches Haus II, 231.
Pitra, Buchhändler 560.
Pitt II, 217.
Plamann, J. E. II, 108.
Plamann'ſche Erziehungsanſtalt II, 313.
Plauren, Ernſt Martin 135.
Pleßmann, F. L. II, 100.
Plümicke 596 ff.; II, 163.
Podewils, Frl. von 322.
Pohl, L. II, 513.
Polignac, Cardinal 665.
Pölitz, Prof. II, 151.
Pöllnitz, Baron von 66, 169, 268, 321, 608.
Pöllnitz, Frl. von 8, 321.

Pope 524, 526 fg., 529.
Pöppelmann (Sohn), Baumeiſter 179.
Porſt, Joh. 46, 62, 65 ff., 120 fg., 195 fg., 202, 330, 707.
Potier, Balletmeiſter 399, 609.
Pott, J. H. 352, 516, 550 fg.
Pottin, Frau 68.
Prahmer, W. II, 112 fg.
Praetorius, J. Ph. 48.
Pregitzer, J. U. 129.
Prémontval 525.
Printz, M. L. von 112 ff., 249.
Pückler, Fürſt II, 197, 569.
Puſendorf, Samuel von 122—129, 231; II, 441.
Puttkammer, D. G. von II, 400.

Quandt 507, 708.
Quantz, J. P. 601 fg., 608, 611.
Quanz II, 199.
Querini, Cardinal 379.
Quien II, 150.
Quinault 622.

Rabener 432, 685; II, 117.
Raebiger, F. W. II, 175.
Racine 622; II, 159, 481.
Radziwill, Fürſt von II, 385 fg., 470.
Rahel (Levin) II, 191, 193—198, 230, 267, 373, 375 fg., 384, 432 fg., 469, 503, 562 fg., 565 fg., 572, 575.
Rambach 66; II, 69, 95 fg., 111, 134, 175, 177, 201.
Ramler 302, 322, 349, 352, 400, 436 ff., 448, 453, 467 fg., 471 ff., 561, 590, 595, 612, 645, 681 fg., 684 fg., 687, 704; II, 73 fg., 83, 115, 155 ff., 199, 202 fg., 364, 458.
Ranke, L. von 343, 475; II, 197, 405, 548, 555 fg., 567, 596, 598 ff., 617.
Ransleben, C. 17.
Raphael 664, 679.
Ratiche, A. R. 704.
Rau, Joh. 72.
Rauch, Ch. D. II, 303, 379 fg., 433, 472 ff.
Rauer, Karl II, 515.
Raumer, F. von II, 404, 483, 551, 558, 579, 589, 596 ff.
Raupach, Ernſt II, 337, 434, 441, 445, 452, 480—486, 490, 492 ff., 496, 502, 519, 597.
Raupach, Bruder d. vor. II, 482.
Raynal II, 44.
Reck, v. d. Freiherr II, 156.
Recke, Eliſe von der II, 195.
Reclam, F. 681.
Redern, Wilhelm, Graf von II, 377, 475, 478.
Rehbein, C. J. E. II, 516.
Reichard (in Gotha) 361, 430.
Reichardt, J. F. 595, 602, 610 fg.; II, 38, 55, 60 fg., 91, 131, 139, 186, 212, 231, 298, 363 ff., 380 fg., 470, 472.
Reichel, J. R. 443.
Reil, J. Ch. II, 233, 291, 295, 299, 309.
Reimann II, 281.
Reimarus 344, 383.
Reimer, Buchhändler II, 192, 287, 289, 340, 405, 545.
Reimer'ſches Haus II, 469.
Reinbeck, Joh. Guſt. 66, 193 fg., 195 ff., 199, 208, 211, 215, 217, 246 fg., 411, 707 fg.
Reinhard, Ad. Fr. 524 ff.
Reinhold 462; II, 123.
Reiſer, Anton 45.
Rellſtab, L. II, 327 fg., 345, 424, 439, 454, 456, 459 fg., 472, 495, 502, 511, 525, 547.
Rembrandt 681, 695.
Renfner, Rath 408.
Reni, Guido 681.
Reſewitz 450, 462.

Resnel 442.
Reuß, Fürſt II, 193.
Reußiſcher Garten 628 fg.
Reuter, Chriſt. 37 fg.
Rhetel, Joh. Chriſt. 18.
Rhode, J. G. II, 38 fg., 69, 182.
Ribbeck, A. F. II, 281, 392 fg., 410, 584.
Richard, Deutſcher Kaiſer 231.
Richter, Baumeiſter 181.
Richter (in Moskau) II, 151.
Riedel 459.
Riedt 604.
Riem II, 55, 67.
Rietſchel II, 379, 472.
Rietz, Kämmerer II, 23, 156.
Rietz, Frau d. vor., ſ. Lichtenau, Gräfin.
Rietz, Muſiker II, 471.
Ritſchl II, 545, 567.
Ritter, K. II, 587, 601.
Ritthauſen, G. D. 17.
Rittner, Sam. 130 fg.
Ritzius, Joh. Caſp. 118.
Robert 675.
Robert, Ludwig II, 143, 194, 367, 408, 431 ff., 439, 442, 462, 467 fg., 479, 520.
Robert, Frau d. vor. II, 432 fg.
Robeſpierre II, 64.
Rocher, G. 39.
Rochow, von, General 300, 304.
Rochow, F. E. von 573 fg.
Rocoulle, Frau von 662.
Rode, Chriſtian Bernhard 667, 675, 681 ff., 689, 696.
Rode, Eltern d. vor. 686.
Rodigaſt, Samuel 119 ff.
Rödiger II, 400.
Rogée, Luiſe, ſ. Holtei, Luiſe.
Roloff, Michael 199, 261, 271, 707.
Romann 151.
Römeling 196.
Roose II, 152.
Roſe, Heinrich II, 614.
Roſenberg, Inſpector 648.
Roſenfeld, J. P. 366 fg., 427.
Roſenheyn, J. F. II, 390.
Roſenſtiel II, 199, 201.
Rösner, Magiſter 44.
Roſſi, Mich. 442.
Roſſini II, 502.
Rott, Mor. II, 442 fg.
Rouſſeau, J. B., Franzoſe 410, 508.
Rouſſeau, J. B., Rheinländer II, 441.
Rouſſeau, J. J. 447, 495, 508 fg., 512 ff, 565, 567, 585, 697; II, 87, 169, 175.
Rouſſet, Jean 411.
Le Roy 369.
Royen, W. F. von 147.
Rubens, P. P. 663, 680 fg., 691; II 144.
Rücker, Stanislaus 211 ff., 707.
Rückert, Fr. II, 350, 395.
Rückert, Prediger 411.
Rüdiger, Joh. Andreas 118, 260, 352, 396, 446.
Rüdiger, Joh. Michael 129.
Rudolfi II, 526.
Rühs, Fr. II, 296, 395 ff.
Runck, Valentin 283 ff.
Ruſt, Chef des Medicinalweſens II, 542.

Sabbadier Abbé 708.
Sachs, Mich. II, 442.
Sack, Domorganiſt 604.
Sack, A. F. W., Prediger, 314, 335, 434, 516; II, 9, 202.
Sack, F. G. 704; II, 4, 102, 111, 288, 290, 410.
Sack, Staatsrath II, 99, 240, 274, 341 fg.
Sadeweſſer 582.
Saint Marſan II, 283.
Saint Martin II, 562.

Saint Simon II, 197.
Saler 681.
Sand 397 fg., 531.
Sand, Mutter d. vor. II, 398.
Sander, J. D. II, 25, 35 ff., 59 fg., 102, 147, 150, 152, 160, 163, 166, 192, 201, 228 fg., 253, 320, 537.
Sander, Frau d. vor. II, 192.
Saphir II, 321, 445, 447, 449, 451, 466, 502, 513—524, 536, 539, 546, 606, 613.
Sauerwald D., II, 499.
Savigny, Fr. Karl von II, 295, 297, 299, 556, 559, 587, 593 ff., 598, 607.
Schaale, Kammermuſikus 604.
Schädlin, Frau 306.
Schade, J. C. 62 ff., 195 fg., 200, 202 fg., 272, 707.
Schaden, A. von II, 438, 466, 524.
Schadow, Gottfried 674; II, 35, 69, 102, 151, 186 fg., 194, 201, 203, 228 fg., 233, 241 fg., 328, 345, 378, 436 fg., 465, 472 fg.
Schadow, Wilhelm II, 436, 473, 476.
Schaffgotſch, Graf 603, 623.
Schall II, 480.
Scharnhorſt II, 289, 312, 338, 406, 473, 575.
Schechner, Schauſpielerin II, 492.
Scheller, Jak. 44.
Schelling 337, 457; II, 436.
Schenk, C. von II, 492.
Schenk, Peter 268.
Schenkendorf, Max von II, 316 fg., 335, 349 fg., 393.
Scherzer, Baron 651.
Schick, Luiſe, II, 239.
Schidler 412.
Schiffert, Dr. 555.
Schill II, 75, 241, 277 fg.
Schiller, Charlotte von II, 97.
Schiller, Fr. von 391, 432 fg., 457, 465, 468 fg., 503, 514, 546, 596 ff., 697; II, 35, 65, 69, 75, 85 ff., 94, 97, 118, 120, 129, 139 fg., 142 fg., 145 ff., 152, 158 fg., 162 ff., 167, 169, 172, 176, 178, 182 fg., 187 fg., 195, 227, 238, 266, 270, 323, 344, 362 ff., 369, 388, 407 fg., 415, 429, 441 fg., 478, 481, 486, 490, 519, 523, 538, 547, 549.
Schiller, Henriette II, 202.
Schilling, Freiherr von II, 545.
Schilling, Sal., Kirchenvorſteher 119.
Schindler'ſches Waiſenhaus II, 74.
Schink, J. F. 596, 599 fg.; II, 386, 415, 439.
Schinkel, K. Fr. 181; II, 371, 379, 445, 473 ff.
Schirach 459.
Schlabrendorf, von 487.
Schlechtiger 115.
Schlegel, A. W. II, 69, 84, 136 ff. 145 ff., 153, 164, 166, 184, 188, 191 fg., 230, 293, 298, 367, 441, 452, 613.
Schlegel, Caroline II, 136, 139.
Schlegel, Dorothea, Mendelsſohn, Veit II, 136 fg., 139, 145, 373 ff.
Schlegel, Elias 442, 586.
Schlegel, Fr. 427; II, 69, 136 ff., 144 ff., 149 fg., 153, 166, 178, 192, 197, 261, 286, 316, 363, 367 fg., 369, 373, 433, 441.
Schleiermacher, F. D. E. 91; II, 137, 139, 192, 195, 240, 251, 261—265, 266, 268, 273, 292 fg., 295 fg., 298, 320, 340, 396, 400, 409 ff., 491, 572, 587, 589, 591, 609, 612, 617.
Schleſinger, Verleger II, 472.
Schlippenbach II, 444.
Schlotmann, D. II, 396.
Schlözer 462; II, 114, 285.

Schlük 650.
Schlüter, Andreas 5, 156, 158 bis 163, 237, 268 fg., 466, 682, 685 fg.; II, 13.
Schlüter, Censor II, 47.
Schmalz II, 240, 293, 295, 298 ff., 396 fg., 400.
Schmeling, Sängerin (Mara) 609 fg.
Schmeling, Vater d. vor. 609.
Schmettau, General v. 516; II, 218.
Schmettau, Hofprediger 50.
Schmid, Buchhändler 411.
Schmid, C. H. 431.
Schmid, Samuel 19.
Schmid-Phiſeldek, 462.
Schmidt, Andreas, Prediger 191 fg., 283 ff, 287 fg.
Schmidt, F. L. II, 323, 512.
Schmidt, F. W. A. (Werneuchen) II, 73, 76 ff., 140.
Schmidt, Frau und Kinder d. vor. II, 77, 85.
Schmidt, G. F., 433, 666 fg., 675, 681, 694 fg.
Schmidt, Frau d. vor. 666.
Schmidt, H. II, 350.
Schmidt, J. P. II, 288.
Schmidt, Leop. Fried. II, 401.
Schmidt, Marius II, 108.
Schmidt, M. J. 685.
Schmidt, Philipp Jacob, Prediger 61, 207.
Schmidt, B. H. 539; II, 100, 321, 571 fg.
Schmidt von Lübeck II, 393.
Schmidt (Freund Schleiermachers) II, 320.
Schmidt (mit 12 Töchtern) II, 447.
Schmolck, A. W. II, 440.
Schmucker 552, 554.
Schneider, Louis II, 45, 451.
Schobelt 439.
Scholl II, 400.
Schöne, K. J. II, 386, 441.
Schöne, Mme. II. 25.
Schönemann, Daniel 66, 188, 190, 208 fg., 218 fg., 240, 246—253, 288.
Schönemann, J. F., Schauſpieldirector 259, 586.
Schönlein II, 615.
Schorenſtein, Pater 377.
Schott, J. K. 110.
Schottel, J. G. 99 fg.
Schröter 423.
Schramm, Joh. Conr. 61.
Schramm, Hofſchuſter 283.
Schregel II, 440.
Schreiber II, 152, 451.
Schreyvogel II, 482.
Schricker, Joh. Friedr. 182.
Schröckh, K. H. 685.
Schröder, Fr. L. 595, 600; II, 155, 179.
Schröder, Frau, ſ. Ackermann, Sophie.
Schröder, Prinzen-Gouverneur II, 152.
Schubart 431, 705.
Schubarth, K. E. II, 384.
Schubert II, 456.
Schuch, Franz 587 fg.
Schuch, Franz, Sohn d. vor. 588 ff.
Schuckmann, Miniſter II, 309 fg., 391, 539.
Schulenburg, General von 181.
Schulenburg, Graf, Gouverneur von Berlin II, 211 fg.
Schulenburg, Miniſter II, 19, 63.
Schüler, F. A. 570.
Schultheß II, 199.
Schultz, Staatsrath II, 380, 382 fg., 572, 586.
Schulz, Friedrich 630; II, 44, 177 ff., 325.
Schulz, J. H. (Zopfſchulze) 454 ff.; II 9 ff., 17.
Schulz, Mechaniker II, 287.
Schulz, Oberförſter II, 28.

Schulz, O. L. II, 392.
Schulze, Ernſt II, 238 fg. 257.
Schulze, J. M. F. II, 105.
Schulze, Joh. II, 576, 578 ff., 611.
Schumacher, B. G. II, 45 fg.
Schumann II, 456.
Schummel II, 228.
Schütte, Dietrich 213.
Schütz (Halle) II, 293, 490.
Schütz (Hauspoet) II, 490.
Schütz-Hendel Mme. II, 321.
Schuwitz, Eliſe 640 fg.; II, 24 fg., 157.
Schwab, Guſtav II, 441.
Schwab, J. Ch. II, 123.
Schwan, Inſpector 642.
Schwarz, J. C. E. II, 439.
Schweden, König von 625.
Schwedt, Markgraf von 589.
Schweiger, Banquier 374.
Schweighäuſer II, 270.
Schweitzer 595,
Schwerin, Graf, General 420, 470, 623, 672 fg., 677, 685.
Schwerin, von, Stallmeiſter 306.
Schwerin von Wieſend, Graf 182.
Scott, Robert 196.
Scott, Walter II, 427, 445, 456 fg.
Scribe II, 479.
Sedaine 697.
Ségur 459,
Seidel, C. II, 439.
Seidel, Chr. Matth. 46 fg.
Seidel, Friedr. Ludw. II, 239, 288.
Seidel, P. 667, 673.
Seidel, Souffleur II, 501.
Seidenburg 649.
Seidlitz, General 303, 673.
Selle, Chr. G. 552 fg.
Seſſa II, 394.
Sévigné, Frau von 82.
Seydel, privilegirter Laborant, 369.
Seydelmann, Karl II, 491 ff., 593.
Seyfried, H. W. II, 65 ff., 156, 175 fg.
Seyler, Frau II, 180.
Shakeſpeare, W. 39, 450, 479, 502, 507, 590, 592 fg., 596, 697; II, 92, 132, 138 fg., 154 fg., 159, 164, 167, 177, 179, 184, 323, 408, 428, 442, 486, 492 fg., 509.
Shenſtone II, 71.
Siede, Joh. Chr. II, 95, 105, 116, 230.
Siek II, 110.
Silberſchlag, Joh. E. 338 fg.; II, 11.
Simon, Hofrat 265.
Simonetti 436.
Simrock, K. II, 387, 415, 440, 515,
Sinner, Major von 278.
Sinzendorf, Cardinal 373 fg.
Slodtz, M. A. 665.
Smidt, H. II, 451.
Snethlage II, 583.
Solly'ſche Gemäldeſammlung II, 474.
Sömmering 357.
Sonnenfels 455; II, 199.
Sonntag, Henriette II, 502 ff., 545
Sophie Charlotte, Königin von Preußen, zweite Gemahlin Friedrich I. 3—14, 15, 26 fg., 34, 45, 51 fg., 65, 83, 90 fg., 93, 102 fg., 104, 110, 114, 135 fg., 150, 159, 162 fg., 174, 215, 237, 269, 327; ihre Mutter 104.
Sophie Dorothea, Königin von Preußen, Gemahlin, Friedrich Wilhelm I. 174, 176, 180, 242, 247, 312, 317, 621 fg.
Sophie Dorothea, Prinzeſſin 113.
Sophie Dorothea Auguſta Louiſa, Würtembergiſche Prinzeſſin 625.
Sophie Luiſe, Königin von Preußen, dritte Gemahlin Friedrich I. 6, 36 ff., 54, 67 fg., 71, 88, 135, 143.
Soult Marſchall II, 211.
Spalding, Joh. Joach., Prediger

314, 332, 335ff., 578, 704; II, 9, 100, 202.
Spalding, G. L., Sohn d. vor. II, 100, 203, 288, 307.
Spanheimiſche Bibliothek 559.
Spanien, König von II, 589.
Spazier, K. 151.
Spee II, 144.
Spener, Chriſt. Gottlieb 274.
Spener, Joh. Carl 274, 396.
Spener, Phil. Jac. 45, 56ff., 62ff., 72, 86, 195, 200, 272; II, 491.
Spieß II, 155.
Spiker, S. H. II, 199, 464, 512.
Spilleke, A. G. II, 582fg.
Spinoza 347, 422; II, 140, 262, 583.
Spitta 602.
Splittegarb 568.
Splittgerber 680.
Spohr II, 386, 471, 489.
Spontini, G. L. P. II, 481, 495ff.
Sprengel 462.
Sprögel, Joh. Henr. 19.
Sprögel, J. Th. II, 115.
Stael, Frau von II, 190, 195.
Stägemann, Eliſabeth II, 78, 470.
Stägemann, F. A. von II, 78, 199, 354, 399, 408fg., 470, 490, 545, 569.
Stahl, Georg Ernſt 554; II, 202.
Stawinski, Schauſpieler II, 490.
Steffens II, 265, 292, 295fg., 401, 613.
Steffin, Dorothea 205.
Stehely'ſche Conditorei II, 544.
Stein, Freiherr von II, 226, 229, 270, 297, 335, 393fg.
Stein, Karl II, 288.
Stein, Lehrer II, 402.
Steiner II, 614.
Steinert II, 20.
Stephanie, von 592.
Stern, Siegmund II, 451.
Stich, Auguſte, Düring Crelinger II, 408, 492, 494, 551.
Stich, Bertha und Clara II, 494.
Stich, W., Schauſpieler II, 408, 494.
Sticotti 510ff., 659.
Stief, Daniel 283ff.
Stieglitz, Charlotte II, 455, 565.
Stieglitz, Heinrich II, 441fg., 447, 546, 565ff., 571.
Stieglitz, Mutter und Onkel d. vor. II, 566.
Stoff, Scharfrichter 287.
Stolberg, Chriſtian von 658.
Stolberg, F. L. von 658; II, 41fg. 316
Stoll, Prof. II, 596.
Stölzell II, 200.
Stolze, Baumeiſter 182.
Stoſch, F., Hofprediger II, 99fg.
Stoſch, F. v., Hofrath 454, 561fg. 679.
Stoſch, von, Geh.-Rat 301.
Stoſch, Philipp 678.
Strachwitz, Graf II, 450.
Strauß (Wiener) II, 495.
Strauß, D. Fr. 344.
Streckfuß, K. II, 446, 611.
Streit, Sigismund 579ff., 679fg.
Strimeſius 60.
Struenſee, Min. II, 202, 225.
Stubritz, Val. 214.
Sturm 314.
Stützer II, 294.
Suarez 556ff.; II, 200.
Sucro, Joh. Chr. 416fg., 436fg. 638.
Sulkowsky, Graf 624.
Sulzer, J. G. 302ff., 322, 327, 352, 416, 433, 436, 450, 468, 478fg., 519, 521, 525fg., 532, 535, 537ff. 585; II, 117.
Sulzer, Tochter d. vor. 478fg.
Suppius, C. E. 436.

Süßmilch, J. P. 339, 350 ff., 587, 708.
Süvern, J. W. II, 296, 576 fg.
Suwarow II, 151.
Sweert, Kammerherr 374.
Swerts, Baron 608.
Swift 526.
Symanski, J. v. II, 405, 438.

Tagliazucchi 608.
Tarone'sches Etabliſſement 628.
Taſſaert, J. P. A. 673, 676.
Teichmann, G. E. 638 fg.
Teichmann, J. V. II, 399, 478.
Teiſſier 129.
Telemann 48, 302.
Teller, A. W. 332, 335, 337 fg., 388, 459, 578, 704; II, 9, 102, 199 fg.
Tencin, Frau von 497.
Teniers 681.
Terbourg 681.
Terweſten, Auguſtin 148, 155 fg., 677.
Tesmar, Major von 300.
Tettenborn, Graf II, 351.
Thaer II, 382.
Theden, J. Ch. A. 552 fg.; II, 199.
Therbuſch, Anna Dorothea geb. von Liſiewska 457, 681, 685, 691 ff.
Theremin, Franz II, 143, 352.
Thiébault 459.
Thiers II, 558.
Thierſch II, 612.
Tholuck II, 491.
Thomas A. Ch. 360, 499.
Thomaſius 196.
Thuanus 122.
Tieck, Fr. II, 379, 476.
Tieck, Ludwig II, 25, 84, 95, 112, 131 ff., 142, 166, 231, 387, 404 fg., 414, 424 ff., 434, 436.
Tiedge 463.
Tiefenbach, J. K. von 680.
Tieftrunk, J. H. II, 44.
Tintoretto 681.
Titus II, 480.
Toland 4 fg., 9, 13, 136 fg., 168 fg.
Tölken, E. H. II, 473.
Töpfer II, 480.
Tork, Pius 213.
Tork, Dominikus 213 fg., 372.
Törring 596.
Tottleben, General 303 ff.
Tralles II, 253, 307.
Trenck II, 48.
Treskow, von II, 502.
Triſſelius, Prediger 53.
Trithemius, Joh. 522.
Trivulzio 431
Troilo, v., Domkapitular 379.
Trojan, J. II, 76.
Tromlitz II, 480.
Turpin II, 144.
Tweſten II, 319, 340, 586.
Tychſen 462.
Tzſchoppe II, 557 fg.

Uechtritz, Friedrich von II, 431 f. 479.
Uhden, Staatsrath II, 102 fg., 273 f. 294, 296, 300 fg., 576.
Uhland, L. II, 117, 316, 393.
Ujhazy, Oberſt 299.
Ulrich, J. H. F. 328 fg., 341, 3 424 fg., 567, 704; II, 360.
Ulrici, Commerzienrath 637.
Ulsperger, J. A. 338.
Unger, Helene Friederike 566 f. II, 207.
Unger, J. F. 406 ff.; II, 12, 43, 64.
Unzelmann, C. W. 595.
Unzelmann II, 209.
Unzelmann, K. V. II, 166 fg.,
Unzelmann, Minna II, 239.

Unzelmann-Bethmann, Friederike II, 66, 158, 163 fg., 166 fg., 178, 180, 239, 323, 362.
Urſinus, Benj. 55, 58 ff., 186.
Uz 369, 416 fg., 437, 479, 629.

Varnhagen von Enſe, K. A. II, 106, 110, 125, 142 fg., 189, 195, 208, 212 fg., 246, 256, 261, 287, 316 fg., 350 fg., 367, 384, 387, 408, 415, 439, 469 fg., 562, 569, 572, 573 ff., 607, 611.
Varnhagen, Rahel, ſ. Rahel.
Vaſari II, 135.
Vatke II, 606.
Veit, Dorothea, ſ. Schlegel, Dorothea.
Veit, Moritz II, 441 ff., 547.
Velten 44.
Veltheim 39.
Velzen, Joh. 203 fg., 261.
Venturini II, 404.
Verneſobres, Palais 181.
Verona, Decorationsmaler II, 157.
Veroneſe, P. 681.
Vieweg, Buchhändler II, 43, 148, 526 fg.
Vigne, Chr. 270.
Vignolles, des 516.
Villati 608.
Vinci, Leonardo da 681.
Virchow, R. II, 615.
Vogel, Henriette, geb. Reber II, 326
Vogel, Pred. 190 fg.
Vogel, Rendant II, 327.
Voigt, Berl. Bürger 685.
Voitus 552.
Vollmer, Wilhelm II, 468.
Voltaire 83, 91, 323, 327, 351, 360, 410, 416, 447, 486, 491 fg., 496 fg., 500—504, 506, 513 fg., 541, 560 fg., 596, 624, 662 ff., 668, 699; II, 183, 399.
Vorberg II, 116.
Voß, Chr. F. 396, 453; II, 192.
Voß, J. H. 697; II, 75, 140, 247, 366, 393.
Voß, Julie von II, 21.
Voß, Julius von II, 83, 211 ff., 229, 237, 322, 386, 441, 480, 500 fg., 505 fg., 507 ff., 512.
Voß, L. von II, 235.
Voß, Miniſter von II, 54.
Voß, Sophie, Gräfin von II, 21.
Vota, Jeſuitenpater 9, 74 fg.
Vulpius II, 365.

Wach II, 473, 476.
Wackenroder, Synd. 569; II, 135.
Wackenroder, W. H. II, 132, 135 fg.
Wackernagel, Ph. II, 402, 519.
Wackernagel, Wilhelm II, 402, 415, 444 ff., 518 fg.
Wadzeck, Profeſſor II, 440.
Wagner, Gelehrter 516, 675.
Wagner, Philoſoph 7.
Wagner, Schriftſteller II, 36.
Wahl, Sophie Helmine, ſ. Weger.
Walch, Lehrer II, 402.
Walter, Dichter II, 72.
Walter, Joh. G. 552 ff.; II, 115, 189.
Walther von Cronegk, Fritz, Freiherr II, 79.
Wanckin, Anna Sophie (Fixelin) 285 ff.
Wangenheim, von II, 400.
Warſing, Geh. Rath von II, 157, 159 fg.
Wartensleben, Hofmarſchall von 318.
Waſer, Joh. H. 526 fg.
Watteau 270, 662, 679.
Weber, Bernh. Anſ. II, 159, 239, 391 fg.
Weber, C. M. von II, 39, 322, 487, 495 ff.
Weckherlin II, 114.
Wegeli, Wilh. C. 466, 619.
Wegell 95.

Wegener, C. F. 318, 419 ff., 431 fg., 631.
Weger, Sophie Helmine II, 94.
Weidemann, F. Wilh., Maler 118, 674.
Weidner, A. 259.
Weiſe, Mich. 219.
Weisleder 368.
Weiß, Joh. II, 27, 299.
Weiße, C. F. 461, 591 fg.
Weißenthurm, Amalie von II, 480, 513.
Welker II, 612.
Wenzel, J. Fr. 150 fg.
Werder K. II, 442 ff.
Werner, Maler 156.
Werner, Zacharias II, 165, 238, 305, 317, 353, 410, 427, 479.
Wernicke 22.
Weſſel, Joh. 115.
Weſſeling, Stadtmakler 132.
Weſſely, H. 383, 704.
Weſſely, Muſiker II, 159.
de Wette II, 296, 339, 398, 409, 590.
Wewer II, 43.
Weyhenmeyer, Bildhauer 159.
Weyl, L. II, 464.
Wezel, J. K. 431, 596.
Wichmann, L. II, 472, 475.
Wiecker, Erdmann 28.
Wiedemann, Prediger 273.
Wieland 452, 525 ff., 595; II, 87 fg., 117, 140, 142, 146 fg., 150 fg., 180.
Wienbarg, Ludwig II, 559.
Wilcke, Kammergerichtsrath II, 502.
Wilhelm, preußiſcher Prinz II, 287, 560.
Wilhelm, Prinzeſſin, Marianne, geb. Prinzeſſin von Heſſen-Homburg 287 fg., 335, 344, 592. — Ihr Sohn 335.
Wilhelm I., Kaiſer von Deutſchland II, 476.
Wilken, Friedrich II, 404, 596 fg.
Willamov, J. G. 479 fg., 687.
Willemer II, 151.
Williſen II, 470.
Wilmſen, F. E. 704; II, 281.
Winckelmann 487 fg., 561 fg., 678; II, 259, 380.
Winkel, Thereſe aus dem II, 152.
Winkler, Prediger 60.
Winkler, Secretär II, 151.
Winterfeld, General 673, 685.
Withöft, Schauſpieler 595.
Withöft, Tochter d. vor. 595.
Witte, K., d. Aeltere II, 152, 440.
Wittenberg II, 152.
Wittgenſtein, Fürſt II, 569.
Wittgenſtein, von, Hofmarſchall 142.
Wittgenſtein, von, General II, 338
Witzleben II, 502
Witzleben-Trommlitz II, 407.
Wloemer II, 200, 202.
Wolf, F. A. 427; II, 116, 120, 240, 251, 256—261, 262, 266, 268, 270, 293 ff., 298 fg., 382, 403, 572, 585, 601 fg.
Wolfart, C. II, 288.
Wolfart, K. Ch. II, 309 fg.
Wolff, Albert II, 472, 475.
Wolff, Amalie II, 385, 493.
Wolff, Chriſtian 120, 192 ff., 197 fg. 339, 347, 361, 391, 515, 524 fg., 534, 564, 577; II, 123 fg.
Wolff, Emil II, 475.
Wolff, Pius Alexander II, 322, 385, 477, 480, 486 fg., 490, 493, 512.
Wolff (muſ.), Secretär 604.
Wolfgang, Joh. Georg 151.
Wolke II, 392.
Wollheim II, 451.
Wöllner, J. Chr., Miniſter 431, 539; II, 6—19, 99 fg., 158, 409.
Woltersdorff, Th. C. G. 340 fg., 582; II, 11.
Woltersdorff, Vater des vor. 340.
Woltmann, A. 181; II, 39, 475.

Woltmann, Caroline II, 561.
Woltmann, C. F. II, 62, 120, 163, 211, 229, 234, 349, 561.
Woumermann 681.
Wülckenitz, von, Oberjägermeiſter 24.
Wulff, M., Frau II, 201.
Württemberg, Eugen Friedrich Prinz von 603.
Württemberg, Prinz von 303 fg.
Würzer, Heinrich II, 9 ff., 49, 68.

York, Herzog von 625.

Zachariae, F. W. 433.
Zaſtrow II, 220.
Zaumſegel II, 70.
Zedlitz, Miniſter 375, 572, 575 ff.; II, 7, 14, 126.
Zedlitz, L. Freiherr von II, 464.
Zeitz, J. G. 17.
Zelter, K. Fr. II, 163, 186, 201, 369, 372 fg., 381, 471 fg., 477, 497.
Zerbſt, Frl. von 322.
Zeucker, Joh. G. II, 115.
Zeune II, 107, 298, 316, 337, 340, 439, 545, 572.
Ziegler 128.
Ziehen 427.
Zierotin-Lilgenau, Graf von 608.
Zieten 701; II, 526.
Zimmer II, 339.
Zinzendorf, Graf 198 ff., 362 ff.
Zirngibl II, 530.
Zöllner, Johann Friedrich 313, 315, 424 ff., 704; II, 13, 29, 38, 101 fg. 113, 202.
Zumpt II, 392, 584 ff., 612.
Zunz, L. II, 431, 437, 572.
Zwantzigk, Zacharias 129 fg.
Zygmontrowsky, Nicolaus 632.

Druck von G. Bernſtein in Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Berliner Neudrucke.

Herausgegeben von

Prof. Dr. **Ludwig Geiger** und Dr. **Georg Ellinger.**

Allgemein wurde die Herausgabe als ein Verdienst um die genauere Kenntniß der vaterländischen Literatur des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts bezeichnet, und es wird das Bestreben der Herausgeber wie des Verlages sein, auf der begonnenen Bahn fortzuschreiten und in dieser Sammlung nur Werke zu publiciren, welche, in enger Beziehung zu Berlin stehend, selten geworden sind und vor Allem daneben einen wichtigen Einfluß auf die Cultur- und Literaturströmung ihrer Zeit ausgeübt haben. Wie bisher, wird jeder Band neben dem getreuen Wiederabdruck des Originals eine biographisch-kritische Einleitung sowie erläuternde Notizen erhalten.

Die erste Sammlung — Preis pro Band 3 Mark — enthält:

Friedrich Nicolai's

kleyner feyner Almanach.

1777 und 1778.

Erster und zweiter Jahrgang.

Herausgegeben von

Georg Ellinger.

Erste Serie. Band I und II der Berliner Neudrucke.)

Nicolaus Peucker's

Wohlklingende Pauke

1650—75)

und drei Singspiele Christian Reuters

1703 und 1710).

Herausgegeben von

Georg Ellinger.

(Erste Serie. Band III der Berliner Neudrucke.)

Musen und Grazien in der Mark.

(Gedichte von F. W. A. Schmidt.)

Herausgegeben von

Ludwig Geiger.

(Erste Serie. Band IV der Berliner Neudrucke.)

Von gelehrten Sachen.

Im Jahrgang 1751

der Berlinischen Privil. Zeitung.

Herausgegeben von

B. A. Wagner.

Zwei Theile.

(Erste Serie. Band V/VI der Berliner Neudrucke.)

Die zweite Serie umfaßt:

Musenalmanach
auf das Jahr 1806.

Herausgegeben von
L. A. von Chamisso und K. A. Varnhagen.
Herausgegeben von
Ludwig Geiger.
(Zweite Serie. Band I der Berliner Neudrucke.)
Preis 4 Mark.

Faust,
Trauerspiel mit Gesang und Tanz.
Von **Julius von Voß.**
Herausgegeben von
Georg Ellinger.
(Zweite Serie. Band II der Berliner Neudrucke.)
Preis 3 Mark.

Berliner Gedichte.
1763—1806.
Gesammelt und herausgegeben von
Ludwig Geiger.
(Zweite Serie. Band III der Berliner Neudrucke.)
Preis 6 Mark.

Johann Joachim Ewald's
Hirn-Gedichte.
Abdruck der ersten Ausgabe von 1755.
Herausgegeben von
Georg Ellinger.
(Zweite Serie. Band IV der Berliner Neudrucke.)
Preis 2 Mark 50 Pf.

Der erste Band der dritten Serie enthält:

Ludwig Achim von Arnim
Unbekannte Aufsätze und Gedichte.
Mit einem Anhang von **Clemens Brentano.**
Herausgegeben von **Ludwig Geiger.**
Preis 4 Mark.

Der zweite Band der dritten Serie enthält:

Friedrich Nicolais
Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland (1755).
Herausgegeben von **Georg Ellinger.**
Preis 5 Mark.

Bestellungen nehmen alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes entgegen. Die einzelnen Bände liegen in jeder Buchhandlung zur Ansicht aus.

Berlin, im Dezember 1894.
W., Lützowstraße 7.

Die Verlagshandlung:
Gebrüder Paetel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 015 905 461

DD
871
G4
v.2

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

FEB 15 1973
MAY 17 1973
1973

Digitized by Google